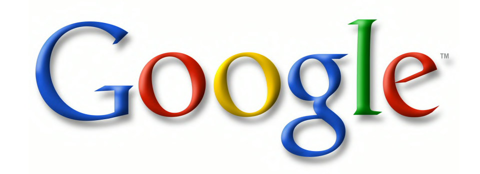

Google

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolf Friedrich Magerstedt,
Pfarrer in Gr.-Ehrich.

Sondershausen, 1858.
Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Der

Weinbau der Römer.



Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Weingärtner und Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolf Friedrich Magerstedt,
Pfarrer in Gr.-Ehrich.

Sondershausen, 1858.
Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Vorwort.

Seit längeren Jahren habe ich die Landwirthschaft der Völker des Alterthums, insonderheit der Römer, in den Kreis meiner Studien gezogen. Besondere Liebe zur klassischen Welt und Neigung zu Landleben und Landwirthschaft trieb mich dazu; den größten Theil der Zeit, welche mir Amt und Beruf übrig ließ, habe ich daher diesem Gegenstande der Alterthumswissenschaft zugewendet. Die „Bienenzucht der Römer" und eine Reihe von Bildern aus der römischen Landwirthschaft in den Verhandlungen des Sondershäuser landwirthschaftlichen Vereines lassen sich als Frucht jener Studien ansehen. Ich füge denselben jetzt den „Weinbau der Römer" bei, lasse aber diese Abhandlung unter dem anspruchlosen Titel eines Bildes als erstes Heft einiger nachfolgenden, die römische Landwirthschaft zeichnenden Bilder selbstständig erscheinen. Meine Absicht ist, in einem allmählich sich schließenden Ganzen eine möglichst vollständige Darstellung zu geben, wie das weltbesiegende Volk häuslich gewirthschaftet, wie es gewohnt, wie es durch Spaten und Stier Aecker und Gärten bebaut, welche Früchte

es gezogen und wie es unter beständig siegreichen Kämpfen doch Jahrhunderte hindurch die materiellen Mittel seiner Existenz und Cultur selbst erzeugte, bis endlich sein Ackerbau, seine Viehzucht, sein Villenleben unter dem allgemeinen sittlichen und politischen Verderben, dem es erlag, in Abnahme und zum totalen Verfall kam. Der Gegenstand selbst, für die Culturgeschichte von so hoher Wichtigkeit, entbehrt bis jetzt jener sorgfältigen zahlreichen Bearbeitungen, welche andere, sich auf Staatseinrichtung, Cultus, öffentliches und häusliches Leben beziehende Theile der Antiquitäten gefunden haben, oder die treffenden Stücke sind vereinzelt oder gelegentlich behandelt worden. Was mir an gelehrtem Apparate für meinen Zweck zugänglich war, habe ich benutzt, zumeist aber bin ich auf die Quellen selbst zurückgegangen, die, wie dürftig sie auch im Einzelnen fließen und wie ansehnliche und wichtige Werke auch verloren gegangen sind, doch eine ziemliche Menge von Nachrichten, Andeutungen, Angaben bieten, daß sie, gehörig zusammengestellt, uns ein nicht undeutliches Bild von dem wohlgeeigneten, grundsätzlichen, intelligenten Betriebe der Landwirthschaft und ihres hohen Standpunktes unter dem Volke geben können, das in Allem, was es unternahm, so viel Großes und Ausgezeichnetes geleistet hat und auch durch seine Landcultur auf deutsche Landcultur nicht ohne Rückwirkung geblieben ist.

Als ich den Entschluß faßte, diesen Theil der römischen Antiquitäten aufzunehmen, war ich über die Form, die ich meinem Werkchen geben wollte, in Ungewißheit. Zuerst wollte ich ein wissenschaftlich geordnetes Handbuch geben; allein bald fand sich, daß eine Menge einzelner, schwer zu rubricirender Gegenstände, die von praktischer Bedeutung und diensam sind, über den antiken Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht eine lebendige Anschauung

zu vermitteln, wegfallen oder gar sehr abgeschnitten werden müßten, und daß ein Buch in solcher Form von dem praktischen Landwirthe, der sich in dem Anblicke seiner großen Betriebsgenossen in dem alten Italien stärken und erheben oder im Einzelnen für seinen Zweck sich unterrichten will, nicht so leicht zur Hand genommen werden würde. Dann gedachte ich in lebendigen Bildern, in ähnlicher Weise, wie Becker, Mazois und Böttiger gethan, die Landwirthschaft des alten Italiens darzustellen. Auch diese Form bot nicht geringe Schwierigkeiten; sie erforderte die Einhaltung eines festen Zeitabschnittes und nöthigte dadurch viele vorgängige oder nachfolgende, den Gegenstand betreffende Nachrichten entweder auszuschließen oder in Anmerkungen beizufügen, welche zwar ergänzen konnten, den lebendigen Zusammenhang aber störten. Ich gab diesen Gedanken bald auf, und zog vor, meiner Schrift die Form eines aus den verschiedensten Quellen hervorgegangenen Lehrbuches der römischen Landwirthschaft und der ihr angehörigen einzelnen Zweige zu geben. So wurde mir die Darstellung erleichtert, zugleich wohlgeeignete Gelegenheit verschafft, auf andere Völker des Alterthums Rücksicht zu nehmen, gelehrten Anforderungen einigermaßen zu entsprechen, und doch auch Solchen zu dienen, welche ohne eigentlich gelehrte Ausbildung, die römische Landwirthschaft an sich oder in ihrem Zusammenhange mit dem Charakter, der Religion, der Staatsverfassung oder in ihrem Einflusse, den sie auf den Boden, den Verkehr und den Wohlstand des Volkes hatte, betrachten wollen. Auf wesentlich neue Leistungen mache ich keinen Anspruch; fleißig aber habe ich gesammelt, und ohne Anmaßung kann ich versichern, daß man es mancher scheinbar kleinen Bemerkung kaum ansieht, wie viele Mühe sie erforderte, sie fast ohne Vorarbeiten in der Menge der oft ganz andere Dinge

behandelnden alten Schriftsteller nur zu finden, ihr die rechte Stelle im Gesammtbilde anzuweisen oder auch veranlaßten Zweifel und Widerspruch aufs Reine zu bringen. Schenkt mir Gott ferner Kraft und Leben, werden die andern Hefte bald folgen; das nächste soll die Viehzucht der Römer enthalten.

Gr.-Ehrich, den 21. September 1858.

Dr. Magerstedt.

Inhaltsverzeichniß.

Der

Weinbau der Römer.

I. Zur Geschichte und Sitte.

Kein Gegenstand des Landbaues ist von den Männern des griechischen und des römischen Volkes öfterer, anziehender und mit größerer Vorliebe behandelt worden, als die Rebe. Geschichtschreiber und Philosophen gedenken ihrer; Agronomen lehren mehr oder weniger ausführlich ihre Behandlung; Dichter, von ihrem Blute befeuert, preisen sie im Liede; reiche Villenbesitzer befassen sich mit ihrer Pflege, wie arme Pächter und Kolonen; die Meier und Meierinnen müssen der Behandlung des Gewächses und seiner Frucht kundig sein. Indem wir eine Darstellung der Grundsätze, die in Italien beim Weinbau zur Anwendung kommen müssen, versuchen, fühlen wir das ganze Gewicht der gewählten Aufgabe und sind bedenklich gewesen, ob wir derselben zu entsprechen vermögen. Die Lehre vom Weinbau ist weitläuftig und schwer, so schwer, wie kein anderer Theil der Naturgeschichte (Pl. XXIII. 19), sie erfordert Berücksichtigung der verschiedenen Sorten, Bodenverhältnisse und Klimate. Wir haben zwar in Cato, Varro, Columella, Palladius und Plinius — der Griechen nicht zu gedenken — einen ziemlichen Vorrath für unsern Zweck nutzbaren Materiales, aber die Lehrsätze dieser unserer Vorgänger, wie werthvoll sie an sich sein mögen, sind, wenigstens theilweise, in ihren weitläuftigeren naturhistorischen oder landbaulichen Schriften mehr vereinzelt, als nach festem Plan und Zusammenhang übersichtlich gegeben, hin und wieder auch einander so widersprechend, daß es nicht überall leicht ist, das Sichere herauszufinden. Unsern Vorgängern gegenüber

kommt uns auch das Bedenken bei, ob wir selbst für unser Unternehmen die erforderlichen Kenntnisse besitzen. Die meisten von Jenen waren Landwirthe, besaßen Weingüter und verstanden das Winzermesser so gut zu führen, wie den Griffel; mit ihren selbsteigenen praktischen Erfahrungen verbanden sie gelehrte, aus den Schriften der Griechen und Karthager geschöpfte Kenntnisse; sie kannten Boden und Klima Italiens und verstanden die eigenthümlichen Kunstausdrücke der Winzer. Viele der ihnen noch zugänglichen Schriften, wie die des Julius Atticus, Gräcinus, Demokritus u. A. sind aber für uns verloren und wir selbst, nur in städtischen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, verstehen so wenig von der Praxis des Weinbaues und der Weinbereitung, wie etwa ein Mann aus dem Lande der Chauken (Pl. XVI. 1) und den Ufern des Rheinstromes, wo, wie ich als Befehlshaber einer Armee einst gesehen (Varr. I. 7), der Weinstock sonst nicht einmal vorkam. Wir würden unter solchen Verhältnissen an unser Unternehmen sicherlich nicht gegangen oder von demselben zurückgetreten sein, wenn wir durch unsere Schrift den Weinbauern nicht einen Dienst zu leisten glaubten. Dem Gedanken entfernt, daß wir die Lehre vom Weinbau durch neue Grundsätze zu verbessern im Stande wären, wollen wir nur das, was jene Männer darüber aufgestellt haben, in einer nutzbringenden, verständlichen Weise zusammenstellen und Villenbesitzer, Meier und Colonen auf Grund von Autoritäten unterrichten. Befriedigt werden wir uns erachten, wenn Leute vom Fach uns bezeugen sollten, daß uns das bescheidene Werk, ohne wesentlich dazu Gehöriges bei Seite liegen gelassen zu haben, gelungen ist.

Wann und wie die Rebe entstanden, wann und wie sie nach Italien gekommen, ist eine im Dunkel ruhende Frage. Angesehene Gelehrte (Diod. Sic. III. 62) betrachten sie als ein Selbsterzeugniß der Erde, das nirgends durch einen besondern Erfinder fortgepflanzt und auch in Italien heimisch sein soll (Pl. XIV. 4). Nach Philonides, einem Arzte aus Dyrrhachium, dem Schüler des Asklepiades (Athen. XV. 5), soll sie Bacchus, nachdem die deukalionische Fluth ihr, wie allen anderen Gewächsen, den Untergang gebracht, wieder haben aufsprossen lassen (Diod. Sic. III. 62) und vom rothen Meere nach Phönicien, Griechenland und den Inseln des Archipels gebracht haben, von wo sie vielleicht über Sicilien zu uns und durch uns nach Gallien gekommen ist.

Nach wieder anderer Sage ist sie ein Geschenk des Saturnus aus Kreta an Italien; diese ist weitverbreitet und in dem Volksglauben so fest eingewurzelt, daß ihrer der Geschichtschreiber Eutropius in schon christlicher Zeit (360 n. Chr.) noch gedenket. Die ihm, dem Scheerer der Bäume (detonsor arborum) und dem Spender der Ernten, häufig attribuirte Hippe oder Sichel läßt wenigstens auf seinen Einfluß auf den Weinbau schließen. Nach einem vielgeglaubten Lehrsatze hat Liber, der alte Gott der Anpflanzungen, der erst später als Bacchus auftritt, den Weinbau, Ceres den Feldbau erfunden (Virg. G. I. 5); deswegen überließ ihm die dankbare Nachwelt die Obwaltung über die Rebenpflanzungen, bestimmte die Weinländer, vorzüglich Italien, als Sitz seiner Herrschaft (Mart. IV. 44), führte auf seine Gunst oder Ungunst das Gedeihen oder Nichtgedeihen der Anlagen zurück (Virg. Ecl. VII. 58), machte ihn zum Vorsteher des Schneidelwerkes und richtete ihm einen rauschenden Gottesdienst ein. Kurz vor der Frühlingsgleiche, den 17. März, also um die Zeit, wo das neue Leben in die Rebe zurückkehrt, gebührt ihm ein Fest (liberalia), dessen Name, wie der Opferguß (libatio), das Trankopfer (libamen), der mit Honig beträufelte Opferfladen (libum) auf ihn zurückweiset (Ovid. fast. III. 733); man ruft ihn, da er Antheil hat an der Bereitung des Mostes, als Vater Liber, beim Keltern an und spendet ihm, wie seiner Libera, den ersten Krug des jungen Mostes in Dankbarkeit und Hoffnung, damit er Winzer und Kelterer zum fröhlichen Werke begeistere. Nach noch anderer, jedoch erst einer spätern, tiefsinnigen Philosophie zugehörigen Ansicht, soll der Bacchusdienst, wie der Weinbau selbst, früher in Griechenland als in Italien stattgefunden haben und von da, sei es von dem Festlande unmittelbar, sei es über die Inseln, durch griechische Einwanderer in unser Vaterland gebracht sein, wo die Rebe gleichsam Haus- und Bürgerrecht fand und unter der sorgfältigsten Pflege auf dem bestgeeigneten Boden so herrlich gedieh, daß Unteritaliens, in griechischer Sprache wurzelnder Name, Oenotrien, (οἶνος — τηρέω, Weinpflegeland, Weinland) nicht blos auf den griechischen Ursprung unserer Cultur, sondern auch auf die ausgezeichnete Qualification dieses Landes zurückdeuten. Einzelne Sagen und Nachrichten bestätigen diesen Culturgang. Es sollen die Aminer, ein einwandernder Griechenstamm, den Weinstock aus ihrem thessalischen Vaterlande,

die Oenotrer (Weinpfleger), vielleicht noch früher, aus unbekannter griechischer Gegend die Kunst, Wein zu pflanzen und zu erzeugen, mitgebracht, auch nach hesiodeischer Sage (Hes. Theogn. 1000) die homerische Weinkünstlerin Kirke, die dem Odysseus die Tyrrhenerhäuptlinge Agrios und Latinus gebar, die Leute des Latinus in den Weinkünsten gründlich unterrichtet haben. Vielleicht hat der edle Wein von Temesa, der noch in der Kaiserzeit gefeiert wird, seinen Ursprung den ätolischen Gründern der uralten ausonischen Stadt eben so zu danken, wie unleugbar ist, daß der weltberühmte Wein der massischen Höhen (Col. III. 8), und des durch Gewerbe, Handel und Schifffahrt nach Griechenland blühenden Sinuessa (Polyb. III. 5. Virg. G. II. 143) weit über die Erinnerungen unserer Volkssagen hinausreichet. Der Falerner soll sogar ein Geschenk des griechischen Weingottes, Bacchus, (Virg. G. III. 526) selbst sein. Er schenkte die erste Rebe einem Landmanne, Falernus, zu dem er unbekannt kam, als Dankeserweis für dessen freundliche Bewirthung (Sil. VII. 163).

Die Anfänge italischen Weinbaues liegen für uns in nebelhaftem Dunkel, dem ähnlich, in welchem Italien den ältesten Griechen lag, sie scheinen aber in Unteritalien wenigstens weit über die homerische Zeit zurückzugehen. Odysseus, der irrende Wanderer, fand in dem Cyklopenlande, an der Westküste des lilybäischen Vorgebirges, die Rebe bereits vor. Auf diesem Eilande wächst sie noch ohne Pflege, aber

— — — — — — edel ist sie und träget
Wein in geschwollenen Trauben und Gottes Erde ernährt ihn.
Hom. Od. IX. 110.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Folge des Verkehrs, der schon früher zwischen Sikelioten und Italioten stattgefunden haben muß, auch auf dem der Insel nahen Festlande der Weinbau gleichzeitig betrieben wurde. Der Dichter gewährt zwar dafür keinen Anhalt, Spuren aber finden sich bei ihm, daß er auf den weiter westlich gelegenen Inseln seiner Zeit schon bestanden habe. Odysseus sah gegenüber der Bucht des Cyklopenlandes, auf der fruchtbaren, mit sichern Einschnitten versehenen, von der Menge weidender Ziegen Aegusa (Gaisland) genannten Insel:

— — — — — — ranken die edelsten Reben.
Hom. Od. IX. 134.

Wenn er noch keinen Wein gefunden zu haben scheint, — der Wein für die ermatteten Seefahrer wird von den Schiffen geholt, die in der Stadt der Kikonen damit versehen waren (Od. IX. 164), — so läßt sich daraus auf Unkenntniß der Bereitungskunst um so weniger ein Schluß machen, als weiter westwärts, auf Scheria, am adriatischen Meerbusen, dem äußersten Ende der homerischen Weltkunde, der Weinbau schon nach festen Grundsätzen betrieben wurde. Die Phäaken, die friedlichen Bewohner der Insel, die unter Nausithoos aus Hypereia, einer Stadt Siciliens, wie man glaubt, in der Gegend, wo nachmals Kamaria stand,

— — — vor den Kyklopen, den übermüthigen Männern,
Welche sie immer beraubten und mächtiger waren und stärker,
Hom. Od. VI. 5.

geflohen oder ausgewandert waren, hatten vielleicht hierher aus ihrem alten Vaterlande Rebe und Rebkunst mitgebracht, vielleicht sogar schon vorgefunden. Vor dem Palaste des Inselfürsten Alkinoos lag außer dem Hofe ein Garten mit Weingelände (ἀλωή):

Einige Trauben davon, auf weiter Ebne des Gartens
An der Sonne verbreitet und Andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling'*) in Reihen,
Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren.
Hom. Od. VII. 121.

Die symmetrische Ordnung dieses Geländes, die Kunst, die Trauben zu Rosinenwein (vinum passum) zu trocknen, wozu Hesiodus (Op. 611) die Regel giebt:

— zehn Tag' und Nächt' an Helios Strahl sie gebreitet,
Fünf im Schatten darauf und am sechsten geschöpft in die Fässer,
Was Dionysos geschenkt, der Beseliger, —

die verschiedene Reifzeit der Trauben, welche die Arbeiten der Lese besser vertheilen lassen und eine Benutzung derselben zu mannichfaltigeren Zwecken gestatten, sind, wie die Weinlibationen, welche die erhabenen Fürsten und Phäaken dem Hermes, dem Gott des Schlafes, darbringen, und die Aufforderung des Aeltesten der Fürsten in der Fürstenversammlung an die Herolde, die Becher zu füllen, damit dem über die Hülferufenden waltenden Gott des Donners ein Weinopfer gebracht werde, zureichende Beweise, daß früher als 1000 Jahre vor christlicher Zeitrechnung

*) Herling, s. v. a. Härtling, bezeichnet eigentlich die herbe, unreife und deswegen harte Traube.

auf diesem Eilande des damals noch namenlosen Italiens Rebenbau stattgefunden habe. Er muß sich aber noch weiter rückwärts erstrecken, wenn man erwägt, daß Weinbereitung und Weinverwendung zur Verehrung der Götter erst Folge fortgeschrittener Kultur sind. Hatte aber die Insel den Weinstock, so kann das Festland schwerlich mit demselben unbekannt gewesen sein.

In den Urzeiten Italiens scheint der Weinstock eine jetzt nicht mehr gewöhnliche Höhe und Stärke erreicht zu haben*); auch anderwärts, wo und so lange er in wildem Zustande sich befand, läßt sich dieses nachweisen. Unsere Urväter rechneten ihn daher zu den Bäumen, wie wir (Pl. XIV. 2. Hor. Od. 18, 1), obschon aus minder zureichendem Grunde, noch zu thun pflegen, und widmeten ihn, wie den Lorbeer dem Apollo, den Oelbaum der Minerva, die Myrthe der Venus, die Eiche dem Jupiter, — seinem Obwalter, dem Bacchus (Virg. E. VII. 61. Pl. XIV. 2. Hor. Od. I. 18, 1). Er gefiel ihnen wegen des lieblichen Geduftes seiner Blüthe, der Schmackhaftigkeit seiner Frucht und seiner Fügsamkeit in jedes Klima so wohl, daß sie ihm die erste Stelle unter den Bäumen anwiesen; sein edles Holz verwandten sie vorzugsweise zu Tempelbauten, Götterbildern und heiligen Geräthschaften, zu denen es sich, namentlich das der wilden Rebe**),

---

*) Auch in Palästina erreicht der Weinstock die Größe eines Baumes. Schulz (Bibl. Naturgeschichte S. 303) schreibt in seinem Tagebuche vom 7. August 1754: Auf dem Libanon genossen wir das Abendessen unter einem großen Weinstock, dessen Stamm ungefähr 1½' im Durchmesser hatte. Er bedeckte mit seinen Reben eine 50' breite und eben so lange Hütte. Ein solcher Weinstock kann von Geschlecht zu Geschlecht durch mehr als 10 Jahrhunderte erhalten werden. Das frische Grün der breiten, großen Blätter gewährt seinen erquickenden Schatten nicht, wie bei uns, nur einige Monate, sondern beinahe das ganze Jahr. Der liebliche Duft der Blüthen, der feinste von allen Blumengerüchen, der bei uns nur wenige Tage ergötzt, währt dort das halbe Jahr hindurch, denn bei einem fleißig gepflegten Stocke findet man vom Anfange des März bis in den Julius blühende und vom Junius bis in den December reife Trauben. Die Trauben an diesen Weinstöcken sind so groß, daß sie 10—12 Pfund wiegen, und die Beeren haben oft die Größe unserer kleinen Pflaumen. Hie und da finden sich auch wohl Trauben, die bis 20 Pfund wiegen, wodurch die Stelle 4. Mos. 13, 24. bestätigt wird.

**) In herrlichster Entfaltung gedeiht die wilde Rebe in Mingrelien und Imeretien, am Fuße des Kaukasus, bis Persien und Kabul; hier ist sie die „Waldkönigin", bildet Stämme wie Eichen und umschlingt die höchsten Bäume mit süßen Trauben, so daß kein Weinbau stattfindet (Bilder aus der Natur, Berlin 1858, S. 292). Verschieden davon ist der verwilderte Weinstock,

ausgezeichnet eignet. Mucian, der dreimalige Consul, erzählt, daß das Bildniß der Diana in dem vor 400 Jahren von ganz Asien gebauten Tempel zu Ephesus aus einem Weinstocke von Pandemios gemacht und stets dasselbe geblieben sei, obgleich der Tempel sieben Mal von Neuem erbaut wurde (Plin. XVI. 77). Wem das wunderbar vorkommt, möge sich erinnern, daß man noch in jetziger Zeit (Pl. XIV. 2) in der Stadt Populonium (j. Piombino) in Etrurien eine Jupiterstatue, die aus einer einzigen Weinranke gemacht ist, und in Massilien eine große aus Rebholz gefertigte Opferschale (patera) sieht, ferner, daß der Junotempel zu Metapontum in Lucanien auf Säulen des Weinstockes ruht und daß man den obengedachten Tempel der Diana auf einer, der Sage nach, aus einer einzigen cyrischen Rebe gefertigten Treppe besteigt, deren Holz sich seit so vielen Jahren unverdorben erhalten hat (Pl. XIV. 2). Unsere Reben erlangen nicht mehr jene Größe und Stärke, wie in der Urzeit, vielleicht weil die Fruchtbarkeit der Erde überhaupt abgenommen hat, vielleicht weil die jährliche Schneidelung ihr Wachsthum unterbricht, vielleicht weil die Wachskraft aufwärts in die Tragreben und abwärts in die Senker getheilt wird (Pl. XIV. 2).

Der Hauptsitz des italischen Weinbaues war stets der untere Theil des Landes, Mittelitalien aber, insonderheit Latium, so reich an Großthaten der Menschen, bietet mehr Nachrichten der Geschichte des Weinbaues und Weinverbrauches, obschon sein Product, nur mit wenigen Ausnahmen, nie zu gleicher Güte und

---

(vitis labrusca s. silvestris) der ἄμπελος ἀγρία des Dioskorides und die labrusca der Römer (Pl. XXIII. 14) mit angeblich weißglänzenden Blättern, Knoten, geborstener Rinde und röthlichen Trauben, wie Scharlachbeeren, welche der gemeine Mann taminische Trauben nannte und zu Amuleten wider Behexung, zum Gurgeln, wider Blutspucken, zur Reinigung der weiblichen Gesichtshaut, gegen Finnen, bei Hüft- und Lendenschmerzen gebrauchte; der Saft der abgekochten Wurzel wurde mit koischem Wein gegen Wassersucht eingenommen. Nach Landerer (Ueber Weinbau und Weinbereitung in Griechenland, Archiv der Pharmacie, Hannover 1849, S. 167) kommt der verwilderte Weinstock in Thälern und an Flußufern Griechenlands häufig vor, trägt erbsengroße Beeren ohne Kerne, von schwarzblauer Farbe und großer Süßigkeit, die man jedoch selten findet, indem die Vögel die Lese besorgen, aber auch vertragen und, indem sie die wenigen unverdaulichen Kerne wieder von sich geben, verpflanzen. Auf schlechtem, sandigen Boden wird die Frucht klein und oft ganz ungenießbar.

Bedeutung gelangte. Die Römer, die nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und Einrichtungen früher Feldbau, als Weinbau, trieben (Pl. XVIII. 2), befaßten sich auch später nicht in gleicher Weise damit, wie die Bewohner Unteritaliens; Boden und Klima bot hier größere Hindernisse. Darin liegt die Ursache, daß die latischen und sabinischen Weine im Allgemeinen als leichte und herbe gelten und zu keiner Zeit mit den süßen, geistreichen und körperhaften Sorten campanischer und tarentinischer Gefilde Vergleich aushielten. Die Kultur geht aber auch hier weit zurück, wie unbedeutend sie zuerst gewesen sein mag. Eine Andeutung liegt darin, daß der tyrrhenische Barbar Mezenzius, in grauer Vorzeit, von den bedrängten Latinern den ganzen Ertrag ihrer Weinernte von drei Jahren als Bedingung ihrer Unterwürfigkeit forderte (Macrob. III. 5); er würde sie schwerlich gestellt haben, wenn die Latiner nicht ansehnliche Vorräthe und die Etrurier bedeutende Weinlager im Lande gehabt hätten. Daß diese hier fehlten, läßt sich daraus schließen, daß er den Rutulern des im latischen Gebiete erzeugten Weins wegen seinen Beistand zusagte. Die bedrängten Latiner lehnten die Forderung ab, gelobten nach Plutarch (Quaest. rom. 45) dem Jupiter, in Hoffnung auf dessen Beistand, ihren ganzen Weinertrag, und richteten zu Ehren des ihnen später den Sieg verleihenden Gottes das s. g. erste Weinfest (vinalia priora s. suburbana) ein. So weit geht das den 23. April jeden Jahres gefeierte Fest in unserer Geschichte zurück. Von jenem Ereignisse schreibt sich's her, daß der Flamen des Jupiter bei dieser Feier noch jetzt die Spende von jungem Wein für Jupiter, den Vater des Bacchus, entnimmt (Ovid. Fast. IV. 895).

Weinbau und Weinhandel mag auch zu den Zeiten der Könige unbedeutend, demgemäß der Weinverbrauch auch beschränkt gewesen sein. Bei Mangel an ausführlichen Nachrichten führen wir dafür an, daß Romulus zu Trankopfern einige Sextare Milch (d. h. das Product herrschender Viehzucht), aber keinen Wein anzuwenden verordnete. Numa's posthumisches und in die Zwölftafeln übergegangenes Gesetz: „Auf meinen Leichenbrand sollst du keinen Wein sprengen," hat vielleicht in etrurischen Religionsgebräuchen, meines Erachtens aber (Pl. XIV. 14) seinen Grund in dem noch unter diesem Könige fortdauernden Mangel an Wein unter den Römern, die, wie ihre Vorfahren, ihr Aeckerchen bestellten, die Rebenzucht dagegen, gleich den Cyklopen auf Sicilien,

vernachlässigten. Der König beschränkte zwar den Weinverbrauch für religiöse Zwecke, aber bestrebt, sein Volk für jede bessere Kultur zu gewinnen, verordnete er andererseits, daß den Göttern nur von geschneitelter Rebe geopfert werden dürfe. Mit Hülfe dieses auf religiöse Gründe gestützten Gesetzes nöthigte er seine Römer zu der wichtigsten Kulturarbeit in jeder Anlage und veranlaßte die Verdrossenen namentlich zum Besteigen der gefahrvollen Höhen der Baumreben (Pl. XIV. 3). Vielleicht gab er dadurch die erste Veranlassung zu dem jetzt noch unter den Weinbauern herrschenden Glauben, daß, wer nur von einem obenhin oder halb geschneitelten (Virg. E. II. 69) oder durch überwucherndes Laub der Ulme verdumpften Weinstocke opfere oder trinke, vom Wahnsinn befallen werde (Virg. G. II. 403).

Daß der mittelitalische Weinbau sich mit der Zeit gehoben habe, bestätigt die Sage, daß die Rebe aus Etrurien durch einen gewissen Aruns nach Massilien eingeführt wurde, wo sie eine phokäische Kolonie (542 v. Chr.) vorfand, welche deren bessere Behandlung dort begründete. In dem celtischen Gallien gedieh, wegen des dort herrschenden kalten Klimas, die Rebe, nach Diodor, lange nicht wohl. Unser Weinbau wurde diesen barbarischen Völkern je länger je mehr im Laufe der Zeit bekannt, und ward ihnen sogar Veranlassung, die Alpen zu übersteigen. Ein Gallier, Heliko, der sich zur Erlernung der Bildhauerkunst in Rom aufgehalten, brachte ihnen die schönsten Früchte unseres Landes, Oel, Feigen, Trauben und Wein nach Gallien, deren Köstlichkeit seine Landsleute lüstern machte, daß sie bald darauf ihr Heimathsland verließen und trotz der Gebirge in das Land einfielen (400 v. Chr.), wo Reben blühen und Keltern fließen. War dies die Veranlassung ihrer Ankunft, so sei sie ihnen verziehen! (Pl. XII. 2.) — Tyrrhenischer Wein fand hundert Jahre später schon Anerkennung und Lob durch den Komiker Sopater, der latische aber scheint damals den an bessere und süße Sorten gewöhnten Griechen noch nicht wohl gemundet zu haben. Man erzählt, daß Kineas, der Gesandte des Königs Pyrrhus (300 v. Chr.), zu Aricia (j. La Riccia), am Fuße des Albanerberges, zwar die Höhe der Reben-Ulmen bewundert, sich aber über die Herbe des Weines in den Worten erlustigt habe: Ich finde gerecht, daß man die Mutter solchen Getränkes an ein so hohes Kreuz

gehängt hat*). Der Wein Unteritaliens aber stand bei den Griechen weit früher in Ansehen; hierher konnte Sophokles (Antig. 1130) die Herrschaft des Bacchus verlegen und ausrufen:

O Bacchus, der du die gepriesene Italia umwallest.
Sophocl. Antig. 1118.

Ein Komiker stellte den Falerner über die besten griechischen Inselweine und sang:

Fünf Flaschen Thasier will ich geben und zwei Falerner!

Die Weine des mittleren Italiens blieben jenseit des Meeres lange Zeit unbekannt und da noch unbeachtet, als Griechenland, Macedonien, das weinreiche Inselmeer und Vorderasien vom Capitole abhängig wurden. Apollodorus, ein griechischer Arzt, der ein Buch über die Weine an Ptolemäus schrieb, empfiehlt keinen einzigen dem Könige zu trinken an (Pl. XIV. 19). Er bedurfte aber auch längere Zeit, ehe er sich hob und veredelte. Die Alten, mit den entsprechenden Grundsätzen der Kultur, namentlich mit der Anordnung der Stöcke nicht genüglich bekannt, ernteten von derselben Fläche weit weniger Most als wir (Varr. I. 7), sie hatten auch weniger Sorten. Cato, obwohl schon im Besitze sicilischer Reben, kennt deren nur acht, von denen, da auch im Bereiche der Weine Mode, Wechsel und Veränderung herrscht, Etliche, jetzt durch bessere verdrängt**), nicht einmal dem

---

*) Herben, sauren Wein nämlich nannte man, wie auch Lucilius bei Festus angiebt: Kreuzwein (vinum crucium). Bei diesem Ausdrucke und in den Worten des Kineas schimmert der Nebengedanke durch, daß die Sclaven lieber zur Strafe sich au das Kreuz (crux) heften lassen, als so ganz saures Zeug trinken wollten.

**) Obige seine Bemerkung des älteren Plinius, die in Nachfolgendem aus der römischen Zeit bestätigt wird (S. Falerner u. A.), läßt sich auch in der neueren Geschichte nachweisen. Die klassischen Weine der Griechen und Römer sind längst verschollen. In England wurde der Rheinwein durch die schweren Sorten des Portwein und Madeira verdrängt. In Frankreich entspann sich 1650 zwischen der Champagne und Burgund ein förmlicher Weinkrieg. Seit dieser Zeit ist der Champagner zur Weltherrschaft gelangt und zwar durch Ludwig XIV., der ihn bei seiner Krönung zu Rheims kennen lernte und dem Könige von England dessen und Burgunder und Hermitage 200 Oxhoft schenkte. Er blieb längere Zeit das Getränk der Könige. Die Bordeauxweine sind erst seit 150 Jahren weltbekannt und zwar in Folge einer politischen Demonstration zu Gunsten des nach Bordeaux von der Marquise von Pompadour verwiesenen Marschall v. Richelieu, der die Weine der

Namen nach mehr bekannt sind. Er war wie jeder alte, einfache Römer, mit dem Landwein oder selbstgekelterten Tischtrank (temetum), obwohl er ihn durchweg veredelten Landwein (vinum) nennt, zufrieden (Liv. X. 42), und genoß auf seinem Landgute keine andere Sorte, wie die, welche seine Villensclaven erhielten; als er aus Hispanien im Triumphe heimkehrte, konnte er versichern, auf dem Schiffe stets mit den Matrosen, die aus den Sclaven genommen wurden (Liv. XXVI. 35), vom Matrosenwein getrunken zu haben. Nicht unwahrscheinlich ist, daß er, geizig und verkäufisch wie er war, das bessere Blut seiner Stöcke verkaufte. Man wolle indessen nicht glauben, daß der griechische Süßwein damals in Italien noch unbekannt oder ungeliebt gewesen sei. Schon vor Homers Zeit handelten vornehme Latiner die Süßlinge Griechenlands ein und später wurden sie auf besondern Handelsschiffen unsern Häfen zugeführt, bis ihnen das meerbeherrschende Karthago die kühne Fahrt nach dem Westen zweimal untersagte (J. d. St. 245 u. 406). In ihrer Gottesfürchtigkeit aber brauchten die Vorfahren griechische Weine, wegen ihres Zusatzes von Wasser, nicht zu Opfern und bei ihrer Frugalität nur in kleinen Portionen, bei Festschmäusen, in Krankheitsfällen, zur Stärkung des Magens, höchstens zu Ehrengeschenken. Der Vater des L. Lucullus gab bei keinem Gastmahle in seinem Hause, auch wenn es noch so prächtig war, mehr als einmal griechischen Wein, jedem Gaste einen Schluck vor Tische, und C. Sentius, den ich als Prätor noch kannte, sagte, den ersten Chierwein, der in sein Haus gekommen, habe ihm der Arzt wider Magenleiden verordnet (Pl. XIV. 17). Wollten die Alten köstlichern Wein trinken, so wählten sie selbstgezogenen griechisch veredelten Landwein (οἶνος, nach anderem Dialekte οἶνον, woh. vinom), oder in dessen Ermangelung selbstbereiteten Honigwein, den man auch den Göttern als Trankopfer spendete. Man nahm zu dem Ende auf fünf Congien herben Most einen Congius feinstes Honig, den man mit eben so viel Salz kochte. Der

---

Gironde zuerst in Paris einführte. Der Tokaier ist erst seit 1650 aus der Verborgenheit aufgetaucht. Aber trotz dieser Veränderungen ist das Ansehn des Weines sich seit Jahrtausenden gleich geblieben; er ist der Freund der Menschen, unentbehrlicher Genuß bei jedem fröhlichen Feste, der die Stimmung erhöht, die Geister nähert und Geselligkeit um sich verbreitet. S. Bilder aus der Natur, S. 293.

Honigwein war von dem Weinhonig (οἰνόμελι), aus einem Dritttheile feinen Honigs mit zwei Dritttheilen alten, herben Wein, wie man ihn jetzt mit Wasser verdünnt (mulsum) vor der Mahlzeit zur Anreizung des Appetites zu genießen liebt (Hor. S. II. 4, 26. Cic. Tusc. III. 19), verschieden. Wie hochgeachtet solches Getränk war, geht daraus hervor, daß L. Papirius als Feldherr dem Jupiter ein Becherchen Honigwein gelobte, wenn er ihm Sieg über die Samniter verleihen würde (J. d. St. 434), den Landwein aber behielt er für sich. Solcher Ehrentrunk war bereits früher (J. d. St. 279) einem siegreich heimkehrenden Heere als Bewillkommnungsgabe gereicht und später, ebenfalls von dem Senate (J. d. St. 459), allen Schutzgöttern Roms zugesagt worden. Zur Milderung des Geschmackes und zur Vergeistigung des Landweines setzte man neben dem Honig öfters auch Myrrhen und in mannichfaltiger Zubereitung bei. Uralt ist der Gebrauch, daß die Aedilen an den Sühnfesten Myrrhenwein (Harz von amyris kata) den gelagerten Göttern vorsetzten; das Zwölfstafelgesetz indessen verbot, wie andern Aufwand, bei Bestattungen der Leichen Myrrhentrank (potio murina s. murrhina s. murrhata) zu spenden. Wegen seiner Süßigkeit (Pl. XIII. 3, 5), Berauschungsunfähigkeit und seines aromatischen Geruches (Pl. XIV. 15, 27) war er auch den Frauen beliebt (Gell. X. 23) und fand später noch (Plaut. Pseud. II. 4, 50), gleich dem Rosinenwein und der Mostsode, bei ihnen vielen Beifall.

Auf Förderung des italischen Weinbaues wirkten mehrere günstige Umstände, insbesondere aber die Besiegung der afrikanischen Heermassen, die Beendigung der verheerenden punischen Kriege, die durch unerhört große Aushebungen den Aeckern Arbeiter und Sclaven entzogen, und die Abhängigmachung des unteren Italiens und des griechischen Meeres von der ruhmvollen Macht unserer Adler. Die dadurch hergestellte innere Ruhe, die Austheilung von 2 Juger Land an Jeden, der 1 Jahr in Spanien und Afrika, und von 20 Juger, der alle Feldzüge unter Scipio gemacht, der lebendige Verkehr nach Griechenland und dessen Inseln, schuf Publicanen und Capitalisten die Möglichkeit, sichern Weinbau zu betreiben, Arbeiter zu benutzen, die ohne Haus und Feld lebten, und ausländische Rebsorten aus der Ferne zu beziehen. In unbekannter Zeit wurden aus Rhodos, Chios, Lesbos, aus Aegypten, Griechenland und Klein-Asien

Reben eingeführt, deren Nachkommen in dem Rhodier, Mareotischen und Cäkuber, dem horazischen Festweine, uns erhalten sind (Hor. ep. IX. 3. Od. III. 28). Dem älteren Cato aber, der am Anfange dieser betriebsameren Zeit steht, gehört unbestritten der Ruhm, durch Vorgang, Beispiel und Lehre einen so starken und erfolgreichen Anstoß selbstständig dazu gegeben zu haben, daß der Name des römischen Weinbaues mit dem Ruhm unserer Siege wuchs und den Triumph über die ausländischen Weine davon trug. Seit Cato galt die Weinkultur als Zierde und Krone des Landbaues; sie würde mehr gediehen sein, wenn es nach den punischen Kriegen nicht so sehr an Arbeitern gefehlt hätte. Doch machte sie Fortschritte, daß der später geborne Varro (I. 2) nicht blos die Fülle der Rebanlagen, sondern auch die Güte des Weines in Italien in stolzen Fragen über die anderer Länder setzen konnte. Wiederholte, im Laufe der nächsten Zeit erfolgte Einführungen fremdländischer Reben aus Sicilien, Thasos, Chios, Rhodos und Afrika vermehrte die arme Zahl, die sich bei Cato findet, daß Virgil, obwohl er nur 15 derselben namentlich erwähnt (Pl. XIV. 11), die bekannten Sorten nicht nennen konnte. Cato's, Varro's und Mago's Anweisungen und Vorgänge kamen der fortschreitenden Kultur zu Statten; mit dem veredelten Weine (vinum) verlor sich zwar aus der Sprache der Name und auf den Lagern der alte Landwein (temetum), die Weingütler aber ließen die Weingärten von griechischen und asiatischen, des Weinbaues kundigen Sclaven oder großgriechischen Tagelöhnern bearbeiten oder ihren Meiern und Meierinnen an die Seite treten; sie benannten, bald aus eigener Vornehmheit, bald durch Einwirkungen der griechischen Arbeiter, neue, bisher unbekannte Sorten, Geschäfte im Weingarten, in der Kelterstube u. s. w. mit griechischen Namen, und ließen aus dem in dieser Production weiter fortgeschrittenen Griechenland Instrumente zur Kultur, Kelterung, Pressung oder Aufbewahrung des Weines, die sie dort, als Glieder unserer Heere, auf ihren Reisen oder durch ihre Weinsclaven kennen gelernt hatten, kommen.

Außerordentlich einflußreich war, ziemlich um Cato's Zeit, ein glückliches Ereigniß, — wir meinen das ausgezeichnete Weinjahr unter dem Consulate des L. Opimius (131 v. Chr., J. d. St. 633), in welchem unter dem Einflusse der günstigsten Witterung und einer Hitze, die den Kochgrad (coctura) erreichte

(Pl. XIV. 6), alle Sorten so vortrefflich geriethen, daß in unsern Jahrbüchern kein gleich herrlicher Jahrgang aufgezeichnet stehet. Jetzt erkannte man zweifellos, welchen Schatz Italien an seinen Reben und Weinen habe; die Fülle des Herbstes nöthigte die Weingütler, ihre schon vorhandenen Weinlager zu vergrößern, die Trefflichkeit lockte, neue Rebenanlagen zu machen, und trieb die Preise in die Höhe. Wer damals auflagerte, hinterließ seinen Kindern ein Kapital, das hohe Interessen trägt. Zwar behauptet Vellejus Paterculus (II. 7), der etwa 150 Jahre später schrieb, daß schon zu seiner Zeit von diesem Jahrgange nichts mehr zu haben gewesen sei, — aber ich (Pl. XIV. 6) und auch Martial (II. 40) sah diese nunmehr 160—200 Jahre alten Weine noch auf Lagern, doch, wie alle altgewordenen Weine, verdickt, wie Honig, ohne die ursprüngliche Blume und von unangenehmem, fast bitterlich scharfem Geschmacke, daß sie nur in kleinen Quantitäten, zum Verschneiden, oder mit Most oder Wasser aufgefrischt, (vinum recentatum), als seltenes Getränk dem liebsten oder ausgezeichneten Ehrengaste (*οἶνος γερούσιος*, Hom. Il. IV. 259) gereicht werden. Die Preise der Opimianer stehen höher als die aller Consularweine (vinum consulare, Mart. VII. 78); hier läßt sich erkennen, was an apothecirten Weinen zu verdienen ist. Angenommen, daß der ursprüngliche Preis einer Amphore dieses Weines 100 Nummen (etwa 5 Thlr. 15 Sgr.) betragen habe, so kostet jetzt, unter der Regierung des Cäsar, C. Caligula, 160 Jahre später, bei Anrechnung sechsprocentiger, also mäßiger bürgerlicher Zinsen, eine Unze, d. h. der zwölfte Theil einer Amphore, wenigstens eben so viel. So viel Geld steckt in einem Weinlager! (Pl. XIV. 6.)

Ueber die frühern Erträge der Weinäcker liegen nur spärliche Nachrichten vor, sie sind auch sehr schwer zu geben, da sie eben so von der Lage und dem Alter der Stöcke wie den Jahrgängen abhängen. Cato aber und nach ihm Varro (I. 2) rühmen solche Reichlichkeit, daß mehr als in einer Gegend jedes Joch Pflanzung, ungeachtet der unvollkommnen damaligen Pressen, 300 Amphoren oder 600 Urnen Wein brachte. Wir mögen diese Ergiebigkeit um so weniger bezweifeln, als jetzt im gallischen und faventinischen Gebiete noch Anlagen vorhanden sind, die man „Dreihunderter" (vineae trecenariae) nennt, weil man vom Joch 300 Amphoren keltert (Col. III. 3). Durch solche Erträge wurde

der äußerst mäßige und sparsame Cato in den Stand gesetzet, seinen Landsclaven starke Rationen zukommen zu lassen. Er schreibt (57): Nach beendigter Weinlese gebe man den Leuten während der ersten drei Monate Lauer zu trinken; im vierten Monate kann jeder Mann täglich eine Hemina oder überhaupt 3 Congien, im fünften bis achten Monate täglich einen Sextar, im neunten bis zwölften Monate täglich 3 Heminen oder monatlich eine Amphore, während der Saturnal- und Compitalfeste täglich einen Congius erhalten. Im Durchschnitte des ganzen Jahres muß man jeden Mann mit 8 Amphoren ansetzen, denen aber, die in Eisen gehen, etwas mehr zukommen lassen, wenn sie ordentlich arbeiten sollen. Für diese sind 10 Amphoren keineswegs zu viel. Nehmen wir nun nach seinen eigenen Angaben, daß er auf 240 mit Oelbäumen besetzte Juger 13 Menschen und zu 100 Joch Weinland 16 Menschen bedurfte, so verbrauchte er im Mittel etwa 260 Amphoren Wein oder nicht den vollen Ertrag eines Juger. Statt oder in Ermangelung des Lauers bereitete er den Sclaven einen Wintertrank aus einer Mischung von 10 Quadrantalen Most, 2 Quadr. scharfen Essig, 2 Quadr. Sapa und 50 Quadr. Süßwasser, Alles täglich drei Mal fünf Tage lang wohl umgerührt, was dann mit 64 Sextaren Seewasser vermischt in ein Faß gethan und 10 Tage verschlossen gehalten wurde. Dieser Wein soll sich bis zur Sommerwende halten, dann aber zu dem schärfsten und schönsten Weinessig werden (Cat. 104).

Cato starb etwa um die Zeit der Eroberung von Karthago und Korinth; in diesen 230 Jahren sind wir allerdings in den für das gemeine Leben nützlichen Kenntnissen weiter gekommen, aus den letzten Zeiten aber lassen sich nur wenige Männer anführen, welche zur Beförderung des Weinbaues wesentlich beigetragen hätten (Pl. XIV. 5). Seit Virgils Tode jedoch, jetzt vor 90 Jahren, ist manche neue Sorte, z. B. aus dem arvernischen, sequanischen und helvischen Gebiete und ganz neuerlich eine aus der Gegend von Vienna, die einen Pechgeschmack hat (Pl. XIV. 3), eingeführt worden; die Anpflanzungen haben sich auch an einzelnen Stellen gemehrt. So ist namentlich das Gefilde von Liternum, der letzte Aufenthalt und die Grabstätte des verbannten Scipio Africanus, durch Vetulenus Aegialus, einen Freigelassenen, mit Reben besetzt worden, aber die italische Rebe und der Ruhm des italischen Weines hat sich über Gallien und die

Gegenden des Rheinstromes verbreitet. Je weiter wir hier unsere Eroberungen ausdehnten, desto weiter folgte, so weit es der rauhe Himmel des Nordens zuläßt, Bacchus und Bacchusdienst. In den den Alpen nahe gelegenen Landschaften, namentlich im Decumanerlande (Zehndlande), ließen sich viele Römer, besonders Veteranen des Kaiserreiches nieder und zogen die Rebe nach; leicht möglich, daß die vielfachen Verbindungen, welche schon vor Cäsar zwischen Gallien und Germanien stattfanden und die gallischen Colonisten, welche aus dem westlichen Heimathslande die Künste des Friedens, des Acker- und Obstbaues nach Germanien trugen und in den fruchtbaren Gegenden übten, welche sie als Wohnsitze in der Nähe des hercynischen Waldes wählten (Caes. b. g. VI. 24), die Rebe auch nach Deutschland brachten. Die Liebe der Deutschen zu berauschenden Getränken kann wenigstens dereinst die Weincultur befördern, gewiß ist italischen und gallischen Händlern unter den Barbaren Gelegenheit geboten, das Landesprodukt sicher und zu Preisen abzusetzen, die sie in dem Heimathslande nicht erlangen. Wir müssen beklagen, daß das große germanisch-belgische Volk der Nervier, an den beiden Seiten der Sabis (Sambre), die Einfuhr des Weines aus uns unbekanntem Grunde verboten hat (Caes. b. g. II. 16, IV. 2).

Die Erträge des Weinbaues grenzen an das Unglaubliche und erweisen die Gedeihlichkeit dieser Kultur auf italischem Boden. Ich mag hier nicht auf die sog. „tollen Stöcke" (v. insanae) Campaniens mich beziehen, die drei Mal tragen, daß wenn die erste Traube reift, die zweite wächst und die dritte blüht*) (Pl. XVI. 49), ich halte mich vielmehr an durch Zahlen zu erweisende Thatsachen. — Acilius Sthenelus, ein Plebejer und Sohn eines Freigelassenen, hatte in der Gegend von Nomentum (j. La Mentana) sechszig Juger Weinanlagen, die er mit 400,000 Nummen (22,200 Thlr.) verkaufte. Es kostete also jedes Einzelne = 28,800□' = 6666 Nummen (etwa 370 Thlr.). Solcher Kaufpreis ist nur bei Erträgen möglich, wie sie Rhemnius Palämon, ein berühmter Grammatiker, zu erringen wußte. Er kaufte, von

---

*) In heißen Ländern trägt der Wein, wie in den Gärten des Königs Alkinoos, das ganze Jahr Blüthen und Trauben, erschöpft sich aber bald in rastloser Thatkraft und gestattet daher keinen Anbau. S. Bilder aus der Natur 1858. S. 292.

Sthenelus unterstützt, in den letzten Jahren, auch in der nomentanischen Flur, ein 10 Meilen von der Stadt, seitwärts an der Straße belegenes Gut für 600,000 Nummen. Bei den jetzigen wohlfeilen Preisen der Güter war dieses das wohlfeilste, denn der Boden war schlecht und der vorige Besitzer hatte es in Rückstand kommen lassen. Der Käufer ließ es, weniger in ehrenhafter Gesinnung, als in Eitelkeit verbessern und die Rebenpflanzungen nach Anleitung des Sthenelus gänzlich rigolen. Indem er auch sonst diesen Weinbauer nachahmte, erzielte er so außerordentliche Erträge, daß er schon nach acht Jahren die Trauben am Stocke für 400,000 Nummen verkaufte. Jedermann eilte dorthin, die aufgeschichteten Traubenberge zu sehen, seine Nachbarn aber wendeten zur Entschuldigung ihrer Nachlässigkeit vor, daß er solche Ernten nur seiner höhern Wissenschaft zu verdanken habe. Nach zehnjährigem Besitze verkaufte er das Weingut an Annäus Seneca um das Vierfache des von ihm gezahlten Kaufgeldes (2,400,000 Nummen); dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann gewann manche Herbste von jedem Juger acht Culleus (12 Oxhoft) im Ganzen 720 Culleus Wein. Nimmt man nun als Preis des geringsten Weines wenigstens 300 Sesterzien für den Culleus an (Col. III. 3), so thut dieses eine Summe von 28,800 Sesterz., ein Beweis, wie ungemein erträglich dieser Zweig der Landwirthschaft selbst unter den angenommenen niedrigen Mostpreisen ist. Die Fruchtbarkeit der cäretanischen Weinpflanzungen in Hispanien ist noch außerordentlicher; dort trägt ein einziger Stock manchmal mehr als 2000 Trauben und von je nur achtzig zweijährigen Stöcken kelterten wir regelmäßig 7 Culleus Wein (Pl. XIV. 5. Col. III. 3). Was würden wir nicht ernten müssen von einem Weinbeete, auf dem sich in der Regel 3600 bis 4750 Stöcke befinden, wenn unsere Thätigkeit gleich groß wäre? (Pall. III. 3.) Aber der Weinbau Italiens wird nicht sorgfältig genug betrieben. Wir lassen es zu sehr an der Bodenbearbeitung fehlen. Hätte man die cäkubischen und setinischen Aecker bearbeitet, wie jenes nomentanische Weingut, so würden die ersteren nicht eingegangen sein, beide aber gewiß einen höhern Ertrag als 7 Culleus geben, da doch Cato als regelmäßigen Ertrag 10 Culleus ansetzt (Pl. XIV. 5). Bei uns begeht man überdies noch einen andern Kulturfehler. Man ist nämlich zu sehr auf eine reiche Ernte bedacht, läßt die Stöcke in verderb-

licher Ueppigkeit vegetiren und dann übermäßig tragen. Daher kommt es, daß die Anlagen nicht lange dauern und die Weine den ursprünglichen Adel einbüßen (Col. III. 3). Drückend wirkt endlich auf den Absatz, daß die Römer sich nicht mit dem inländischen, obschon hochveredelten Produkte begnügen, sondern Ausländer trinken wollen.

Der Handelsgeist der gallischen Völker trug vormals zur Beförderung unseres Weinbaues nicht wenig bei. Vor etwa 300 Jahren verführten italische Kaufleute nach Gallien den Wein, jetzt aber beziehen wir Trauben und Traubensaft aus Gallien, namentlich aus dem narbonesischen Gebiete, aus Massilien und Vienna (Pl. XIV. 6), obwohl die Bewohner in dem Rufe stehen, daß sie, wie auch die rebzüchtenden Bituriger (Pl. XIV. 4), den Wein durch Beimischung von Kräutern, Aloë u. s. w. verfälschen. Wir begehren die starken Weine aus Hispanien, namentlich aus Tarracona (Ovid. a. a. III. 645), die Martial (XIII. 118) und Silius Italicus (III. 370) den besten latischen oder campanischen nur an die Seite setzet. Der starke Import und Verbrauch ausländischer Weine drückt unsere Preise herab und giebt unsern Weinhändlern Gewinn und Anlaß, aus Asien, Afrika und den cykladischen Inseln ganze Weinernten einzuführen (Col. praef.). Lucullus ließ, als er aus Asien zurückkehrte, mehr als 100,000 Stückfässer (cadi) griechischen Wein unter das Volk austheilen; Hortensius hinterließ seinen Erben mehr als 10,000 solcher Fässer; dem Dictator Cäsar war es später nicht genug, Amphoren Falerner bei seinem Opferschmause auf jeden Tisch zu stellen, er gab auch noch ganze Stückfässer Chier, bei dem hispanischen Triumphe Chier und Falerner, und als Epulo (Priester der Opfermahlzeit) im dritten Consulat, war er der Erste, der sogar vier Sorten, Falerner, Chier, Lesbier und Mamertiner, also die damals berühmtesten (die übrigen kamen erst später, um d. J. d. St. 700 in Ruf) aufstellte (Pl. XIV. 17). So maßlos wurden die köstlichsten Ausländer schon damals bei öffentlichen Gelegenheiten verbraucht! — Der dem inländischen Weinbau dadurch jetzt hervorgehende Schaden ist um so größer, als sich der Reichthum gemehrt hat und die in Folge der durch die Bürgerkriege herbeigeführten Umkehrung aller Lebensverhältnisse aus Armuth und Obscurität zu den glänzendsten Besitzthümern emporgekommenen Leute bei ihren häufigen Gastereien und Gelagen fremde Weine

so recht absichtlich dem Landeserzeugnisse vorziehen. Daher kommt auch der unverhältnißmäßig niedere Preis des letzteren. In unserer schwelgerischen Zeit bezahlt man die Testa starkgefragten, alten, abgelagerten Weines mit 100 Nummen und auch weniger, so viel kosten aber auch die Pechweine der Viennenser, die man ihrer kühlenden Eigenschaften wegen gern trinkt, in ihrem Vaterlande; man setzt noch die Transportkosten auf und läßt unsern Wein unbeachtet (Pl. XIV. 6). Ich vermuthe, daß das Edict aus dem Consulate des Licinius Crassus und Julius Cäsar, welches verbot, die Amphore griechischen Wein um acht As zu verkaufen, und der Eingangszoll, den M. Fontejus und Titurius im Betrage von 16 Sesterz. auf die Amphore gallischen Wein legte (Cic. pr. Fontej. 5), die inländischen Weinpreise etwas hätte heben können. Vortheilhafter würde unserer Sitte und Weinzucht gewesen sein, wenn jener Verein der Senatoren, die sich in nachcatonischer Zeit durch einen feierlichen Eid verbanden, auf keine Mahlzeit mehr als 120 Asse zu verwenden, nicht mehr als 100 Pf. Silbergeschirr auf ihre Tafel zu bringen und — keine fremden Weine zu trinken*), Erfolg gehabt hätte.

Die Rebe ist das vortrefflichste aller Gewächse. Die Naturkundigen wissen, daß sie sich allen Gegenden und Klimaten, mit Ausnahme der heißen und eisigen anschmiegt, und die Bauern, daß ihre Kultur leichter ist, als die der anderen Gaben der Ceres. Es giebt nicht viele Länder, in denen sie, wie hie und da im transalpinischen Gallien nicht vorkäme oder wo man, wie auf der Insel Tapobrane (Ceylon), keinen Gebrauch von ihr machte. Ueberall lohnt sie die Sorgfalt der Sterblichen mit ihrem süßen und stärkenden Safte (Pl. VI. 24). Sie hat so viele Vorzüge, daß sie im Landbau mehr Beachtung verdient, als der Oelbaum und die Palme (Pl. XXIII. 51); die indischen Spezerei- und die ägyptischen Salben-Pflanzen können ihr nur aus besondern Rücksichten vorgezogen werden (Pl. XIV. 2). Woher sie gekommen sein mag, sie, das edelste Gewächs, hat in Italien, dem schönsten Lande (Pl. III. 6. XXXVII. 77. Cic. p. red. 1) die beste Pflanz-

*) Hier die ersten Anfänge der Enthaltsamkeitsvereine! — Jene Senatoren vereinigten sich in Liebe zum republikanischen Vaterlande gegen den Genuß ausländischen Produktes, ihre Nachkommen in Ober-Italien aus Haß gegen Oesterreich zur Enthaltung — von deutschen Cigarren! —



stätte gefunden. Hier, wo, wie die Alten sagten, Bacchus und Ceres um die Herrschaft gekämpft, wächst sie in solcher Fülle und Vortrefflichkeit, daß sie schon frühzeitig die Eifersucht unserer weinarmen Nachbarn erregte (Pl. XII. 3), das Lob der weinreichen Griechen fand und bald die Produkte aller Völker zu übertreffen schien (Pl. XIV. 1, 3). Nirgends wird sie auch mit solchem Fleiße und in gleicher Ausdehnung gebaut. Phrygien, das Homer das „traubenreiche" (ἀμπελόεσσα) nennt, kann nicht mehr Weinstöcke gehabt und nicht Wein erzeugt haben, dem Falerner zu vergleichen (Varro I. 2). Für ganz Italien war die Rebe ein Mittel zur Milderung roher Sitten (Pl. XII. 2); sie hat, wie jede Gegend, unser schönes Land noch verschönert (Pl. ep. V. 6) und ihm eine Mannichfaltigkeit des Anblicks gegeben, die in barbarischen Gegenden nicht vorkommt. Nur in Italien, wo Bacchus waltet, steigen Reben an Grenzbäumen der Wege, Felder, Gärten und Wiesen auf, füllen Rebstöcke die Weidichte (Virg. E. III. 65), kennzeichnen sie Felder und Raine, bekleiden sie Häuser, Gehöfte, Gartenmauern und Wirthschaftsgebäude (Hor. I. 18, 2) und bringen der Domina noch manches Körbchen Trauben, dem Meier das angenehmste Laubfutter für sein Vieh (Varro I. 15). Hier ist es, wo in der Stadt ein einziger am Geländer gezogener Stock die sonst offenen Spaziergänge der livinianischen Galerie beschattet und noch 12 Amphoren Most giebt; hier ist es, wo das Volk auf dem Forum unter dem Schatten eines freiwillig ausgeschlagenen, von ihm sorgfältig gepflegten Stockes in der Mittagsgluth ausruhen und daneben einen Altar haben kann, der erst bei den letzten Fechterspielen des vergötterten Julius abgebrochen wurde (Pl. XV. 20) und wo in Campanien die Baumreben an Pappeln und Ulmen in knieförmigen Windungen an den Zweigen bis zu den Gipfeln in solche Höhe sich emporschlingen, daß der gedungene Schneitler sich vorher freies Begräbniß ausbedingt. Ich habe nirgends schönere Gegenden gesehen, als die Gegenden von Cumä, ihrer Tochter Neapolis (Pl. XIV. 8) und um den Vesuvius (Col. III. 2. Sil. XII. 152);

— hier grünet in Füll' das schattige Rebengeranke
Und der köstliche Saft preßt das träufende Faß;

Mart. IV. 44, 1.

oder die herrliche Bergkette, die in der Nähe des alten Sinessa beginnt, sich eine beträchtliche Strecke landeinwärts zieht und die

südlich gewendeten Rebhügel von Gaurus, Falernus und Massicus enthält. Hier duftet die köstliche Weinblüthe, die vom längsten Tage ab das vorzüglichste Wachs zur Einfassung des würzigsten, goldgelben Honigs giebt, lieblicher als an jeder anderen Stelle (Pl. XI. 14); hier

— bis zur äußersten Höh' der sanftabneigenden Bergwand
Arbeitsfröhliches Volk und rastlos emsige Pflanzer
Tummeln sich bald auf dem Gipfel des Bergs und bald an dem Abhang
In muthwilligem Lärm wetteifernd;

Auson. Mosell. 160.

Hier wächst das edelste Gewächs (Flor. I. 16)

Und schwer hangende Frucht und massischer Trank des Lyäus
Füllen das Land.

Virg. G. II. 144.

Kein Gewächs hat in unsern öffentlichen und privaten Verhältnissen eine solche Bedeutung erlangt, wie der Weinstock. Er gehört in unsere Religion, wie der goldene Weinstock in den Tempel von Jerusalem; er bedingt viele der unserm Landvolke theuern Feste und Opfer, wirkt zur Feier fast eines Jeden, belebt Fleiß und Geselligkeit und hat zum Ruhme, Reichthum und zur Kultur ganz Italiens mehr beigetragen, als jedes Andere. In unsern Kriegslagern führt er Oberaufsicht und Befehl (Ovid. A. A. III. 427. Juv. XIV. 193. Sil. XII. 395); den Rebstab sehen wir in den Händen der Centurionen bei der Uebernahme ihrer Würde (Juv. VIII. 247. Tacit. H. I. 23); er dient verdienten Kriegern zur ehrenvollen Belohnung (vite donari), wie er auch ein Mittel ist, träge Heeresglieder zu ihren Adlern zu treiben (Valer. Max. II. 7, 4). Die Rebe macht selbst die Strafe ehrsam; Ausländer werden mit Ruthen, Römer mit Weinranken geschlagen (vite caedi). Wer weiß endlich nicht, daß die Weinpflanzungen (vineae) uns den Gedanken und den Namen der in der Belagerungskunst wichtigen Sturmdächer (vineae) an die Hand gegeben haben? (Pl. XIV. 3.)

Auch in der Heilkunde behauptet der Weinstock eine vorzügliche Stelle (Pl. XIV. 3). Pomona, gleichsam unwillig darüber, daß die niedrigen, von dem Himmel weit abstehenden und kurzlebigen Gewächse weniger Heilkräfte besitzen sollten, als die Bäume, stattete auch sie damit aus, aber — bei Herkules! — (Pl. XXIII. 1) dem Weinstocke gab sie deren in reichster Fülle (Pl.

XXIII. 2). Jeder Theil von ihm ist diensam zur Linderung menschlicher Uebel und Leiden; man braucht die Gabeln (pampini), die Blätter, den Blattsaft, die Asche, die Rinde, die Häkchen (claviculae), die Beeren und Beerenschalen, das Thränenwasser, die Blüthe, die Trauben und den Traubensaft. Lauterer Wein ist ein Mittel wider Schierling, Coriander, Aconitum, Meconium, Viscum und Quecksilber; er hilft wider die Schlangen, Hämorrhois, Prester, Schwammgifte, wider die Stiche der Bienen, Wespen, Hornissen, Phalangen und Skorpione, auch wider alle Schäden, welche durch Fieberfrost gefährlich werden; er ist diensam bei Blähungen, Brustreißen, Magenbrechen, bei rheumatischen Zufällen des Unterleibes und der Eingeweide. In der Cardialgie legt man mit gutem Erfolge lauteren Wein auf die linke Säugewarze, aber bei der Ruhr, bei Schweiß und anhaltendem Husten oder Augenfluß braucht man Wein, der mit Wasser gemischt ist (Pl. XXIII. 23). Wein stärkt die Glieder; äußerlich angewendet kühlt er, getrunken erwärmt er die Eingeweide (Plin. XIV. 7). Bist du krank, — „trink ein wenig Wein um deines Magens willen" (1 Tim. 5, 23). Willst du fett werden und offenen Leib haben, trink Wein bei der Mahlzeit, — willst du aber etwas von deinem Fette verlieren, versage dir den Wein über Tische und genieße hernach nur wenig (Pl. XXIII. 23). — Willst du lange leben, kannst du den Wein nicht entbehren (Sir. 30, 31). Wir haben nicht mit den verkehrten Weltweisen des Morgenlandes zu rechten, die sich des Weines gänzlich enthalten (Jer. XXXV. 2—6. Luc. I. 15. VII. 13) — uns ist er eine Gabe der Götter, die man nicht verachten darf:

Den Verächtern des Weins drohet der Gott jegliches Ungemach
Und nichts anderes scheucht nagenden Gram von uns hinweg.
Hor. Od. I. 18, 3.

Wein entbindet der Sorgen und macht die Beschwerden vergessen, welche Krieg, Armuth oder sonstige Lebensmüh' mit sich führt. Wer ihm hold ist,

Solchem ist Liber auch hold und schaut mit freundlichem Blick an,
Wer ihn ehrt und nicht hasset den fröhlichen Wein.
Aber erzürnt kommt er zu nüchternen Hassern der Rebe;
Wenn ihr die Gottesgewalt fürchtet des Zürnenden, — trinkt!
Tibull. III. 6, 19.

Wein ist es, der dem Kranken Gesundheit, dem Armen Muth, dem Bekümmerten Hoffnung (Hor. Od. I. 21, 15)

Und ein fröhliches Herz dem verständigen Manne gewähret,
Daß auch der Jahre vergißt seiner genießend der Greis.

Unbek. griech. Dichter.

Cato hat gewiß Recht (c. 1.), wenn er auf einem Landgute von 100 Joch dem Weingarten die erste, Wiesen, Weiden und haubarem Walde aber die fünfte, sechste und siebente Rangstelle anweiset (Pl. XVIII. 6. Varr. I. 7) und den nach den punischen Kriegen zwiefach bedeutsamen Rath ertheilet, jedes angekaufte Landgut, sofern es die Verhältnisse des Bodens gestatten, sobald als möglich mit der vielseitig nutzbaren Rebe zu bepflanzen. Auch Horaz empfiehlt dies seinem Freunde:

Varus, pflanze zuvor heiligen Wein, eh' du die lockre Flur
Tiburs und das Gebiet Katilus mit anderer Frucht bedeckst.

Hor. Od. I. 18, 1.

Ich schließe mich dieser Ansicht vollständig an, denn abgesehen von den schon gedachten Vorzügen und Vortheilen, macht Weinbergsarbeit heiteres Gemüth und Weinbergsertrag kommt jedem Hausvater wohl zu Statten (Cic. de senect. 15, 8). Ich erachte Weinpflanzung für eine Zubehör des Landbaues und für das wesentlichste Stück eines Landgutes (Pl. XVIII. 6); Weinland wirft nicht blos eine jährliche Bodenrente ab, das in dem Boden ruhende Kapital steigt auch bei guter Kultur jährlich und ist man im Stande, die Weine auf dem Lager liegen zu lassen, bis sie alt werden, so läßt sich daran mehr, als an jedem andern Produkte in den ersten zwanzig Jahren verdienen. Durch den Wein kann der Landmann zum Kaufmanne werden und bei Fleiß und Einsicht unter der Gunst der Umstände mehr als der gewinnen, der sich auf die See wagt und an den Küsten des indischen und rothen Meeres Schätze sucht (Pl. XIV. 5). Bei stockenden Preisen kann er freilich auch viel verlieren; ein billig denkender Hausvater macht sich's zum Grundsatz, alle Preise zu benutzen, weil er so sicher geht und den meisten Gewinn hat. Auch ist er vorsichtig in der Auflagerung. Die gewöhnlichen, leichten und wohlfeilen Weine, so wie die, welche in Niederungen und Feuchtstellen gewachsen sind, taugen dazu nicht; sie, wie aller Most, der sich, sei es aus Schuld der Sorte, des Bodens, oder Jahrganges, nicht gut hält, müssen bald verkauft werden, der dagegen, der an hohen Stellen, an spärlich tragenden Stöcken und in trocke-

nen Jahrgängen gewachsen, oder der in der Jugend einen etwas scharfen Geschmack hat, ist dazu geeignet.

Dem Weinbau macht man einen dreifachen Vorwurf:

1) Er soll den Getreidebau beeinträchtigen. Darum stellte das auf den Trümmern des Freistaates sich erhebende Cäsarenthum dieser Kultur in Italien und den gallisch-germanischen Ländern gesetzliche Hindernisse in den Weg. Nach einem der Weinlese eben so günstigen, wie dem Getreidebau ungünstigen Jahre (92 n. Chr.) befahl der Cäsar Domitian (Suet. Domit. 7), daß in Italien keine neuen Weinberge angelegt (novellare), in den Provinzen aber die alten zur Hälfte ausgerottet werden sollten. Wir lassen unerörtert, ob diese politisch-ökonomische Verordnung des Kaisers gegen die Vernachlässigung der Ackerfelder (arva) und zur Steuerung des Getreidemangels je in vollständige Ausführung gebracht worden ist, aufrecht erhalten wurde sie wenigstens von dem Gesetzgeber nicht (Suet. Dom. 14); der Kaiser Flavius Vopiscus Probus (282 n. Chr.) erlaubte später allen gallischen, hispanischen und brittischen Völkern aus Dankbarkeit, weil sie, wie die Germanen, dem in Gallien aufrührerischen Proculus zu Bonosus die erbetene Hülfe versagt und ihm zugewendet hatten, Weinstöcke zu haben und Wein zu bereiten; er ließ selbst im illyrischen Gebiete, in der Nähe seiner Vaterstadt Syrmium, den Berg Alma von seinen Soldaten umgraben und mit auserlesenen Reben bepflanzen (Vopisc. Prob. 18). Die Bewohner des südlichen Galliens machten von der kaiserlichen Erlaubniß unverzüglich Gebrauch, holten Setzlinge aus Italien, Griechenland und Afrika, und diese wurden die ersten Grundlagen der Stöcke, welche in der spätern Zeit die gallischen Hügel bedecken. Um diese Zeit sollen auch die Weinberge um Speier, Worms und Mainz mit römischen Reben bepflanzt worden sein.

Trotz des starken Weinbaues hatten unsere Väter ausreichend Getreide; dies beweiset, daß dieser Vorwurf ungegründet, und die Unmöglichkeit, die domitianische Maßregel auszuführen, daß auf gesetzlichem Wege dieser Kultur keine Schranke anzulegen ist.

2) Der zweite Einwand, den man macht, ist aus der Kostspieligkeit und Unsicherheit oder Ungenüglichkeit des Ertrages hergenommen. Wir antworten auf Letzteres mit Grächnus: Die Schuld liegt mehr an dem Menschen als an der Rebe. Die Weingärtner sind nicht sorgfältig genug bei Auswahl der Setz-

linge; sie nehmen die geringsten Sorten, geben auch diesen nicht einmal die erforderliche Nahrung, so daß sie dürr werden, statt kräftig zu treiben; auch herangewachsen, unterliegen sie nachlässiger Behandlung. Die Lokalität wird ferner zu wenig in Betracht gezogen; man legt die Pflanzung auf dem schlechtesten Theile der Länderei an, als ob gerade solcher Boden dafür der am meisten geeignete wäre. Dazu gesellt sich endlich Unkenntniß der für den Satz gültigen Regeln, Gleichgültigkeit oder Geiz bei Ankauf tüchtiger Weinbergssclaven, Mangel an erforderlichen Geräthschaften und dadurch entstehende mancherlei Arbeit und Ausgabe, und endlich die Sucht nach augenblicklich hohen Gewinnen, in der man den Stöcken zu vieles Holz läßt. Niemand will diese Fehler zugestehen, Jeder aber klagt lieber die Unzulänglichkeit des Ergebnisses als die eigene Habsucht, Nachlässigkeit oder Unwissenheit an (Col. III. 3).

Ich gebe zu, daß ein Weingarten auszureuden ist, der nicht jährlich Einen Culeus trägt (2½ Oxhoft); hier wird der Bau mit Schaden fortgesetzt und der Aufwand nicht gedeckt. Gesellet sich Fleiß mit Kenntniß der Behandlung, glaube ich zwar nicht, wie Gräcinus, einen Durchschnittsertrag über 30—40 Amphoren, aber im Mindesten überall von Einem Culeus für jedes Juger annehmen zu können. Rechnet man nun:

1) Ankaufskapital für den Weinbergssclaven 6—8000 Sest.	7000 Sesterz.
2) Sieben Juger Weinland, welches ein solcher beschicken kann	8000 „
3) Für Pfähle, Weiden und anderes Zubehör (dos) pr. Joch 2000 Sest. . . .	14000 „
4) Zins mit 6% während der ersten 2 ertraglosen Jahre	3480 „

so stellt sich ein Kapital und Zins heraus von 32480 Sesterz.

Diese Summe als Kapital ausgeliehen, wirft einen jährlichen Zins ab von	1950 Sest.
Wenn aber der allerschlechteste Weinberg von 7 Juger wenigstens Einen Culeus trägt, der 300 Sest. kostet, im Ganzen also einbringt	2100 „

so gewinnt man durch den Weinbau selbst unter den angenommenen ungünstigen Verhältnissen ansehnlich mehr, nämlich 150 Sest.

Setzt man dazu noch, daß man auf jedem Juger 1600—2000 Senker machen kann, so gewinnt man, auch wenn von denselben ein Drittheil verloren geht, von den 10—14,000 davon verbleibenden eine Baareinnahme von . . . . 2000 Sest.

Sa. 2150 Sest.

also mehr als das Weinland kostet. Ich habe es durch meinen Fleiß schon dahin gebracht, daß mir die Weinbauer für jedes Tausend Wurzelsenker 600 Sesterz. bezahlten (Col. III. 3).

3) Man wirft endlich dem Weinbau vor, daß er die einfachen mäßigen Sitten unseres Volkes verdorben und Veranlassung zu Völlerei und Schwelgerei gegeben habe. — Wir antworten auf diesen ziemlich gegründeten Einwand: Der Weingenuß war früher sehr beschränkt; Mannspersonen unter 30 Jahren war er gänzlich untersagt (Gell. X. 23. Valer. Max. II. 1, 5. VI. 3). Obwohl auch jetzt der frugale Mann (homo frugi) nur Wein mit 2—3 Theilen kalten Wassers zu genießen pflegt (Hor. Od. III. 19. 11) und das Trinken lauteren Weines (merum), mit Ausnahme besonderer Veranlassung, etwa den ersten Januar, einer sibyllinischen Vorschrift zu Folge zur Verwahrung der Gesundheit oder ein Schluck vor Tisch (promulsis) zur Reizung des Appetites, noch für ein Zeichen der Trunkenbolde gilt, so waren bei unseren Vorfahren doch viel stärkere Verdünnungen gewöhnlich; sie tadelten schon den, der die Hälfte Wasser (ἴσον ἴσῳ) zugoß (diluere); die altrepublikanischen Soldaten durften nur Wasser trinken. Keiner alten, ehrbaren Römerin war Wein erlaubt, und Cato setzte seinen Sclavinnen nicht einmal Weindeputat aus. Man erzählt, daß Egnatius Mecennius seine Frau umbrachte, weil sie Wein vom Fasse getrunken hatte, Romulus aber sprach ihn in Gemäßheit der damaligen strengen Zucht wegen dieser Tödtung frei (Pl. XIV. 13. Valer. Max. VI. 3, 11). Numa machte den Frauen die größte Nüchternheit zur Pflicht. Fabius Pictor berichtet, daß eine Frau zum Hungertode gezwungen wurde, weil sie nur den Schrank, in dem die Schlüssel zum Weinkeller lagen, erbrochen hatte (Cic. de rep. IV. 6). Diese Enthaltsamkeit hat das römische Frauenzimmer Jahrhunderte lang beobachtet; die Männer wachten so darüber, daß sie, wie Cato erzählt, das Recht, verwandte Frauenzimmer zu küssen (jus osculi) übten, um zu erfahren, ob sie nach Wein röchen. Man weiß sich

einer Bestimmung des Volkstribun Cn. Domitius zu erinnern, nach der jede Frau ihrer Aussteuer verlustig sein sollte, die mehr Wein tränke, als der Gesundheit zuträglich (Pl. XIV. 14). Allein bald nach den punischen Kriegen trat eine erweiterte Lebensweise ein; die Frauen nahmen häufig Theil an den Gastgelagen bis zu deren Ende. Unter den Triumvirn waren betrunkene Frauenzimmer nicht selten und keine römische Dame begnügte sich am Rosinenwein, der den betagten zu trinken erlaubt war. Jetzt ist auch das weibliche Geschlecht der Trunksucht ergeben; nach dem Bade, vor dem Hauptessen, trinken sie Wein und nehmen ein Vomitiv, um des Appetites wegen zu speien (Juven. VI. 427); selbst die Meierinnen auf den Villen gehen über die Weinfässer, die sie unter den Händen haben (Col. XII. 1). Am schamlosesten aber verhalten sie sich an dem Feste der Anna Perenna; sie zumeist sind es, die dasselbe in frecher Begier, Trunkenheit und Ausgelassenheit begehen. An demselben:

Jüngst war's, schleppte — ich sah's — erzählenswerth ist der Aufzug,
Ein betrunkenes Weib einen betrunkenen Greis.

Ovid. Fast. III. 541.

Unter den Männern steht es in der Stadt und auf den Villen noch viel schlimmer. Beispiele, wie Augustus, der bei Tage gar nicht leicht trank, über der Hauptmahlzeit nur 3 Schlucke nahm und sechs Sextare nicht leicht überschritt, oder wie Cäsar, dem Cato das Lob ertheilte, daß er der einzige nüchterne Zerstörer des Staates gewesen, sind aufzeichnungswerth (Suet. Caes. 53. Aug. 77, 1). Eine Völlerei ist zur Herrschaft gekommen, welche die Götterfeste wie die Markttage, das Haus wie die Taberne, das Gastgebot wie das Trinkgelag zu ihrer Befriedigung benutzt. Ich rede hier nicht von den nächtlichen, mit dem Bacchusdienste verknüpften Aufzügen und Gelagen, sondern von der Trunksucht, die mit Klugheit feste Ordnungen für das Laster gestellt hat. Der Wein dient allein zur Befriedigung, aber die Natur hat auch das Laster gefördert, denn sie machte den Menschen zu dem einzigen Erdengeschöpfe, welches trinkt, ohne zu dürsten (Pl. XXIII. 23). Es ist indeß ein schändlicher Mißbrauch, wenn viele unserer Zeitgenossen, unvermischt — nicht trinken, sondern saufen und allerlei Saufreize erdacht haben. Dahin gehören die Brechmittel vor den Gastgeboten, der Genuß des Schierling, des Bimsteinmehls und anderer Dinge, welche zu nennen ich mich

schäme, vor dem Wein, um das Gift wieder zu dämpfen, oder recht viel einnehmen zu können. Keine Tageszeit setzt den Säufern Grenze. Zu Homers Zeit (Odyss. IV. 19) war es unter den Griechen Sitte, Wein vor dem Essen aufzustellen und zu trinken, damit das Herz durch die Gabe des Gottes (Lyaeus) von Sorgen erlöset (λύειν) und der Schlaf befördert werde. — Seit einiger Zeit, namentlich seit der Regierung des Kaiser Tiberius, hat man diese ausländische Sitte eingeführt. Man trinkt schon nüchtern, weil es griechischer Ton sei, und entschuldigt sich damit, daß dieses von einigen Aerzten, die sich durch diätetische Vorschriften empfehlen wollten, für gut gehalten werde (Pl. XV. 28). Viel abschreckendere Folgen aber zeigt der Wein, wenn man in die zahlreichen und zahlreich besetzten Trinkgelage eintritt; hier giebt es sogar Gesetze, in denen das Laster sich bewegt und ausbildet. Ein durch Witz, Possenhaftigkeit und Weitschlundigkeit ausgezeichneter, öfters erwählter als durch das Loos bestimmter Trinkkönig steht an der Spitze (rex s. magister s. arbiter bibendi), der, den Weingott darstellend, den Reihengang, die Zahl der Becher, das bei der Mischung zu beobachtende Verhältniß, die Größe der Züge, die Gesundheiten auf Götter und Menschen, die zu leerenden Strafbecher (culpa potare magistra) u. A. durch besondere Bestimmungen (leges insanae!) ordnet und um so mehr Beifall erntet, je toller und lachenerregender er sich in seiner bacchantischen Würde zeigt (Pl. XIV. 28). Umher lagern die Zechgenossen, Haar und Nacken mit mannichfaltigen Oelen und Salben, besonders aus der Blüthe des indischen Nardengrases bereitet, gesalbet, das Haupt mit Binden, als Schutzmittel gegen die Wirkung des Weines, besonders aus Epheu und Lorbeer, wie Bacchus selbst, oder Hals und Brust mit Laub und Blumenkränzen umwunden, in den mit Weinranken behangenen Zimmern, vor sich die Trinkgefäße (trientes), verschiedenen Maßes und verschiedener Gestalt, bald als Schuhe, Beine, Köpfe der Pferde, Hunde, Schweine, auch in obscönen Formen und angebrachten Unzüchtigkeiten, welche der Mundschenk (vini minister, porcillator, pincerna), ein jugendlicher, in pelusische Leinwand gekleideter Prachtsclave, oder das aufgeputzte schöne Mädchen auf den Pfiff, Wink, Fingerschnalz oder das Schnippchen des Herrn oder Trinkkönigs zu füllen hat (Petron. Sat. 31). Den Wein gießt man wohl selbst auf den Tisch, schlürft ihn mit nippendem Munde

und fordert den Nachbar auf, Gleiches zu thun. Der Lärm und das Geschrei steigt je länger, je mehr; man säuft, erhitzt und berauscht sich in steigender Wollust. Man würfelt, ob man bei der Geliebten glücklich sein werde, schwippt den Wein um die Wette aus dem Becher, schnippt Obstkerne an die Decke und wettet, wer damit am höchsten komme, heute den meisten Freundinnen entsprechen, morgen die meisten Becher leeren könne. Hier setzt man dem, der am besten trinkt, Preise aus, dort macht man sich um den Saufpreis anheischig, eben so viel zu fressen, als man getrunken, und wieder anderwärts jagt man in einer Stunde durch die Kehle, was man im Glücksspiele gewann (Pl. XIV. 28). Man ersäuft sich mehr in Weinfässern, als daß man Weinpokale leert, und kommt, um recht bechern zu können, nicht blos zeitiger, als gewöhnlich, zusammen, sondern man zecht auch, wohl auf Rosenlager gestreckt (multa in rosa), die ganze Nacht durch (commessatio nocturna) bis an den lichten Morgen, daß dann Mancher seine Hausthüre nicht finden kann.

Wenn die hitzende Kraft des Weines die Seele durchdrungen
Und die feurige Gluth das Geäder des Leibes durchströmet,
Lucret. III. 475.

werden Gladiatoren bestellt, die vor den Zechern auf Leben und Tod kämpfen (Liv. IX. 40. Sil. XI. 51), oder elende Musikanten, Flötenspieler, Citharöden oder Sängerinnen (psaltriae, sambucistae), die in ihrer durchsichtigen Kleidung der Schamhaftigkeit genug thun und der Wollust dienen, durch ihre gute Stimme, ihre Trinklust, ihre Possen und unzüchtigen Lieder (psalteria, Cic. pr. Sext. 54), ihre Pantomimen und Tänze und sonst allerlei Freude gewähren (Arnob. II. p. 73); sie senden die Augen brünstig umher und werden Verräther an taumelnden Gatten (Liv. XXXIX. 6. Cic. Tusc. I. 2. Brut. 19). So geschieht's bei Tage und bei Nacht, in der Stadt und auf dem Lande. Der berühmte Lusthain selbst eines Metellus am Eingange des Busens von Syracus war von dem Jauchzen, Singen und Spielen der Dirnen so erfüllt, daß das ganze Ufer davon wiederhallte, und Sulla unterhielt ganze Banden solchen Gesindels, um seine Gäste an deren unsittlichen Künsten und körperlichen Reizen zu vergnügen. Römische Zucht und Sitte hört auf, wo nackte Tänzer erscheinen (Cic. in Pis. 10), Schlägereien und Balgereien stattfinden (Cic. Verr. V. 11), wo auch die Vornehmen tanzen und singen, Flö-

tenbläserinnen ungescheut erst an das Herz, dann auf die Schulter nehmen, um sie drei Mal um das Haus zu tragen, sich das Gesicht mit Ruß schwärzen, sich in kaltes Wasser werfen lassen (Pl. XIV. 28), oder sich ins Bad begeben, welches sie so zerkocht, daß man sie halbtodt wieder heraustragen sieht. Wenn Alles gut abgeht, sehen die Wüsten die aufgehende Sonne nicht; am nächsten Morgen riechen ihnen die Weinflaschen noch aus dem Halse, sie können sich auf nichts mehr besinnen, ihr Gedächtniß erstirbt. Oft erwarten sie nicht einmal das Bette oder den Rock, noch nackend ergreifen sie wieder die großen Humpen; um ihre Stärke, Kunst und Geschicklichkeit im Saufen zu zeigen, gießen dieselben in einem Zuge hinunter, speien, saufen abermals, um wieder zu speien, und so fort zum zweiten und dritten Male. Es ist, als ob sie keine andere Glückseligkeit kennten und nur geboren wären, die Weine zu verderben, und als ob diese nur da wären, schlechterdings durch den Leib gegossen zu werden (Pl. XIV. 28), oder als ob die durch die Tapferkeit unserer Heere besiegten Parther, wie viel sie auch trinken können, durch die Becher noch einmal besiegt werden sollten. Am nächsten Morgen sieht eine solche Trinkstube aus, wie ein Schlachtfeld.

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß der Wein den Menschen in einen freiwilligen Wahnsinn versetzt und das Leben verkürzet. Alle Trinker sehen bleich aus, haben schlaffe Wangen, triefende Augen, zitternde Hände, die den vollen Becher, ohne ihn zu verschütten, nicht halten können. Von der Glut des Weines leidet der Magen Qual, die Eingeweide dehnen sich aus, die Speisen werden nicht verdaut, sondern weggespieen, fürchterliche Träume folgen als Strafe; der letzte Lohn jedes Rausches ist unnatürliche Wollust, schändlicher Kitzel, baldiger Tod. Sprüchwörtlich heißt es: Im Weine die Wahrheit! (Cic. Top. 20. Pl. XIV. 28). Wohl wahr, — denn wie der frische Most die Fässer auseinander treibt und dessen Glut nichts auf dem Boden läßt, so löset der Wein das Band der Zunge und treibt aus den Tiefen der Seele hervor, was in derselben ruhet. Seine Kraft duldet kein Geheimniß, weder ein eigenes, noch fremdes, noch öffentliches; wer von ihm bezwungen ist, plaudert Alles aus, auch den Inhalt des Testamentes, spricht halsbrechende Dinge, obschon er weiß, daß sich dadurch Viele ums Leben gebracht oder den Angelegenheiten des Staates Nachtheil zugefügt haben.

(Tacit. A. II. 65, 3.) Es ist sonderbar, daß im Stande der Trunkenheit Jeder sich in seiner besondern Eigenthümlichkeit zeigt; der Schamlose gesteht dann seine Krankheit; der Ueppige hält weder Hand noch Fuß zurück, der Lasterhafte legt jede dem Bösen entgegenwirkende Scham ab, der Unverschämte scheut sich nicht, Böses von sich selbst zu reden; dem Hoffärtigen wächst der Stolz, dem Heftigen die Grausamkeit, dem Mißgünstigen die Bosheit; der Ehrenhafte macht sich verächtlich, es vergißt sich auch wohl der strenge Mann, denn, sagt man, der Wein verdunkelt den Verstand. Beim Glase war's, wo die Tugend des alten Cato wankte (Hor. Od. III. 21, 12); der Wein war's, der Alexander, den König, den Sieger so vieler Völker, Länder, Meere und Flüsse so besiegte, daß er erst seinen treuesten Freund, Klitus, tödtete, und dann den Entschluß faßte, sich selbst zu tödten. M. Antonius, ein großer und edler Mann, wurde durch den Wein zu fremden Sitten, zu eines römischen Mannes unwürdigen Lastern, zur Feindschaft gegen den Staat, zur Ungerechtigkeit gegen seine Feinde, zum Durst nach Blut, zur Grausamkeit, daß er bei den prächtigsten Gastmahlen und unter königlichem Gepränge das Gesicht und die Miene der Geächteten überdachte, und zu der Verunehrung seiner Person und Würde getrieben, daß er, als er einst in einer öffentlichen Volksversammlung von den Wirkungen eines nächtlichen Rausches überfallen wurde, sich im Angesichte der Römer übergeben mußte (Cic. Philipp. II. 25). Mit Kleopatra stiftete er den Orden der Unnachahmlichen, d. h. beispiellos wetteifernden Zecher. In Athen zeigte er sich auf dem Theater in dem Aufzuge des Weingottes vor versammeltem Volke, umgeben von dem Gefolge seiner mit Trommeln, Pfeifen, Fellkleidern und allem bacchanalischem Geräth versehenen Freunde, trunken hingestreckt. Dort, in allen griechischen Städten, ließ er sich als Bacchus ausrufen und auf Münzen sein und Kleopatra's Bild mit der Umschrift: Liber et Libera, prägen. Vor der pharsalischen Schlacht gab er eine Schrift zur Vertheidigung seiner Trunksucht heraus und nach derselben zog er, wie Bacchus, auf einem mit Löwen bespannten Wagen mit der buhlerischen, berüchtigten Schauspielerin, Cytheris, durch die Stadt — eine That, die alles Ungeheure der Zeiten jenes Elends überstieg (Pl. VIII. 16).

Herkules! — ist es denn wirklich ein Ruhm, beim Fasse Alle, auch den Letzten besiegen und dann durch das Faß besiegt werden? — Das Laster der Trunksucht ist so allgemein, daß auch die Vornehmsten demselben ergeben sind, und, wie die Parther, das Vieltrinken zur Ehrensache machen. Novellius Torquatus, ein Mediolaner, hatte alle Ehrenämter, von der Prätur bis zum Proconsulat, bekleidet. Sein Ruhm war, 3 Congien (fast 10 Kannen) in einem Zuge (auf einem Sitz?) zu leeren, und darum erhielt er den Beinamen Tricongius. Es kommt selten der Fall vor, daß Jemandem die Trunksucht als Schande angerechnet wird. So that Torgilla, als er Cicero's Sohne vorwarf, daß er in der Regel 2 Congien einzunehmen pflege und in trunkenem Muthe dem M. Agrippa ein Geschirr an den Kopf geworfen habe. Dieser junge Mann griff nach derselben Palme, wie M. Antonius und der spätere Torquatus, der den seltenen Ruhm errang, völlig nach der Regel zu saufen, denn auch die Saufkunst hat ihre Regeln. Torquatus sprach auch betrunken nie mit schwerer Zunge und verschaffte sich, während er trank, durch Erbrechen (ructus) Entleerung und hielt doch noch seine Frühwache (Pl. XIV. 28).

Ich sehe voraus, daß der Wein, der Italien reich gemacht hat, Rom zu seinem Untergange führen wird. Die Weinsucht zerrüttet den Staat und das Heer. Dem Kaiser Tiberius, diesem in seiner Jugend starken Trinker, empfahl sich L. Piso lediglich dadurch zu der Dignität eines Aufsehers der Stadt, daß er bei einem Gelage dieses Fürsten 2 Tage und 2 Nächte zur Bewunderung aushielt. Wenn die Staatsämter nach solchen Verdiensten vertheilt werden, ist es ein Wunder, wenn die Soldaten, die erst seit Ende der Republik Weinrationen erhalten, nur alten, oder doch überjährigen trinken wollten und dessen so viel verlangen, daß sie die Städte und Provinzen erschöpfen? — Es war unmöglich, daß der Imperator Avidius Cassius das Weintrinken im Heere einzuschränken, die Vertheilung desselben aufzuheben und die Trunkenheit der Soldaten zu bestrafen versuchte. Wiederholte Einschärfungen bestimmten, daß der Soldat vom November an mit neuem Weine zufrieden sein solle.

Dazu kommt, daß der Wein in Rom selbst die Aermeren auf die Reichen, namentlich auf die Emporkömmlinge, eifersüchtig macht. An den Tafeln der Letzteren gesellt sich Verschwendung zu Geiz, Hoffahrt zu Gemeinheit, Prunk zur Anstandslosigkeit;

dadurch entstehet Erbitterung, daß den geladenen Gästen, je nach deren Ansehen, Vermögen, Rang und Stand, auch verschiedene Weinsorten vorgesetzt werden. Für den reichen Gastherrn und dessen reiche Freunde wird das bessere Brod, der bessere Nachtisch (Mart. III. 82. IV. 86. VI. 11, 49. Suet. Caes. 48. Spartian. Adr. 17) und auch der Herrenwein (v. dominicum), d. h. alter, guter, hochberühmter, theurer Wein vorgesetzt. Solchen

Wein, entstammend dem Herbst des Consul im wallenden Haupthaar,
Und den Saft, getreten im Krieg' der Verbünd'ten, behält Er,
Aber nicht sendet er hin solch' Becher zum Gast an der Tafel;
Juven. V. 30.

für den ärmeren Gast und den Clienten sind die scharfen, spinnenden, wohlfeilen, wohl auch stark gewässerten Sorten gut genug (Mart. III. 49). Ein Freund schreibt (Pl. ep. II. 6): „Ich aß neulich bei einem Manne, der seines Bedünkens prächtig und wohlfeil, meines Erachtens schmutzig und doch theuer bewirthete. Einigen wenigen Gästen wurden vornehme Schüsseln, allen Uebrigen äußerst geringe vorgesetzt. Die verschiedenen Weinsorten waren in spärlicher Menge vorhanden, aber die Gäste durften nicht wählen. Die beste behielt der Wirth für sich und seine vornehmen Freunde; die zweitbeste erhielt die Mittelklasse — er bemißt nämlich die Freundschaft nach dem Range — mit der dritten Sorte mußten sich seine und seiner Freunde Freigelassene begnügen. Mein Nachbar fragte mich, wie mir das gefalle? — Herzlich schlecht, gab ich zur Antwort. — Wie hältst du es bei solchen Gelegenheiten? — Ich behandle, entgegnete ich, alle meine Gäste überein. Habe ich eingeladen, so will ich meinen Gästen ein Vergnügen machen, nicht aber sie in Klassen vertheilen, und auch meine Freigelassenen betrachte ich dann als meine Gäste. Verwundert fragte er, ob mir das nicht zu kostspielig sei? Ich versicherte ihm das Gegentheil und bemerkte, das ganze Geheimniß bestehe darin, daß ich mich mit denselben Weinsorten, wie die Uebrigen, begnüge. Von mir soll es nicht heißen:

Bajentaner wässerst du mir und Massiker trinkst du! —
Lieber riech' ich das Glas, als daß ich trinke daraus.
Mart. III. 49.

In gleicher Weise werden die geringen Trinkgefäße den geringeren Gästen, die schönen und kostbaren den hochedlen Tisch-

gästen vorgestellt. Auch in Beziehung auf diese Geräthschaften hat der Wein zur Beförderung einer maßlosen Verschwendung beigetragen. Die Becher aus dem Holze der Buche, Terebinthe, des Buxus und Epheu, oder aus gebrannter reinster Thonerde aus Samos, Saguntum, Surrentum, Arretium und Cumä, wenn sie auch dauerhaft, künstlich gearbeitet, mit aromatischen Flüssigkeiten durchzogen, mit Erdharz polirt oder mit allerlei Verzierungen von gestochener Arbeit und Schnitzwerk (toreumata, Cic. Verr. IV. 18. II. 52. Pis. 25) versehen sind, oder einfache aus Glas, erscheinen nicht gut genug, selbst die Weingläser aus Aegypten, namentlich aus Alexandrien, wo doch die Kunst der Herstellung, Färbung und Vergoldung des mit der Durchsichtigkeit des Bergkrystalles wetteifernden Glases in der vollsten Blüthe steht, sollen nicht zweckmäßig genug sein, weil sie bei Bereitung des Weines durch heißes Wasser, vielleicht mit Würze, zu Glühwein (calda) zerspringen und man Glasscherben gegen Schwefelfäden dann eintausche (Mart. XVI. 3). Man bedient sich daher der aus Silber oder Gold gearbeiteten Becher — der Kaiser Galienus trinkt beständig aus Goldbechern (Trebell. Poll. in Gal. 17) — die man, damit der Glanz des Reichthums recht leuchte, noch mit Edelsteinen oder geschnittenen Edelsteinen (gemmis distincta) oder mit vielen in Gold gefaßten Cameen (λιθοκόλλητα) versehen läßt. Es ist nicht übertrieben, die raffinirten Weintrinker genießen den Eiswein, d. h. solchen, der über Eis, welches aus abgesottenem Wasser entstanden, gegossen ist (Pl. XXXI. 23. Mart. XIV. 106. Senec. quaest. IV. 13. ep. 78. Cic. fin. II. 8) fast in jedem reichen Hause nur aus künstlich gearbeitetem Glase, aus Krystall, Onyx, Beryll, Bernstein oder Gold (Juv. V. 43) man läßt die Goldbecher selbst mit den Edelsteinen besetzen, die man aus den Ringen bricht. Beim Abschiede diese wie jene den Gästen zu schenken, ist nichts Ungewöhnliches (Athen. XI. 3. Capitol. in Ver. 5). So will's fast Jeder in seinem Hause! Fehlt es dann etwa an Wein oder Gold,

Droht er mit Verwüstung der Stadt und der armen Penaten,
Daß er trink' aus Juwelen und schlaf' auf sarranischem Purpur.
Virg. G. II. 505.

Plinius (XIV. 28) hat Recht, wenn er sagt: „Wir trinken aus einem Gewühle von Edelsteinen, und weben Kelche aus Smaragden; um uns betrinken zu können, gelüstet uns Indien zu be-

herrschen und Gold ist bereits Zusatz zu unsern Bechern." Solchen Thatsachen gegenüber läßt sich die Frage aufwerfen, ob es um die Wohlfahrt des Volkes nicht besser stände, wenn der Oelbaum stärker, die Rebe schwächer in Italien gepflegt worden wäre. — Oel und Wein sind Haupterzeugnisse der Natur; beide erquicken den Körper der Menschen, Wein innerlich, Oel äußerlich, die Gabe der Minerva aber ist nöthiger und heilsamer, als die des Bacchus. Unser Volk ist in der Pflege des Oelbaumes nicht nachlässig, viel fleißiger aber ist es doch in der Kultur des Weinstockes gewesen (Pl. XIV. 29). Das ist der Vorwurf, den man dem Wein mit Recht macht, daß er so viele Arbeit, Mühe und Aufwand verursacht, dafür aber den Menschenverstand verkehrt, in Wuth setzt und im Volke tausend Laster erzeugt. Darin liegt die Quelle unseres Verderbens, daß wir das Wasser, das gesundeste, uns von der Natur selbst angewiesene Getränk, verlassen und uns dem Wein maßlos, auch ohne Wassermischung, zugewendet haben. Sehr Viele kennen keine andere Glückseligkeit, als sich zu betrinken —, sie zwingen wohl selbst ihre Pferde zum Weinsaufen (Pl. XIV. 28).

Darf sich denn aber ein ehrenhafter römischer Mann nicht zuweilen betrinken? Nach griechischen und römischen Philosophen, selbst nach Plato (leg. I. 2. Gell. XV. 2) ist dieses statthaft. In einer bisweiligen Berauschung finden auch die Stoiker für den freien, weisen Mann nichts Entehrendes (Diog. Laert. VII. 113). Seneca (de tranq. 15) sagt mit Recht: Der Wein spült die Sorgen weg und heilt, wie Leibeskrankheit, die Traurigkeit der Seele. Der Weinerfinder führt den Ehrennamen „Befreier" (Liber), nicht weil er das Band der Zunge löset, sondern weil er die Seele der Knechtschaft der Sorge enthebt und sie kühner zu jeder Unternehmung stimmt. Wenn es eine weise Lehre ist, daß man sein Leben nach glänzenden Beispielen einrichten müsse (Senec. ep. 83), so stelle ich Solon, Sokrates und Arcesilas vor, die den Wein stark liebten, und den strengen, censorischen Cato, der reichbesetzte Mahle (δεῖπνα δαψιλέστερα) liebte, gern mit seinen Gutsnachbarn fröhlich war (Plutarch. Cat. p. 351. E.) und Cato von Utica, der sich manchmal einen Rausch antrank. Obwohl er erröthete, wenn ihm Jemand auf dem Nachhausewege das Haupt entblößte, so war er doch, berauscht, dem nüchternen Cäsar, seinem großen Gegner, noch ehrwürdig, denn er schreibt: Die das thaten, brach-

ten nicht Cato, Cato brachte diesen Tadel (Pl. ep. III. 12). Unleugbar versetzt auch ein manchmaliger Rausch den Geist auf eine höhere Stufe der Thätigkeit, bereitet ihn zu großen Werken und Worten zu und bewirkt, indem er die traurige Nüchternheit abthut, daß das Leben unvermerkt dahin eilet. Der Wein, der Zunder des Geistes (fomes ingenii), begeistert zu kühnen Thaten (Gell. XV. 2).

II. Anlage der Weinpflanzungen (vineae).

In Italien sind zwei Arten der Weinpflanzungen bekannt; in baumlosen Gärten (vineae) oder in Baumweingärten (arbusta). Erstere kommen zumeist in Unter-, letztere in Oberitalien, außerdem aber auch in Griechenland, Bithynien und Judäa vor. Die Arbusten werden mehrseitig den Rebäckern (agri viniferi) in ebner oder bergiger Lage nachgesetzt, von Saserna, Vater und Sohn, verworfen, von Scrofa aber und allen den uralten und erfahrnen Weinbaulehrern, die nach Cato geschrieben, gepriesen (Pl. XVII. 35, 22). Ich erkenne als Vorzüge derselben an, daß Bäume natürliches Pfahlwerk (pedamentum nativum) abgeben, daß der Weinbau, indem die Reben von einem Zweige zum andern sich selbst leiten oder geleitet werden, verwohlfeilert und ein ausgezeichnetes Produkt gewonnen wird. Der Weinbau verursacht allenthalben die wenigsten Kosten, wo die Traube den Kübel (acratophorum) füllt, ohne des Joches zu bedürfen, und der beste Saft fließt da, wo die Frucht in der Höhe wächst (Varro I. 8). Darum zieht man die Rebe in Bithynien an 60 Fuß hohen Bäumen (Geop. IV. 1). Der Wein verlangt Wasser im Becher, Sonne im Wachsen. Arbusten sind daher besonders für feuchte Gegenden geeignet, wo die Rebe stets höher gezogen werden muß. Hier sind die Trauben gegen zahllose Anfeindungen, denen sie am Pfahl oder Joche ausgesetzt sind, ohne Hülfe und Mühe des Menschen gesichert. Vieljährige Erfahrung hat gelehrt, daß edle Weine nur an Bäumen oder in Arbusten gewonnen werden; oben in der Höhe wächst der köstliche, unten der meiste Wein; ein Beweis, wie vortheilhaft die Höhe

ist (Pl. XVII. 35, 22). Es giebt ferner Sorten, welche die Bäume ganz vorzüglich lieben, als ob sie wüßten, daß sie an denselben weniger Unfällen ausgesetzt seien, als am Joche oder Spalier (Pl. XIV. 4, 4). Für den Landwirth ist endlich das durch die Blattscheerung (frondatio) zu gewinnende gute Winterfutter für das Vieh, und das auf den Fachen, d. h. dem Raume zwischen den Reihen erzeugte reichliche Getreide von Bedeutung (Col. V. 6. VI. 3, de. arb. 16).

Bäume mit Pfahlwurzel, nicht zu dichtem Laube, namentlich die atinische, demnächst die gewöhnliche Ulme (ulmus vernacula), die schwarze und die weiße Pappel (Pl. XVII. 35, 22; 32), die den berühmten Cäkuber erzieht (Pl. XVI. 65), eignen sich dazu besonders. An der Pappel

— — Reich bis zur Fülle belaubt mit üppigen Blättern
Wo die geschwätzigen Krähen so gern herbergen im Gipfel,.

Apoll. Rhod. III. 929.

steigt das Rebenkind (Hor. ep. II. 9) Campaniens gern empor. Die Ranken wachsen fast ohne Ende und können weder von den Zweigen gerissen, noch vom Stamme getrennt werden (Pl. XIV. 3). Wegen des schwächeren, überdem Schafen, Ziegen und Rindvieh nicht nutzlosen Laubwerkes, lobt man auch die Esche, besonders auf rauhen, gebirgigen Stellen (Col. V. 6), wo Ulmen nicht recht gedeihen (Pl. XVI. 29). Der Feigen- und Oelbaum hat zu stark schattendes Zweigwerk. Jenseit des Padus vermählt man (maritare) die Rebe mit der Cornelle, Linde, mit dem schwach, aber zur Fütterung untauglich belaubten Ahorn (opulus), mit der Orne, der Hagbuche (carpinus), der Eiche (quercus) der Alleen, in Berggegenden mit der hohen Wintereiche (aesculus), und in Sumpfstellen, wie um Venetia, mit Weiden (Pl. XVII. 35, 22. Col. V. 6. Virg. G. II. 289).

Die Behandlung der Bäume, an die Reben gegattet werden, ist wesentlich gleich. Will man einen Baumweingarten anlegen, so ist nicht nöthig, die Fläche, wie in baumlosen Weingärten, in Felder abzutheilen. Die Baumreiser werden, vorausgesetzt, daß sie in einer Baumschule erzogen wurden, in einem Alter von 3 Jahren in schon 12 Monate offene nach jeder Seite hin 3 Fuß weite, auf geschlossenem Boden auch 3 Fuß tiefe Pflanzlöcher, wohlverschnitten und so gesetzt, daß in feuchter und nebliger Gegend die Zweige östlich und westlich gerichtet werden,

damit die künftigen Rebenbäume in der Mitte um so länger von der Sonne getroffen werden. Will man auf den Fachen Getreidebau treiben und die Heerden nach der Ernte weiden lassen (Virg. G. II. 303, III. 328), so setze man Eschen wie Ulmen in gerade Linie, auf fettem Boden 40', auf magerem, wo man nicht säet, 20' weit (Col. V. 6. Pall. III. 10); Florentinus (Geop. XIV. 1) giebt 15 Ellen an, und läßt diesen Raum mit Fruchtbäumen von weniger Wurzel, z. B. Granaten, Aepfeln, Quitten, auch Oelbäumen ausfüllen. Viele Weinbauern aber dulden auf den Zwischenfeldern, der saugenden Wurzeln wegen, gar keine Bäume, sondern bauen nur Getreide, Bohnen und andere Gewächse. Bei natürlicher Fettigkeit des Bodens, zumal nach Düngung, ist dies statthaft, nie aber darf man hier oder auf andern nahen Plätzen Kohl (Varro I. 16), Rettig oder Küchenkräuter dulden (Pl. XVII. 37, 10), denn zwischen Kohl und Weinstock herrscht eine Todfeindschaft (Pl. XXIV. 1); jener verscheucht diesen. Eben so stirbt der Weinstock ab, wenn er bei Cyclamium und Origanum stehet (Pl. XX. 36); bei dem ihm eigenthümlichen zarten Geruche zieht er sich von dem Rettig zurück, um dessen widerlicher Ausdünstung zu entgehen (Pl. XVII. 37, 10).

Sobald die Satzbäumchen ins Jugendalter treten, sind sie mit der Hippe zuzustutzen und in der Bauernsprache s. g. Stockwerke (tabulata), d. h. die hervorspringenden, 3' von einander in schräger Linie aufsteigenden, die Ranken tragenden Aeste herzurichten. Fehlt es an dazu geeigneten Zweigen, schneide man 9' über der Erde die Spitze des Bäumchens aus, lasse es zwei Jahre frische Triebe machen, denen in solcher Höhe das Weidevieh nicht Schaden zufügen kann; sodann aber schneide man alle überflüssigen Zweige aus, denn 8 und auf magerem Boden 7 Fuß über der Erde darf kein rebentragender Baum einen Ast behalten. In solcher Erdhöhe wird sodann der Baum in 3 Theile getheilt; auf jeder der 3 Seiten behält er einzelne kleine Aeste, welche das erste Stockwerk bilden; 3 Fuß höher, nur nicht in derselben Linie und so fort bis in die Spitze, höchstens 20 Fuß hoch, läßt man andere Aeste zu demselben Zwecke, beobachtet aber bei der Laubscheerung die Vorsicht, daß die Stumpfe der abgeschnittenen Sprossen weder zu lang noch auch zu kurz werden. In der Folge muß man die Rebbäume beständig unter dem Schnitte halten, die Stämme umgraben und die Aeste jedes zweite

Jahr entweder umschneiden oder bestreifeln, damit nicht der neidische Schatten den Früchten und Reben schadet. Sind Rebbäume alt und kopffaul geworden, bohre man in der Nähe eines Astes ein Loch bis auf das Mark, zum Abziehen des von oben eindringenden Wassers (Col. V. 6).

Jeden Rebbaum muß man umpflanzen und vermählen, ehe er alt geworden ist; in der Jugend erträgt er die Gattin, im Alter tödtet er sie. An Bäume kann man nur bewurzelte Rebsenker brauchen; sie werden etwa 1½' vom Stamme entfernt, in 2—3' breite und eben so tiefe Gruben gelegt, dürfen aber nie mit den Baumwurzeln in Berührung gebracht werden, weil sie sonst schwer ankommen oder durch das Wachsthum des Baumes verstechen. Die Gruben macht man im Herbste, damit Regen und Fröste auf Milderung des Bodens einwirken. Gegen die Frühlingsgleiche legt man in jede 2 Senker, einen Fuß von einander, breitet die Wurzeln recht von einander, bringt gute Erde und dann Mist auf, tritt die Grubenerde fest, richtet die Satzrebe in die Höhe und umgiebt sie zum Schutze gegen das Weidevieh mit Gegitter (caveae). An jeden Baum kann der Weinbauer gegen 10 Stöcke Wurzlinge setzen; wer weniger als drei einfügt, verdient Tadel (Pl. XVII. 35, 22). In warmen Gegenden setzt man sie auf die nördliche, in kalten auf die südliche, in gemäßigten auf die östliche oder westliche Seite, damit sie nicht den ganzen Tag über Sonne oder Schatten auszuhalten haben. An den Stamm muß man sie anbinden oder durch Stützen bis an die Aeste leiten (Col. V. 6).

An der ämilischen Straße zieht man die Stöcke blos an den Stämmen der atinischen Ulme; sie erreichen das Astlaub der Bäume nie. In andern Gegenden leitet man die Ranken von Zweig zu Zweig, so daß die Stämme von Ranken, die Zweige von Trauben bekleidet sind (Pl. XVII. 35, 25). In den gallischen Arbusten wählt man vorzüglich die Ulme und entgipfelt sie in der Jugend gewöhnlich auf 15 Fuß; auf trocknem und hügeligen Boden sah ich die Stockwerke in einer Höhe von acht, auf ebenem und feuchten Boden von 12 Fuß. Gewöhnlich theilt man den Baum in 3 Zweige, die eine offene, ganz von Weinranken durchzogene Hohlkugel bilden; wenn man auch nur eine alte Rebe an den Stamm schlangenförmig bis in die Höhe leitet, verbreitet sie ihre Ranken gleich unter die Zweige. Solche

Hochkammeten (rumpotinum, Lauben, Hälden) kommen vorzüglich jenseit des Padus vor. Soll zwischen den Häldenanlagen (rumpotineta) Frucht gebaut werden, läßt man auf der einen Seite 40′, auf der andern Seite 20′ Raum zwischen den Bäumen; wo nicht, stehen sie nach jeder Seite hin 20′ von einander (Col. V. 7. Pl. XIV. 3) An jeder Seite des Stockes werden im ersten Falle zwei, im letzten vier Ueberläufer (traduces), d. h. von einem Baume zum andern reichende Reben gelassen, die, wo sie einander begegnen, vereinigt und zusammen aufgebunden, sollten sie aber zu schwach sein, mit daran festgebundenen Gerten verstärkt werden. Sind sie zu kurz, werden sie vermittelst eines angebundenen Hakens zu einem noch leeren Baume geleitet. Auf diese Weise werden einzelne Stellen völlig abgesperrt, und man weiß, daß das Heer des Vitellius sich in solche durch Rankengeflechte ungangbare Weinpflanzungen flüchtete (Tacit. h. II. 25), die auch Dächer bilden dem Wanderer zum Schutz.

Die Rebe freut sich zwar mehr des milden als des kalten Himmels*), gedeihet aber auch unter diesem bei nur einiger Pflege (Pl. XIV. 2), obwohl sie minder viele Trauben und süßen Most liefert (Col. III. 1). Ueberall muß man die Sorten nach Beschaffenheit der Gegend wählen. Für kalte Lagen eignen sich besonders Solche, die harten Holzes sind, früh ausschlagen und vor Eintritt der Kälte reif werden (Pl. XIV. 2). Wir empfehlen für solche: den Viseter, der auch bei Frostwetter reif wird, den schwarzen Allobroger mit hartem und festen Holze und einer Blüthe, die durch trübe Luft nicht leidet; ferner den frühreifenden Bienenwein, der ebenfalls Reif und Nebel verträgt (Pl. XIV. 4, 3;

*) Der Gürtel, den der Weinstock auf der Erde einnimmt, ist von einer nördlichen Polar- und einer südlichen Aequatorialgrenze, die im Allgemeinen zwischen dem 50. und 30. Grade gelegen sind, eingefaßt. Die Nordgrenze des Weinbaues beginnt oberhalb der Loiremündung (47½°), erhebt sich im Innern Frankreichs bis über Paris (50°), tritt bei Bonn an den Rhein (51°), steigt aufwärts nach Mainz, zieht sich dann im Mainthal nach Thüringen, Meißen, erreicht bei Grüneberg den nördlichsten Punkt (52°); im Elbthale erstreckt sich das Reich der Weine südlich nach Böhmen gegen Wien, nach Ungarn (48°), Siebenbürgen, Moldau, an der Nordküste des schwarzen Meeres im südlichen Rußland bis zum 47. und 48.°, bei Astrachan ans kaspische Meer bis nach Korea, anderer Seits durch Italien über die pyrenäische Halbinsel hinaus. Die besten Weine fallen merkwürdiger Weise an die Polargrenze (Champagne, Rheingau, Tockai, Mirza ꝛc.).

XVII. 2). Ist ein Landstrich öfterem Regen ausgesetzt, pflanze man die, welche anhaltenden Sonnenschein, Dürre und Hitze nicht gut ertragen, wie den Romentaner, der bei Trockniß erkrankt (Pl. XIV. 4, 3, 4).

Der Weinstock duldet mäßige Luftzüge, unterliegt aber Stürmen. Wo diese stark vorkommen, passen fest und kräftig rankende Arten, wie der fecenische und der biturische Stock; die, welche, wie der kleine Visceter (Pl. XIV. 4, 3), sich durch kräftiges und breites Laubwerk decken, sind für Striche, wo es oft hagelt, gehörig.

Milden, heitern und schaurigen Strichen mögen die zärtlichen und reichlich tragenden Sorten, besonders die, deren Traubenbeeren schnell abfallen (Col. III. 1), anvertraut werden.

Wo, wie auf den Inseln des ägäischen Meeres, zu dem erwünschten Klima günstige Bodenverhältnisse sich gesellen, entwickelt der Weinstock eine besondere Tragfülle; die Trauben bluten voll und süß. So gab es, wie Varro erzählt, zu Smyrna im Metröum (Tempel der Muttergöttin Cybele) einen Stock, der zwei Mal jährlich trug (Pl. XVI. 49); in der afrikanischen Stadt Takape hält man gewöhnlich zwei Mal Weinlese (Pl. XVIII. 51). Bei jeder Anlage sind daher beides, Boden und Klima, wohl zu berücksichtigen, demnächst die Eigenthümlichkeit mancher Sorten, die fast eigensinnig eine Gegend lieben; verpflanzt lassen sie in der vorigen ihre Güte zurück oder verlieren auf dem fremden Boden stets einen Theil derselben, oder nehmen andere, durch die Verhältnisse des neuen Bodens und Klimas bedingte Eigenschaften an. So ist's mit den allobrogischen und den trefflichen Trauben der tauromenischen Berge (Pl. XIV. 2). In ihrer Heimath haben Jene einen Pechgeschmack und sind schön; in andern Gegenden verlaufen sie sich, wie die Falerner, bis zur Unkenntlichkeit, bleiben aber traghaft und ersetzen durch reiche Lese, was ihrer Güte abgeht (Pl. XIV. 4, 3). Die Regel ist sicher, daß es bei dem Weinbau auf Vaterland und Boden, nicht auf Traubenarten ankommt (Pl. XIV. 8). Ich werde wiederholt sagen, daß Boden und Bodenlage das Meiste zum Geschmack, zur Güte, zur Fülle des Weines und dessen besondern Eigenschaften beiträgt (Pl. XIV. 4, 6). Ihm verdanken die griechischen und überseeischen Weine ihre Vorzüge. Der Hausvater, der einen Weinberg anlegen will, fasse daher die Beschaffenheit seines Bodens zuerst in das Auge und wähle demnächst die demselben entsprechende Sorte (Cat. 6.

Varr. I. 9); sollte er durch die lokalen Verhältnisse verhindert sein, sich für eine einzige ausschließlich zu entscheiden, so wähle er mehrere, wie sie in der Nähe gezogen werden (Col. III. 1).

Als äußeres günstiges Vorzeichen eines für die Rebe wohlgeeigneten Bodens sehen Einige das Auftreten wildwachsender Pflanzen (Varr. I. 9), namentlich des Farrenkrautes, an (Pl. XVII. 3. Virg. G. II. 189). Dasselbe aber ist unzuverlässig; ich halte für besser, die Bodenarten selbst in Betracht zu nehmen. Auf Grund unserer Gewährsmänner, Celsus und Gräcinus, verlangen wir, daß Weinland (terra vinealis) nicht allzu bindig und nicht allzu lose sei. Ersteres nimmt das vom Himmel fallende Wasser nicht auf, verschließt der Luft den Zutritt, berstet leicht, daß die Sonne bis an die Wurzeln durch die großen Risse dringen kann und schließt sich wieder so fest, daß Setzlinge fast erwürgt werden; Letzteres läßt den Regen durch, wie eine Seihe, und wird von Wind und Sonne gänzlich ausgetrocknet (Col. III. 1).

Schwerer Boden läßt sich durch Bearbeitung nicht leicht besiegen, leichter dagegen durch keine Behandlung unterstützen (Col. III. 12). Wenn Jener stark ins Gerank treibende und in Laubfülle grünende Sorten verlangt, eignet sich für den lockern, aufgeschlossenen Boden der Wein, der wenige Reben macht (Col. III. 1). Wohl aber sei das Erdreich mürbe und mild (Virg. G. II. 229), wie um Tibur (Hor. I. 18, 2. Varr. I. 9) und in Campanien (Sil. VI. 651), dessen schwarzer mürber Boden, die s. g. Pullerde (terra pulla), aus zersetztem Tuff besteht; weil er sich weder zu naß, noch zu trocken hält, ist er zwar nicht ausschließlich, aber ganz vorzüglich für den Rebenbau geeignet (Col. III. 11. Pl. XVII. 3). Nichts geht über die Fruchtbarkeit desselben. Daher dort die herrlichen Rebhügel des Gaurus, Falernus, Massicus und vor Allen des Vesuvus, des Nebenbuhlers des Aetna (Flor. I. 16).

Die Rebe verlangt mäßig feuchtes Land, das weder unter der Oberfläche noch im Untergrunde Quellen aussprudelt, aber doch den sich vertiefenden Wurzeln Feuchtigkeit gewährt. Hyginus glaubt daher, und ich stimme ihm bei (Col. III. 11), daß der Fuß der Berge, wie in Italien sehr häufig (Pl. XVII. 3), der die von den Höhen ablaufenden Feuchtigkeiten aufnimmt, ingleichen die durch Anspülungen der Flüsse und durch Ueber-

schwemmungen entstandenen Thäler ganz vorzüglich geeignet sind (Col. III. 1).

— ein Grund, der fett und froh ist süßer Befruchtung
Und, wo in Kräuter gehüllt, das segenschwangere Blachfeld,
Wie wir's oft vom Gebirg' im gehöhleten Thale bewundernd
Ueberschaun; wo hinab von den Felshöh'n schmelzende Bäche
Glücklichen Schlamm mitführen — — — — —
Dieses beschattet dir einst großmächtige Reben, von Bacchus
Feuergeiste durchströmt; dies prangt mit geschwollenen Trauben.

Virg. G. II. 185.

Zu feucht darf sich aber der Boden nicht halten; weil hier die Stöcke bei warmer Luft mehr Saft anziehen, als sie bedürfen, werden sie gleichsam trunken und gehen daher in Fäulniß über (Col. III. 12), der Wein schmeckt matt und hält sich nicht (Col. arb. 3).

— — Salziges Land und was man bitteres achtet,
Jedem Gewächs unfreundlich!

Virg. G. II. 238.

Wie die Feldfrucht und der Obstbaum schaudert auch die Rebe vor Salzboden zurück (Pall. II. 13); er überzieht die Ranken mit krätzigem Roste und verdirbt den Geschmack des Weines (Col. III. 1).

Die Rebe hat zwar mehr Neigung zu trocknem, als zu wässerigem Boden, ist er aber allzutrocken, findet sie nicht die erforderliche Nahrung, sie wird krätzig, welk oder stirbt ab. Die an solchen Plätzen befindlichen Anlagen muß man, wie in Aegypten über dem Niveau der Nilüberschwemmung*), begießen oder, wie in Hispanien, bewässern (Pl. XVII. 40). Sie verträgt Bewässerung besser, als manche andere Bäume (Pl. XVII. 39), doch muß es mäßig geschehen, am besten in der Zeit des Aufganges des Hundssternes.

Bietet eine Localität nur feuchtes oder trocknes Land, so sei man in der Auswahl der Sorten strenger und nehme für Ersteres solche, die nicht sowohl große und zarte, als starkschalige und geschlossen sitzende Beeren haben, für Letzteres solche von entgegengesetzter Beschaffenheit (Col. III. 1). Manche Arten, z. B. die Romentanischen, Fecenischen und Biturischen, kommen auf warmen und trocknem Lande nicht einmal so gut fort, als auf kaltem und feuchten (Pl. XIV. 4, 3).

*) Dies zeigen die Wandgemälde in den ägyptischen Grabgewölben. Volz, Kulturgeschichte, S. 63.



Der für den Weinbau am besten geeignete Boden ist, wie Celsus sagt (Col. III. 1), weder mager, noch sehr fett, wohl aber dem üppigen nahe (Virg. G. II. 184). Der Landmann (Col. III. 12) giebt dafür als Grund an, daß für mageres Land, wie im pupinischen Gefilde (Varr. I. 9), nur sehr wenige Sorten, wie der helvenacische (Pl. XIV. 4, 5) und andere reichtragende Sorten (Varr. I. 9) geeignet sind, andere, wie der mehr holz= als traubenreiche Visceter, darin gar nicht fortkommen, nicht tragen und fast verhungern, da im Fettlande ihre Trauben abfallen oder faulig werden (Pl. XIV. 4, 3) und die Ranken zu sehr geilen, wenn man ihnen nicht, zur Entkräftung, viel Holz beläßt (Pl. XIV. 4, 5) oder die Wurzeln, zur Abfassung des überflüssigen Nahrungssaftes, beschneidet und dann mit Asche überstreut (Pl. XVII. 43). Für reiches Land eignen sich am besten die Arten mit zarten Ranken, von nicht großer Tragbarkeit (Col. III. 1).

Der ganz kalte Boden klammert die Wurzeln ein, daß sie erstarren (Col. III. 2) und erfrieren (Pl. XVII. 37. 1). Sehr heißes Erdreich versengt die Rebe (Col. III. 2); dagegen liebt sie warmen, der Sommerseite ausgesetzten Boden (Col. IV. 22), wie man ihn an den südlichen Wänden des Höhenzuges bei Sinuessa und auf den sabinischen Hügeln (Pl. XIV. 4, 3) findet. Ebenen tragen gewöhnlich reichlichern, Hügel haltbaren und (Col. arb. 3) angenehmeren Wein. Dorthin nehme man Sorten, die Nebel und Reif ohne Nachtheil (Pl. XIV. 4, 2), hierher solche, welche Trockniß und Wind vertragen (Col. III. 1). Weingärten an Bergen und Hügeln (vineae collinae), sofern die Abhänge nicht steil (Col. III. 2) und nicht waldig sind, denn

— — — — — der Weingott
Liebt die offenen Hügel — — Virg. G. II. 112.

gelten als die besten; die Reben kommen aber schwer an. Felsenunterlage ist nicht nachtheilig. Bei Pucinum in Istrien, an der Straße von Aquilega nach Pola, stehen schöne Anlagen ganz auf Felslande (Pl. XIV. 8. XVII. 3).

Der Kiesel (silex), Freund der Rebe, hält die Feuchtigkeit an, läßt sie in der Zeit des aufgehenden Hundssternes nicht dürsten und kühlt sie, doch nur mit Ackererde im angemessenen Verhältnisse bedeckt (Col. III. 11). Steiniges Land, Kieselacker und loser Grand (soluta glarea) wirken, bei dazwischen fettem Bo=

den, günstig (Col. III. 11), aber nüchterner Grand (jejuna glarea) des gehügelten Feldes

— — — — — gewährt kaum
Rosmarin, den Bienen zur Kost und niedrigen Zeilanb.
Virg. G. II. 212.

Gleich diesen Bodenarten ist nackter Töpferthon (creta s. argilla), nicht aber der schartige Toff- und Karfunkelboden, zu verschmähen; sobald dieser nur aufgebrochen und den Einwirkungen der Hitze, Kälte und Luft ausgesetzt ist, löset er sich auf, kühlet die Wurzeln im Sommer und hält die zum Gedeihen der Schnittreiser erforderliche Feuchtigkeit zurück (Col. III. 11. Pall. II. 13). Sandiger Toff ist minder gut (Col. III. 12).

Der Karfunkelboden soll, wie man glaubt, durch Einpflanzung schlechter, magerer Weinstöcke verbessert werden (Pl. XVII. 3), Erfahrene rathen, ihm Dünger zu geben, weil sonst die Stöcke abmagern (Col. III. 11. Pall. II. 13).

In nüchternem Sande (jejunus sabulo) verdorren die Stöcke. Weißen Sand verwerfen (Varr. I. 9), schwarzen und röthlichen dagegen, sofern er mit kräftiger (Pall. II. 13) humusreicher Erde vermischt ist, oder auf Tuff oder Thon steht und süße Feuchtigkeit unter sich hat (Col. de arb. 3), loben die Väter (Col. III. 11). Ohne natürliche Beimischung von Humus taugt der Eine und der Andere auch nicht zu Oelbäumen (Col. V. 8). Umsonst hat man im ticinischen Gebiete künstliche Vermischungen schwarzen und rothen Sandes mit fetter Erde versucht (Pl. XVII. 3). Eben so vergeblich dürfte sein (Pl. XVII. 5), allzulockern Sand durch Thon und Thon durch Sand verbessern zu wollen (Pall. X. 1).

Reine Kreide (ipsa creta) und Töpferthon ist insofern ungünstig, als sich in den darin oft befindlichen Klüften Schlangen aufzuhalten pflegen (Virg. G. II. 215), welche die Arbeiter beschädigen (Lucian. φιλοψευδ. 11), sonst aber ist Kreideboden (cretosa humus) sehr zuträglich (Col. III. 11); im Gebiete von Alba Pompeja (j. Alba) im cispadanischen Gallien zieht man ihn, wie auch Thonboden, ungeachtet beide wegen ihrer fettigen Natur dem Rebstocke nicht diensam sein sollen, allen andern Böden vor (Pl. XVII. 3).

Die vielgepriesene Röthelerde (terra rubrica) scheint nicht die beste zu sein, denn sie läßt, wie Julius Atticus sagt, wegen ihrer Bindigkeit die Wurzeln nicht gut eindringen und stellt der

Bearbeitung mancherlei Schwierigkeiten entgegen (Pl. XVII. 3); naß ist sie zu klebrig, trocken zu hart, als daß sie gegraben werden könnte (Col. III. 6). Cato (6) bestimmte für bindigen Boden die großen aminäischen, apicischen und lucanischen Sorten.

Für den Weinbau ist es gut, daß die genannten Bodenarten fast nirgends rein, sondern immer unter einander gemischt vorkommen. Die Natur hat es so gewollt, ihre Mischungen und Feuchtigkeitsgrade aber nicht genau gemacht und nicht mit der Waage abgewogen. Bald herrscht Trockenheit, bald Feuchtigkeit, bald Lockerheit, bald Bindigkeit oder Warm- oder Kaltgründigkeit vor (Col. III. 11).

Was den Culturzustand des Landes betrifft, so ist für eine Anlage die dem Rebenbau zumeist entsprechende Stelle einer Flur auszusuchen und die altgültige Regel (antiquissimum) zu beobachten, daß frische Anlagen besser auf rohem Lande (rudis ager) als dort gedeihen, wo Getreide, Baumweingärten oder Weingärten gestanden haben (Pall. II. 13). Altes Weinland ist mit vielem Wurzelwerk verstrickt, und auch mit dem Gifte der Weinwurzeln erfüllt, wodurch selbst auf sonst tragbarem Boden der Wuchs junger Pflänzlinge (semen novellum) abgestumpft wird. Geht es nicht anders, muß man durch mehrjährige Pflügungen und fortgesetzte Benutzung desselben zu Ackerland auf Vertilgung des Wurzelwerkes und Giftstoffes wirken. Auf Lande, wo Wald, Gebüsch oder Bäume standen, gedeihen Weinanlagen recht gut, wenn es zuvor vom Wurzelwerke wohl gereinigt, mit dem Karste tüchtig durchgearbeitet und Unkraut und sonstiges Gestrüpp in aufgeschichteten Haufen zur Gährung und Fäule gelangt ist. Die Rodung ist nicht so ganz schwer, weil alle selbstaufschießenden Gewächse ihre Wurzeln weniger in die Tiefe als in die Oberfläche senden, die Riolung aber geschieht am besten erst einige Zeit später, damit man den lustig aufschießenden Wurzeltrieben, namentlich der wilden Birnen, Schlehen (prunus) und Brombeeren, welche den Weinstöcken schaden, desto gründlicher beikommen möge (Col. III. 11). Die Stämme niedergeschlagener Bäume dürfen durchaus nicht liegen bleiben, weil sie die Weinbergsarbeiter behindern, den Wurzeln der Pflänzlinge den recht weichen Mutterbusen der Erde (sinus nutricius) verhärten, das Wasser des Himmels ihnen ableiten oder die Ausbreitung ihrer Wurzeln erschweren (Col. III. 13. Pall. II. 13).

In Ermangelung rohen oder gerodeten Feldes nehme man einen dünnstehenden Wein= oder nicht vermählten Oelbaumgarten und bearbeite ihn nach denselben Regeln, wie Wald= oder Baumland, das gesammte aufgegrabene Gewurzel aber verbrenne man in aufgestellten Haufen, bringe dann alten Mist auf und breite die Asche und die durch das ausgerodete Unzeug zur Fäulung gebrachte Erde noch über, zur Vertilgung des in dem Lande versteckten Giftes.

Nach welcher Himmelsgegend Weingärten mit oder ohne Bäume blicken sollen, ist eine alte, oft verhandelte (Pall. II. 13. I. 6. Geop. V. 4) und schwer zu entscheidende Frage (Pl. XVII. 2, 23). Saserna gab der östlichen Lage den Vorzug; demnächst ließ er die mittägliche, zuletzt die westliche folgen. Tremellius Scrofa hielt die südliche Richtung für die beste (Col. III. 12); Virgil verlangt, wie die Meisten (Pl. XVII. 2), ein Weinbergsfeld,

— — — — — das erhoben am Südwind.
Virg. G. II. 187.

Für kältere Gegend und edle Sorten eignet sich die Südlage am besten, für Afrika aber, in der südlichen Zone, würde diese Richtung überflüssig und den Arbeitern ungesund sein. Dort gehören die Reben gegen Westen oder Norden (Pl. XVII. 2); so sind sie gegen die zündende Hitze des Südwindes, den nicht einmal alle Sorten ertragen (Col. III. 21), geschützt (Pl. XVIII. 76). Der Südwind (notus) ist in Italien feucht und heiß, und sein Gluthhauch schadet (Stat. sylv. V. 1, 146) ganzen Anlagen, zumeist verwundeten Stöcken, er besitzt aber eine die Rebe veredelnde Kraft, die besonders den Biturigern zusagt (Pl. XIV. 4, 4). Diesseit der Alpen sind die meisten Weingärten nordwärts orientirt (Pl. XVII. 2). Demokrit und Mago rühmen diese Richtung wegen hier zu erzielender höherer Erträge, geben aber zu, daß andere Lagen bessere Weine liefern (Col. III. 12). Auch in Griechenland, Afrika, Aegypten, Cyrene, Numidien, Hispanien und in den Gegenden Italiens, die am Meere liegen (Pl. XVIII. 76, 77), stellt man die Reben dem Boreas entgegen (Col. III. 12) und schreibt ihm eine dieselben befruchtende Kraft bei. In milden Strichen wendet man die Pflanzungen gegen Osten oder Südosten, damit sie von dem trockenen und warmen Volturnus bestrichen werden (Pl. XVIII. 77). Ostwärts müssen wenigstens die Sorten gepflanzt werden,

welche den Thau nicht vertragen, damit ihn die Sonne bald wieder wegnehme (Pl. XIII. 2). — Von der Westlage mahnt Virgil ab:

Nicht zur sinkenden Sonne sei dir abhängig der Weinberg.
Virg. G. II. 287.

Sie dürfte nur ausnahmsweise (Pall. I. 6) und für solche Sorten zu gestatten sein, die den Thau lieben, damit sie ihn länger genießen (Pl. XVII. 2). Demokrit glaubt, daß bei nordöstlicher Lage die Trauben den besten Geschmack erhalten. Es läßt sich aber darüber keine allgemein gültige Regel aufstellen. Es kommt auf die Rebensorte, die Güte des Bodens, die individuelle Beschaffenheit der Gegend und die in derselben herrschenden Witterungsverhältnisse an (Pl. XVII. 2). So ist in Apulien der herrschende Wind der Atabulus, der, wenn er in den kürzesten Tagen sich erhebt, die Bäume an den Flüssen und in den Thälern, besonders die Weinstöcke tödtet. (Pl. XVII. 37, 8. Hor. S. I. 5, 78). Den Süd- und Südwestwind in den bätischen Küstenländern halten Viele für so schädlich, daß sie die Stöcke lieber vom Nord- oder Westwinde bestreichen lassen (Pl. XVII. 37, 8).

Den Weinstock unterhält der Landmann in der Absicht, die Trauben zu Markte zu bringen, oder frisch oder eingelegt zu verspeisen (ad escam), oder Wein zu pressen (ad effusionem). Bei der Anlegung von Gärten hat er daher, je nach der Localität, diese verschiedenen Zwecke ins Auge zu fassen und die dazu geeigneten Sorten zu wählen (Col. III. 3).

Der Anbau von Tafeltrauben (uvae escariae) bringt nur in der Nähe großer Städte Nutzen, wo man sie, ohne sie einzulegen (fructus inconditus), leicht auf den Markt bringen kann (Col. II. 2). Hier ist es gerathen, zumeist auf solche Sorten zu halten, welche, wie die purpurrothen und schwarzen (Varr. I. 54), recht früh (praecoques) reifen *), sich, wie die von Augustus ge-

*) Der frühreife Stock (vitis praecox) Columellas soll der burgundische Maurillon (schwarzer Burgunder, Auvernas noir) sein. Es ist gewiß, daß die röm. Soldaten unter Augustus, welche ihr Lager in dem jetzigen Beaune, Nuits und Dijon hatten, hier die ersten Weinstöcke pflanzten. Diese Cultur glaubte Domitian durch ein Edict verbieten zu müssen. Aurelian, der zweite Gründer von Dijon und Beaune, begünstigte sie wieder; dem Kaiser Probus verdankt die Cote-d'Ore das edle Gewächs, das den Reichthum dieser Provinz ausmacht.

liebten Duraciner (Suet. Aug. 77) lange halten, große und schön aussehende Trauben mit dichten, nicht wässerigen Beeren bilden, z. B. die lybischen, ceraunischen, die Brust- und Fingertrauben (bumasti dactylique), angenehmen Geschmackes sind, wie die Albaner (Pl. XIV. 8, 3) Kränzlinge (stephanitae), Zweilöthler (unciariae), Dreifüßler (tripedaneae), Quittentrauben (cydonitae), vor allem aber die Rhodier, und sich wie die Markttrauben (venuculae) und die in dieser Eigenthümlichkeit erst neuerlich erkannten Numisianer, in Töpfen eingemacht (uvae ollares), lange halten (Col. III. 2. Pall. III. 9).

Beabsichtiget man Weingewinnung (vino consulere), so taugen Sorten, welche fleißig tragen, stark ins Holz gehen, nicht zu früh treiben, bald abblühen, nicht zu spät reifen, gegen Reif, Nebel und Rost Stand halten, bei Regenwetter nicht faulen, bei Trockniß nicht verwelken (Col. III. 2), von zarter Schale und gutem Geschmacke (Pall. III. 9). Die fleißigen Sorten bringen am meisten ein, die stark treibenden verbleiben am besten im Stande. Statthaft sind auch mäßig fruchtbare Sorten für Localitäten, in welchen ein kostbarer und edler Saft fließt. Ist er erdigt (sordidus) oder unangenehm, muß man die ergiebigsten Sorten, in Hispanien die laletanischen (Pl. XIV. 8) pflanzen und durch Vervielfältigung des Ertrages das Einkommen erhöhen (Col. III. 2).

Es ist Sache des klugen Weingärtners, vorzugsweise diejenige Sorte in der größten Vermehrung und Cultur zu halten, welche sich in der treffenden Lage und Bodenart am meisten bewährt hat. Dies schließt jedoch nicht aus, daneben noch andere Sorten zu haben; ich empfehle dieses vielmehr zur Sicherung der Ernten bei den großen Widerwärtigkeiten, denen die Rebe im Allgemeinen, eine Sorte aber stets mehr als die andere ausgesetzt ist. Ich will hier nur anführen, daß anhaltende Thaue bei dem Aufgange des Siebengestirns die Räude (Pl. XVII. 37, 6), Hitze in der Blüthezeit den Beerenabfall (roratio), in der Reifzeit aber Verhärtung der noch nicht ausgewachsenen Beeren und Erkrankung der Stöcke nach sich hat. Südwind in der Zeit der Blüthe, d. h. der Empfängniß, macht, daß die Blüthen abfallen; Regen in der Sonnenwende ist sehr schädlich (Pl. XVII. 2). Die frühtreibenden Sorten sind vorzüglich der Carbunculation (carbunculatio) ausgesetzt, wo dann die durch

die Frühlingswärme gereizten, zarten, weichen, aber im Begriffe aufzubrechen stehenden Augen, manchmal auch die Blüthen zerstört werden (Pl. XVII. 2). Die Stöcke erkranken, wenn die Knospen nach der Schneidelung erfrieren (Pl. XVII. 2). Bei trockener Hitze zur Zeit des aufgehenden Hundssternes tritt die Sideration d. h. der durch die Beschaffenheit der Oberluft veranlaßte Zustand des Absterbens der Stöcke oder des Verhärtens der Beeren ein (Pl. XVII. 37, 4, 6). — Die Gelenkkrankheit (articulatio) entsteht, wenn die Ranken von den Stürmen abgerissen oder die Schnitte bei der Schneidelung in horizontaler Linie gemacht oder sonst den Stöcken Beschädigungen von Leuten zugefügt werden, die sie nicht zu behandeln verstehen (Pl. XVII. 37, 6). — Dem Wurme ist die Rebe so gut, wie jeder Baum ausgesetzt.

Zu diesen Widerwärtigkeiten kommt noch, daß manche Stöcke absterben, wenn ihre Tragkraft unter der Gunst des Wetters auf einmal zu stark angereizt wird (Pl. XVI. 50), daß wiederholte gute Jahre die Lebenskraft vor der Zeit erschöpfen (Pl. XVII. 2), daß die schon ausgebildeten Trauben vom Gespinnste (araneum), wie von einem Gewebe, umwickelt werden (Pl. XVII. 37, 7). Auch wenn die Winzer stumpfe Messer führen, oder die Augen abstreifen, oder beim Umgraben oder Pflügen die Wurzeln verletzen oder erschüttern, oder die Schale des Stammes schrunden, erkranken viele; auf Wundstellen wirkt ungünstige Witterung jedesmal schädlich (Pl. XVII. 37, 6).

Der Weinstock ist diesen und noch vielen andern Unfällen zwar jedes Jahr, aber jedes Jahr und jede Sorte in ungleichem Verhältnisse, ausgesetzt. Der Winzer, der mehr als eine Sorte hält, geht sicherer, giebt seinem Einkommen größere Gewähr und vermindert, so viel er kann, den bei nur einer Sorte leicht möglichen, mehrjährigen Ernteausfall. Dagegen warne ich vor der Cultur vieler Sorten; überall sollte man auf die am stärksten halten, welche sich für eine Gegend erfahrungsmäßig besonders eignen. Für nicht zu große Pflanzungen halte ich 4—5 Sorten, wären sie auch zweiten, dritten oder vierten Ranges, ausreichend (Col. III. 20).

Die Forderung, jede Sorte für sich, auf besondere, durch Gänge und Hauptwege geschiedene Felder (horti) zu bringen, ist von nicht geringer praktischer Wichtigkeit, aber auch von solcher

Schwierigkeit, daß es mir nicht einmal gelungen ist, sie im Kreise meiner Freunde, so völlig einverständig sie mit mir waren, durchzuführen. Die größte Sorgfalt bei Auswahl der Pflänzlinge, Unterscheidungsgabe und eine bei der Schwäche der menschlichen Natur schwer zu erlangende Selbstständigkeit, die sich durch die Schönheit des einen oder des andern der Setzlinge zu dessen Annahme nicht verleiten läßt, sind Vorbedingungen zu diesem von mir angelegentlich angerathenen Verfahren (Col. III. 21). Ein unter strenger Sortirung der verschiedenen Rebenarten angepflanzter Weingarten erregt das Wohlgefallen jedes mit diesem landwirthschaftlichen Betriebszweige (agricolatio) wohlbekannten Mannes; Jeder, auch der Nichtkenner, muß wenigstens die Güte der Natur bewundern, wenn er beim Eintritte in ein wohlangelegtes Feld, hier die köstliche Frucht der Bituriger, dort der ihnen gleichen Elblinge oder Kistentrauben oder Spionier oder Königstrauben erblickt, in denen die holde Erdmutter im Wechsel der Jahre, als wollte sie nicht aufhören zu zeugen, ihre von Most volle Brust den Sterblichen darsenket. Durch diese, unter Libers Gunst mit weißen, gelblichen, purpurnen und röthlichen Trauben reich behangenen Reben schimmert das Licht des Herbstgottes durch. Der Hausvater besichtiget das Eigenthum, welches seinen Blicken freundlich sich darstellet, viel lieber und der Weingarten bringt um so vollere Frucht, je öfterer sein Herrenauge Musterung hält. Untereinanderstellung verschiedener Sorten bringt mancherlei Unbequemlichkeit, Nachtheil und Schaden. Die Rebe verträgt sich so wenig, wie Most oder Wein oder eingelegte Trauben (Col. XII. 45) in gemischter Gesellschaft, auch nicht einmal ganz gut derer, die gleichzeitig reif und gelesen werden. Nicht jede Sorte fügt sich derselben Behandlung und Stellung; die eine gedeiht minder gut in warmer, die andere nicht in kalter Lage; manche wollen südlich, manche östlich, manche nördlich stehen; jene reift früh, diese spät. Werden so verschiedene Neigungen gleich bei der Anlage berücksichtiget, verbessert und verwohlfeilert sich die Lese. Spät- und Frühtrauben blühen und reifen nie zu gleicher Zeit. Kommt der Herbst, muß man bei gemischten Anpflanzungen (conseminales vineae) diese wie jene abnehmen (elevare) oder an jeden Stock einen besondern Aufseher (antistes) stellen. Im ersteren Falle giebt man sich der blinden Willkür der Winzer hin (aleam vindemiatorum subire) und erhält dennoch durch

die halbreifen Trauben übelschmeckenden Most und sauren Wein, der nie das Alter verträgt und darum so schnell als möglich, gleich nach der Ernte, selbst bei Aussicht auf höhere Preise im nächsten Jahre, verkauft werden muß; im zweiten Falle vertheuert sich die Lese durch die nothwendige Aufsicht; der Hausvater verliert, wenn er die Reife der Spätlinge (serotini) abwarten will, einen guten Theil der Frühreifen durch die Verheerungen der Menschen, Vierfüßler (Varro I. 8), Vögel, Winde und Regengüsse, oder er vertheuert die Ernte durch die Unkosten für Wache gegen feindselige Thiere, „sonderlich Füchse, die den Weinberg verderben" (Hohelied II. 15). Bei Sonderstellung beginnt die Lese angemessen mit den frühreifen Sorten, die später gezeitigten können ohne Verlust hängen bleiben; man braucht sich dabei nicht zu übereilen und die Arbeiter nicht um jeden Preis zu dingen; alle Geschäfte vertheilen sich besser, die gesonderten Trauben geben einen viel wohlschmeckenderen Wein, der sich funfzehn und mehr Jahre hält und mit dem Alter an Güte und Handelswerth gewinnt. Unvermischtes Traubenblut, das auf dem Lager seiner Veredlung entgegen geht, ist für Weinbauern nicht hoch genug anzuschlagen (Col. III. 21).

Läßt sich Sonderpflanzung nicht ins Werk setzen, so mische man wenigstens nur Sorten gleichen Geschmackes und gleicher Reifzeit untereinander (Pl. XVII. 35, 16. Col. III. 21).

III. Die Traubenarten.

Demokritus ist der Einzige, der glaubt, die Traubenarten zählen zu können und eine vollständige Kenntniß aller griechischen zu haben (Pl. XIV. 4). Der Arten sind aber unzählige. Mit Recht sagt Virgil:

— wie viel der Gattungen sein, und wie mancherlei Namen,
Fehlt die Zahl; auch frommt es ja nicht in Zahl sie zu fassen.
Wer sie zu lernen verlangt, der verlangt auch der lybischen Ebne
Sandgewühl zu erforschen, wie viel im Weste gewälzt wird;
Oder, stürmt in die Segel die Wuth des gewaltigen Eurus,
Alles Gewog' um den Strand der ionischen Wasser zu mustern.
Virg. G. II. 103.

Theophrast (IV. 12) sagt, es gäbe ihrer so viele, als Combinationen zwischen Klima und Erdreich möglich wären. Die fragmentarischen Bemerkungen in Galens Schriften lassen uns den Verlust des Werkes dieses gelehrten Arztes über die Weine um so mehr bedauern, als er so viele Gelegenheit hatte, sich über diesen Gegenstand zu unterrichten und bemüht war, jeden die Naturkunde betreffenden Gegenstand seinen Untersuchungen zu unterziehen. Zwei uns durch den Fleiß des Oribasius und Athenäus gegebene, wahrscheinlich dem gedachten Werke angehörige Bruchstücke liefern interessante Bemerkungen über die Classification und die Kennzeichen der vorzüglichsten Weine Griechenlands und Italiens. Athenäus führt beinahe 50 griechische, asiatische und ägyptische Sorten mit Namen an; es gab deren aber wahrscheinlich noch mehr. Wir in Italien sind seit Cato und Virgil in dieser für das gemeine Leben nützlichen Angelegenheit weiter gekommen (Pl. XIV. 5). Columella (III. 2, 40) kennt außer den von ihm angeführten so viele Rebsorten, daß er sich außer Stande sah, Namen und Zahl anzugeben; dies ist auch nicht wohl möglich, weil ganze Gegenden, beinahe alle Landstriche, eigenthümliche Gattungen haben, die landesüblich benannt werden (Col. III. 2).

Die Alten benannten ihre Weine meist nach dem Orte oder auch nach den Trauben, aus denen man sie bereitete. Da aber die Reben mit dem Vaterlande oft ihren Namen, oder mit dem Boden (Pl. XIV. 11), mit der Behandlung, Mischung und Pfropfung ihre Qualität (Pl. XIV. 4, 7) bis zur Unkenntlichkeit verändern, so muß fort und fort nicht blos in Italien, sondern auf dem weiten Erdkreise (Col. III. 2) eine die Aufzählung unmöglich machende Verschiedenheit der Sorten entstehen (Pl. XIV. 13). Die Natur scheint auch ihre Gaben nicht namentlich aufgezählt haben zu wollen und hat darum nicht blos die Stöcke durch Rankenwuchs und Blattform, sondern auch die Trauben durch Größe, Geschmack, Reifzeit, Beschaffenheit der Beeren, Kerne und Hülsen unterschieden. Schwarz und Licht sind die Hauptfarben (Pl. XIV. 3), aber wie mannichfaltig sind die Färbungen? — Hier leuchten sie wie Purpur, dort feuern sie wie Rosen, dort strahlen sie im Goldglanz (Tibull. II. 1, 45. Ovid. M. XIII. 113), dort sind sie glänzend grün (Pl. XVI. 3). Die Farben ändern sich selbst und es ist ein schreckliches Zeichen, wenn aus weißen

Trauben schwarze werden (Pl. XVII. 38). Der Wein der schwarzen ist nie recht süß, die weißen sind lieblicher, weil sie vermittelst ihrer Durchsichtigkeit die Luft leichter aufnehmen (Pl. XXIII. 6), sie kommen aber nicht so häufig in Anbau, als die schwarzen und purpurrothen (Pl. XV. 3). Welch ein Unterschied ist ferner zwischen den dunkelgefärbten? Es giebt Trauben, die ganz schwarz, ja schwärzer als schwarz (nigrior nigro) sind, und wieder solche, die zwischen Purpurroth und Schwarz das Mittel halten. Einige haben harte, andere zarte, manche sehr große Beeren; bei einigen findet sich nur ein einziger kleiner Kern, bei andern, und zwar bei denen, die den wenigsten Most geben, ein doppelter (Pl. XV. 29); einige haben eine starke, andere eine schwache Schale. Dazu kommt die Mannichfaltigkeit der Behandlung. Hier zieht man sie an den Straßen, dort an den Bergen, hier auf ebenen, trocknen, nassen Feldern, dort, namentlich in Italien (Pl. XVII. 35, 22), winden sie sich schlangenförmig an Pappeln, Ulmen, Fichten und Weiden in die Höhe, während sie, wie in Lesbos, so niedrig wachsen, daß ein Kind, das die Hände eben aus den Windeln befreit hat, Trauben abreißen kann (Longus II. 1). Einige stehen struppig an Pfählen; anderwärts kriechen sie aus Mangel an Bepfählung (pedamentum) oder Geländung (jugatio), wie Epheu, dreist auf der Erde fort (Virg. G. II. 358); die Trauben, durch den Erdsaft gespeist, erreichen und übersteigen die Größe eines Kindes (Pl. XIV. 3). Noch stärker ist der Unterschied der Weine. Man nennt sie nicht blos nach Vaterland und nach Trauben, sondern auch nach Bereitungsweisen, Weinbergen, Stöcken, Jahrgängen (consulare, Mart. VII. 78), oder nach ihrer Blume (σαπρίας) oder nach dem Gebrauche, den man von ihnen machen will (vinum honorarium, γερασίος οἶνος). Haben sie, etwa durch ungeeignete Behandlung oder lange Aufbewahrung, an Geschmack und Blume eingebüßt, hilft man mit Most oder auf andere, den Namen verändernde Weise nach (vinum recentatum). Dies und Anderes hat so viele Benennungen hervorgerufen, daß es nicht möglich ist (Pall. III. 9. Macrob. Sat. II. 16), ein sicheres Verzeichniß der Rebsorten und Weine aufzustellen.

Nach meiner Berechnung giebt es auf der ganzen Erde etwa achtzig edle Sorten, die im eigentlichen Sinne Weine heißen können. Zwei Dritttheile davon besitzt Italien, was einen Begriff davon geben mag, wie sehr dieses Land andere Länder übertrifft (Pl.

XIV. 13). Aber noch weit mehr sind ihrer bekannt; zu meiner Zeit werden 41 asiatische und griechische, 51 italische und sicilische und 8 europäische Weine aufgeführt. Die Zahl der Sorten beläuft sich weit höher, wohl gegen 190, und auf das Doppelte, wenn man die Spielarten einzählt (Pl. XIV. 29). Ich werde nicht alle Traubensorten, sondern nur die vornehmsten, die wir bauen, nach Klassen, Andere nach Standort und Eigenschaft, Einige mit bloßem Namen anführen.

Ich verspreche mir durch Aufstellung dieser Varietäten keinesweges allgemeinen Beifall, denn auch in Bezug auf die Weine ändert sich der Geschmack im Laufe der Zeit; es scheint Grundsatz zu sein, daß Jeder den am höchsten stellt, der ihm am meisten schmeckt (Pl. XXIII. 20). Es mag darum auch Jeder bestimmen, welcher der beste ist (Pl. XIV. 8, 1). Ich will nur der Denkungsart eines ernsten Römers gemäß, als Freund freier Künste, als Mann, der den Wein und Weinbau als Beförderungsmittel menschlichen Wohles ansieht und fast alles dazu Gehörige und darüber Geschriebene gelesen hat (Pl. XXIII. 19), Ordnungen bestimmen und Jedem überlassen, ob er sich der genannten Arten bedienen will. Daran knüpfe ich den Rath, daß man nicht an die Namen sich hänge. Wer einen Weinberg anlegt, sagt Celsus und vor ihm Cato, wähle stets eine berühmte Sorte und behalte keine, die sich erfahrungsmäßig nicht bewährt. Gestattet die Gegend edle Sorten, so suche man sie auf, wo nicht, sehe man auf solche, die viel tragen und den geringern Werth ihres Weines durch die Masse ausgleichen (Col. III. 2).

I. Klasse (tribus).

Die erste Klasse umfaßt die Weine, welche Reichthum des Ertrages mit Feinheit des Auslaufes vereinigen (Col. III. 2 ext.). Hierzu gehört:

1. Der Aminer*) (aminea vitis, s. aminaea), nach Erweis alter Weingärten und Sagen einer von denen, die in Italien

*) Einige meinen, der Aminer sei unser Traminer. Der Gang, den derselbe aus Tyrol von Tramina, einem Dorfe an der Etsch, nach Deutschland genommen, sein Feuer, seine Haltbarkeit, Lieblichkeit und geringe Erträglichkeit macht dies nicht gerade unwahrscheinlich, doch meint man, daß der Aminer, wie ihn die Alten beschreiben, eine Versetzung aus der italischen Sonne in

am frühesten angepflanzt wurden (Col. III. 9), hat rothes Rebholz, liebt Warmgründigkeit, kommt aber in jeder Lage, mit Ausnahme sehr kalter Klimate, fort; die Traube liefert einen Wein, der zwar herbe, aber dauerhaft ist, durch das Alter gewinnt (Pl. XIV. 4, 1) und durch Lieblichkeit und Kraft Alle aussticht (Col. III. 2, 7. Pallad. III. 9). Ja,

— — Aminäische Reben verleihen hochalternden Kraftwein!

Virg. G. II. 97.

In den Digesten wird er zu den süßen Weinen gezählt; aus seinen Trauben wird Omphacium bereitet (Pl. XII. 60). Er vermehrt sich durch Absenkung sehr gut, läßt sich auch pfropfen. Seine starke Vermehrungsfähigkeit machte mir möglich, auf dem ceretanischen Gefilde, von einem einzigen frühreifenden Stocke 2 Juger Weingärten zu besetzen (Col. III. 9). Weil er warmen Boden liebt, wandern die Setzlinge lieber aus einer kalten in eine warme, als aus einer warmen in eine kalte Lage (Col. III. 9); in magerem Erdreich schlägt er ohne öfters gegebene Düngung zurück. Er wird spät tragbar (Col. III. 9). Die Meinung der Weinbauern, daß er an einer ihm natürlichen Untragbarkeit leide, halte ich für unbegründet (Col. III. 7). Varro, der diesen Wein den scantianischen nennt (Pl. XIV. 5), und Cato versichern, daß den alten Weingartmännern, die hauptsächlich den Aminer kannten, jedes Joch 600 Urnen ertragen habe. Ich selbst hatte vor vielen Jahren im Gebiete von Ardea und Carseoli in Samnien und von Alba einige wenige aminische Stöcke; sie erwiesen sich so fruchtbar, daß jeder einzelne Jochstock drei, an Laubwänden (pergulae) zehn Urnen Wein brachte (Col. III. 7).

Es giebt zwei Arten: (Col. III. 2. Florent. Geop. V. 17.)

a) Der große Aminer (aminaeum majus), verlangt schweres, sehr fettes Land; auf mittlerem Boden gedeiht er nicht wohl, auf magerem fast gar nicht (Col. III. 2), doch kommt er in nebligen Gegenden gut fort (Cato 6); weil die Blüthe öfter am Joche als am Baume leidet, eignet er sich nicht für baumlose Weingärten, auch nicht wohl für Baumweingärten. Er macht wenige Knoten, zeichnet sich aber durch Fülle der Blätter und Ranken,

---

unser Klima nicht vertragen haben würde. Schneyder, der Weinbau der Römer, S. 4. Andere (Schübler und Martens, Flora von Württemberg, S. 163) glauben in dem Gutedel ihn wieder zu finden.

durch Größe der Beeren und Trauben aus, die sich, aufgehangen oder bei einem Schmidt geräuchert (Pl. XIV. 5), oder eingemacht (Col. XII. 43), aufbewahren lassen.

b) Der kleine (a. minusculum) oder der ächte (germanum) Aminer, ist tragreicher, blüht schneller und besser ab, macht bescheidnere Ansprüche an den Boden, hält Sturm und Wind tapferer aus, setzt gut an, hat kleinere Beeren (Pl. XIV. 4, 1) und liefert höhern Ertrag, aber nicht so wohlschmeckenden Wein als der vorige (Col. III. 2). Er paßt für den Baum und das Joch (Cat. 7), doch will er sonnige Stellung (Cat. 6).

Zu der Gattung der Aminer gehören auch die Zwillingsreben (gemellae), so genannt, weil sie stets Doppeltrauben setzen. Ihr Wein ist herbe, aber sehr kräftig (Pl. XIV. 4, 1) und wie der Aminer haltbar (Col. III. 2). Es giebt deren 2 Sorten:

α) Der kleine Zwilling (minor gemina). Diese allbekannte Rebe bekleidet die hochberühmten vesuvischen und surrentinischen Hügel und den Fuß des Massikerberges; Holz und Frucht trägt sie sehr gut am Joche und bringt einen Wein, der dem kleinen Aminer nahe kommt. In dem übrigen Italien ist sie für Weingärten und das Weinjoch weniger geeignet, als für Baumweinpflanzung. Ihr Leben verschönt sich bei dem sommerlichen Wehen des Westwindes, wird aber von dem Südwinde niedergedrückt (Col. III. 2); jeden andern Wind kann sie ertragen.

β) Der große Zwilling (major gemina), dem Vorigen nicht unähnlich, beansprucht fetteres Land, während jener auf Mittelboden noch fruchtbar bleibt (Col. III. 2).

Der aminische Wollwein (a. lanata) führt diesen Namen nicht, als ob er unter den Aminern allein, sondern weil er vorzugsweise in wollartigem Pflaum ergrauet. Er treibt stark ins Holz und blüht wegen der Dichtheit des Laubes nicht gut ab (Col. III. 2); die Trauben reifen unter allen Aminern zuerst, faulen aber bald.

Man hat auch einen syrischen und spanischen Aminer; jener ist von schwarzer Farbe, dieser unter den schlechten Sorten die beste (Pl. XIV. 4, 8).

Außerdem giebt es noch einen besondern Aminer. Dieser, dem großen Zwilling in Blatt und Stamm nicht unähnlich, steht ihm am Geschmacke etwas nach; er gehört zu den hochedlen Sorten und ist selbst dem nächstfolgenden noch vorzuziehen, denn er

blüht besser ab und trägt reichlicher. Die Trauben fallen ins Weiße, die schwellenden Beeren sitzen gedrängt. Er, mit ziemlich geringem Boden zufrieden, gehört zu den am meisten erträglichen Weinen (Col. III. 2).

2. Der nomentanische Stock*), hat von Nomentum seinen Namen; sein Holz ist mattröthlicher als des Aminers, woher auch Einige diese Stöcke „Röthlinge" (vites rubellianae), die Anlagen aber „Röthlingsgärten" (vineae rubellae) nennen (Col. III. 2. Pl. XIV. 4, 2). Der Wein, hellroth, lieblich, aber weniger edel als der Aminer, erlangt seine Vollkommenheit in 4 bis 5 Jahren. Man nennt ihn „Hefensetzer" (faecinium), weil er mehr überschüssigen Schleim (faex) als Andere ablagert; diesen Mißstand gleicht er aber durch Traubenfülle aus, mag man ihn am Joche oder am Baume ziehen. Die nomentanischen Stöcke können Wind, Wetter und Reif wohl aushalten; sie leiden mehr durch Trockniß und Hitze, als durch Regen und Kälte, und gedeihen daher in kaltem und feuchten Boden noch sehr gut (Pl. XIV. 4, 2). Die Blüthe verläuft schnell, weswegen auch die Reife ziemlich rasch eintritt; bei starkem Sonnenbrande verschrumpfen die sehr fest sitzenden Beeren wegen ihrer harten Schale und kleinen Kerne sehr leicht. Der Nomentaner freut sich besonders des fetten Erdreichs, welches seinen schmächtigen und kleinen Trauben einige Fülle giebt; er ist tragbarer als der Aminer. Diese Eigenschaft hat besonders die kleinere Sorte mit weniger geschlitztem Blatte und mattröthlicherem Holze (Col. III. 2).

3. Der von den Bienen oder Wespen (apis), die nach den Trauben sehr begierig sind, genannte Bienen- oder Wespenwein**) (v. apiana) gilt in Etrurien als der vorzüglichste. Es giebt davon zwei (Pl. XIV. 4, 3), nach Andern (Col. III. 2) drei, sich in Blattbau und Reifzeit unterscheidende Sorten. Die erste und die edelste ist ganz nackten, die andern sind wolligen Blattes; das Rankenwerk der beiden letzten ist sich gleich, der Auslauf (fluxura) aber in so fern verschieden, als die eine Sorte

*) Den Nomentaner glaubt man in dem Traminer oder Formentin rouge wieder zu finden. Henderson, Gesch. d. Weine, S. 33.

**) Der Bienen- oder Honigwein soll der französische Muskat oder der italienische Muskateller sein. Dieser Name führt selbst darauf, denn musca, mouche bedeutet: Fliege oder ein anderes ähnliches Insect. Im Vocabulario della crusca ist indeß der Name von moscado (Moschus) abgeleitet.

später den Beigeschmack des Alters annimmt. Die Bienen- oder Honigweine tragen auf fettem Boden sehr voll, bleiben aber auf Mittellande tragbar; weil die Trauben bald reifen, passen sie für kalte Striche sehr gut; die Lese muß schleunig erfolgen (Cat. 24), damit die Frucht nicht die Beute ihrer geflügelten Liebhaber werde oder bei Regenwetter, ihrer Neigung gemäß, fäule. Der Wein, anfänglich süß, wird mit den Jahren herbe (Pl. XIV. 4, 3) und erregt Beschwerden in Kopf, Nerven und Blutadern (Col. III. 2). Die Trauben lassen sich einmachen, halten sich aber, wie die Aminer und Fäciner nur unter sich, abgesondert von Andern (Col. XII. 45).

4. Der eugeneische Rebstock (v. eugenea), dessen Name (Gutedel) seine Vortrefflichkeit ankündigt, stammt von den tauro-minitaschen Hügeln in Sicilien; er wächst nur auf den albanischen Hügeln; an andern Orten artet er aus und entspricht kaum seinem Namen. Er verträgt kalten, feuchten Boden (Col. III. 2), liebt aber heißes Klima (Pl. XIV. 4, 3). Cato (6) kennt einen Zwillingsgutedel (Pl. XIV. 5).

5. Der Allobroger Wein (v. allobrogica), liebt kaltes Klima (Pl. XIV. 4, 3) und, gleich dem vorigen, Hügel mehr, als Ebenen. Sein Traubenblut, von schwarzer Farbe, geht, wie viele schwarze Weine, durch langes Liegen ins Hellere über. Seine Lieblichkeit wechselt mit der Gegend (Col. III. 2); aller Orten bleibt er fruchtbar und ersetzt durch reichliche Tracht, was ihm auf ärmeren Lande an Güte etwa abgeht (Pl. XIV. 4, 3).

6. Der Rhätier*) (v. rhaetica), vor den Zeiten des Kaiser Tiberius ein angesehener, in dem Gebiete von Verona bis Comum (Strab. IV. 6) gezogener Tafelwein (Pl. XIV. 3) von pechartigem Geschmacke (Pl. XIV. 4, 3), wächst in seiner Heimath am Besten. Strabo stellt ihn jedem beliebten ital. Weine gleich; Virgil (G. II. 96) hält ihn für werth, mit Allen, nur nicht mit dem Falerner, um den Preis zu ringen (Pl. XIV. 8, 5). Der alte Cato lobte ihn, wie Servius erzählt, vorzüglich und wurde deswegen von Catullus, der nichts daran zu loben fand, getadelt. Er war, nächst dem Setiner, der Lieblingswein des Octavianus (Suet. Aug. 77). Die Rebe erfordert ein gemäßigtes Klima, ist aber gegen Boden und Luft sehr empfindlich (Pl. XIV. 4, 3);

*) Soll der Veltliner sein.

die Fülle der Trauben ist nicht besonders, sie sind aber groß und fließen gut (Col. III. 2, 27). Auf dem Lager geht seines Weines Farbe ins Hellere über (Pl. XIV. 4, 3). Der von den am Meere belegenen Alpen genannte Rhätiker ist jener vielgelobten Sorte ganz ungleich. Er hat kurze, dichtsitzende, kleine Beeren, mit äußerst dünner Haut und sehr kleinem Kern, der Chius heißt; er giebt schlechten Wein (Pl. XIV. 4, 8).

II. Klasse.

Die zweite Klasse hat Gedeihlichkeit und reichliche Tragbarkeit der Reben zum wesentlichen Merkmal. Die Güte des Weines einzelner Sorten stehet so hoch, daß sie der vorigen Klasse sehr nahe kommen (Col. III. 2). Man rechnet dazu:

1. Der fäcinische Stock (v. faecinia) oder Hefensetzer, ein Röthling, blüht früh, leidet in der Blüthe nicht vom Wetter, kann Wind und Wetter ertragen und gedeiht besser auf feuchtem und kalten, als auf warmen und trockenen Boden (Pl. XIV. 4, 3). Die Trauben haben starke Schale, halten sich, sind zum Einmachen geeignet (Col. XII. 45); der Wein setzt viele Hefe (Col. III. 2).

2. Der Bituriger (v. biturica), gallischer Abkunft, trägt außerordentlich viele (Col. III. 9), aber nicht sehr beerenvolle Trauben (Pl. XIV. 4, 3), von vortrefflichem Geschmack (Col. III. 21) und gutem Flusse (Col. III. 2), hält viel aus und versagt nicht auf magerem Boden; im Uebrigen hat er gleiche Eigenschaften mit dem Vorigen.

3. Der Viseter, mehr holz- als traubenreich, empfindlich gegen den Wechsel der Witterung, bleibt von anhaltender Kälte oder Hitze unbeschädigt. Es giebt eine größere und kleinere Sorte, welche letztere, die beste, einen ganz eigenen Boden erfordert. Am gedeihlichsten ist ihr Mittelland, wie auf den sabinischen Höhen, wo sie häufig vorkommt. Auf fettem Boden fault die Traube, auf magerem kommt sie nicht fort. Große, starke Blätter schützen sie gegen Hagel, sie müssen aber mit eintretender Reife abgenommen werden, sonst fallen die Beeren, auch wenn sie nicht faulen, ab (Pl. XIV. 4, 3). Sie sind süß.

4. Die Königstraube (v. basilica s. basilea), besonders den Dyrrhachiern beliebt, kann Hitze und Südwind ertragen, wächst häufig (Pl. XIV. 4, 4), trägt reichliche (Col. III. 9) und

schmackhafte Früchte (Col. III. 2). Die Spanier nehmen zwei Sorten davon an, eine mit länglichen, die andere mit runden Beeren und diese, Cocolobis von ihnen genannt, wird meistentheils gekeltert. Die Weine beider Sorten grenzen an die ersten Ranges (primae notae); die Stöcke besitzen eine große Widerstandsfähigkeit gegen Wind und Regen und versagen auf magerem Boden nicht; Kälte vertragen sie besser als Feuchtigkeit und diese besser als Trockniß (Col. III. 2). Je süßer der Wein, desto besser ist er; er verträgt das Altern und erlangt erst nach einigen Jahren einen Grad von Güte. Es ist ihm eigen, daß der, welcher jung herbe schmeckt, im Alter süß, und der anfänglich süße, dann herben Geschmackes wird und alsdann dem Albaner den Rang streitig macht (Pl. XIV. 4, 4). Deswegen läßt sich die von Seneca (ep. 36) angeführte Bemerkung Aristo's auf ihn anwenden: Er habe einen jungen, ernsten Mann lieber, als den von munterem und liebenswürdigem Betragen; denn der Wein, der jung hart und herbe schmecke, werde durch Alterung gut, der aber schlage bald um, der auf der Kufe gut züngele. — Er steigt leicht zu Kopfe und soll bei Blasenübeln als Arznei getrunken werden können (Pl. XIV. 4, 4).

5. Der Viselwein (visula), und der vielleicht nach seinem Vaterlande, Argos, oder seiner Farbe genannte

6. Kleine Weißling (argitis), erfreuen sich mäßig guten Bodens; ist er fett, wachsen sie allzuüppig, ist er mager, werden sie schwach und tragen nicht. Sie haben mehr Neigung zum Joche, als zu Bäumen, obwohl der Weißling noch an hohen Bäumen viele Reben und Trauben trägt (Pl. XIV. 4, 4). Die Viselrebe mit kurzem Holze, breitem, vollen und gegen Hagelwetter vorzüglich schirmenden Blattwerke, paßt am besten für die niedrigsten Stockwerke (tabulata), an denen sie ganz vollsetzt. Die Lese beider muß mit der Reife erfolgen, sonst fallen die Beeren ab; bei nasser Witterung faulen sie eher, als sie träufeln (Col. III. 2).

7. Die Helvolatraube (helvola*), hat ihren Namen von ih-

*) Man nimmt an, daß diese oder die albuelische Traube die sei, welche am Rheine Albe, Elbe oder Elbling heißt. Sie sollen von den ersten Reben abstammen, welche aus Italien nach Deutschland verpflanzt wurden. Die Sprache ist bei Mangel an historischen Zeugnissen oft der einzige Faden, an dem man den Gang der Cultur erkennen kann. Sehr viele Benennungen, deren sich heut noch unsere Weingärtner bedienen, deuten darauf, daß die

rer blaßrothen (helvus) Farbe, die in verschiedenen Schattirungen zwischen Purpur und Schwarz schwankt. Sie wird darum auch die Schillertraube (variana) genannt (Pl. XIV. 4, 4); die, welche mehr in's Schwarze gehen, werden für die Besten gehalten; sie geben größere Masse, die blaßrothen köstlichern Wein. Die Beeren, bei keiner Sorte gleich gefärbt, sehen am Stocke schön aus (Col. III. 21). Die Eine wie die Andere trägt im Wechsel der Jahre mehr oder weniger Most von weißer Farbe; je weniger sie Trauben haben, um so schöner wird der Wein (Pl. XIV. 4, 4). Das Joch kleiden sie sehr gut, besser als den Baum, und nehmen mit Mittelboden vorlieb (Col. III. 2). Zu Virgil's Zeiten soll diese Traube noch unbekannt gewesen sein (Pl. XIV. 3), aber doch kennt schon Cato (6. Pl. XIV. 5) eine kleinere Art und auch (24) Helvenwein.

8. Die Weißtraube (v. albuelis) ist, wie Celsus sagt, an Hügeln einträglicher als auf der Ebene, tragbarer am Baum, als am Joche und wieder mehr in der Spitze, als in der Tiefe des Baumes (Pl. XIV. 4, 4). Sie bringt viel Holz und Frucht (Col. III. 2).

9. Der precische Stock (v. pretia), am adriatischen Meere, wird von den Griechen sehr gepriesen (Pl. XIV. 8. Virg. G. II. 92). Er empfiehlt sich durch die Trefflichkeit seines Blutes (Virg. G. II. 95) und die Geeignetheit seiner Trauben zum Einlegen (Pl. XIV. 4, 4). Es giebt davon eine Sorte mit größeren und eine andere mit kleineren Beeren. Beide grünen in dichtem, dem Epich ähnlichen Laube; die Trauben werden schnell reif (Col. III. 2); daher stammt auch vielleicht der Name (precius v. praecoquus) oder von πρέκνος st. πέρκνος, von der Farbe seiner schwarzschaligen Beeren.

10. Der gräkulische Stock (v. graecula), giebt dem aminischen an Vortrefflichkeit des Geschmackes nichts nach, hat aber

---

Römer der Deutschen erste Lehrer in Bau und Behandlung des Weines gewesen sind. Wir führen hier die allbekannten Namen an: Wein (vinum), Most (mustum), Läuer oder Läuerwein (lora s. lorea), Aimer, in der Gegend von Heilbronn Ammer (amphora), Faß (vas), Kufe (cupa franz. cuve), Moos, süddeutsch (mosa), Kübel (cupa s. cupella), Seidel (situla s. sitella), Kelter (calcatorium), keltern (calcare), Bracke, d. i. Kelterscheid (brachium), Secker, d. i. das Abgeschnittene, (sectum), Keller (cella), Pfahl (palus), Termstöcke an der Mosel, d. i. Grenzstöcke (terminus) u. s. w.

sehr zarte Beeren und so kleine Trauben, daß man ihn nur auf dem fettesten Boden anpflanzen darf*). Er ist ein Ausländer; zu ihnen gehört:

a) der mareotische (v. mareotica), oder wegen der Nachbarschaft Alexandriens, der Alexandriner (Athen. I. 25), um den ägyptischen See Mareia oder Moreotis (j. Birket Karum), trägt köstlich schmeckende Trauben; der Wein ist süß, balsamisch, durchdringend, betäubend; darum schreibt ihm Horaz (Od. I. 37, 14) Wirkungen auf den Geist der Kleopatra bei. Es giebt eine dunkle und helle Sorte, welche letztere die bessere ist, sich leicht verdauen läßt und nicht in den Kopf steigt. Derjenige, welchen Kleopatra bei dem Feste gab, welches sie Cäsar bereitete, scheint ganz vorzüglich gut und dem Falerner etwas ähnlich gewesen zu sein (Lucan. X. 161. Athen. I. 25). In seiner Heimath wächst er in schwarzem Boden, in Italien gebaut (Col. III. 2), verlangt er fettes Erdreich (Virg. G. II. 93); er verträgt üble Witterung und wird alt; trotz seiner schwarzen Beeren wird er roth, wenn er lange liegt (Pl. XIV. 9, 6).

b) Der thasische (v. thasia), in seinem Vaterlande Thasos, unter Thracien ausgezeichnet (Pl. XIV. 9) und vorzüglicher als der von Lesbos; er ist vortrefflichen Geschmackes (Pl. XIV. 4, 8), trägt aber wenig Trauben und kleine Beeren. Der Wein ist feurig, süß, lagert langsam ab, nimmt mit den Jahren einen feinen Apfelgeruch an und eignet sich zum Vermischen anderer guten Weine (thasium infundere). In Italien verlangt er leichten Boden (Virg. G. II. 93). Hippokrates verlangt, daß er im Alter mit 25 Theilen Wasser verdünnt werde (de morb. III. 30).

c) Der psythische Wein (v. psythia). Die Trauben werden getrocknet (Stat. Sylv. IV. 9, 38) und dann erst gepreßt; der Wein hat einen eigenen, fremden, nicht weinigen Geschmack; er wird mit Wasser verdünnt (Pl. XIV. 11) und scheint durch seine scharfe Süßigkeit den Trinker in die Brust zu stechen (Athen. I. 22); der Stock setzt aber sparsam. Die Traube ist wegen der kleinen Beere minder ergiebig, aber äußerst wohlschmeckend. Es giebt eine in's Schwarze fallende Sorte (v. melampsytium).

d) Der sophortische Wein.

*) Man hält ihn für die korinthische Traube.

e) Der alexandrinische Stock*), am Berge Phalaktra in Troas heimisch, ist kurz, hat cubituslange Reben, schwarze Beeren von der Größe einer Bohne, weiche und sehr kleine Kerne, schiefhängende, süße Trauben und ein kleines rundes Blatt ohne Einschnitte (Pl. XIV. 4, 9).

f) Der ägische Wein, bringt Tafeltrauben (Pl. XIV. 4, 9).

g) Die rhodische Traube, ein köstliches Gewächs, den Göttern werth und dem Nachtisch (Virg. G. II. 101), wird am besten an warmen Wänden (Col. III. 2). Der Wein ist dem coischen ähnlich (Pl. XIV. 10).

h) Die ceraunische Traube (v. ceraunia), von ihrer blitzenden (κεραύνιος) Farbe oder von Ceraunus in Epirus genannt, ist sehr süß (Col. III. 2).

Wegen ihrer kleinen Beeren und wenigen Trauben fließen diese Sorten bei uns nicht gut und werden darum, obwohl ihrer Virgil (G. II. 91) gedenkt, so gut wie gar nicht gebaut (Pl. XIV. 4, 7).

i) Der unter den Griechen als „Amethyst" (amethystinum) bekannte Wein von schwarzer Farbe, läßt sich auch hier einstellen. Mit dem Alter wird er lieblich und unschädlich; er ist der einzige Wein unter allen, der nicht berauscht. Wegen seiner Unwirksamkeit zur Erregung der Nerven (iners in tentandis nervis) heißt er auch der Kraftlose (inerticula); noch treffender könnte man ihn den „nüchternen" (sobria) nennen (Pl. XIV. 4, 4. Col. III. 2).

Den Schluß mag der erst zu Columella's Zeit bekannt gewordene, nach der Sitte mit einem griechischen Namen (dracontion) belegte „Drachenwein" ausmachen. Seinem inneren Werthe nach läßt er sich mit dem Aminer, nach Fruchtbarkeit und Wohlgeschmack mit dem arcelatischen, basilischen und biturischen Weine in Vergleich stellen (Col. III. 2).

III. Klasse.

In die dritte Rangklasse bringt Celsus die Sorten, welche sich einzig durch Ertragsfülle empfehlen (Col. III. 2. Pl. XIV. 4, 5). Hierher gehören:

*) Soll jetzt unter dem Namen vigna del orso gebaut werden.

1. Der helvenacische Stock (v. helvenacia). Es giebt davon drei Sorten, zwei größere und eine kleinere, welche letztere die Gallier, von denen wir sie vielleicht erhielten, emarcum nennen. Sie unterscheidet sich von der ersten durch ihr rundes Blatt; der Wohlgeschmack der Traube ist größer, als die Fruchtbarkeit des Stockes. Der Wein ist mittelmäßig, aber besser als der der andern Sorten, von denen man die eine auch die geizige (avara v.) nennt, weil sie nicht so viele Frucht trägt, als sie erwarten ließ; sie ist von erdigem Geschmacke. Diese Sorten mosten gleich gut; ihr Wein ist sich auch ziemlich gleich (Col. III. 2). — Alle drei haben schwaches Holz; man muß sie mit Gabeln stützen, damit sie ihre Trauben tragen; sie halten trockenes Wetter, auch Kälte, doch ohne Regen aus; auf ganz magerem Boden gedeihen sie häufiger, als andere. Sie lieben die Seewinde, die ihnen jedoch nach vorgängigem Thau schädlich werden. In Italien wachsen sie unter allen Stöcken am schlechtesten, sie haben sehr wenige und sehr kleine Trauben, welche noch am Stocke faulen (Pl. XIV. 4, 5). In manchen Gegenden läßt sich ihr Wein lange aufbewahren (Col. III. 2), doch hält er sich gewöhnlich nicht über ein Jahr*); er steigt auch zu Kopfe (Pl. XXIII. 24). Läßt man die Trauben länger am Stocke und verdreht ihnen die Stiele oder trocknet man sie auf Ziegeldächern, oder schneidet man die Rebe bis auf's Mark ein, so kommt der Wein nicht zur Gährung (Pl. XIV. 11). — Gräcinus glaubt, daß der Helvenacier sich seiner Natur nach für Italien eigne, daß man ihn aber nicht recht behandle, man lasse ihm namentlich zu viel Holz, wodurch, wenn nicht ein hoher Grad Bodengüte vorhanden, seine Fruchtbarkeit verloren geht. Er hat den Vorzug, der einzige unter allen zu sein, der dem Brande (carbunculatio) nicht ausgesetzt ist (Pl. XIV. 4, 5).

2. Der Spionier (v. spionia) oder Dornenstock (spinea), vielgelobt (Col. III. 7) wegen der Vortrefflichkeit seines Mostes, mehr noch wegen der Größe seiner Trauben, trägt nicht sehr voll (Col. III. 2). Hitze und herbstliches Regenwetter hält er aus,

---

*) Es scheint darum ein leichter Rothwein (vinum hornum, fugax) gewesen zu sein. Er wächst noch im Kirchenstaate. Man hält ihn für den französischen vin d'Albi oder auch für den Bleichert, der zwischen Koblenz und Andernach an der Aar als Aarbleichert bekannt ist.

und ist der einzige, dem auch die Nebel zuträglich sind. Darum wächst er vorzüglich in der Gegend von Ravenna (Pl. XIV. 4, 6).

3. Der veniculische Stock (v. venicula), den die Campaner lieber den sirculischen oder scirpulischen (scirpula-Binsen-Stock) nennen, heißt auch der staculische (stacula), zu Terracina und Rom (Col. XII. 4, 3) der numisianische. Eigenthümliche Vorzüge besitzt er keine, er hängt in seinen Eigenschaften von der Qualität des Bodens ab (Pl. XIV. 4, 6). Seine Blüthe verläuft gut; die großen, mostreichen Trauben (Col. III. 21) sind seit Alters (Col. XII. 43) zum Einmachen in die Töpfe die besten; in surrentinischen Gefäßen (Pl. XXXV. 46) behält er die meiste Kraft, doch nur bis in die Gegend des Vesuv (Pl. XIV. 4, 6). Die Beeren sehen wie getrocknet aus (Pl. XIV. 4, 8), und setzen sparsam (Col. III. 2). Man kann daraus, wie aus den afrikanischen Trauben, gesottenen Wein machen. Damit sie von der Sonne getrocknet werden, bleiben sie längere Zeit am Stocke, oder man siedet sie in Oel (Pl. XIV. 11).

4. Der murgentinische (v. murgentina), schon Cato (6) bekannte Wein, stammt aus Sicilien und wächst am Vesuv und bei Clusium; Einige nennen ihn auch den pompejischen oder den Municipalwein (Pl. XIV. 4, 7). Er ist ein Hauptwein; die mostreichen Trauben sind groß (Col. III. 2), der Stock trägt, außer in Latium, nicht voll (Pl. XIV. 4, 7). Nach 10 Jahren hat der Wein seine Schönheit völlig erreicht; lagert er länger, bessert er sich nicht mehr. Sein Genuß verursacht Kopfweh, welches bis zum nächsten Tage anhält (Pl. XIV. 8).

5. Der Horkoner (v. horconia), trägt in Campanien sehr reichlich; die Trauben werden nur zum Verspeisen gebraucht (Pl. XIV. 4, 6).

6. Der mörische Stock (v. merica) wird sehr alt und hält sich trotz aller üblen Witterung; die Trauben sind groß, mostreich und sitzen einzeln (Col. III. 2); die Beeren sind schwarz (Auson. ep. 21); der Wein wird bei längerer Lagerung roth (Pl. XIV. 4, 6).

7. Die Albanerrebe (v. albana), von den südlich von Rom sich erhebenden Bergen, giebt einen sehr süßen, selten einen herben Wein, der erst später in Aufnahme gekommen ist (Pl. XXIII. 20) und den dritten Rang abwechselnd behauptet hat (Pl. XIV. 8, 3). Den Nerven ist er ziemlich heilsam; man glaubt, daß die süßen Albaner dem Magen nicht so dienlich sind, wie die herben

(Pl. XXIII. 20), die man für die besten hält, und die an Herbe nur von der Cocolobis übertroffen werden (Pl. XIV. 4, 4). Horaz (Od. IV. 11) und Juvenal gedenken des Albaners oft lobend. Jung ist er meist süß und dick, alt aber trocken; nach längerem Liegen verbessert er sich, wird aber selten vor dem 15. Jahre trinkbar (Juven. XIII. 214).

9. Der schwarze Fregeller (v. fregellana) aus Campanien, trägt große, aber nicht viele Trauben (Col. III. 2, 27).

10. Die Kistentraube (v. arcelaca), wird von Vielen irrthümlich für die Argitis gehalten; es giebt davon eine größere und eine kleinere Sorte, deren erstere besonders tragbar und angenehmen Geschmackes ist (Col. III. 2).

11. Die Oliventraube (v. oleaginia), von ihrer Aehnlichkeit mit den Oliven benannt, ist erst ganz neuerdings von den Tiburtern entdeckt worden und die jüngste Sorte, die man hat (Pl. XIV. 4, 8).

12. Der Laubenwein (v. pergulana).

13. Der Fereola und

14. der irtolische Stock (v. irtiola), ebenfalls erst ganz kürzlich bekannt gewordene Sorten, sind sämmtlich tragbar, aber nach der Qualität ihrer Weine noch nicht erkannt. Der letzte gehört für die umbrische, mevanatische und picenische Landschaft (Pl. XIV. 4, 7).

IV. Lokalweine.

Diese, nur in gewissen Lokalitäten heimischen Weine sind durch Bodenverhältnisse oder Pfropfung entstanden und konnten auf unsere Autoritäten hin keiner der bisherigen Klassen zugetheilt werden. Dazu gehört:

1. Der tudernische Stock (v. tudernis) von Tudernum, einer Stadt in Umbrien (Sil. IV. 222).

2. Der Florentiawein.

Beide sind bei den Tusciern einheimisch (Pl. XIV. 4, 7).

3. Die Maulwurfstraube (v. talpana), führt ihren Namen von ihrer Maulwurfsschwärze; sie giebt weißen Most und ist in Arretium zu Hause (Pl. XIV. 4, 7).

4. Der etesische Stock (v. etesiaca) bei Arretium, von ungewisser Fruchtbarkeit; je voller er hängt, desto schöner wird der Wein. Er trägt sich bisweilen todt (Pl. XIV. 4, 7).

5. Der conseminische Stock in Arretium, verändert, wie die wilde und manche andere, jeder Zeit schlechte Rebe, seine Blätter zur blutrothen Farbe; die zahlreichen, schwarzen Trauben liest man 14 Tage später, als die übrigen; sie sind nur zum Verspeisen zu brauchen; der Wein ist von keiner Dauer (Pl. XIV. 4, 7).

6. Der Zwerg (v. pumula), gehört der aviternischen Gegend an (Pl. XIV. 4, 7).

7. Der bananische Wein (v. banana) aus dem Aviternischen, wird sehr geschätzt; die Lese fällt öfters aus (Pl. XIV. 4, 7).

8. Die numisianische Rebe (v. numisiana), fließt gut und hat große Trauben (Col. III. 2), die man in der Nähe Roms für den Wintergebrauch in Gefäßen einlegt, wo sie sich lange erhalten (Col. XII. 43).

9. Die gallische Rebe (v. gallica), trägt harte und einzeln sitzende Beeren, die man in Gefäßen für den Winter einlegt. Es giebt eine größere und eine kleinere Sorte (Col. III. 43).

10. Der Municipalwein, in der Gegend von Tibur, scheint dort sonst stärker, als jetzt gebaut worden zu sein (Pl. XIV. 4, 7).

11. Die Kernentraube (v. vinaciola), ist ausschließlich den Laurentiern und Sabinern bekannt (Pl. XVI. 4, 7).

12. Die gauranische Rebe (v. gaurana), auch die falernische genannt, stammt vom Berge Gaurus am Lukrinersee (der mit dem falernischen Gaurus nicht zu verwechseln ist) von falerner Reben, wächst auf den Höhen (Pl. XIV. 8), artet aber an allen Orten gleich aus (Pl. XIV. 4, 7).

13. Der tarentiner (v. tarentinum), ein sehr süßer (Pl. XIV. 4, 7) und nicht ganz ruhmloser Wein (Pl. XIV. 8, 6). Die beste Sorte kommt von Aulon, des fruchtbaren Bacchus Günstling (Hor. II. 6, 9).

Aulon, den edle Wolle und herrliche Trauben berühmt macht,
Gebe das köstliche Vließ dir und mir geb' er den Wein!
Mart. XIII. 125.

14. Der Wein von Capua, dem surrentiner ähnlich (Ath. I. 21), wächst am Fuße des Tifata; er, schon zu Hannibals Zeit berühmt, trug nicht wenig bei, die Schwelgerei der punischen Heere zu befördern.

15. Die bucciniatische } Rebe,
16. Die tarrupische }

wächst auf den thurinischen Hügeln und wird vor dem Froste nicht gelesen (Pl. XIV. 4, 7).

17. Der servitianische
18. Der consentinische
19. Der tempsische
20. Der babische
} Wein,

wächst am ausonischen Meere im untern Italien; diese Sorten sind nicht ganz ruhmlos (Pl. XIV. 8, 6).

21. Der Lagariner, aus der Gegend von Grumentum (Pl. XIV. 6, 8).

22. Der Lukaner, kommt in bindigem Boden und nebelhaftem Klima fort (Pl. XIV. 6, 8. Cat. 6).

23. Der Thuriner, von der östlichen Ebene am tarentinischen Busen.

24. Der messalische, der berühmteste Wein des untern Italiens, ist sehr söffig und dabei gesund (Pl. XIV. 8, 6).

25. Der Massiker (v. massicum), der von Horaz (I. 1, 19. III. 21, 5. Sat. II. 4, 51) oft gefeierte Sorgenbrecher (Hor. II. 6, 20) von dem Massiker-Berge, vorzugsweise der „Traubenträger" (uvifer) genannt (Stat. Sylv. IV. 3, 64), im N. W. von Campanien und in der Nähe von Sinuessa (Mart. XIII. 111), unter welchem das Falerner Gefilde sich ausbreitet (Virg. G. II. 96), gehört zu den edelsten, nach Columella (III. 8) zu den ersten Weinen der Welt. Sein schon gedachter Abkömmling vom Berge Gaurus wetteifert um die dritte Palme (Pl. XIV. 8).

26. Der Surrentiner (v. surrentinum), stammt von amineischen Stöcken, wird blos in Weinbergen, und damit er nicht in die Höhe geht, an Pfählen gezogen. Er scheint zu den dünnen, leichten Weinen von wenigem Körper zu gehören, die, wie Athenäus, auf Galens Autorität hin, behauptet, sich nie gründlich ablagern, zwar früh genießbar werden, aber etwas scharfen, wenigstens nicht milden Geschmackes (Stat. Sylv. III. 5, 102) sind und nur den Namen eines spiritusreichen Essigs verdienen. Wenn sie bis zum vierten Jahre nicht umschlagen, werden sie mit dem 10. Jahre angenehm und halten sich äußerst lange (firmissima vina). Der Surrentiner bleibt gewöhnlich bis zum zwanzigsten Jahre scharf und herbe, verbessert sich aber nachher fortwährend, so daß er in Ansehung seiner Trefflichkeit mit dem Falerner wetteifert und den Kranken, bei eintretender Besserung, gegeben werden

kann (Pl. XIV. 8, 3). Er blähet gar nicht, erregt kein Kopfweh und hebt die rheumatischen Beschwerden des Magens und der Gedärme (Pl. XXIII. 20), ist aber sehr stark (Pl. XXIII. 21). Der Kaiser Tiberius liebte ihn wenig und sagte, die Aerzte hätten sich verschworen, ihn in Aufnahme zu bringen, er sei aber weiter nichts, als spirituöser Essig; sein Nachfolger, L. Cäsar, nannte ihn eine schöne Vappa (Pl. XIV. 8, 3).

27. Der Cäkuber (v. caecubum), der Liebling des Mäcenas (Hor. I. 20, 10), wird in den Pappelbrüchen des amykläischen Busens, zwischen Fundi und Cajeta (Mart. XIII. 112) (j. Castell Vetere) gewonnen aus Baumreben (δενδρῖτις). Er galt ehedem für einen der edelsten (Pl. XIV. 8, 1), nach Columella (III. 8) für einen der besten der Welt und war theuer. Galenus (Athen. I. 21) schilderte ihn als einen feurigen, zu Kopfe gehenden und erst nach vielen Jahren trinkbaren, aber wegen seiner Schärfe der Verdauung dienlichen (Hor. ep. 9, 35) Wein. Bithynischer, alter Weißwein soll von den Römern oft für Cäkuber gehalten worden, aber in diesem Zustande gewöhnlich bitter und ungenießbar gewesen sein. Horaz liebte ihn sehr und gedenkt desselben als eines köstlichen Festtrankes (Hor. I. 37. epod. IX. 3). Wegen der ihm wahrscheinlich in jungem Zustande eigenen Schärfe gilt er als der Verdauung diensam (Hor. ep. IX. 35). In unserer Zeit wird er nicht mehr gebaut (Pl. XIV. 8, 1); die größten Anlagen sind theils in Folge der Trägheit der Weinbauer jener Gegend, hauptsächlich aber durch den Graben, den Nero vom bajanischen und avernischen See bis Ostia zu ziehen und schiffbar zu machen suchte, eingegangen. Darum ist dieser Wein jetzt sehr theuer; die, welche glücklicher Weise davon noch haben, halten ihn als Seltenheit hoch (Mart. III. 26). Indessen —

Einst leert ein klügerer Erbe den Cäkuber,
Den hundert Schlösser wahreten, und benetzt
Mit edlerem Wein den stolzen Estrich,
Als bei den Mahlen der Oberpriester.
Hor. Od. II. 14, 25.

28. Der Fundaner (v. fundanum), aus derselben Gegend, wie der Cäkuber, ist vielleicht ganz dieselbe Sorte, hat nach Galen so viel Stärke und Körper, daß man ihn nur in ganz kleiner Quantität zu sich nehmen kann. Man zog ihn lange Zeit

dem Statauer als Tischwein vor. Er wächst in baumlosen Pflanzungen wie an Baumreben (Pl. XIV. 8, 3) und hält sich lange Zeit:

Diesen Fundaner ertrug der glückliche Herbst des Opimus;
Er schon preßte den Most, hat davon selber genippt.
Mart. XIII. 90.

29. Der veliternische Wein, von Veliträ, dem Stammorte der Familie der Octavier, und

30. Der privernatische Wein, wächst in der Nähe Roms (Pl. XIV. 8, 3). Sie gehören zu den Tischweinen dritten Ranges.

31. Der vaticanische Stock bei Rom, vom Vatican, giebt reiche Beute, aber von schlechter Qualität; man trinkt ihn meist mit besseren verschnitten (Mart. I. 19. VI. 92. X. 45, 5. XII. 48, 14).

32. Der Falerner (v. falernum), eine wahre Göttergabe (j. vino tazzese) aus dem Falerner Gebiete, hinter der campanischen Brücke (über die Savo) links von dem Wege nach der syllanischen Bürgercolonie, besonders der aus dem hier belegenen faustianischen Districte, etwa 4 Meilen von dem Flecken Cadias und 6 Meilen von Sinuessa, hatte vordem als Tischwein zweiten Rang, zu dem er durch sorgfältige Cultur auf wohlgeeignetem Berglande erhoben worden war (Pl. III. 5). Bis zum J. d. St. 700 gehörte er zu den edelsten Tischweinen; Varro (I. 2) wußte ihm keinen andern gleichzustellen; Horaz ist voll seines Lobes (Od. I. 20, 10; 27, 10; II. 6, 19); Cäsar beschenkte mit demselben drei Mal das Volk (Pl. XIV. 17) und auch jetzt noch wird keiner von den Weinkennern so hoch geschätzt (Pl. XIV. 8, 2). Der Dichter, als ob er vorausgesehen, daß sein Name einst in Aller Munde sein werde, legt ihm Unsterblichkeit bei. Er ruft:

Schenk! was gesäumt, daß du bringst den unsterblichen Wein von Falernum!
Gieb ein Gläschen mir noch, von dem alternden Faß!
Mart. IX. 93.

So ziemt sich's im Hause des Freundes, der nach Väter Sitte dem Freunde ein Glas alten Falerner zu reichen pflegt. In unserer Zeit, wo die Weinbauer durch die große Nachfrage auf den höchstmöglichen Ertrag hinzuwirken Bedacht nehmen, ist die Cultur etwas in Verfall gekommen, vielleicht auch, weil man ihn an

Bäumen zog, vielleicht, weil man jetzt reichlicher tragende Sorten vorzieht (Pl. XIV. 8, 2). Die Falerner Rebe verlangt eigensinnig, wie sie im Boden ist, das Joch oder das Stangengerüste (Varr. I. 8); gegen die Witterung empfindlich, finden in den Jahrgängen bedeutende Verschiedenheiten Statt. Es giebt, sagt Galenus (Athen. I. 21), zwei Sorten Falerner, die trockne und die süßliche, welche letztere nur dann gewonnen werden kann, wenn während der Lese fortwährend der Südwind weht; dadurch erhält der Wein eine tiefere Farbe, unter andern Verhältnissen wird er trocken und gelblich (*αὐστηρὸς καὶ τῷ χρώματι κιῤῥός*). Seine Farbe steigt von Schwarzroth (Mart. VIII. 77. XI. 50) ins Rothe (Sil. VII. 189), Braun (Mart. II. 40) und Hellgelbe oder Bernsteinfarbige (Pl. XXVII. 12); heller sieht er wahrscheinlich in der Jugend, dunkler im Alter aus. Dem Geschmacke nach theilt man die Falerner in herbe, süße und gelinde, dem Standorte nach in den Gauraner, der oben auf den Hügeln wächst, in den Faustianer oder den Wein der mittlern Region und den eigentlichen Falerner, vom Fuße der Berge. Es verdient bemerkt zu werden, daß keine einzige von den Trauben, aus denen dieser Wein bereitet wird, dem Gaumen wohl zusagt (Pl. XIV. 8, 2).

In der Jugend ist der Falerner ziemlich herbe; darum versetzt man ihn häufig mit Honig. Dadurch aber geht ihm der köstliche, ihm einzig eigenthümliche Geschmack verloren:

Attischer Honigseim, du störst den falernischen Nektar;
Solchen lauteren Wein misch' Ganymedes; so ziemt's.

Mart. XIII. 105.

Durch längere Aufbewahrung wird er mild und schmackhaft, im mittleren Alter dem Magen zuträglich. Er gehört zu den äußerst starken, kraftvollen, gluthigen Weinen, deren keiner die Adern so anschwellt (Pl. XXIII. 20). Zur Milderung seines Feuers verlangt er Wasser (Hor. Od. II. 20, 11), seiner Herbigkeit, lieblichen, süßen Chier (Tibull. II. 1, 27) oder Honig (Hor. S. I. 10, 24; II. 2, 12; 4, 24). Seines Feuergeistes wegen läßt er sich, was bei keinem andern Wein der Fall, anzünden (Pl. XIV. 8, 2), er ist aber unbändig (Pers. S. III. 3), macht trunken und schadet der Gesundheit. Er läßt sich lange aufbewahren und wird mit den Jahren um so wohlschmeckender für die Tafel,

nachdem leichtere Weine getrunken (Catull. 27), geeigneter (Hor. Od. II. 3, 8), aber auch theurer (Varr. I. 65). Aus Galens Angabe geht hervor, daß er vom 10.—20. Jahre am besten ist, später aber eine unangenehme Bitterkeit annimmt, die indessen nicht sehr hervorstechend gewesen sein mag, denn ein guter Weinkenner, Horaz, thut in einer Ode den Vorschlag, eine mit ihm gleich, folglich damals 33 Jahre alte Amphore von sehr schönem Jahrgange anzubrechen. Falernerblut aus guten Herbsten hält in Glasflaschen sich, ohne etwas vom Geschmacke einzubüßen, besser, als auf thönernen Amphoren. Die, welche nicht besondere Vorliebe für vollkommene trockene Weine haben, geben mittelaltem, etwa 15jährigen Falerner den Vorzug (Cic. Brut. 83). Sie erreichen ein Alter von 40 und mehr Jahren. Als unseren Cicero einst bei Damasippus schlechter Wein statt 40jährigen Falerners vorgesetzt wurde, bemerkte er scherzhaft: Dieser Wein hat sein Alter mit außerordentlicher Standhaftigkeit ertragen (Macrob. Saturn. II. 3).

Bei anhaltendem Husten soll man den Falerner nüchtern und unvermischt trinken. Er stillt den Durchfall und nährt den Körper, dagegen macht er trübe Augen und ist weder den Nerven noch der Blase diensam (Pl. XXIII. 20).

33. Der Stataner, in mehreren Sorten vorhanden, ist von dem Falerner, in dessen Nähe er wächst, nicht sehr verschieden (Pl. XXIII. 21); man rechnet ihn jetzt zu den vorzüglichsten Weinen (Pl. XIV. 8, 3).

34. Der calenische Wein (v. calenum), von Cales (j. Calvi) in Campanien, an Bergen und in Sträuchern wachsend, dem Mäcenas beliebt (Hor. I. 20, 9), ist ein milder Wein (Juven. I. 69), der nach Galenus dem Magen besser als der Falerner zusagt. Zu meiner Zeit hat sein Ruhm etwas verloren (Pl. XIV. 6), Horaz aber trank ihn sehr gern. Tiberius und Drusus, die Stiefsöhne des Augustus, setzten ihn dem Dichter, der öfters bei ihnen speiste, gewöhnlich auf (Hor. Od. IV. 12, 14).

35. Der Setiner (v. setinum), ein dem Falerner sich nähernder Bergwein (Mart. X. 74) aus dem benachbarten Setia (j. Sezza), oberhalb Forum Appii, von lichter Farbe (Juvenal. X. 25) und so vorzüglicher Güte, daß man sagte, er sei für Bacchus selbst zurückgestellt worden (Sil. VIII. 379). Wenn er

gleich nicht stark ist, besitzt er doch hinreichende Haltbarkeit, um im Rauche nicht umzuschlagen (Juven. V. 34).

> Setia, hängest am Berg und schaust pomptinische Fluren,
> Schickst aus der winzigen Stadt uns manch' alterndes Faß.
>
> Mart. XIII. 99.

Der Kaiser Augustus und fast jeder der nachfolgenden Cäsaren zog diesen lieblichen und leichten Wein allen vor, weil er erfahrungsmäßig keinen Auswurf verursacht (Pl. XIV. 8) und die Verdauung befördert (Pl. XXIII. 21). Galen empfiehlt ihn wegen seiner Unschädlichkeit (Athen. I. 21). Es bleibt zu bemerken, daß Horaz, der doch fast aller guten Weinsorten seiner Zeit gedenket, dieses Lieblingsweines seines kaiserlichen Gebieters keine Erwähnung thut.

36. Der Puciner (v. puoinum), wächst nicht weit vom Quell Timavus am adriatischen Meere, auf einer von Seewinden bestrichenen Anhöhe (j. Tybein oder Duino), die aber nur wenige Amphoren liefert. Kein Wein läßt sich in der Medicin so gut anwenden; er besitzt eine das Leben verlängernde Kraft (Pl. XVII. 3). Livia Augusta wenigstens maß ihr Alter von 80 Jahren einzig diesem Weine, den sie ausschließlich getrunken hatte, bei. Der auch an der Hadri.. .vachsende Wein, den die Griechen unter dem Namen des präcianischen so sehr priesen (Pl. XIV. 8, 1), ist wahrscheinlich derselbe.

37. Der Wein von Signia (v. signinum) in Latium, eine gewöhnliche Sorte von wahrscheinlich weißer Farbe, ist so hart und herbe, daß er eigentlich zu den Arzneimitteln gehört (Pl. XXIII. 21). Er thut bei dem Durchfall gute Dienste (Pl. XIV. 8, 3. Sil. VIII. 379). Doch:

> Tränkest du signischen Wein, aufhaltend den flüssigen Leib dir,
> Sei gekürzet der Durst, daß nicht plötzlich er schließt.
>
> Mart. XII. 113.

38. Der Wein von Spoletum (v. spoletinum), von schöner Goldfarbe, ist leicht und angenehm (Mart. XIII. 120; XIV. 116).

Campanien, fast überall vortrefflich zum Weinbau geeignet und durch seine Rebenberge hoch angesehen (Flor. I. 6, 5), hat neben den starken auch schwache, für Leute von feiner Geburt gesunde Weine (Pl. XXIII. 24). Die Einwohner aber verfälschen durch andere geringere ihre bessern Sorten (Mart. I. 19) und bringen geflissentlich neue, häufig mit griechischen Namen

belegte Weine in den Handel, deren Güte nicht bekannt ist. Dahin gehört außer dem schon oben genannten:

39. Der trebellische; wächst 4 Meilen von Neapolis (Pl. XIV. 8, 6).

40. Der trebulanische; kommt aus dem campanischen Trebula (Pl. XIV. 8, 6).

41. Der caulinische, aus der Umgegend von Caulon (j. monte caulone) bei Capua (ib.).

42. Der trifolinische, vom Berge Trifolium; hier von jeher gerühmt, gehört er doch zu den schlechten Sorten (ib.).

Ich Trifoliner bekenn', nicht bin ich vom ersten Lyäus;
Unter den Weinen indeß bin ich der siebente Stock.

Mart. XIII. 111.

43. Der Wein von Cäre (v. caeretanum), ist äußerst gering (Mart. XIII. 121).

44. Der pelignische, ist kein Herrenwein; er paßt nur für Leute niederen Standes (Mart. XIII. 98; I. 27).

45. Der Wein von Veji (v. vejentanum), gehört zu den schlechten (Mart. I. 104).

46. Der formianische Wein, von Formiä, nahe bei Cajeta, erlangt nach Athenäus bald das zum Trinken gehörige Alter. Horaz (Od. I. 20, 10) findet ihn besser und kostbarer, als selbst den Cäkuber. Plinius (XIV. 8, 6) stellt ihn erst nach diesem und dem Setiner. Im Alter nimmt er eine ölige Weichheit an (Hor. Od. III. 16, 34).

47. Der pharische Wein, wächst in der Gegend von Pisä (Pl. XIV. 4, 7) in Etrurien, eine Landschaft, welche vielen, aber nicht besonders guten Wein erzeugt.

48. Der Wein von Luna und

49. Der Wein von Genua (Pl. XIV. 4, 7).

50. Der ullische Stock, aus der Gegend von Verona, liefert auf der Tafel angesehene Trauben, die sich wie die rhätischen räuchern lassen (Pl. XIV. 3).

51. Die prusische Rebe, in der Gegend von Mutina, trägt schwarze Trauben, welche die wunderbare Eigenschaft haben, daß sie sich nach der Sonne drehen. Sie heißen daher auch Wendetrauben (Streptos). Der Wein davon wird nach 4 Jahren weißlich (Pl. XIV. 4, 7).

52. Der Sabiner (v. sabinum), ein leichter süßer Tischwein, von röthlicher Farbe, der aus Pfahltrauben gewonnen wird (Varro I. 8). Horaz (Od. I. 20) nennt ihn einen gemeinen und Martial (X. 49) einen bleiernen Wein; so ganz schlecht mag er doch nicht gewesen sein, da ihn Ersterer mit Cäkuber und Caleser seinem Mäcenas anbieten konnte. In der Jugend ist er nicht wohlschmeckend, vom vierten (Hor. I. 9, 7), nach Athenäus (I. 21) vom siebenten Jahre wird er lieblich, gehört aber nie zu den vornehmen Weinen, welche Plinius aufzunehmen für gut fand. Er läßt ihn aus und sagt nur von einer der unedlern Sorten, sie sei den sabinischen Hügeln vertraut und von einer andern (vinaciola), die blos die Sabiner und Laurenter kannten.

53. Die picenischen Weine, werden jenseits der Alpen gesucht, wie in Italien die gallischen (Pl. XIV. 4, 7).

54. Der cäsenatische und

55. Der mäcenatische Stock, wächst mitten in Italien (Pl. XIV. 8, 5).

56. Der prätucische und

57. Der anconische Stock, sind unter denen, welche am oberen Meere wachsen, die vorzüglichsten. Sie werden von einem dort aufgeschlagenen Palmbaume auch Palmweine genannt (Pl. XIV. 8, 5).

58. Der adrianische, im innersten Busen des oberen Meeres (Pl. XIV. 8, 5).

59. Der latininensche,

60. Der graviscanische,

61. Der statoniensische Stock, wächst am unteren Meere (Pl. XIV. 8, 5).

62. Die libysche Rebe (v. libyca) aus Afrika, empfiehlt sich durch ihre Schmackhaftigkeit als Tafeltraube (Col. III. 2).

63. Der Wein von Labici, hält zwischen dem Albaner und Falerner die Mitte.

64. Der Wein von Verona (jetzt noch als vino santo bekannt und als Muskatwein hochberühmt), wird von Cassiodor den griechischen Weinen vorgestellt.

Zuletzt werde hier noch der narbonnischen Sorte gedacht. Sie, erst vor sieben Jahren in Alba Helvia, in der narbonnischen Provinz, entdeckt, blüht in einem Tage ab, und deswegen wenigen Unfällen ausgesetzt, wird sie auch jetzt in der ganzen Provinz angepflanzt (Pl. XIV. 4, 9).

V. Sorten mit bezeichnenden Namen.

Die nachfolgende Classe trägt Namen, welche größtentheils gewisse besondere Eigenthümlichkeiten der Reben oder Trauben oder des Weines angeben.

1. Der duracinische Stock*) (v. duracina), entweder von der Härte oder Haltigkeit (durare) seiner Trauben benannt, kommt als weiße und als schwarze Sorte vor. Man schätzt ihn nicht sowohl wegen seines Weines als seiner Frucht, welche zu den Tafeltrauben gehört (Pl. XIV. 4, 8) und Hitze, Kälte und jede böse Witterung dergestalt ertragen kann, daß man nicht nöthig hat, sie am Stocke in Glasgefäßen zu verwahren; sie lassen sich auch aufgehängt und geräuchert aufbewahren (Pl. XIV. 5. Cato 6). Der Kaiser Augustus liebte sie mit Brod zu essen (Suet. Aug. 76).

2. Der ambrosische Stock (v. ambrosiaca), hat zuckersüße Trauben und sonst gleiche Eigenschaften, wie der vorige (Pl. XIV. 4, 8).

3. Der orthampelische Stock (v. orthampelos), hat seinen Namen von seinem geraden (ὀρϑός) Wuchse. Er bedarf weder Pfahl noch Stütze, denn er trägt sich selbst.

4. Der dactylische Stock (v. dactylis) oder der Fingerstock, ist nur so dick wie ein Finger (dactylus); er hat sehr lange Beeren (Pl. XIV. 3; 4, 8).

5. Der columbinische Stock (v. columbina) oder der Taubenstock, trägt reichlich (Pl. XIV. 4, 8).

6. Der Purpurstock (v. purpurea), auch die Zweibrust (v. bimamma) genannt, trägt noch reichlicher, er setzt statt der einzelnen Traubenzweige (racemi) ganze Trauben an, die von vortrefflichem Geschmacke sind (Virg. G. II. 95) und zum Essen in die nahe Stadt verkauft werden (Col. III. 2). Polyphem preiset sie der Golatea:

> Mir glühn Purpurtrauben an lang ausrankenden Reben,
> Mir auch gelbe, wie Gold; dir sparen wir diese, wie jene.
>
> Ovid. M. XIII. 813.

Unter den Landleuten nicht selten, verherrlichen den Nachtisch bei Philemon und Baucis:

> Auch großbeerige Trauben von Purpurreben gesammlet.
>
> Ovid. M. VIII. 676.

*) Soll der Krachgutedel sein.

7. Die bumastische Traube oder das Kuheuter*) (bumastus), wegen seiner großen, saftigen, wie ein milchvolles Euter (βυ — μαστος) strotzenden Trauben, heißt auch Großbrust (bumamma, Varr. II. 5. Macrob. Sat. II. c. ult.); sie soll dieselbe wie die vorige sein. Die schwarze wie die weiße Sorte (Pl. XIV. 4, 9) trägt an warmen Wänden gezogen (Col. III. 2) schwellende Trauben (Pl. XIV. 4. Virg. G. II. 101).

8. Der Tripedaner (v. tripedanea) oder Dreifußer führt von der Größe seiner Trauben diesen Namen; er trägt sehr reichlich (Pl. XIV. 4, 8).

9. Der leptoragische oder der kleinbeerige Stock, ist dadurch merkwürdig, daß an den größern Beeren sich kleine (λέπτοι) ansetzen, welche jenen an Milde und Annehmlichkeit nichts nachgeben (Pl. XIV. 3).

10. Die Unzentraube (v. uncialis), von der Schwere zweilöthiger (uncia) Beeren benannt (Pl. XIV. 4, 9), gehört zu den Tafelweinen.

11. Der Pechwein (v. picina), entweder von seinem pechartigen Geschmacke oder von seiner pechschwarzen Farbe genannt, liefert Tafeltrauben (Pl. XIV. 4, 9). Er ist aus Gallien zu uns gekommen (Pl. XIV. 3).

Daß der pechige Wein vom traubenreichen Vienna
Kam, bezweifele nicht; ihn sandt' Romulus mir.

Mart. XIII. 104.

12. Der stephanitische Stock (v. stephanites) oder der Kranzstock (Kranzler), bildet Krümmungen und Kreise (Col. III. 2. Isidor. XVII. 5); die Trauben (uva coronaria) bieten das Naturspiel, daß die Beeren von den zwischen ihnen wachsenden Blättern gleichsam bekränzt werden (Pl. XIV. 4, 9); sie zählen zu den Tafeltrauben.

13. Die Markttraube (v. forensis), reift früh, sieht schön aus, lockt dadurch zum Kauf und ist leicht zu tragen (Pl. XIV. 4, 9).

*) Die Sprache der Griechen drückt den Begriff der Größe oder Ungeheuerlichkeit durch βυ — von βυς, der Ochse — in zusammengesetzten Wörtern aus. Man vergleicht damit die der gemeinen Sprachart in Deutschland gehörigen Worte: Ochsen, fleißig studiren — ochsiggroß, Ochsenpflaume Ochsenauge, Ochsenfraß, Ochsenherzkirsche u. A.

14. Der Aschenwein (v. cinerea),

15. Der rabusculische (v. rabuscula), von bräunlicher Farbe,

16. Der eselsfarbige (v. asinusca),

sind nicht geachtete Tafelweine (Pl. XIV. 4, 9).

17. Der alopecische (alopecis), der wie der Schwanz eines Fuchses (ἀλώπηξ) aussieht, kommt als Tafelwein gar nicht in Betracht (Pl. XIV. 4. 9).

18. Der hasenfarbige Wein (lagéos), ein Grieche, der schnell Adern und Gehirn durchdringt, hat seinen Namen von der Hasenfarbe der Trauben. Er ist fein und

— den Fuß zu lähmen bestimmt und die Zunge zu fesseln.

Virg. G. II. 93.

Meine Leser werden finden, daß ich, obschon ich gegen 130 Sorten aufführte, viele ausgelassen habe. Ich will nicht in Abrede stellen, daß es noch mehrere beachtenswerthe Weine giebt, ich habe mich aber auf die beschränkt, welche in Italien gebaut und welche durch das einstimmige Urtheil unserer Zeitgenossen für die besten gehalten werden.

IV. Die Rebschule (vitiarium).

Vorbedingung eines sichern, erfreulichen und einträglichen Weinbaues ist eine eigene, unter den Augen des Hausvaters gehaltene Rebschule (Col. III. 4). Sie verbürget die der Lage und dem Boden entsprechenden Sorten (Cat. 6) und überhebt des Ankaufes von Wurzelfechsern, die aus verschiedenen und fernen Gegenden zwar dargebracht werden, aber, wenn selbst unverdorben erhalten, für gute Auswahl und Anpaßlichkeit an Boden und Klima keine Gewähr haben. Jede Rebsorte liebt eine Gegend vorzugsweise fast eigensinnig und schreckt vor Versetzungen nicht weniger zurück, als ein römischer Mann, der, aus Italien verbannt, eine neue Heimath suchen muß. Fernher gebrachte Fechser sterben oft lieber, als daß sie das neue Vaterland annehmen; sogar angekommen, lassen sie, ohne Anhänglichkeit an die neue Herrschaft und aus Verdruß über die Versetzung, in der alten Heimath ihre Vorzüge ganz oder theilweise zurück (Pl. XIV. 8). Man bestimme sich nie durch schöne Namen zum Ankaufe

einer Sorte; nicht auf Namen, sondern auf Boden und Klima kommt's an; eine und dieselbe Rebe gedeihet anders in dieser, anders in jener Situation, bis zur gänzlichen Veränderung ihrer Erträglichkeit oder ihres Geschmackes (Pl. XIV. 4, 3). Freilich vergehen 2 Jahre, ehe Setzlinge der Rebschule zu entnehmen sind, die Wartezeit ist indeß nicht von solchem Belange, wie die Ueberzeugung, ausgesuchte und paßliche Sorten zu haben und die Gewißheit, Wurzelfechser auszulegen, die stets sicherer anschlagen, als Hammerschnittlinge.

Gemäß der Natur der Rebe und der Rathschläge Erfahrener, wählt

— — der Mann, der nichts der wachsamen Sorge versäumt.
Virg. G. II. 265.

zur Anlage einen größern oder kleinern (Pall. III. 10), sonnigen und freien Platz entweder in oder nahe bei dem Weingarten selbst (Pl. XVII. 35, 4, 6). Allgemeine Anforderungen an den Boden sind: mittelmäßige Güte, Lockerheit und Saftigkeit. Irrthümlich verlangten die ältern Lehrer des Weinbaues fettes Land. Darin kommen zwar die Zöglinge leicht an (comprehendere), aber für Reben wie für Baumreiser besteht der Grundsatz, sie lieber aus einem magern, kalten und trägen Boden in einen guten, warmen und treibenden, als in umgekehrten Richtungen, zu verpflanzen (Pl. XVII. 16. Col. III. 5.), damit

— — die veränderte Mutter nicht scheu mißkenne den Schößling.
Virg. G. II. 268.

Die Bodenverhältnisse der Rebschule (seminarium) und des Weingartens müssen sich entsprechen. Liegt dieser am Berge, wähle man für jene ganz trocknen Boden, damit sich die jugendlichen Stöcke an Frugalität und wenigen Erdsaft gewöhnen; in der spätern Armuth werden sie sich nicht verletzt fühlen. Mager erwachsene Stöcke, auf wässeriges Land gebracht, werden leicht wurzelfäulig (Col. de arb. 1.); feucht erzogene gehen im trockenen Lande zurück. Hat der Garten ebne und starkfeuchte Lage, kann die Rebschule von derselben Bodenbeschaffenheit sein.

Das für Rebenkinder ausersehene Mutterland (terra nutrix) ist zunächst mit dem Doppelspaten zu riolen (pastinare), d. h. in Furchen von einer Tiefe von 1½ oder knappen 2 Fuß, an Abhängen und Hügeln von 3 Fuß und darüber aufzugraben (Col. III. 5. XI. 2. Pl. XVII. 35, 4). Das Juger ebnes Land

zu riolen, erfordert 50 Arbeitstage, an Abhängen kann man 60, bei Bruchsteinen, Toff, oder sonst schwer zu bearbeitenden Erdarten 80 bis 100 rechnen (Col. de arb. 1). Soll an der Stelle der Rebschule auch der Weingarten angelegt werden, muß man drei Fuß tief arbeiten und die Tagewerke angemessen vermehren.

Die beste Riolzeit ist der December und Januar, mit Ausnahme der Tage vom 1. bis 12. Januar, an denen fromme Landleute jede Erdarbeit ruhen lassen. Mit Eintritt des Favonius, wenn das Sternbild Kallisto untergeht, erfolgt der Schluß (Col. XI. 2).

Die auf die nach bestimmten Räumen abgemessenen Bänke aus den Furchen geworfene Erde wird, nachdem sie längere oder kürzere Zeit ausgewittert, wohlgereinigt, ausgebreitet, unter einander gemischt und so gelockert, daß sie, mit der Marra wieder eingebracht, bei der angenommenen Mitteltiefe des Grabens von 2 Fuß, die Erdoberfläche um eben so viel überragt, also 4 Fuß hoch über einander zu liegen kommt. Große Schollen sind ein Zeichen schlechter Riolung (Pl. XVII. 35, 4).

Demnächst werden die Schnittlinge (surculi) oder Stecklinge (cacumina) so frisch als möglich (Col. XI. 2), wenn es sein kann, noch an dem Tage der Abnahme (Pl. XVII. 35, 3) eingelegt. Sollten Hindernisse eintreten, lege man sie in eine trockene Grube, bedecke sie mit Stroh und schütte Erde darauf; so geschützt gegen Sonne, Wind und Kälte, braucht nur die Spitze sichtbar zu sein (Pl. XVII. 24). Waren sie in längerer Zeit getrocknet, thue man sie zur Anfrischung einige Tage ins Wasser (Pl. XVII. 35, 3).

Rebhölzer (sarmenta) legt man recht dicht in Löcher oder lange Furchen, reihenweise; 1½ Fuß in der Breite und ½ Fuß in der Länge dürfte die angemessenste gegenseitige Entfernung, für jede 240 Fuß lange Reihe gegen 600 und auf den ganzen Juger 24,000 St. die erforderliche Zahl sein (Col. III. 5). Ist der Boden mager, breite man ihnen etwas fettere Erde unter (Pl. XVII. 35, 4), überall aber beschütte man, je zwei und zwei mit gepulverter Erde, welche, damit sie fest anschließe, mit der Pfahlschaufel niederzudrücken ist.

Das durch die belebten und leblosen Dinge waltende Naturgesetz der Vererbung der Eigenschaften der Mutter auf das Kind (Col. III. 9) gilt auch für die Reben. Tragbarkeit und

Nichttragbarkeit verpflanzt sich von Stock zu Stock. Darum entnehme man die Schnittlinge nur von fleißigen, recht tragbaren Müttern (matrix). Unsichere Kennzeichen dafür sind die reichliche Besetztheit einzelner Reben oder das Ausschießen einzelner Ranken oder Nebenranken aus dem harten Holze, — der zur Fortzucht taugliche Stock muß, wie der Soldat seinen Muth in mehreren Feldzügen, seinen Tragfleiß in mehreren, wenigstens vier Herbsten bewährt haben, an einzelnen Stellen des harten Holzes, selbst an kleinen Aesten und von unten mit großen, dünnhülsigen, saftreichen Beeren, von süßem Geschmacke, in großen Trauben besetzt (Pall. III. 9), durch Unzuverlässigkeit der Blüthe nicht zum Betrüger geworden sein und seine Frucht weder so zeitig reifen, daß sie den Vögeln, aber auch nicht so spät, daß sie dem Herbstwetter verfällt, was stets schlechten Wein erzeugt (Col. III. 6). Die sich in dieser Weise hervorthuenden Stöcke zeichne man, um sie zu kennen und zu benutzen, in jeder Lese mit einem Anstriche von Röthel und Essig; derselbe leistet dem Wetter Widerstand (Col. de arb. 2).

Gewöhnlich werden die Schnittlinge aus dem bei der Schneidelung unnütz befundenen Rebholze (sarmentum) genommen. Ich halte das für tadelnswerth. Wie geringfügig es scheint, so ist es doch für Schnittlinge wichtig, die Reben, die Rebentheile und die Stelle, an der sie saßen, in Betracht zu ziehen. Eine zum Setzen bestimmte Blindrebe (novellus palmes) muß zeugungsfähig und fruchtbar (Col. III. 6), ohne hartes, altes, zur Fäulung geneigtes Holz, aber mit Blüthenknospen besetzt sein (Pl. XVII. 35). Aus jeder geeigneten Rebe kann man mehrere Schnittlinge machen. Die besten entnimmt man der Mitte (Pall. III. 9) oder nach der bildlichen Landsprache, der Lende (e lumbis), fünf oder sechs Augen weit über dem alten Holze, denn diese, weil sie nicht zu viel des aufwärts strömenden Saftes erhalten haben und aus einer schlechtern in eine bessere Lage kommen, entarten nicht leicht. Den nächsten Werth haben die aus dem s. g. Achselstück (ab humeris); die schlechtesten kommen vom Fuße und aus dem Scheitel (Col. arb. 3), denn sie sind bei zu viel Saft zu üppig erwachsen.

— — — — Drum nicht schwankender Reiser
Oberstes nimm, noch schere vom obersten Baume den Setzling.

Virg. G. II. 299.

Die obersten Spitzen der jungen Triebe (summa flagella) kommen sehr bald an, werden aber früh alt und wollen nie recht tragen (Pall. III. 9), obschon Columella (de arb. 3) das Gegentheil behauptet. Wasserranken (pampinarii), d. h. solche, welche aus dem dicken, alten Holze vorschlagen, darf man nicht einlegen (pangere, deponere); sie bleiben unfruchtbar (Pl. XVII. 35, 3), selbst wenn sie am Mutterstocke getragen haben sollten. Durch ihn nur sind sie zum Tragen befruchtet; versetzt, erfüllt sich die Bedingung der Unfruchtbarkeit, die sie bei ihrem Entstehen eingingen (Pall. III. 9. Col. III. 10).

Ranken, deren Knoten weit von einander abstehen, gewähren, gleichermaßen die s. g. Güstreben (spadones), d. h. solche, die an einer fruchtbaren Stelle des Mutterstockes gewachsen sind, aber nichts lieferten (Col. III. 10), keine Hoffnung auf Tragbarkeit; sie wird durch nahe an einander sitzende Knoten vorgedeutet (Pl. XVII. 35, 3).

Als Regel hält man fest, daß die Schnittlinge nicht unter drei und nicht über sechs Augen haben und wenigstens einen Fuß lang sein sollen (Pl. XVII. 35, 3), weil aber manche Sorten kürzere, andere längere Knotengelenke haben, kann man nicht bei allen Sorten nach derselben sich richten. Es ist genug, wenn von 6 Augen 3 – 4 unter die Erde zum Wurzeltreiben, die andern aber über die Erde zum Schoßentreiben kommen. Zu tief darf man sie durchaus nicht einlegen, damit man sie als Würzlinge nach zweijährigem Stande leicht und ohne Beschädigung der Wurzeln ausnehmen und größerer Tragbarkeit gewiß sein kann (Pall. III. 9).

Manche Winzer pflegen die Blindreben, namentlich die Pfeilreiser, vor dem Einlegen am Kopfe (caput) oder dem untern Ende zn drehen, um sie leichter wieder ausnehmen zu können, oder auch zur Beförderung der Wurzelbildung die Gelenkknoten in der Mitte zu durchschneiden, daß das von Schuß zu Schuß sich absondernde und die Ranken in die Höhe treibende Mark nicht auslaufen kann (Pl. XVII. 35, 1). Diese, wie jede Beschädigung halte ich für schädlich (Pall. III. 9); die s. g. Dreiauger (trigemmes), d. h. Schnittlinge, die man ungedreht, wie sie abgeschnitten werden, pflanzt, verdienen den Vorzug (Pl. XVII. 35, 3).

Die Rebe wird noch in folgenden verschiedenen Weisen fortgepflanzt:

1. Durch Senker (propagines), Ableger oder Gruber (mergi). Die Natur hat uns diese für die Rebe beste (Virg. G. II. 63) ergötzliche (Cic. de senect. 15, 8) und in den Baumweingärten allein anwendbare Fortpflanzungsmethode (Pl. XVII. 35, 23) an den immer fortwurzelnden Ranken der Brombeeren, des Epheu und einiger anderer Gewächse selbst gelehrt (Pl. XVII. 21). Man zieht nämlich eine Rebe des alten Stockes, in der Nähe seiner Stütze, abwärts, legt sie, vielleicht mit eingeschnittenem Gelenkknoten, eingebogen in eine 4' lange und eben so breite Grube und bindet die aus der Erde vorstehende Spitze an einen leeren Pfahl, damit der Senker gerade aufwärts wachse. In dem Bogen erfolgt alsbald die stärkste Bildung von Ranken, die sogleich an das Joch geleitet werden. Oft kommt es vor, daß das fortgesenkte junge Rebholz (propagatum flagellum) schon im ersten Jahre dieselbe Frucht trägt, die es am Mutterstocke (mater) getragen haben würde. Im zweiten Jahre wird der Senker oben in der Krümmung bis aufs Mark eingeschnitten, damit er die Kraft des Stockes nicht gänzlich an sich ziehe und sich allmählich gewöhne, durch eigene Wurzeln ernährt zu werden. Von der Mitte September bis Mitte October des vollen zweiten Jahres wird er nächst dem Haupttriebe (palma) der Krümmung abgeschnitten, in eine Grube gesetzt und, damit er seine Wurzeln in die Tiefe senke, mit Erde beschüttet. Verschiebt man das Abschneiden bis ins Frühjahr, wo die Augen schon zu treiben anfangen (gemmare), verlieren die der Mutter plötzlich beraubten Kinder (pulli, soboles) die Winterzeit, in der sie sich hätten kräftigen können; sie werden dadurch zu sehr geschwächt. Glaubt man, daß er nicht Wurzeln genug habe, werde er erst im dritten Jahre abgeschnitten und im vierten versetzt (Col. IV. 15).

Absenker (provins) empfehlen sich ganz besonders zur Ergänzung lückenhaft gewordener junger oder alter Weingärten und zur Versendung. Sollen sie weit transportirt werden, senke man sie gleich in Körbe oder irdene Gefäße, in denen sie unausgehoben von einem Orte zum andern geschafft werden können. (Pl. XVII. 21).

Eine andere etwas luxuriöse, in Baumweingärten sehr anwendbare Weise der Fortpflanzung lockt die Würzeln selbst auf

den Bäumen hervor. Die Ranken werden nämlich durch mit Erde gefüllte Körbe oder irdene Gefäße, in denen sie Wurzeln schlagen, gezogen, nach 2 Jahren abgeschnitten und mit dem Korbe eingesetzt. Gewiß, eine kühne und witzige Erfindung, in der Höhe, weit über der Erde Senker zu erziehen! (Pl. XVII. 21.) — Man kann aber auch in den Arbusten einen Stock oder eine Rebe neben seinem oder einem andern noch unvermählten Baume in einem Graben von 4' Länge, 3' Breite und 2½' Tiefe niederlegen; das von solchem Senker neben dem Mutterstocke noch aus der Erde hervorstehende Ende muß, damit es nicht ausschlage, beschabt werden; zwei Augen behält das obere hervorstehende Ende; vier kommen in die Erde zum Wurzelschlagen. Nach Jahresfrist wird er bis ans Mark eingeschnitten, damit er sich nach und nach an seinen eigenen Wurzeln begnügen lerne; über der Erde wird er auf zwei Augen weggeschnitten. Im dritten Jahre vom Mutterstocke abgelöst, wird er tiefer in die Erde gelegt, damit das abgelöste Ende nicht ausschlage. Der daraus entstehende Wurzling wird gleich nach der Weinlese aufgenommen (Pl. XVII. 35, 23).

Neulich hat man die Erfindung gemacht, einen Drachen (d. h. eine ausgediente, viele Jahre alte, harte Rebe) an die Bäume zu pflanzen. Man schneidet ihn, so groß man ihn nur haben kann, vom Stocke, schabt ihm drei Viertel seiner Länge die Rinde ab — daher heißt er auch Schabling (rasilis) — legt den beschabten Theil in eine Furche und richtet das andere unbeschabte Ende an dem Baume in die Höhe. Auf diese Weise erzieht man am schnellsten Stöcke. War der Mutterstock stark, oder der Boden schlecht, so wird er gewöhnlich, bis die Wurzel stark ist, an der Erde weggeschnitten. Das Einlegen darf nie bei Thau oder Nordwind erfolgen und die Stöcke müssen gegen Nordost, ihre Reben aber gegen Süden gerichtet werden (Pl. XVII. 35, 24).

2. Durch Hammerschnittlinge (malleoli), d. i. durch Knothölzer oder vorjährige Ranken (flagellus) mit 3—6 Augen, an deren beiden untersten Seiten ein Köpfchen altes Holz sitzen bleibt, das ihnen die Gestalt eines Hämmerchens (malleolus) oder einer Doppelaxt giebt (Col. III. 7. Geop. IV. 12, 7; V. 8, 10—12). Diese ältere (Plin. XVII. 35, 3), in den Provinzen gebräuchlichste Art der Fortpflanzung (Col. III. 14) hat veranlaßt, daß man jeden Weinschnittling „Hämmerchen“ nennt. Man lobt diese

Methode auch jetzt noch (Virg. G. II. 299), doch ist das Bedenken gegen sie erhoben, daß das am Senker verbliebene alte Holz in der feuchten Erde schnell in Fäulung übergehe, wodurch zuerst die zarten Würzelchen und in Folge davon die oberen Theile der Hämmerlingsrebe (virga malleolaris) zum Absterben kämen. Aus diesem Grunde schneiden die berühmtesten Lehrer des Weinbaues, J. Atticus und Cornelius Celsus, Saserna, Vater und Sohn, das alte Holz ab und legen das Reis mit seinem bloßen Köpfchen ein (Col. III. 17).

Will man, wie viele Weinbauern, besonders in den Provinzen, einen Weingarten ohne Anzucht aus der Rebschule gleich mit Hammerschnittlingen besetzen, wird leichter, löslicher Boden vorausgesetzt; bindiges und schweres Land erfordert durchaus bewurzelte Fächser, die dann viel leichter ankommen, weniger Nachpflanzung erforderlich machen und kräftig, wie sie sind, Wärme, Kälte, kurz jede Witterung ausstehen und frühzeitiger tragen (Col. III. 14).

3. Durch Pfeilreiser (sagittae), d. h. die äußersten, schwammigen Spitzen, die, weil sie weit von dem Mutterstocke ausschießen oder wegen ihrer an der Spitze pfeilartigen Verdünnung diesen Namen führen. Wir haben schon gesagt, daß diese bei der Schneidung der Knothölzer gewonnenen Spitzen auszulegen, die besten Weingärtner (Virg. G. II. 299) verwerfen, weil sie allzusaftig und unfruchtbar sind; wenn sie ja Erträgniß geben, sind die Traubenkämme klein und die Stöcke sterben bald ab. Einige drehen sie vor dem Einsetzen am untern Ende; dies ist eine Mißhandlung, die Jeder unterlassen sollte (Col. III. 19. Pall. III. 9. Plin. XVII. 35, 3).

4. Durch Fußlinge. Die Reben werden, wie die Fußlinge der Feigenbäume, mit einem Ansatze (calx) oder Fuße (perna) alten Holzes abgerissen; sie kommen, weil das Reis (stolo) noch etwas Holz vom Mutterstamme und einige Zasern behält, zwar leicht an (Pl. XVII. 13; 35, 3), sie stehen aber denen aus den Mittelstücken an Werthe nach.

5. Durch ausgesäete Kerne (Pl. XVII. 10. Cic. de senect. 15, 5). Sämlinge wachsen langsam und schlagen oft aus der Art (Virg. G. II. 14, 59).

6. Es giebt noch eine Art der Fortpflanzung. Ein ganzer Weinstock nämlich wird eingegraben und mit Keilen zerspaltet; die zerspaltenen Reben werden in Furchen gelegt, deren jede



mehrere Setzlinge giebt. Fallen sie zu schwach aus, so werden zur Verstärkung Stangen daran gebunden und die Seitentriebe gelassen (Pl. XVII. 35, 27).

V. Der Satz (satio).

Jeder anzulegende Weingarten muß zuvor entweder umgegraben oder mit dem Doppelspaten riolt werden. In den Provinzen ist Riolung nicht gebräuchlich (Col. III. 13), für mürbes (putris) und lösliches Erdreich nicht nöthig (Col. V. 4), bei Geschlossenheit des Bodens aber sehr empfehlenswerth (Pl. XVII. 35, 7), um ihn in jene lockere Verfassung zu bringen, welche den in die gehörige Tiefe eingesetzten Fächsern gestattet, ihre Wurzeln auszubreiten.

Die oben schon angegebenen Grundsätze gelten auch für das Riolen des Weinberglandes. Es beginnt von dem kürzesten Tage bis zum Favonius (Pl. XVIII. 64. Col. XI. 2) und wird in Ebenen 2½', an Bergen 3', an steilen Bergen und Abhängen 4' ausgeführt. Riolung und Satz macht sich bei trockenem oder schwachfeuchten Boden am besten, dann jeden Falles besser, als wenn er schmierig ist. Gerodetes Baum- oder Waldland oder Feld, das von den Wurzeln des Farrenkrautes (filix) und anderer verderblicher Gewächse verunreinigt ist, läßt man, weil es schwieriger zu säubern ist, lieber umgraben als riolen (Pall. II. 10) und bringt die Satzreben, wie auch dort, wo das Pflanzland gar keine besondere Bearbeitung (molitio) bedarf, in aufgeworfenen Gruben (fossa s. scrobes), besser noch in die durch die ganze Länge eines Beetes (tabula) laufende, 2½—3' breite und 2½—3' von einander entfernte Furchen. Die Gruben sollen 3' lang und breit — nach den Griechen nur 2' breit — sein (Pl. XVII. 35, 8) und eine Tiefe von nicht unter 2' und nicht über 2½' haben. In wässerigen Gegenden, wie um Ravenna, kommt man dann dem Sprudelwasser sehr nahe (Pl. XVII. 16); an Abhängen dagegen und auf fettem, schwarzen Boden, wo man den Ordnungen größere, 4' breite Zwischenräume beläßt und sie 4' ins Gevierte macht, kann man die Pflanzlöcher auf 3 Fuß vertiefen (Col. III. 13;

V. 5); überall müssen sie nach unten weiter, nach oben enger sein (Pl. XVII. 16. Pall. II. 10).

Ein Loch von solcher Länge, daß es zwei von einander gesonderte Stöcke aufnehmen kann, heißt: Wanne (alveus).

Die Pflanzlöcher sind nach Mago's Vorschrift (Pl. XVII. 16) in mäßig warmen Gegenden ein Jahr oder länger vor der Besetzung aufzuwerfen, damit in dieser Zeit Luft und Regen auf das Erdreich wohlthätig wirke und ein befruchtender Ueberwuchs von Rasen entstehe. Verstatten dies die Umstände nicht, soll man sie wenigstens 2 Monate vor der Pflanzung mit Strohfeuer ausbrennen (Pl. XVII. 16). Ist der Boden arm und hungrig, macht man Gruben wie Furchen (doch wohl in der Voraussetzung, daß gedüngt werde?) erst gegen die Zeit des Satzes (Col. V. 5).

In Betreff der Entfernung der Reihen hat man Landessitte, Rebsorte, Klima, Bodenverhältniß und Culturweise in Betracht zu nehmen. Die allgemeine Regel, daß die Zwischenräume (interordinia) 5' Breite haben, leidet große Abänderungen; sie werden bis auf 4' verengt oder auch bis 10' erweitert, je nachdem man die Gärten mit dem Zweizahn (bidens) oder dem Pfluge bearbeiten will (Col. V. 5). Auf fettem Blachlande pflanze man, damit der muthige Wuchs sich geräumiger ausbreite, die Stöcke 7', bei mittlerer Bodengüte 6' weit; ist das Land mager, gehe man von 5' bis auf 2½' herab (Col. III. 15), obwohl Manches dagegen spricht, die Reihen unter 4' zu verengern. Häufig indessen werden die Reihen so gestellt, daß zwischen den einzelnen Setzlingen in gerader Linie ein Raum von 2 — 3 Fuß verbleibt und die Querreihen (transversa spatia) der Gräben oder Pflügerwege verbreitert werden (Col. III. 5); bei 3' Entfernung bedarf man für ein Jugerfeld (tabula jugeralis) 3600, bei 2 halben Fuß Raum auf dieselbe Fläche 4753 Stöcke (Pall. III. 9). Die Spanier verfahren anders: sie pflanzen, wie Cerda bezeuget, auf fettem Grunde gedrängter, auf magerem weitläufiger. Wir thun Letzteres, außer auf Fettlande, bei den stark in's Holz gehenden Sorten und in Localitäten (Col. III. 1. Pall. III. 9), wo viele Nebel und Regen fallen, Ersteres an Bergen (Virg. G. II. 276), wo der Wein edler wächst, der Stock aber weniger um sich wurzelt (Theophr. III. 9) in Gegenden, wo trockene Witterung herrschend ist (Pl. XVII. 35, 9) und bei schwachwüchsigen Arten. Soll der Garten künftig mit dem Karste bearbeitet werden,

pflanzt man die Reihen bis höchstens 7′ weit, will man aber das Pfluggespann anwenden, muß der Raum 7—10′ betragen. — Die Umbrer und Marsen lassen in ihren s. g. Beet- oder Furchenfeldern (porculeta) an 20′ Zwischenraum liegen, um bequemer pflügen zu können.

Der Weingarten werde in Felder oder Quartiere (hortuli, tabulae), jedes zu 100 Stöcken (Pl. XVII. 35, 7. Col. III. 20; IV. 18. Pall. II. 11) oder in der Größe eines ganzen oder halben Juger (Virg. II. 264) abgetheilt. Ein Haupt- oder Decumanweg (decumanus limes) von 18′ Breite, damit zwei Wagen sich ausweichen können, laufe von Osten nach Westen; hat man Raum, gebe man einen Querweg (cardo) von Süden nach Norden, von etwa 10′ oder, soll er als Hauptweg dienen, von gleicher Breite wie der Hauptweg. Nächstdem lasse man noch andere Wege (limites, semitae) zwischen den mit verschiedenen Sorten einzeln besetzten Quartieren, damit Sonne und Wind zugelassen, Vergattung und Aufsicht erleichtert und die Träger in die Weinlese, wie bei Homer (Pl. XVIII. 566), gehen können. Man pflanze dann immer von fünf zu fünf, so daß jedes fünfte Geländer eine Abtheilung schließt. Die Baumgärten bedürfen solcher Abtheilung in Felder nicht.

Jede Satzrebe muß in derselben Richtung zu stehen kommen, in welcher sie in der Pflanzschule stand. Damit man dieselbe finde,

> Wird die Himmelsgegend auch oft an die Rinde gezeichnet;
> Jegliche dann, wie sie stand, auf welchem Theil sie des Südens
> Brand ertrug und wo sie dem Pol′ zuwandte den Rücken
> Wieder gestellt; denn mächtig ist zarter Jugend Gewöhnung.
>
> Virg. G. II. 269.

Diese Regel geben alle Lehrer des Weinbaues, mit Ausnahme des einzigen Plinius (XVII. 16), der die Einhaltung der früheren Richtung unnöthig findet, weil Cato darüber schweigt; er bezeuget aber, daß Einige, im Widerspruch mit dieser Bestimmung, absichtlich die Südseite nach Norden kehren, weil dadurch die Stöcke dichteres Laub und festere Frucht bekommen sollen.

Wo man Reben mit Bäumen vermählt (maritare), legt man um letztere 2—10 Reben, auf fettem Boden, wo man Getreide dazwischen säet, wie im diesseitigen Gallien, 40′ vorn und hinten, d. h. nach Süden und Norden und 20′ an den Seiten;

auf magerem und unbesäeten Boden sind in der Ebene nach allen Seiten 20' genug.

Die Satzreben in der Länge von wenigstens 3' (Pl. XVII. 35, 8) legt man entweder an die beiden Seiten oder in die 4 Winkel der Grube auf wohlzerkleinerte Erde, so, daß die Wurzeln in die Mitte des Loches kommen und der Stock, wenn er sich an eine Stütze — zuerst von Rohr — lehnt, gegen den Aequinoctialmorgen gerichtet ist. Der Setzling wird nun mit etwas Erde beworfen, dann mit 2 Augen über der Erde in die Höhe gerichtet und an einen Stab gebunden (Pl. XVII. 35, 8). An Abhängen macht man, nach Einbringung der Erde, Vertiefungen um die Stöcke und auf der abgedachten Seite einen Umfassungsrand zum Aufhalten und zur Wehr des Wassers.

Nach Mago soll man im ersten Jahre jede Grube nur halb, im zweiten erst ganz mit Erde füllen und so die Rebe nöthigen, ihre Wurzeln abwärts zu treiben. An trockenen Stellen ist dies, um Feuchtigkeit zu fangen, gut; ist der Boden aber an sich feucht oder die Gegend Regengüssen bedeutend ausgesetzt, mag man die Gruben, weil das in den Hohlstellen sich ansammelnde Wasser dem Leben der Setzlinge nachtheilig ist, gleich ganz zufüllen, die Setzlinge aber bald nach der Herbstgleiche vorsichtig und tief behacken und, damit die Wurzelbildung in der Tiefe vor sich gehe, die oberen Würzelchen abräumen.

Einige pflanzen die Stöcke in fünffache Schicht oder in den Verband (quincunx), so daß immer drei und drei Stöcke, zwei aus der einen und der dritte aus der gegenüberstehenden Reihe, ein gleichschenkliges Dreieck bilden und die Gestalt eines V oder X sich ergiebt (Col. III. 13; IV. 30).

*   *   *   *

  *   *   *

*   *   *   *

  *   *   *

*   *   *   *

  *   *   *

Diese sehr gewöhnliche und von großen Männern beifälligst aufgenommene Anordnung (ordo quincuncialis) hat den Vorzug (Cic. de senect. 17), daß der reinigende Wind, die erwärmende Sonne und der befruchtende Mond ungehindert einwirken können; man erhält in Folge derselben mehr und früher reifende Trauben, bessern Most, damit endlich auch höhere Preise (Varr. I. 7). Kein Stock entzieht hier dem andern den nährenden Erdsaft (Quintil. VIII. 3, 9); die Fläche wird auf das Gleichmäßigste benutzt und die sich nach jeder Seite hin in gerader Linie darstellenden Reihen gewähren einen hübschen Anblick (Pl. XVII. 15). Es ist unrichtig, daß man nur auf üppiger, freudig treibender Ebne in Verband pflanzen könne, — die schräge Durchkreuzung der Furchen (Virg. G. I. 98) ist an Höhen gar wohl möglich (Propert. III. 17, 15). Drum:

Wählst du des schrägen Gefild's Anhöhe und gelehnete Hügel,
Gieb den Ordnungen Raum. Nicht minder auch füge genau sich
Rings den gemessenen Räumen der Gang mit kreuzendem Quergang.
Virg. G. II. 276.

Damit die Reihen gerade auslaufen, wird es gut sein, wenn man eine Schnur von purpurner oder sonst augenfälliger Farbe über das Pflanzland in der Länge der Reihen ausspannt oder Linien in der Entfernung, welche den Reihen gegeben werden soll, zieht und jedesmal an der Stelle, wo ein Stock zu stehen kommen muß, einen Pflock oder Rohrstab einsteckt (Pall. III. 9). Danach folgt ein Mann mit dem Grabscheite und macht im Wechsel der Reihen Löcher von der angegebenen Tiefe (Col. III. 15).

Fester Boden muß schlechterdings riolt und nur mit Wurzlingen bepflanzt werden (Pl. XVII. 35, 8). Diejenigen, welche die Riolungskosten scheuen, einige Bodenlockerung aber erreichen wollen, lassen im Wechsel gleichweite Zwischenräume liegen, ziehen sodann 6′ breite Furchen, werfen die Erde 3′ hoch auf und legen dann an den Furchenseiten die bewurzelten oder unbewurzelten Reben ein. Bei noch weiter getriebener Sparsamkeit werden 2½′ tiefe und 5′ breite Furchen gemacht; von Furche zu Furche bleibt ein dreimal so großes Zwischenfeld roh liegen, das man, wenn die Pflänzlinge bekleibt, mit Quergruben erfüllt; auf diese Weise stellt man Anlagen von gleicher Weite her (Col. III. 15).

Die Sparsamkeit hat noch einige Vortheile erkünstelt. Mit den Anlagen eines Weingartens in rigoltem Boden verbindet man häufig zugleich die einer Pflanzschule. Die Wurzlinge werden an den gehörigen Ort gesetzt, zwischen die Stöcke und deren Reihen aber kommen Schnittlinge zum spätern Versetzen. Auf diese Weise kann man von einem Juger 6000 Wurzlinge erhalten; die aber 2 Jahre später als die angepflanzten tragen, weil sie eben so viele Zeit nöthig haben, um Wurzeln zu schlagen (Pl. XVII. 35, 9)

Für bewurzelte und unbewurzelte Reben giebt es eine doppelte Zeit des Satzes; die erste, im Beginne des Frühlings, in den 40 Tagen vom 13. Februar bis zur Tag- und Nachtgleiche (Col. III. 14), wenn der Favonius weht (Pl. XVIII. 77), ist bei fettem, feuchten und solchem Lande, welches Frucht getragen hat, die beste; über den 16. März hinaus darf man in heißen Gegenden keinen Satz mehr machen (Col. XI. 2); die zweite, im Herbste, vom 15. October bis zum 4. December, paßt für trockne Striche, dürre, magere Felder und stark abschüssige Höhen. In feuchtem, fruchtbaren Boden kann man die bereits grünende Rebe noch bis zur Sonnenwende verpflanzen, wie dieses in Spanien wirklich geschieht (Pl. XVII. 35, 8).

Es ist sehr gut, wenn am Pflanztage Windstille, oder trocknes, warmes Wetter oder Südluft herrscht und wenn es vorher geregnet hat (Col. III. 14. Pl. XVII. 30. 4); den Nordwind vermeide! (Virg. G. II. 316. Pl. XVIII. 77.) In einem dürren Lande kommen unter jenen Verhältnissen die Wurzlinge nicht einmal gut an; in ein trocknes werden die Schnittlinge übel gelegt, wenn es nicht kurz vorher geregnet hat (Pl. XVII. 35, 8). Bei der geheimen Verwandtschaft, in der Gestirne und Pflanzen, insbesondere die Reben, mit einander stehen, beobachte man auch den Mond und lege Schnittlinge wie Wurzlinge nur dann, wenn derselbe über der Erde steht (Pl. XVIII. 75).

Der Weingartenmann muß Bedacht nehmen, daß jedes Satzreis (planta) unbeschädigt und erst in dem Augenblicke, da es eingestellt werden soll, dem Mutterlande der Rebschule enthoben werde (Col. III. 15). Cato will an den Wurzeln recht viele Erde gelassen haben; darum soll man sie für weitere Transporte ganz mit Rasen umbinden und zu größerer Sicherheit in Körbe verpacken (Pl. XVII. 16). Der besorgte Weingärtner wird die-

selben nicht nur nicht trocken werden lassen, sondern auch das Ausheben niemals bei Wind aus der Boreal- oder Septentrionalgegend oder aus dem Brumalmorgen, eben so wenig aber auch bei Regen oder Zugluft oder Sonnenschein vornehmen. Der Boreas versoort die Wurzeln (Pl. XVIII. 77, 1) so, daß die Setzlinge ausgehen. Der Landmann rathet dann umsonst nach der Ursache ihres Ausbleibens, und doch hat er sie herbeigeführt (Pl. XVII. 16). Unter ungünstigen Wetterverhältnissen muß man die Setzlinge durch Umhänge schützen, bei dem Ausheben beschädigte Wurzeln ausschneiden (Col. III. 15), stärkere Verwundungen des Stammes aber mit Mist überstreichen oder mit Blättern verbinden (Pl. XVII. 16).

Die Pflänzlingskörper werden schräg (Col. III. 15), in einander entgegengesetzter Richtung (in diversum), die Wurzeln in horizontaler Lage, ziemlich in der Mitte des Pflanzloches eingesetzt (Pl. XVII. 16; 35, 8); damit diese nicht so leicht unter einander verwachsen, legt man, nach Cato's Vorschrift, zwischen je zwei und zwei einige fünfpfundige, aber nicht schwerere Steine (Pall. III. 10. Col. III. 15; de arb. 4). Man erreicht dadurch zugleich, daß das ersäufende Wasser in der Regenzeit abgehalten und die tödtende Gluth des Sommers gemildert wird (Theophr. III. 5 u. 7). Weil jedoch breite Steine den Ablauf des Wassers und die Ausbreitung der Wurzeln hemmen, ist angemessen, nur runde, rothe Kiesel, Reißig, Scherben oder Kies einzufüttern. Gegen auf die bedeckte Grube noch zu legende Steine, welche die Wurzeln vor entblößendem Regen und ausdörrender Sonnengluth schützen sollen, läßt sich einwenden (Geop. V. 19), daß durch überdeckte Steine die Stämme im Sommer erhitzt und im Winter erkältet werden; beides zu umgehen, räth man sogar, die auf kiesigtem Boden obenauf liegenden Steine wegzuschaffen *). Nicht so Virgil; er sagt:

Grab auch schlürfende Kiesel umher und strotzende Muscheln,
Daß sich dadurch einschmiege die Näss' und leise der Windhauch
Abwärts dring' und erfrische die Pflanzungen. Manche sogar sind
Die mit Gestein von oben und aufgehügelten Scherben
Lasteten; dieses wehrt den ergossenen Regengewittern,
Dies, wann der feurige Hund die lechzenden Fluren zerspaltet.

Virg. G. II. 348.

*) Auch in Judäa wurden die Steine vom Weinbergslande abgelesen, doch gab nur jedes siebente Jahr dazu ein Recht.

Die Grubensohle darf, sollen die Setzlinge gedeihen, nicht zu fest, aber auch nicht mager sein. Man hält für gut, dieselbe entweder aufzuhacken oder mit kleinen Furchen zu durchziehen (Pl. XVII. 35, 7), oder mit gepulverter, an mageren Stellen mit fernher geschaffter, fetter Erde zu beschütten, oder um den Pflanzen mehr Nahrung zuzuführen, die ausgeworfene Erde mit Dung zu vermischen. Plinius (XVII. 35. 7) hält Letzteres für nothwendig. Damit aber der Mist nie an die Wurzeln komme und auf dieselben seine versengende Kraft ausübe (Col. V. 5), schütte man lieber erst Erde ein, lasse dann den Mist folgen und bedecke diesen mit Erde, wo möglich von der obersten, die aus dem Loche gegraben worden ist (Geop. II. 21. Pl. XVII. 16). Anräthlich ist auch, unter die auf die Wurzeln kommende Erde eine Hemina Weinträbern oder Weinbeeren-Kerne als Dungmittel zu mischen und zwar unter der besondern Rücksichtnahme, daß man Stöcken von schwarzen Beeren die Träber von weißen, weißbeerigen Stöcken die Träber von schwarzen Trauben zutheilt (Col. de arb. 4); man wirkt dadurch auf Wurzelbildung, Nahrung und Feuchtigkeit im Sommer und Erwärmung im Winter (Col. III. 15. Pall. III. 9).

Des festern Standes wegen faßt man die Setzlinge mit einem zweigezinkten Karste (pastinum) über der Wurzel, drückt sie nieder und tritt zuletzt die eingeschüttete Erde fest. Bei halb- oder theilweise gefüllten Grubenlöchern muß das Festtreten der Erde, so oft sie später eingeschüttet wird, jedesmal wiederholt werden (Col. V. 6. de arb. 4).

VI. Weinbergspflege (cultus vinearum).

Gräcinus hat schon bemerkt, daß die meisten landwirthschaftlichen Anlagen mit größerem Eifer begonnen als fortgesetzt und vollendet werden. Es geht hier wie bei dem Hausbau. Manche führen Häuser von Grund aus; sind sie ziemlich fertig, lassen sie den Bau stehen; sie vollenden ihn nicht oder erhalten ihn nicht. Andere bauen Schiffe in vollem Eifer; sind sie fertig, lassen sie es an Ausrüstung oder Bedienung fehlen. Landleute treibt Lust,

Vieh oder Sklaven zu kaufen, die Sorge aber, wie die erkauften Sachen zu erhalten, berührt sie nicht. Wundern sollte man sich darüber nicht, da man weiß, daß es nicht einmal an Solchen fehlt, welche ihre Kinder durch angelegentlichst gesuchte eheliche Verbindungen, nicht aber durch Bildung des Geistes und Körpers versorgen wollen. In ähnlicher Weise fehlen auch die Weingartsleute. Mancher legt Pflanzungen auf das Schnellste und Beste an, ehe aber die schönstens gestellten Stöcke in jugendliche Vollkraft treten, giebt er die Pflege derselben auf, sei es aus Scheu vor dem jährlich zu machenden Aufwande, sei es aus größerer Neigung zu großen, als zu gutgehaltenen Anlagen, oder in der Meinung, daß man bei dem Weinbau alle Mittel, gute wie schlechte, versuchen müsse. Meine Ansicht geht dahin, daß kein Grundstück, am wenigsten ein Weingarten, Ertrag giebt, wenn ihm nicht eine auf Sorgfalt und Kenntniß beruhende Pflege zu Theil wird. Die Rebe ist ein gar zartes, nach der Ansicht unserer Landwirthe, empfindendes Gewächs; sie kann namentlich in der Jugend die Strenge der Witterung nicht ohne Schutz ertragen; sie darf sich im Fruchttragen nicht anstrengen; je nach Beschaffenheit des Bodens muß ihr auch durch Dung nachgeholfen werden. Sie erfordert daher angelegentliche Sorgfalt und eine Behandlung wie ein Kind, das man in zartem Alter auch recht warten und pflegen soll; ohne durchweg gute Wartung magert sie auf das Aeußerste ab, wird schwindsüchtig, und verkommene Pflanzungen lassen sich mit keinem Aufwande wieder herstellen. Erst dann kann man den Weinstock sich selbst überlassen, wenn er fest eingewurzelt und zu Kräften gekommen ist. Ich bezeuge nach langer Erfahrung und in Uebereinstimmung mit Gräcinus in der Schrift: Ueber den Weinbau, daß ein wohlangelegter, mit guten Sorten besetzter und von einem tüchtigen Weingärtner gepflegter Weingarten, mit oder ohne Bäume, durch reiche Erträge seinem Herrn Dank abstattet. Mein Gewährsmann bringt dafür eine Erzählung, die er oft von seinem Vater gehört hatte. Sein Nachbar, Paridius, hatte 2 Töchter und ein Rebenfeld. Der ältesten gab er davon den dritten Theil als Heirathsgut, und doch erntete er von den beiden verbleibenden Drittheilen so viel, wie vorher. Als die zweite Tochter heirathete, erhielt auch sie ein Drittheil, dessen ungeachtet aber erlitt der Vater keinen Ernte-Rückschlag, weil er den ihm gehörigen dritten Theil besser

cultivirte, als früher das ganze Grundstück (Col. IV. 3). Daran sieht man, daß, wenn auch nicht Alles, doch sehr Vieles zum Gedeihen des Weinbaues durch die Menschen geschehen kann. Darum halte ich für angemessen, die zur Weinbergspflege dienlichen Regeln zusammenzustellen.

a. Geräthschaften.

Vor Allem hängt das Gedeihen eines Weinberges von der Tüchtigkeit des Hausvaters ab. Er muß die Weinbergspflege und Weinbehandlung verstehen, das Grundstück oft besichtigen, bei den meisten Arbeiten zugegen sein und namentlich bei der Anlage einer Rebschule, oder eines Rebgartens sich zum Grundsatze machen:

Selbst will ich pflanzen die Reben, besetzen die Hügel nach Ordnung,
Die, wenn wachet mein Aug', mir das Wild nicht verletzt.

Propert. III. 17, 15.

Mag er die Vigne selbst bewirthschaften oder durch einen Politor gegen eine Abgabe von einem Neuntel bis zu einem Fünftheil oder durch einen Theilpächter (partiarius), der die Hälfte bis zu einem Neuntel des Ertrages erhält (Cat. 137), bewirthschaften lassen, so halte er stets auf sachverständige Leute und gutes Werkzeug, das, wo möglich, auf der Villa in den Früh- und Abendstunden oder an Regentagen nach festen Ansätzen gearbeitet, ergänzt, wieder hergestellt und im Stande erhalten oder auf das Wohlfeilste und Beste angeschafft wird.

Das Geräthe (instrumentum) theilt man in 2 Haupttheile ein, in lautes (vocale) und stummes (mutum, Varr. I. 17). Zu dem lauten Geräthe wird gerechnet:

1. Der Meier und die Meierin, beide dem Sclavenstande angehörig. Jener soll der Cultur, diese der Behandlung des Weines und der Weinfässer kundig sein, beide aber vorsichtig, treu und zur Zeit, nach den bestehenden Vorschriften, ihre Geschäfte besorgen (Cat. 2, 5. Col. I. 8; XI. 1).

2. Die Weinbergssclaven (vinitores). Man wählt dazu nicht sowohl große, als breitschultrige, kräftige Leute, die sich zum Graben, Schneideln und zu jeder Culturarbeit besonders eignen und geistige Gewandtheit besitzen. Auf Rechtschaffenheit und vernünftiges Betragen kommt bei diesem Volke wenig an, da sie stets truppweise und unter den Augen eines Treibers (monitor)

oder Weinstockaufsehers (antistes) arbeiten müssen. Rebgärten werden daher größten Theils durch Sclaven, die in Ketten geben oder an Klötzen liegen, cultivirt und von den wichtigeren Ackersclaven getrennt gehalten (Col. I. 9).

In manchen Gegenden wählt man zu den weitläuftigen Arbeiten der Weinlese Tagelöhner und gedungene Freigeborene (mercenarii et conductii) und mit Schulden behaftete Leute (obaerati), die zur Entledigung ihrer Schulden mit Zeit und Kraft fremdem Dienste verpfändet, ganz vom Brotherrn abhängen. Dergleichen giebt es in Asien, Aegypten und Illyrien Viele (Varr. I. 17). In ungesunden Gegenden hält man, der häufigen Sterblichkeit wegen, lieber Tagelöhner als Sclaven.

Zu den Weinbergssclaven gehört der Schneidler (putator), der die Stöcke ausputzt und reinigt (Ovid. M. XIV. 649), der Erdarbeiter (pastinator s. fossor), der das Land gräbt und zubereitet (Col. III. 13), der Anjocher (jugator), der die Joche stellt, der Anbinder (alligator), der die Stöcke anbindet, der Leser (vindemiator), der die Trauben sammelt, der Keltertreter (calcator), der sie zertheilt (Calpurn. cel. IV. 129). Cato rechnete für das Landgut des C. Manlius im casinischen Gebiete auf 100 Juger Weinland mit dem Villicus und der Villica acht Sclaven.

Zu den fernern Geräthschaften (instr. inanima) gehören:

1. Wasserkannen (urcei aquales s. aquarii), um das Gießwasser an die Stöcke zu tragen.

2. Stoßeisen oder Hacke (runcina, sarculum) zur Reinigung der Wege und Gärten, letztere mit einem oder zwei Zinken (Col. II. 12, simplices vel bicornes). Stehen auf der einen Seite die Zinken, auf der anderen die Blätter, so ergiebt sich die Doppelhacke (ascia, Pall. I. 43).

3. Der Zweizahn (bidens) oder zweizahnige Karst zum Umhacken, Ebenen (Col. XI. 2, 17), Lockern und Reinigen des Wein- (Col. IV. 5) oder Gartenlandes (Col. X. 87).

4. Die Radehaue (ligo), stark (Hor. ep. 5, 30) und krumm (Stat. Theb. III. 589) mit breitem Eisen zum Ausreißen von Wurzeln, Aufhacken des harten Bodens (Col. X. 89) und der Gruben und Furchen der Rebenpflänzlinge.

5. Die mehrzahnige (quadridens, Cato 10), bald schwerere, bald leichtere Hacke oder Harke (rastrum) zum Zermalmen der Erdschollen (Virg. G. I. 94), zum Jäten der Feldfrüchte im Frühjahre (Virg. G. I. 155). Es giebt eine kleinere hölzerne Art (Col. II. 11, 4. Varro I. 49).

6. Die Zinkenhacke oder Kratz-Schaufel von handförmiger Gestalt (marra) zum Fortbringen und Zerkleinern ausgeworfener Grubenerde (Col. XI. 3, 11. Col. X. 89).

7. Der einfache, flache Spaten (pala) mit fußlangem Eisen zum Umgraben, Auswerfen oder Anhäufeln der Erde (Col. X. 45).

8. Der Doppelspaten (bipalium), in der Bauernsprache Sesterz (sestertium), mit einem doppelt oder etwas weniger langen Eisen, als der vorige (Col. XI. 2, 17; 3, 4; de arb. 1), fördert besser, doch muß er, wie alle Eisenwerkzeuge, Morgens vor Tage geschärft werden (Pl. XVIII. 64).

9. Der Gabelkarst (pastinum) zum Umhacken und Ebenen des Bodens, besonders aber zum Festdrücken der in die Grube gelegten Senker (Col. III. 18).

10. Beile oder Barten (dolabra), zum Durchhauen der Schafte und Wurzeln, sind entweder einfach oder doppelt (Pall. I, 43), groß oder klein (dolabella); letztere mögen die Form von Hacken haben und zum Wegscharren der Erde um die Schenkel tauglich sein (Col. IV. 24).

11. Die Hippe (falx vinitoria s. vinieatica), das wichtigste Instrument im Weinbau, das Attribut des Vertumnus, des Gottes der Feld- und Weinbauern (Tibull. I. 18), auch in der Bildsäule auf dem Blumenmarkte zu Rom, ersetzt nicht blos die Säge (serra), die kleineren und größeren gekrümmten Handsäglein, s. g. Wölfe (lupi) zum Abschneiden der Stämme und Zweige, sondern das kleine Krummmesser (cultellus curvus minor) zum Abschneiden dürrer oder vorspringender Schossen. Ohne sie sollte nie ein Winzer in den Garten gehn; sie giebt ihm jedes Mal Veranlassung, an den Stöcken etwas zu machen. In Berücksichtigung dieser Bedeutung lassen wir eine Beschreibung einer gut eingerichteten Hippe folgen.

Der dem Hefte (capulus) nächste Theil, das Messer oder die Klinge (culter), dient zum Abschneiden mit abgekehrter Hand; dann folgt die Krümme oder Kehle (sinus) zum Rückwärtsschnei-

den; der über die Krümme hinauslaufende Theil, die Schabe oder Vorschneide (scalprum) dient zum Aufwärtsschneiden; dann folgt der Schnabel (rostrum) zu Krumm= oder Hohlschnitten. Die halbmondförmige Erhöhung über dem Schnabel heißt Beil (securis) und dessen auslaufende Spitze, Dolch oder Lanzette (mucro) zum Ausputzen enger Stellen.

Da an den Weinstöcken das Meiste durch den Schnitt, weniges nur durch den Hieb auszuführen ist, kommt es bei diesem Eisenwerkzeuge (ferramentum) vorzüglich auf die Klinge an. Sie sei von gutem Eisen und lasse sich durch Wetzen schärfen (novacula), damit der Winzer ohne große Anstrengung arbeiten und dem Schnitte gleichmäßige Glätte geben kann, was besonders junge Stöcke verlangen (Col. IV. 11). Ist das Eisen weich, legt es sich um; stumpfe und dicke Schneide strengt sehr an, verlangt wiederholtes Ansetzen und macht dennoch rauhe und unebene Wunden und Schrunden, bricht die Ranken ab, statt sie abzuschneiden, und mißhandelt die Stöcke, daß sie absterben (Pl. XVII. 37, 6).

Der Winzer muß die Hippe recht fest halten, und was er abschneidet, sei es am Kopfe, sei es am Körper, stets in einem Zuge und ohne einen Stumpf abnehmen, weil dieser an den Knoten wieder austreibt und nicht gehörig wieder verwächst. Er muß sie mit fester und sicherer Hand führen und jeden Schnitt, besonders in hartem Holze (Col. IV. 24), in schräger Richtung (Pl. XVII. 35, 18) machen, daß weder Regen= oder Thränenwasser, wie bei horizontalem Schnitte, stehen bleiben kann, wodurch, wie Theophrast sagt, die Gelenkkrankheit (articulatio) entsteht (Pl. XVII. 35, 28). — Der Schnitt ist aber viel sicherer, als der Hieb; oft hackt man vergebens, macht unsaubere Wunden und zieht so dem Stocke verderbliche Krankheiten zu (Col. IV. 24. Pl. XVII. 35, 6).

So oft eine Hippe gewetzt ist, hat man sie an einem Biberfelle (pellis fibri) abzuwischen und vor oder nach vollbrachter Schneidelung, ohne daß es ein anderer Winzer sieht, mit Bärenblut oder Bärenfett, das mit Oel gestampft ist, zu bestreichen (Col. de arb. 15. Pl. XVII. 47). Dieses Mittel ist gegen das kleine, geflügelte Thier (volucra), welches die zarten Ranken und Trauben abnagt, eben so bewährt (Col. de arb. 15. Pall. I. 35), wie das mit Blut bestrichene Beil gegen Frost, Nebel, Hagel

und Kanthariden*) sich bewährt hat. Gegen die Raupen soll es gut sein, wenn die Hippe mit geknirschtem Schierling bestrichen oder Judenpech (bitumen) und Schwefel um die Stöcke angezündet oder eine Anzahl Raupen abgelesen, im Nachbargarten in Wasser gekocht und die Gänge damit besprengt werden. Zerreibt man eine Kantharide auf dem für die Hippe bestimmten Wetzsteine, werden die andern dadurch abgehalten (Pall. I. 35).

12. Ganz kurze Hippchen zum Ausstechen des Burzeldorns (falciculae tribulariae) und Farrenkrautes (Pall. I. 43), des Stachelunkrautes (lumariae) und zum Abschneiden der reifen Trauben, sog. Knauffe (ungues).

13. Heftnadeln (acus), vermittelst welcher das Rebholz in den Riolungen abgesenkt wird (Pall. I. 43).

14. Fingerlinge (digitalia), Ueberzüge von Leder oder Tuch über die Finger der Weinbergsleute, damit sie sich bei dem Ausputzen oder Lesen mit dem scharfen Messer nicht verwunden.

Die besten eisernen Geräthschaften, namentlich Karste, Beile und Hippen werden von Cales und Minturnä bezogen (Cat. 135).

b. Umfriedigung.

Baumlose Weingärten werden wie andere Gärten (Virg. G. IV. 130) und Ackerfelder schon bei Homer (Il. V. 90) und besonders in Gallien durch Mauern, Erdwälle, wie bei Homer (Il. XVIII. 574) durch Zäune oder auch durch einen oft kostbaren Graben gegen den Anlauf der Menschen, des Viehes, namentlich

---

*) Ob Kanthariden und „das kleine geflügelte Thier" ein und dasselbe Insect sei, läßt sich nicht bestimmen. Die Kanthariden rechnen die Alten zu den größten Feinden des Weinstockes. Sie mögen mehrere Arten gekannt haben. Plinius (XVIII. 17) nennt so einen kleinen Käfer, der das Getreide ausnagt. Palladius (I. 35) fand eine Art auf Rosen, Dioskorides (II. 7) auf hohen Eschen und Oelbäumen und nach Cicero (ep. IX. 21) soll der von L. Crassus angeklagte C. Carbo durch Kanthariden sich selbst getödtet haben (Cic. Tusc. V. 40. Brut. 27). Wahrscheinlich ist der oben gedachte Käfer der Rebenstecher (rhynchnites betuleti), vielleicht auch der von den Griechen jetzt noch so sehr gefürchtete Käfer, von dem Landerer a. a. O. schreibt: Die Korinthen haben einen sehr gefährlichen Feind, den man in Griechenland Skantaris, eine Art Kantharis, nennt; er benagt im Winter die Wurzeln und frißt im Frühjahre die Knospen ab. Dann erhält er auch Flügel und frißt Knospen und Blätter.

des Ziegenviehes, des verderblichsten Feindes der Rebe (Virg. G. II. 196), geschützt.

Zäune flechte zur Wehr dem sämmtlichen Viehe, besonders
Wo noch zärtlich der Sproß und nicht zum Dulden gehärtet,
Daß ihn, außer des Sturms Unbill und der mächtigen Sonne,
Büffel der Waldungen nicht noch rastlos und gierige Rehe
Kränken mit Hohn, abnasche das Schaf und die lüsterne Milchkuh.
Virg. G. II. 371.

Graben und Erdwälle wirft man gewöhnlich an den Landstraßen und längs der Flüsse auf, zur Abwehr der überfluthenden Gewässer und der überspringenden lüsternen Wanderer; gern bepflanzet man sie noch mit den zu andern Zäunen gewöhnlichen Hölzern, als Dornen (spineta), Hollunder, Quitten (Pl. XVII. 10), Weiden (salicta) und Genst (Virg. G. II. 436). Lebendige Umfriedigungen, die auch der homerische Sauhirt (Odyss. XIV. 10) um sein Gehege und der Vetter des Propheten im Morgenlande um den Berg (Jes. 5. 1—2) gezogen, haben vor Zäunen aus geflochtenem Reißig, aus Latten und aufwärts gestellten Planken den Vorzug längerer Dauer, Widerstandsfähigkeit und Sicherheit gegen den Muthwillen oder die Bosheit Reisender, sonderlich der mit Leuchtbränden versehenen Nachtreisenden. Man weiß, daß:

— Mancher Zaun von der Fackel aufflammt, die der Wanderer sorglos
Näherte oder vielleicht in dämmernder Frühe hinwegwarf.
Ovid. M. I. 493.

Sie gewähren überdies den Arbeitern in der Gluth des Mittags erquickende Ruheplätze und den Hütern Verstecke; so in dem Hirtengemälde Theokrit's (I. 47), wo:

Prangt im Purpurglanze der Trauben ein herrliches Weinland;
Solches bewacht am Zaune ein kleines, sitzendes Knäblein;
Um ihn sind zwo Füchse; die Weinstocksreihen durchwandelt
Einer und letzt die reifende Frucht, der andere aber
Strebt nach der Tasche des Knaben mit List und lässet nicht eh'r ab,
Bis er des Mahl's ihn beraubt und ihn ins Trockne gesetzt hat.
Er, um Grillen zu fah'n, flicht künstlich Asphodeloshalme,
Die er mit Schmerlen verknüpft; ihn kümmert die Tasche dabei nicht,
Noch auch die Pflanzungen so, als übers Geflecht er erfreut ist.

Haselnußstauden dürfen aber nicht genommen werden; die Rebe ist ein Feind derselben; sie wird traurig und krank, wenn sie nicht fern genug sind (Pl. XVII. 37, 10).

Weil diese dichten Gehege aber auch den Weinbergsarbeitern gefährliche Schlangen (Pred. Sal. 10, 8) oder Eidechsen (Theocr. VII. 21) bergen, gegen welche Räucherungen von Galbanum, Hirschhorn und Ziegenklauen nicht stets helfen, ziehen Viele die Mauern von Steinen oder Ziegeln vor (Varr. I. 14. Col. XI. 2. Pall. I. 34). Gegenüber der Kostspieligkeit dieser Anlagen bleibt es ein unbestrittener Vorzug der Baumweinpflanzungen, daß sie, nur so lange die Reben jung sind, durch einzelne Graben und Zäune gesichert zu werden brauchen (Col. V. 6. Pall. III. 10). Erwachsen schützen sich die Stöcke schon durch ihre Höhe selbst vor verletzenden Thieren, wilden sowohl als zahmen, die, mit Ausnahme der Ziegen (Virg. G. II. 196), in den brach liegenden oder abgeernteten Zwischenäckern der Rebbäume geweidet werden (Col. VII. 3), ingleichen gegen die Hirten, die in der kältern Jahreszeit hier bei erwärmenden Feuern übernachten und gern plündern.

c. Die Umhackung (fossio).

Nach Einlegung bewurzelter oder unbewurzelter Fächser hat man mittelst des Karstes oder Pfluges das riolte Land durch öftere Umarbeitungen zu rühren und zu ebenen (Col. IV. 14). Man nennt dies Umhackung (fossio), häufiger Stäubung (pulveratio), oder Malmung (occatio), weil mittelst des Karstes die Erdklöße zerkleinert und in Staub aufgelöst werden (Varr. I. 31. Col. XI. 2). Virgil (II. 354) bestimmt:

Hast du die Reihen gepflanzt, dann trenne die Erd' aus einander
Oft um die Stämm' und schwing' die Macht zweizahniger Karste,

er schweigt aber darüber, wie oft dieses geschehen solle. Eine desfallsige Bestimmung unterliegt manchen Schwierigkeiten, doch steht fest, daß Setzlinge, Senker und ältere Reben um so besser gedeihen, je weniger sie von harter Erdrust eingefesselt oder gepreßt stehen und je reiner sie vom Unkraute gehalten werden. Uebel steht's aus, wo sich das Wort anwenden läßt: Ich ging vor dem Acker des Faulen und vor dem Weinberge des Narren vorüber, und siehe, da waren Nesseln darauf und stand voll Disteln und die Mauer war eingefallen (Sprüchw. Sal. 24, 30—31). Von Zeit zu Zeit muß die Erde um die Stöcke herum vorsichtig getrennt (diducere terram ad capita) und, auch in weiterer Ent-

fernung, mit höher gehobenem Karste, um den Würzeln Nahrung zuzuführen, gelockert (Col. III. 4, 14), das Gras sammt den tiefsten Wurzelspitzen, wodurch die Stöcke krätzig oder mager werden (Pall. IV. 7. Col. V. 5, 14), ausgerauft und auf die Düngerhaufen geworfen werden. Nach Befinden der Umstände, besonders wenn Frost oder dörrende Hitze zu befürchten steht, sind die ältern Stöcke mit Erde zu behaufen (Col. XI. 2, 54) oder die Grubenlöcher zu ebenen.

Die erstmalige Rodung eines frisch angelegten Weinberges (novella vinea) tritt ein, sobald das Rückengeländer (canterium) gemacht ist. Auf rigoltem Boden kann sie während der ersten beiden Jahre flach sein, im zweiten allenfalls unterbleiben, im dritten muß sie wieder erfolgen und dann so lange fortgesetzt werden, bis die Stöcke gekräftigt und fähig sind, das Unkraut selbst zu ersticken (Col. IV. 14).

Viele wollen die Weingärten den ganzen Sommer hindurch nach jedem Thau umrodet wissen; Andere verbieten dieses, wenn der Wein ausschlägt, aus Besorgniß, die Augen möchten von den hin und her gehenden Arbeitern beschädigt oder abgestoßen werden. Dieselbe Rücksicht bestimmt manchen Weingartenbesitzer, alles Vieh, insbesondere Wollvieh, das die Augen leicht abstößt oder in seinen Haaren mitnimmt, abzuhalten. Ein Weingarten soll auch dann die Hacke nicht vertragen, wenn die Trauben zu wachsen beginnen und genug haben, wenn er nach der Frühlingsgleiche dreimal, gegen den Aufgang der Vergilien, nach Aufgang des Hundes und wenn die Herlinge sich färben, bearbeitet wird. Andere lassen die Stöcke das erste Mal nach der Lese, noch vor Winter, umgraben, Andere nur in der Nähe derselben räumen und düngen. Die zweite Behackung soll nach der Aprilmitte, vor der Empfängniß des Weinstockes, m. a. W., sechs Tage vor der Maimitte, die dritte vor Anfang der Blüthe, die vierte nach der Blüthe, die letzte, wenn sich die Traube färbt (Pl. XVII. 35, 17), geschehen. Meiner Ansicht nach muß man frische Anlagen von den Calenden des März oder nach vollendeter Tagesgleiche bis in den October jeden dreißigsten Tag vor und nach den heißesten Tagesstunden flach bearbeiten; der Boden darf nie schmierig sein, weil er sonst verhärtet und platzt (Col. de arb. 12). Für länger bestandene Pflanzungen verlangen die meisten meiner Vorgänger, namentlich Gräcinus, Celsus und Atticus jährlich eine dreimalige,

durch Knospe, Blüthe und Reife von der Rebe selbst oder durch den Aufgang der Plejaden, des Hundssternes und den Untergang der Plejaden am Himmel vorgedeutete Lockerung (fossura); fast so auch Virgil:

— — — — Ganz werde dir jährlich
Dreimal und viermal der Grund durchschnitten vom Pflug und die Scholle
Stets mit gewendetem Karste zermalmt.

Virg. G. II. 400.

Mit Ausnahme des lehmigen Bodens, den man weder pflügt noch gräbt (Pl. XVII. 35, 17), sind die Lockerungen überall nöthig, weil die Stöcke in Folge derselben wuchskräftiger, fruchtbarer, die Trauben früher reif werden, aber es versichern Erfahrene, daß durch gar zu öftere Erdbearbeitungen die Beeren zartschalig werden, daß sie bersten (Pl. XVII. 35, 17), und begnügen sich daher, nur das Unkraut jährlich zwei Male zu vertilgen (Col. IV. 5. Geop. III. 10) und einmal zu stäuben. Dreimalige Bodenbearbeitung ist sicherlich ausreichend, und die Behauptung (Col. de arb. 12) übertreibend, daß im Weinberge des Grabens kein Ende sei und daß, je öfterer man grabe, eine um so reichlichere Lese gewonnen werde. Die erste geschehe stets zeitig, wenn Winter und Sommer sich scheiden, nicht später, damit die schon vorgerückten Knospen nicht abgestoßen oder beschädigt werden (Pl. XVII. 35, 17), aber recht tief, um freudige Triebe und Traubenansätze zu locken (Col. IV. 27, 28). Die zweite erfolge im Anfange des Juni, ehe die Blüthe eintritt; sobald die Trauben in's Wachsthum treten, verträgt kein Weingarten die Hacke (Col. XI. 2, 44. Pl. XVII. 35, 17); die letzte endlich im August, in der Trauben-Reifzeit, in kältern Gegenden etwas später. Jede Bearbeitung geschieht nicht einzig zur Vertilgung der Unkräuter (Pall. IX. 1), es muß auch die Erde um die Stöcke zur Abwehr drückender Hitze oder Kälte angehäufelt und durch Zerschlagung der Klumpen Staub, der den Stöcken zur Nahrung, den Trauben zum Wachsthum (Geop. III. 10, 11), zur Zeitigung (Pl. XVII. 5) und zum Schutz gegen Sonnenbrand und Nebel dient (Pl. XVII. 35, 17. Col. de arb. 12. Virg. G. II. 418), erregt werden. Der Weinstock liebt den Staub; darum pflanzt man ihn, wie den Oelbaum, gern an die Landstraßen und bestäubt Wurzeln und Trauben wie Feigen, Melonen und Kürbisse (Theophr. II. 8; III. 22) mit beginnender Reife. Damit er sich recht ansetze, hacke

und stäube man nie in der Mittagsgluth, sondern früh, bis zur dritten Stunde und von der zehnten Stunde bis zur Abenddämmerung. Später, im Herbste zu lockern, erscheint auch den Griechen nicht statthaft. Hesiod schreibt vor:

Wenn Hausträgerin*) nun von der Erd' auf die Pflänzlinge klimmet,
Durch die Plejaden gescheucht, nicht mehr dann grabe den Rebhain!
Hesiod. op. 571.

Der Zwischenraum weitläufig angelegter Gärten und Baumweinpflanzungen wird gepflügt (Varr. I. 31. Col. de arb. 13); und was der Pflug nicht berührt, mit dem nachhelfenden Karste gelockert (Col. V. 5. Pall. I. 6). Je tiefer die Pflugart erfolgt, desto reichlicher fällt die Traubenernte aus (Col. V. 7). Karstung ist vorzüglicher, als Pflügung, denn der Pflug arbeitet den Boden nie so gleichmäßig durch, legt auch Bänke, und das Spannvieh reißt hier Zweige, dort ganze Stöcke aus (Col. de arb. 12), wenn sie nicht recht weitzeilig gepflanzet sind (Varr. I. 31. Col. IV. 14). Wo dies der Fall oder Mangel an Arbeit ist:

Da durchackre den Grund mit gedrängtem Eisen und selber
Zwischen das Rebengehölz lenk' hin arbeitende Stiere.
Virg. II. 356.

Zur Zermalmung der Schollen und zur Lockerung der den Stöcken nahen Stellen, die das Pflugschaar nicht getroffen, muß man später den Karst ja noch anwenden, daß der Ertrag nicht versage (Pall. I. 6. Col. V. 5). Stets aber gehe man vorsichtig und mit möglichster Schonung der Stöcke zu Werke, denn Verwundungen oder Schrundungen mit der Hacke oder Wurzelstörungen durch den Pflug kann das zärtliche Gewächs nicht vertragen, es wird krank und unterliegt den Einflüssen heißen, kalten oder sonst nachtheiligen Wetters (Pl. XVII. 35, 6).

d. Die Breche (pampinatio).

Die Breche (Ablaubung, Entzweigung) hat die Entfernung der überflüssigen, nutzlos zehrenden Schossen und Blätter zur

---

*) Es ist hier wohl die Weinbergsschnecke (helix pomatia) gemeint, mit genabelter, eirunder, gelblich-brauner oder brauner Schale, deren mondförmige Oeffnung das Thier im Winter schließt. Sie ist durch ihre Gefräßigkeit sehr schädlich, ist aber jetzt als Fastenspeise der Gegenstand großes Handels.



Bändigung des Schattens, zur Erhaltung der den Tragreben erforderlichen Nahrung und die Beschaffung des den Pflugknechten und Gräbern (fossores) erwünschten ungehinderten Zuganges zum Zwecke (Col. V. 5). In schattigen, feuchten und kälteren Stellen, wie um Rom (Col. XI. 2), entnimmt man die Blätter, besonders der dichtbelaubten Sorten, um das richtige Maß von Licht zu vermitteln, Traubenfäulung abzuwehren und sichere Fruchtreife zu bewirken. Wo es die Oertlichkeit erfordert, unterbleibt die Breche gänzlich; in trockenen, warmen, sonnigen Lagen bedeckt man die Trauben gegen Sonne und Wind, besonders gegen den aussaugenden Volturnus (Südostwind) sogar mit Ranken und, wenn diese dem triebunkräftigen Stocke etwa fehlen, mit beigeholten Laubzweigen oder mit Stroh (Pall. I. 6). Mein Oheim, M. Columella, ein sehr tüchtiger Weinbauer, bedeckte seine Stöcke in der bätischen Provinz mit Palmendecken (palmeae tegetes), um den Aufgang des Hundes, dieses heißen Gestirnes, der, wie der gleichzeitig dann wehende Eurus, dort Volturnus geheißen, Trauben ohne Schutz versengt (Col. V. 5; XI. 2).

Die Breche, weit wichtiger und noch für das nächste Jahr einflußreicher als die Schneidelung, erfordert (Varr. I. 31) einen Mann,

Der mit kundiger Hipp' leget die Haare dem Stock.

Prop. II. 15, 13.

Ein tüchtiger Winzer besiehet seinen Stock und bedenket, ob und welche Tragreben er für das nächste Jahr stehen lassen, welche er abnehmen soll; er entfernt nicht blos leere Reben, sondern nimmt auch zu voll besetzte Trauben, daß die verbleibenden sich völliger ausbilden, besser reifen und die Stöcke nicht zu stark erschöpfen. In gleicher Weise behandelt er die, welche durch die letzte Ernte ermattet sind, und bringt ihnen durch Abnahme von Trauben und Ranken Erleichterung und Kräftigung (Col. IV. 27); überall dämpft er üppigen Wuchs durch Ausbrechen der Spitzen, entfernt die aus dem harten Holze oder aus dem Stamme schlagenden Triebe, sofern nicht der eine oder der andere zur Verjüngung dienen soll, lichtet das Blattwerk vom Haupte des Stockes an zwischen den Armreben, läßt alle die Mutterstöcke nutzlos belastenden Ranken unter der Hippe fallen (Col. IV. 27).

Man kann verschiedener Ansicht sein, ob die kindlichen, mit oder ohne Wurzeln bepflanzten Stöcke belaubt werden sollen. Einige widerrathen dieses:

Weil noch jungem Gesproß zuerst anwächset das Alter,
Werde der zarten geschont!

Virg. G. II. 360.

Es ist häufig gut, sich nicht zu ängstlich an die Regel zu binden und Rebenkindern, sobald sie nur das Geländerchen (canterium) überrankt, durch wiederholte Belaubung den Ueberfluß an Schossen bis auf Eine, oder für unvorhergesehene Unfälle, zwei der stärksten zu benehmen, welche die zuströmenden Nahrungskräfte aufnehmen und hindern, daß sie nicht in üppigen Trieben verwildern oder sich unzeitig mit Früchten belasten. Will man nicht Häuptlinge, sondern Armreben erziehen, können 3½' über der Erde deren bis 4 stehen bleiben; unter dem Joche sind alle unnützen Schossen im zarten und saftigen Alter mit den Fingern abzukneipen (decerpere). Rebenpflänzlinge sind sehr empfindlich. Wie sie auf immer beschädigt werden, wenn sie ein Weib, das den Blutfluß hat, berührt (Pl. XXVIII. 23), so können sie noch weniger als die Bäume eine Berührung mit dem Eisen der Hippe vertragen. Mit Unrecht hat man dies den Alten als Aengstlichkeit ausgedeutet. Die autoritätische Regel (Pall. I. 6. Geop. III. 3, 4) bleibt Trotz alles Zweifels (Col. IV. 6, 7; 9—11, 21; de arb. 5) bestehen:

Nimmer werde das Reis von schneidender Hippe versuchet,
Nein, mit gekrümmtem Finger entkneip' auslesend die Sprossen! —

Virg. G. II. 365.

In gleicher Weise müssen Pfropfreiser geblattet und deren Stämme der aus den Seiten und Wurzeln schlagenden Triebe entledigt werden (Col. IV. 29). Alte Weinstöcke in kälteren Lagen sind, mit Ausnahme der auf der Erde liegenden, jährlich zwei Mal zu blatten; diesen läßt man zum Schutz gegen Wind und Wild das Laubwerk entweder gänzlich oder doch größten Theiles.

Die doppelte Blattung beruht auf der Eigenthümlichkeit der Rebe, daß sie jährlich zwei Haupttriebe macht und zwei Mal vom Schatten gedrängt wird (Virg. G. II. 410), das erste Mal, wenn sie die Scheine ansetzt, das zweite Mal, wenn die Trauben reifen (Pl. XVI. 40). Die erste Breche oder die Frühjahrsblat-

tung (p. verna) unvermählter Reben muß, wo möglich bei abnehmendem Monde (Pl. XVIII. 75), in der ersten Hälfte des Mai, sobald sich die Scheine zeigen (Cat. 33. Col. XI. 2, 38), oder in den nächsten 10 Tagen vor der Blüthe (Col IV. 27, 28; 1, 2, 44), bis wo die nur 4 Finger langen Triebe (Pl. XVII. 35, 18; XVIII. 67, 2) sich noch mit einem leichten Fingerdrucke, ohne große Verletzung des Stockes, entfernen lassen, vorgenommen werden (Col. IV. 17). Diese zarten Sprossen (pampini, im Elsaß Pampele) dienen gekocht, oder mit Salz und Essig gewürzt, zur Verspeisung *) (Pl. XIV. 23). Der sorgfältige Weingärtner läßt dabei in der Pflanzung etwa vorhandene Unordnungen nicht unbeachtet; Versehen oder Nachlässigkeiten der Roder hilft er nach, zerbrochene Joche stellt er her, umliegende Pfähle richtet er auf (Col. XI. 2, 38).

Baumreben, wie sie nicht behackt werden, werden im Frühjahre nicht abgelaubt (Varr. I. 31. Pl. XVII. 35, 22, 28) und nur im Juni der überhängenden fruchtlosen Ranken entledigt (Pl. XVIII. 68).

Ueber das Ende des Mai und bis in den Juni darf die Breche nirgends verschoben werden, weil die dann verholzten Sprossen mit größerer Mühe und zum Schaden des Stockes oder nur mit der Hippe sich abthun lassen, wodurch Verwundungen entstehen, die, sei es in Folge des Eisens, sei es der brandigen Sommergluth, gar oft den Tod der Mutter nach sich haben (Col. IV. 7). Muß für hartgewordenes Jungholz die Hippe gebraucht werden, so gehe der Schnitt in einiger Entfernung vom Mutterstocke, daß ein Stürzel stehen bleibt, der die schädliche Hitze abhält; besser ist oft, die sperrenden Ranken zusammenzubinden (Col. V. 5. Pl. XVII. 35, 6).

Hammerschnittlinge und Senker werden in der Regel nicht geblattet; man läßt ihre Triebe in die Höhe gehen, es waltete denn die besondere Absicht, sie zu stärken. Oft ist Frühbreche hier nicht einmal gut; man entnehme lieber erst im Herbste, oder, wo die Winter strenger, im nächsten Frühjahre die Rebenschossen

*) Landerer a. a. O. erzählt: In Griechenland werden die zarten und frischen Weinblätter als ein sehr wohlschmeckendes Gemüse gebraucht, indem man sie theils gekocht mit Oel und Essig ißt, größtentheils jedoch in dieselben ein Gemenge von feingehacktem Fleisch mit Petersilie einwickelt und in Butter oder Oel bäckt oder in Fleischsuppe kocht.

und das Oberste des Hauptschosses bis auf 2 Augen und, hätten sie nur eine, etwa 1 Fuß lange Hauptranke, die Spitze (decacuminare), damit das Halsstück (cervix) stärker und kräftiger wachse (Col. IV. 7).

Ueber die Zeit der zweiten Breche (p. autumnalis) sind die Ansichten getheilt (Pl. XVII. 35, 18). Einige beginnen sie gleich nach der Blüthe (Col. IV. 28), Andere kurz vor der Traubenreife (Cat. 33. Col. XI. 2, 61), noch Andere verlangen, wenigstens für ältere Anlagen (veterana vinea), wiederholte Breche aller, selbst der mit Trauben besetzten Schossen unter der Krone und der Doppelranken unterhalb des Joches, damit die verbleibenden freudiger emporsteigen und besser tragen. Ohne Zweifel müssen nach der Blüthe alle Wasser- und Geilschossen, wie die, welche ohne Scheine und für die Zucht im nächsten Jahre nicht nothwendig sind, weggebrochen und die Spitzen der üppigen Zweige gekürzt werden (Col. de arb. 11, IV. 6). Es ist indessen nicht ausreichend, den Sommer über ein- oder zweimal das überflüssige Laubwerk abzunehmen (Col. IV. 27); der sorgfältige Winzer wiederholt es besonders zu der Zeit, wo die Herlinge sich zu färben anfangen; dabei hat er stets den Schnitt des nächsten Jahres, die Lage der Trauben und die Form des Stockes im Auge. Rebhölzer aus Holz von solcher Verhärtung, daß es mit dem Messer abgenommen werden muß (Pl. XVII. 35, 19), versäumt er nicht zu entfernen, es wäre denn, daß sie bleiben müßten, oder Trauben in eine falsche Lage gebracht würden.

Man rechnet, daß ein Arbeiter täglich 1 Juger lauben kann (Pl. XVIII. 67, 2). Wird die Breche öfterer wiederholt, ist es ein Kinderspiel, so viel zu leisten (Col. XI. 2, 38).

Die Weinbäume werden, wie gesagt, nicht geblattet, vom längsten Tage aber bis in den August geschoren (frondatio). Der Scherer (frondator) hat für diese Arbeit außer den Mittagsstunden, den abnehmenden Mond (Col. XI. 2. Pl. XVIII. 68, 1 u. 74) wahrzunehmen und die jungen, bartähnlichen Laubsprossen (Pl. XVII. 35, 22), die durch Ueberschattung die Reben verdumpfen, abzuscheren (Virg. G. II. 400). Die Abfälle werden in Hampfeln theils als Grünfutter, theils getrocknet für den Winter dem Vieh gereicht. Wegen der Höhe der Bäume ist die Arbeit nicht ohne Mühe und Gefahr; diese aber wie jene wird durch

fröhliche Lieder vermindert, die das Echo wiederhallt und der Wanderer beantwortet.

> Selbst am hangenden Fels singt hoch der scherende Winzer;
> Während indeß dein Liebling, die heisere Taube des Waldes,
> Rastlos girrt, und die Turtel vom luftigen Gipfel der Ulme.
>
> Virg. ecl. I. 56.

e. Die Wurzelräumung (ablaqueatio).

> Im Weinbau reiht sich Sorge an Sorge, Arbeit an Arbeit;
> Stets wird fernere Müh' geheischt zur Pflege des Rebstocks
> Und nie ruht vollendet das Werk.
>
> Virg. G. II. 396.

Es giebt Weinbaulehrer und Praktiker, welche das Aufgraben um die Stöcke oder die Wurzelräumung mit der Lockerung (fossio) verbinden (Virg. G. II. 354, 397). Wir glaubten sie davon trennen und ihr einen besondern Abschnitt widmen zu müssen.

Die Wurzelräume in der Mitte des Octob., ehe die kalten Tage kommen, ist für jeden jungen, gleichviel ob auf Riolung, in Gruben oder Furchen angelegten Weingarten erforderlich (Pall. XI. 5); fünf Jahre lang darf sie hier nicht unterlassen werden. Hat er länger gestanden, kann sie jedes dritte Jahr unterbleiben, weil dann die Bildung s. g. Thauwurzeln langsamer vor sich geht und die Gefahr, die tiefer gehenden Wurzeln zu verletzen, steiget (Col. IV. 8). Sollen jedoch Absenker gemacht oder Pfropfungen vorgenommen werden, sind zuvor die Stöcke zu umräumen und die oberen Wurzeln oder deren Ausschößlinge hinwegzunehmen (Col. IV. 24).

Jeder Baum wächst schneller, wenn man ihm die nichttaugenden Schößlinge (stolones) nimmt und so den Nahrungssaft auf den Stamm allein zurückdrängt (Pl. XVII. 20). Schon aus diesem Grunde ist die Räume nöthig. Der umsichtige Winzer legt dabei die flachlaufenden, überflüssigen, den Unbilden der Hitze und Kälte ausgesetzten Sommerwürzelchen (aestivae ridiculae) bloß und schneidet sie (Geop. V. 19), weil sie den tiefergehenden Wurzeln die Nahrung entziehen und den Stöcken flachen Stand geben, daß sie beim Aufgange des Sirius Durst leiden, 1½" vom Stamme und in der Tiefe eines halben Fußes, wie deren etwaige Ausschößlinge mit einem Messer ab (Col. IV 24). Dies ist besonders bei Tiefe und Trockenheit des Bodens gut,

doch darf das Eisen dem Mutterstocke nicht zu nahe kommen und nicht zu starke Wunden machen, weil dann noch mehre derlei Würzelchen sich bilden und das winterliche, in den offnen Räumungsgrübchen (lacusculi) stehen bleibende, in trocknen Lokalitäten absichtlich gesammelte Regenwasser in der eisigen Kälte des kürzesten Tages, die Wundstellen entzünden oder in das Mark eindringen würde.

Die Wurzelräumung im Frühjahre erst vorzunehmen, ist nicht wohl statthaft; sie dürfte jeden Falles nicht bis dahin zu verschieben sein, wo der Saft schon eingetreten ist, weil alsdann Auge und Schale leicht beschädigt werden könnten.

Findet man bei der Räume Stöcke, welche die Wurzeln fallen oder die Trauben verwelken lassen, besprenge man die Wurzeln und Stämme mit einer Mischung von Essig und Asche, diejenigen aber, die ihre Trauben nicht zur Reife bringen, schneide man über der Wurzel weg, benetze die Wunden mit scharfem Essig und altem Urin, beschmiere sie dann mit Koth und grabe sie öfters um (Pl. XVII. 47). Diejenigen, welche durch Karst oder Eisen verwundet sind, bestreiche mit einer Mischung von Schaf- oder Ziegenmist und Erde; verwundete Wurzeln besprenge mit flüssigem Dung (Pall. IV. 7)). Fallen die Vögel irgendwo besonders stark ein, begieße man die Wurzeln mit dem Safte der wilden Kukumis (Pl. XX. 21).

In Gegenden mit milden Wintern läßt man die Stöcke nach der Wurzelräumung offen stehen; wo sie strenger sind, ebnet man vor dem 12. December die Räumungsgrübchen und giebt ihnen auch wo möglich im Vollmonde (Pl. XVIII. 75) eine Erddecke; steht sehr strenge Kälte zu befürchten, müssen in den ersten fünf Jahren die Wurzeln der Weinstöckchen vor der Bedeckung mit etwas Mist, am besten mit Taubenmist, versehen, oder mit sechs Sextaren zu diesem Behufe zubereiteten alten Urin begossen werden (Col. IV. 8). In der Gegend von Sulmo, im fabianischen Pagus, begießt man mitten im Winter, wenn es schneit und friert, die Stöcke mit Wasser, zum Schutz gegen den Frost; man nennt das: den Weinstock erwärmen. Der dortige Fluß ist der einzige, der diese merkwürdige Eigenschaft hat; im Sommer ist sein Wasser unerträglich kalt. Die herberen Weine jener Gegend verlangen schlechterdings begossen zu werden (Pl. XVII. 41).

f. Die Schneidelung (putatio).

Zu Nauplia ist ein Esel in Felsen gehauen und man erzählt sich, dieses Bild sei zu Ehren des Esels gemacht, der die Reben von einem Weinstock abgefressen und dadurch bewirkt habe, daß der Weinstock viel tragbarer und zur Veranlassung geworden sei, daß die Menschen das Beschneiden gelernt hätten (Paus. II. 38). Wir halten uns an geschichtliche Thatsachen.

Moses verbot (2. Mos. 23, 10; 3. 25, 10) aus sittlichen Gründen, im siebenten Jahre Weinstöcke zu beschneiden, Numa aus religiösen Gründen, den Göttern von ungeschneidelter Rebe zu opfern. Jener wie dieser hatte dabei sein Volk im Auge; jener wollte das gierige Streben nach Production beschränken, dieser die Ehrfurcht vor den Göttern erhöhen; beiden diente die Rebe für höhere Zwecke. Die Schneidelung, vom Standpunkte der Winzer angesehen, erscheint das wichtigste Stück der Weinbergspflege (Virg. G. I. 157. Calpurn. Ecl. V. 111); der Wein wird dadurch reizhafter für den Gaumen (Pl. XV. 4). Unser Volk hat die Wichtigkeit dieser Verrichtung so wohl erkannt, daß es selbige unter die Obwaltung des Bacchus oder der Puta (Schneidelgöttin), deren Verehrung, wie Arnobius (IV. 5) schließen läßt, nicht einmal das Christenthum vernichten konnte, des Bacchus selbst, oder auch der Pomona stellte. Diese Göttin

— — — liebt nicht Flüsse noch Waldung,
Sondern das Feld und die Aest' holdselig mit Früchten gesegnet.
Statt des Speeres beschwert die mondliche Hippe die Rechte,
Die bald üppigen Wuchs ihr bändiget und die verwildert-
Rankenden Arme bezähmt.

Ovid. M. XIV. 628.

Der Weinstock, seiner weibischen Weichheit wegen zum Wachsthum geneigt (Varro I. 41), verlangt in beiderlei Pflanzungen jährlich nach der Hippe, als ob er wüßte, daß er durch Abnahme der geilen, binsenartigen (ejuncidi, Varr. I. 31), unnützen, auf- oder seitwärts spindelnden, nicht aus Augen vorgedrungenen Schossen (flagelli, Pl. XVII. 35, 19), und der alten, verwachsenen und dürren Reben (Pl. XVII. 35, 25), selbst wenn sie bis auf die eigentlichen Lebenstheile eindringen sollte (Pl. XVII. 45), an Verwilderung gehindert und zur Tragbarkeit gebracht wird.

Es ist gewiß ein Fehler, wenn man in der Nähe Roms die varracinischen Stöcke nur ein Jahr um das andre beschneidet,

der sich nur dadurch entschuldigen läßt, daß bei diesen schlechten Weinen die Kosten höher steigen als die Erträge sind. Wenn man bei Carseoli in Latium nur das schadhafte oder trocken werdende Holz abnimmt, das andere aber tragen läßt und seltenes oder sparsames Beschneiden an die Stelle aller Pflege setzt, oder wenn der Bauer bei Novara mit der Menge der Ueberläufer und Ranken nicht zufrieden, noch Gaffeln (furcae) setzt, an welche er die Reben wickelt, so verwildern die Stöcke durch die Cultur und die Weine fallen nicht nur durch den schlechten Boden schlecht, sondern sie werden noch durch die Behandlung verdorben (Pl. XVII. 35, 27).

Was wir schon oben über die Belaubung der jungen, erstjährigen Stöcke bemerkt haben, gilt auch für deren Schneidelung. Die ältern Lehrer des Weinbaues, Saserna, Stolo, Cato und Virgil, versichern, daß sie vor dem Eisen zurückschrecken. Die Erfahrung aber hat erwiesen, daß es schädlich ist, sie verwildern, verästen oder in zwergartigem Wuchse verschrunzen zu lassen (Pl. XVII. 35, 20. Col. IV. 11). Sie auszuputzen, ist erforderlich, doch kommen andere Regeln als für die Stöcke im männlichen Alter zur Anwendung. Wurzlinge eines baumlosen Weingartens werden nach einem Jahre bis auf ein einziges Auge über der Erde zurückgeschnitten, mit Mist umlegt und dann mit einer Stütze versehen; völlig gleicher Weise ist die Behandlung im zweiten Jahre; im Allgemeinen wenigstens ist nicht anzurathen, ihnen mehr Treibaugen als das Jahr vorher zu lassen. Auf diese Weise erhalten die Jünglinge ihre Kraft und stärken sich, während dem sie dünne und binsenartige Ranken treiben, wenn sie wachsen dürfen wie sie wollen, wie dies an den einzeln auf den Feldern stehenden Stöcken bemerkt werden kann. Im dritten Jahre erfolgen sehr kräftige Triebe und in der kürzesten Zeit; das Leben, welches sie in sich tragen, läßt sie dem Joche entgegen hüpfen. Um die Stöcke recht in die Höhe zu ziehen, entnimmt man ihnen hie und da die unteren Augen mit verkehrter Hippe. Ich sehe darin eine schädliche Gewaltsamkeit; ich ziehe vor, die Rebenranken gehen zu lassen und erst am Joche abzustreifen (Pl. XVII. 35, 11).

Pfropfreiser werden in den ersten 4 Jahren, so lange die Wunde noch nicht geheilt ist, mäßig geschneidelt, die Triebe aber zur Sicherung gegen Winde angebunden. Ausgewachsenen ent-

nimmt man die Geilranken, sofern sie nicht zur Besetzung neuer kahler Stellen (calvitium loci) abzusenken sind (Col. IV. 29).

Es giebt eine doppelte Schneidelungszeit, im Frühjahre (p. verna) und Herbste (p. autumnalis). Jene gehört für Gegenden, wo frühzeitig Fröste einfallen (Varr. I. 34), diese für mildere Lokalitäten. Im Winter zu schneideln, ist gefährlich; weil in Folge der Kälte der Umlauf der Säfte gehindert und die Rinde außer Thätigkeit ist, heilen die Schnittwunden nicht zu (Col. IV. 29). Auch im Frühjahre darf man nicht zu bald anfangen, denn leicht könnte der Winter sich wieder einstellen, durch Eis und Frost die kurz zuvor verwundeten Stöcke überwältigen, in ihren Knospen schwächen und an den entblößten Wundstellen zum Bersten des Holzes oder zum Thränenflusse bringen (Pl. XVII. 35, 18). Die gewöhnliche, für alle einigermaßen kalte und gemäßigte Gegenden angemessenste Zeit ist der Anfang des Februar (Col. XI. 2. de arb. 10. Pall. III. 12), wenn der Subsolanuswind wehet (Pl. VXIII. 77, 2), ehe der Favonius die Erde aufschließt (Pl. XVIII. 65, 2) oder die Schwalbe ankommt (22. Febr.) oder

— — — Arkturos
Aus der heiligen Fluth des Okeanos wieder sich hebend,
Im vollstrahlenden Glanze zuerst aufgehet des Abends;
Nach ihm kommt frühgirrend Pandions Tochter, die Schwalbe,
Wieder den Menschen an's Licht, wenn neu anhebet der Frühling:
Eile zuvor und schneidle die Reb' dir! denn so gebührt es.
Hes. op. 565.

Vielleicht bezieht sich das: „So gebührt es," auf die in Böotien, dem Vaterlande des Dichters, bestehende, diese Zeit feststellende Verordnung (Plutarch. quaest. rom. §. 40), vielleicht deutet sie auf die Naturkunde des Dichters, denn um diese Zeit, sagt Mago, Celsus und Atticus, widerstrebt der saftige Trieb der jungen Stöcke der Hippe nicht und nimmt eine leichte, glatte und gleiche Wunde hin (Col. IV. 11). Auf großen Weingütern schneidet man früher und sehr früh zwischen dem kürzesten Tage und dem Favonius (Varr. I. 36). Die Natur aber will nicht, daß man zu sehr eile; erfrieren nach dem Schnitte die Augen, erkranken die Stöcke eben so, wie durch unzeitige Hitze (Pl. XVII. 35, 6), sie sehen fast verbrannt aus und geben im Anschauen das Leid zu erkennen, das ihnen durch Ungunst des Wetters angethan wurde. Vortrefflich ist noch die Zeit vom 1.—23. März (Col. XI. 2. Pl.

XVIII. 65), besonders für feuchten Boden, wo der Ueberfluß des Saftes durch den Abgang ausgeglichen wird (Theophr. III. 20). Ueber die Frühlingsgleiche darf die Schneidelung nicht verzogen werden; nach dem ersten April ist sie schädlich und fruchtlos.

Wenn dir zuerst kukukt aus sprossender Eiche der Kukuk.
Hes. op. 486.

darf die Hippe nicht mehr im Rebgarten getroffen werden; es ist Schimpf und wohlverdienter Spott, wenn dann vorübergehende Wanderer säumigen Schneidlern mit nachahmender, lauter Stimme (Hor. S. I. 7, 28) ein höhnendes „Kukuk“ (cuculus) entgegen rufen (Pl. XVIII. 66, 2).

Die Herbstschneidelung kann bei warmer Witterung gleich nach der Lese und dem Blätterfall, gegen die Iden des October, in trockenen Gegenden später, nach anderer Meinung nie vor dem Frühaufgange des Adlers am 7. Decbr. (Pl. XVII. 35, 18), überall aber erst nach den um die Herbstgleiche häufigen Regen und erfolgter Reife des Holzes geschehen. Jene Zeit entspricht den natürlichen Verhältnissen zumeist, weil die Stöcke nach ewigem und göttlichen Gesetze mit den Blättern auch die Früchte abgeleget haben (Col. IV. 10). Um diese Zeit schneidelt man und recht derb auch in Griechenland (Theophr. VII. 20) und den heißen Gegenden besonders die Stöcke, die statt Früchte eine ungeheure Menge von Blättern ansetzen und unfruchtbar bleiben (Pall. XII. 4).

Man schreibt vor, daß die Frühjahrschneidelung nie in den Morgenstunden vorgenommen werden soll, weil die von nächtlichem Eis und Reif erstarrten Ranken vor dem Winzermesser zurückschrecken und leicht brechen. Ich halte dies für richtig (Col. XI. 2), glaube aber, daß man feste Tagesstunden und Monatstage nur bei nicht großen Besitzungen einhalten kann. Bei umfänglichen Anlagen muß man, um zu rechter Zeit fertig zu werden, sehr bald anfangen. So lange es noch kalt ist, werden die stärkeren Sorten, die schwächlichen, wenn die Witterung sich lindert (Varr. I. 37. Pl. XVIII. 63), die nordwärts gelegenen Gärten im Frühjahre, die, denen der Frost nicht so leicht schadet, im Herbste ausgeschneidelt (Pall. III. 12); überall, mit Ausnahme höchstens der der Südsonne zugekehrten Stöcke (Col. IV. 23),

ruht in den 15 Tagen vor und nach dem Brumaltage wegen des dann kalten Wetters die Arbeit.

Die Bemerkung, daß die Belaubung und Beschneidung mit sicherem Erfolge, namentlich, wenn man die Trauben aufbewahren will, im abnehmenden als im zunehmenden Monde geschieht (Pl. XVIII. 75) und daß die an den schicklichen Tagen zuerst beschnittenen Stocke stärker in's Holz treiben, die später beschnittenen hingegen mehr Ertrag an Früchten liefern, ist gegründet (Pl. XVIII. 35, 18). Daher wird es gut sein, die schwachrankigen und zärtlichen Sorten zuerst, die kräftigen und faulen zuletzt vorzunehmen (Pall. I. 6). Im Neumonde beschnittene Stöcke soll kein Thier beschädigen. Nach einer andern Regel soll man im Vollmonde zur Nachtzeit und wenn sich der Mond im Zeichen des Löwen, Scorpion, Schützen oder Stiers befindet (Pl. XVII. 36) beschneiden.

Schnittwunden richtet man nicht gern dem feuchten und heißen Notus, eben so wenig aber dem kalten Boreas entgegen, wenn es möglich ist, die Seite zu vermeiden, wo an der Rebe ein Auge sitzt, welches durch das dann aufträufelnde s. g. Thränenwasser geblendet und in seinem Laubtriebe gehindert werden würde (Col. IV. 9. Pl. XVIII. 76). Das Thränenwasser, ein gummiartiger, Wund- und Schrundstellen entfließender Saft, enthält viele unreine und überflüssige Feuchtigkeit, die den Stöcken nachtheilig ist (Pl. XVII. 25). So lange sie mäßig bluten, dient der Abfluß zur Beförderung ihrer Gesundheit, starke Blutung aber ist den Stöcken äußerst schädlich; sie erschöpft deren Kraft und giebt davon benetzten Reben das Ansehen, als wären sie verbrannt (Pl. XVIII. 35, 18), die Augen derselben werden geblendet und die Laubtriebe behindert (Col. IV. 9. Pl. XVIII. 76). So viel bekannt, werden am Thränenflusse leidende Stöcke durch an die Wurzeln gegossenes Salzwasser geheilt (Pl. XVII. 47), in der Regel aber stillt sich das „Bluten" oder „Thränen" von selbst, denn es wird der Frühlingssaft in den aus aufbrechenden Knospen sich entwickelnden Blättern verzehrt. Für die Heilkunst ist das auslaufende Rebenwasser wichtig; es hilft gegen Flechten, Krätze und Haarkrankheiten und wird daher aufgefangen.

Ein Juger Weingarten, können vier Arbeiter in einem Tage beschneiden und anbinden (Pl. XVIII. 65). Sind sie fertig,

haben sie das abgeschneidelte Holz und Wurzelzeug auf Haufen in die Nähe der Umfriedigung zu schaffen, da es baldigst entfernt, oder kleingeschnitten oder beigepflügt wird (Pall. III. 15). Häufig zündet man das Schneidelholz im Garten an, um die scharfe Asche als Dünger für die Weinstöcke zu benutzen (Cato 37. Pl. XVII. 6). Der entstehende Brandgeruch schützt die Pflanzungen gegen Reif und Frost, gegen Nebel und Brand (Pl. XVIII. 70). Baumweingärten sollen auch durch drei darin lebendig verbrannte Krebse gegen den Brand sich schützen lassen.

Soll dem Eigner nicht der größte Nachtheil erwachsen, sind bei der Schneidelung drei Gesichtspunkte festzuhalten (Col. IV. 24).

1. Der Fruchtansatz des nächsten Jahres oder die Tragreben (palmae).

2. Das Belassen der gesundesten und fröhlichsten Trachtreben an der rechten Stelle.

3. Sicherung der möglichst langen Lebensdauer des Stockes (Pall. I. 6).

Jeder Weinstock ist nach den 4 Weltgegenden gerichtet; demgemäß hat man ihn auch in 4 Theile zu theilen, von denen Jeder verschiedene Eigenthümlichkeiten hat, aber auch verschiedene Behandlungsarten erfordert. In einem Weingarten ohne Geländer soll jeder Stock auf jeder Seite gleich viel Triebe behalten, damit die Früchte nach keiner Richtung ein Uebergewicht bekommen und ihn durch ihren Druck nicht hindern, in die Höhe zu gehen (Pl. XVII. 35, 15). Ohne oder mit Joch gezogene Stöcke darf man auf der Nordseite so wenig als möglich, namentlich nicht bei einfallender Kälte verwunden, wodurch der Wundenbrand entstehet, oder man muß die Wunde hinter Ranken und Reben verbergen (Pl. XVII. 35, 28). Aus Rücksicht darauf belasse man hier nur eine, die dem Joche nächste Tragrebe (materia) und unterhalb derselben einen Küster (custos), d. h. ein junges Geschoß von 3 Augen, das zur nächstjährigen Erneuerung des Stockes dient, wenn er sich durch schwelgerischen Wuchs ererschöpfen sollte. Bei jungen Stöcken ist rathsam, neben dem Küster, für den Fall, daß dieser nicht anschlagen sollte, einen Andern von der Größe einer Warze sitzen zu lassen, welcher Räuberchen (furunculus) genannt wird (Pl. XVII. 35, 13). Mittagwärts kann man zum Schutze gegen Sonnengluth

und zur Abwehr der Austrocknung der Trauben von der Reife mehr Reben gehen lassen. Zwischen Ost- und Westseite herrscht kein beträchtlicher Unterschied, weil die Sonne hier wie dort eine gleiche Zahl Stunden einwirkt (Col. IV. 24).

Der Fuß (pes) muß, so weit es thunlich, stark erzogen werden (Pall. III. 12), damit er mit oder ohne Pfahl gegen Wind und Wetter sich halte und überall jährige vollständige Schöße mache (Pl. XVII. 35, 12). Um ihn herum ist die Erde mit einem kleinen Häckchen (dolabella) auseinander zu ziehen (dimovere); die an den Wurzeln anhaftenden Schoßhölzer (soboles), welche die Bauern Ausläufer (suffragines) nennen, sind recht glatt und, damit sich das Winterwasser zum Verderben des Stockes nicht ansammeln kann, ohne Vertiefung abzuschneiden. Die aus der Wunde wieder vortreibenden Schossen reißt man lieber ab, als daß man eine knotige und krätzige Wunde läßt, welche fault, da jene verwächst (Col. IV. 24). Schwächlinge (viticulae) dürfen nie 2 Tragreben (duramenta) behalten, wohl aber wird ein tüchtiger Schneidler das untere, an rechter Stelle stehende, zur Verjüngung dienliche Holz, auf ein oder zwei Augen verschnitten, stehen lassen (Pall. III. 12).

Demnächst wendet man sich zum Schenkel (crus) oder den Schaft (truncus); hier wird das Wasserschoß (palmes pampinarius), d. i. jede aus dem festeren Holze entsprungene Rebe, die im folgenden Jahre nur Ranken treibt (Pl. XVII. 35, 13) und jedes Räuberchen, so wie das schwarze, zum Austreiben von Tragreben undienliche, bis auf das gute und zur Verjüngung taugliche Holz abgeschnitten; ein schlechter Stock, ohne brauchbare Reben, werde kahl an der Erde weggeschnitten (Pl. XVII. 35, 19), dem aber, der in Folge des Schnittes in der Sonnengluth zu vertrocknen anfängt oder der durch Wasser oder schädliche, in das Mark einkriechende Insekten hohl geworden ist, nehme man alles Todte oder kratze ihn mit der Hippe bis aufs Leben aus, damit am grünen Holze Wunden entstehen, die, mit einer Mischung von Erde und Oelschaum verschmiert, bald heilen. Dieses Pflaster wehrt zugleich den Holzwurm (teredo — Rebenstecher rhychnites? —), die Ameisen und die Sonne ab und bewirkt noch, daß er geheilt seine grüne Frucht hält (Pall. III. 12. Col. IV. 24).

Der Weinstock hat eine zarte, schnell vergängliche, leicht berstende (Pl. XVII, 26), aus mehrern Häutchen bestehende Rinde, die er, nachdem sie geplatzt, abwirft und durch eine andere, unter jener alten nicht mehr zu seinen Lebenstheilen gehörigen Schale (Pl. XVII. 37,9) ersetzt (Pl. XVI. 54). Der Weingartmann muß die dürre, geborstene Schale (cortex), die an der Oberfläche des Stammes herumhängt, bis aufs Fleisch (corpus) abbasten (delibrare) und das träge Moos, welches den Schenkel fesselartig umpreßt, mit einem Eisen abkratzen. Jeder von Schmutz befreite Stock wächst kräftiger; der Wein setzt weniger Hefe ab (Col. IV. 24). Die äußersten Theile des Holzes über den Augen (ungues), die Aberzähne (nepotes), wie nöthig sie auch zur Bildung der jungen Augen sind, muß man auch abschneiden (Pall. III. 12).

Demnächst nimmt man die Schultern (humeri), Arme (brachia) und das Haupt (caput) vor. — Die Höhe eines Stockes ist nach den Verhältnissen verschieden; in milden, schaurigen Lagen kann man ihn höher, in armen, heißen, abschüssigen und stürmischen muß man ihn ziemlich niedrig halten (Col. IV. 24); ohne Geländer darf er 3′ hoch, sonst 5′ hoch gezogen werden, doch die gewöhnliche Menschengröße nie überschreiten (Pl. XVII. 35, 16). Nach der Höhe richtet sich auch die Zahl der Armreben. Diejenigen, die, wie am Joche oder Spaliere (pergula), etwa 4′ über der Erde ihre Krone machen, müssen auch 4 Arme behalten, von denen ein Jeder nach einer Seite des verschränkten oder wie eine römische Zehn (X) gestalteten Joches (jugum decussatum) blickt. Ist der Stock schmächtig, lasse man an den einzelnen Armen nur eine, ist er völlig und kraftvoll, zwei, aber nie mehr Ranken, welche jedoch nie in derselben Linie und auf derselben Seite laufen dürfen, denn es ist nachtheilig, wenn nicht jeder Theil der Armreben in gleichmäßiger Thätigkeit den kindlichen Trieben den Muttersaft zuführt. Ist die Aufsaugung desselben auf der einen Seite stärker als auf der andern, wird der Adergang (vena), dessen ganzer Saft zum Verbrauche kommt, dürr, als wäre er vom Blitze getroffen. Kommt zwischen 2 Armen, wie in einer Gabel (Col. V. 6), ein Rebenschoß, nach Bauernsprache, ein Kehlschoß (focaneus palmes) vor, muß er, weil er nie trägt und den beiden ihn umstehenden Armen den Nährsaft entzieht, ehe er zu groß und stark wird, tief ausgeschnitten

werden. Ist er schon so stark herangewachsen, daß die eine oder die andere Armrebe gelitten hat, wird die schwächste abgenommen, er aber gelassen, damit die Mutter, nach wiederhergestelltem Gleichgewichte, jedem Theile Nahrung zuführen kann (Col. IV. 24. Pall. III. 12). Auf fetten Stellen kann man den einzelnen Armreben zwei Schossen gönnen, sofern es die Kraft des Stockes verträgt. Kein Stock, auch wenn er höher gezogen wird und fruchtbar ist, darf mehr als acht Triebe behalten.

Das Haupt wird in Fußtiefe unter dem Joche gebildet, von dem aus die vier oben gedachten Armranken, in denen sich der Stock alljährlich verjüngt, sich ziehen. Alles alte, weitauslaufende, übelgewachsene und verdrehte Holz ist in schrägen Rundschnitten zu entfernen und nur neues, gerades und fruchtträchtiges zu lassen. Dabei ist mit Auswahl zu verfahren. Ein Stock mit vielen Ranken darf eben so wenig die dem harten Holze, d. h. dem Schafte und Haupte nächstsitzenden, wie die davon entferntesten behalten, weil jene die Tragbarkeit und Fülle der Lese nicht fördern, diese hingegen ihn durch überreiche Tracht erschöpfen und bis zum dritten oder vierten Pfahl auslaufen, was ein Fehler ist. Beiden Uebelständen begegnet man, wenn die an dem mittlern Theile eines Armes befindlichen Zugreben bleiben (Col. IV. 24).

In Gier nach Frucht lassen Manche die äußersten und mittelsten Ranken und beschneiden das dem Hartholze nächste Reißig zum Wächter. Bei hoher Kraft des Stockes und Bodens kann dies statthaft sein, denn nur unter diesen Voraussetzungen kann die dann entstehende Traubenmenge zur Reife gelangen (Col. IV. 24. Pall. III. 12). Der Reservekäster (custos subsidiarius) darf auch nicht auf den Stürzel verschnitten werden, wenn die nächstjährigen Tragreben sich an der geeigneten Stelle befinden; bindet man diese an und beugt man die zur Erde hängenden nieder, treibt man die Reben unterhalb des Bandes vor. Macht ein Stock vom Haupte aus Triebe und flicht er mit seinen Armen in den Innenraum anderer Joche, lasse man in der Nähe des Schaftes einen kräftigen und recht großen Küster von 2—3 Gliedern, von dem aus, wie von einem Stürzel, im nächsten Jahre sich der Arm bildet; der verschnittene Stock hält sich innerhalb des Joches (Col. IV. 24).

Die Schnittwundenseite des gelassenen Küsters sei nicht himmelwärts, sondern erdwärts gewendet, damit sie sich gegen Eisfrost decke und gegen Sommergluth beschatte; der Schnitt (resectio) sei nicht spitz, wie ein Pfeil, sondern stumpf, wie ein Huf zulaufend, weil sich dann nicht so schnell und nicht so viel todtes Holz bildet und die Wunde sich allmählich in engere Kreise zurückzieht. Wenn Einige, was ich oft bemerkt, die Reben neben einem Gelenke abschneiden, um den Küster wie einen Stürzel zu verkürzen, so mag damit vielleicht dem bessern Ansehn (decor) gedient werden, dem Stocke aber geschieht Schaden, weil das der Schnittwunde zunächst sitzende Auge durch Thau, Kälte und Hitze in einen leidenden Zustand kommt. Jede Ersatzrebe (subsidiarius palmes) wird am besten in der Mitte zwischen 2 Gelenken, im Hohlschnitte, hinter den Augen, um das Ueberträufeln des Thränenwassers und das Erblinden derselben zu verhindern, abgenommen. Bei Mangel an geeigneten Wächterranken suche man ein Räuberchen, das, ganz kurz, in Form einer Warze, verschnitten, im nächsten Jahre als Arm- oder Tragholz dienet. Ist ein solches nicht zu finden, verwunde man den Stock mit dem Messer an der Stelle, wo man einen Trieb vorlocken will (Col. IV. 24).

Die Ranken, die zu Tragreben vorbereitet werden sollen, von allen Gäbelchen (claviculi, capreoli, capreae) und Aberzähnen (nepotes) zu befreien, rathe ich dringend, doch muß der Schnitt anders bei diesen und anders bei denen sein, die aus dem Schafte vorgehen. Letztere werden mit straff angelegter Hippe, damit die Wunde bald verwachse, Weichholztriebe, wie Aberzähne etwas länger abgeschnitten, um nicht die nahen, seitwärts stehenden Augen zu verwunden, die bei zu kurzen Schnitten entweder ganz verloren gehen oder mit verwundet werden. Die Folge davon ist, daß Reben, die bei der Ausaugung (germinatio) vortreiben, schwach oder wenig tragbar oder von den Winden beschädigt werden (Col. IV. 24).

Wie lang oder wie kurz Tragrebenholz zu verschneiden, ist nicht fest zu bestimmen. Die Meisten ziehen die Tragreben so lang, daß sie gekrümmt und über das Joch gestürzt, die Erde nicht erreichen. Ich glaube man müsse genauer zu Werke gehen und vor allem die Beschaffenheit des Stockes in Betracht nehmen. Hat er Kraft und vieles Mark (Theophr. III. 19), erträgt er längeres Tragholz; allzulange Reben helfen nie zu einem höhern

Erträge, weil alle über dem sechsten Gliede stehenden Augen keine oder nur schlechte Trauben bringen und doch den untern Augen zu viele Nahrung entziehen. Jede Sorte verlangt besondere Behandlung. Die, deren Augen dicht stehen, dürfen durchaus keine langen Ranken behalten und in ihren äußersten Spitzen nicht zu weit schießen; sie geben an sich schon viele Trauben; die weitläufig gelenkten Sorten lassen sich so verlängern, daß die Reben bis an die Erde reichen. Es kommt ferner der Boden in Betracht; fehlt ihm gehörige Feistigkeit, wird auch der kräftigste Stock durch allzulanges Tragholz abmagern. Ueberdem hat der Schnitter noch den letzten Jahrgang zu berücksichtigen. War der Herbst reich, muß er kurz schneiden (Pall. I. 6), um die Stöcke zu schonen, war er arm, kann er ihnen stärkere Zumuthungen machen und durch vieles Holz gleichsam Tracht abnöthigen (Col. IV. 24).

Bei der Schneidelung kommt es gar sehr auf die vorherrschende Form der Stöcke an. Man kann fünf besonders zu berücksichtigende Formen unterscheiden:

1. Die Kopfform. Die Kopfstöcke oder Häuptlinge (vites capitatae) stehen, sobald sie Kraft haben, aufrecht, ohne Pfahl und Geländer; sie kommen meist in solchen Gegenden vor, wo es an Holz zu Stützen fehlt. Ihre Behandlung weicht nur sehr wenig von denen am Geländer ab (Pl. XVII. 35, 6). Die jungen Stöcke werden zu Häuptlingen herangezogen, indem man ihnen alles Rankenwerk bis auf den Stamm abnimmt und nur hie und da ein anhaftendes Auge läßt, so daß die Bildung der Haupttriebe in der Höhe erfolgt. Wo Feuchtigkeit und Fettigkeit des Bodens zur Ernährung der Reben und Früchte vorhanden ist, hat diese Form kein Bedenken, nur ist dahin zu sehen, daß baumartig gezogene Stöcke auf jeder Seite gleichviele Ranken behalten, damit sie, hinfällig wie sie sind (Cic. senect. 15, 6), weder hiehin noch dorthin unter der Last der Frucht das Uebergewicht bekommen (Pl. XVII. 35, 15). In Italien zieht man die Bäumchen (arbuscula) auf kurzem starken Schenkel 3—5' hoch, nie höher als zur Menschengröße (Col. V. 4). Die Ranken werden aufgebunden, sobald die Trauben sich zu färben anfangen (Pl. XVII. 35, 20). Die in dieser Form angestellten Versuche haben mir wohlgefallen; derartige Anpflanzungen sind wohlfeil (Col. de arb. 4) und lassen sich, weil die Stöcke keine

Vorsprünge haben, welche das Geschirr oder das Spannvieh abreißt, wenigstens so lange die Augen nicht getrieben, mit dem Pfluge bearbeiten. Sind sie ausgetrieben, muß ein Mann mit dem Karste dem Pfluge folgen und die von dem Ochsenknechte in der Nähe der Stöcke unberührt gelassenen Stellen umrühren. In den Provinzen kommt die Häuptlingsbildung oft vor (Col. V. 5. Pall. III. 14); in Afrika und dem narbonnensischen Gallien ist sie wegen der dort herrschenden Winde unanwendbar (Pl. XIV. 3).

2. Die Armform (v. brachiata), von Vielen der vorigen Form vorgezogen, oft auch mit derselben verbunden, wird den Jünglingen gleichsam anerzogen. Man läßt ihnen zu dem Ende alles oben beim Abschnitte entstehende Holz und theilt dasselbe in vier nach jeder Himmelsgegend gerichtete Arme, die man jedoch nicht gleich im ersten Jahre vollständig wachsen läßt, um sie, schwach wie sie sind, nicht zu stark zu belasten. An den Armen bleiben bei den spätern Schneidelungen einzelne vorragende Spitzen, s. g. Hörner (cornua) stehen, damit der ganze Stock nach jeder Seite sich in Rundform (orbis) ausbreite. Die Schneidelung erfolgt wesentlich, wie bei den Jochstöcken, nur läßt man statt der längern Ranken vier- bis fünfäugige Stumpfe (pollex) und statt der Küster zweiäugige Stürzel (bigemmes reseces). Derartige Weingärten lassen sich schwieriger als die vorigen mit dem Pfluge bearbeiten, weil die Stiere entweder den Schenkeln oder den Zweigen der Stöcke Schaden thun; man versieht sie darum mit besondern Jochen (juga vinaria, Cat. 11) und Maulkörben (fiscinae). Haben die Reben getrieben, folgt dem Pflüger der Ablauber (pampinator), der die überflüssigen Schossen abzubrechen, die tragbaren aber, sobald sie fest genug sind, in einen Bogen (funetum) oder Kranz einzubinden hat (Pl. XVII. 35, 10). Letzteres thut man auch bei in anderer Form gezogenen Stöcken, um den Gräbern oder Pflügern ungehinderte Bahn zu schaffen oder den Kraft verzehrenden Wuchs der Ranken zu bändigen (Col. V. 5).

Frischgepflanzte Baumreben werden an drei Stellen an den Baumschaft gebunden. Die unterste Knotenstelle, d. g. Ehebett (torus), wird 4′ über der Erde gegeben. Die Bänder muß man alle Jahre lösen, den Stock eine Zeit lang nach Belieben umherschweifen und auf dem Bette der Erde, auf das er das ganze Jahr herabschaute, einmal ausruhen lassen. Wie ein Lastthier

nach dem Joche und der Hund nach dem Laufen sich gern wälzt, so behagt es auch dem Weinstocke, wenn er, um mich des Ausdruckes zu bedienen, die Lenden einmal von sich strecken darf. Bindet man ihn wieder an, darf es nicht an derselben Stelle, sondern an einer andern geschehen, denn er fühlt die ringelnden Bänder, die ihm unstreitig Schmerzen machen (Pl. XVII. 35, 26).

Es ist ein Beweis von Unwissenheit, wenn man eine Baumrebe so anbindet, daß sie unter den Zweigen hängt und zugleich eine Gewaltthätigkeit, die den Tod derselben nach sich zieht. Das Band muß sie festhalten, aber nicht schnüren (Pl. XVII. 35, 26). Man lege daher die Ranken über die Stockwerke und bringe das Band, vom 3.—4. Auge ab, an. Ist ein Stockwerk so hoch, daß die Ranke nicht wohl auf dasselbe geleitet werden kann, muß man sie an den Weinstock selbst über dem dritten Auge und zwar um deswillen anbinden, weil der Theil der Rebe, der herabhängt, sich mit Frucht bekleidet, derjenige aber, der unter dem Bande sich befindet und aufwärts geht, nur Tragholz für das künftige Jahr ansetzt (Col. V. 6).

3. Die Rankenform (v. prostrata s. humi projecta), kommt in Italien zumeist an stark windigen Stellen vor, aber ganz Asien und Syrien, Afrika und Aegypten*) und die Mehrzahl der europäischen Länder, besonders Hispanien (Varr. I. 8), ernten ihre Weine auf der Oberfläche der Erde. So gezogene Stöcke ranken auf der Erdoberfläche, die Trauben liegen auf dem Boden, der sie nährt, besonders wenn er gut ist oder ihm die Trauben recht nahe sind (Pl. XVII. 35, 15). In Afrika wachsen sie oft größer, als ein Kinderkopf (Pl. XIV. 3). Die liegenden Stöcke sind schwer zu behandeln; sie fließen in Italien, z. B. in Reate, reichlich, der Wein ist aber nicht gut und nicht schmackhaft (Col. V. 5), wenn man die Ranken oder Trauben nicht auf kurze zweifüßige Rohrstäbe, sog. Gaffeln (Varr. I. 8), legt, die ihnen als Stützen dienen nnd die man (Col. de arb. 4) im Winter unter Obdach bringt, um sie im nächsten Jahre wieder zu brauchen (Varr. I. 8). Wo die Beschaffenheit der Gegend diese Behandlung nöthig macht, wird der Hammerschnittling in eine Grube

*) Nach Reynier, Landw. der alten Völker, 1833, liefern die auf dem Sande der ägyptischen Meeresküste hinkriechenden Reben noch heutigen Tages Trauben von vorzüglicher Güte.

von zwei Fuß Tiefe gelegt, der, sobald er ausgeschlagen, nur Eine Ranke, die im ersten Jahre auf 2 Augen verschnitten wird, behalten darf. Von den im zweiten Jahre ausschlagenden Schossen läßt man wieder nur Eine, von solcher Länge, welche den Raum von einer Reihe zur andern ausfüllt. Der Unterschied im Schnitte zwischen liegenden und stehenden Stöcken ist nicht groß, nur daß jene kürzeres Rebholz und enger sitzende, Räuberchen ähnliche Stürzel behalten und die Ranken in jedem Sommer in Gruben, in denen sie, ohne sich zu behindern, oder auf den entgegengesetzten, bisher freien Zwischenraum gelegt werden, damit der entblößte Raum gehackt oder gepflügt werden könne, fortlaufen. Ueber Blattung der gelagerten Stöcke ist bisher unter den Schriftstellern gar nichts bestimmt worden. Einige wollen sie gar nicht belauben, weil das Laub gegen Wild, Wind und Wetter, Frucht und Stöcke schütze; Andere gestatten nur mäßige Blattung, damit die Stöcke, nicht durch zu viel Laub und keine große Menge der Gabeln belastet, genug Blätter behalte, um die Früchte zu bedecken (Col. V. 5). Alle liegenden Stöcke sind der Gefahr ausgesetzt, daß die Trauben von Menschen und Füchsen leicht erreicht und verzehrt werden. Wo die Erde noch Mäuse hervorbringt, bleibt oft gar nichts zu ernten, wenn man nicht, wie auf der Insel Pandataria, im Busen von Cumä, wirklich geschieht, den ganzen Weingarten mit Mäusefallen (muscipula) besetzt (Varr. I. 8). Andere Nachtheile führt, im Gegensatze zu den Vorzügen der Arbusten, Catull (62) auf:

— Die einsam wachsende Rebe des nackten Gefildes
Hebt sich nie empor und bringt nie Trauben voll Süße;
Sondern sich selber zu schwach, hinsenkend die schmächtige Ranke,
Rühret sie bald selbst mit dem äußersten Schosse die Wurzel;
Kein Arbeiter verschont, nicht schont der Stier sie am Pfluge;
Doch ist aber dieselbe vielleicht mit der Ulme vermählet,
Wird sie vom Bauer verschont, von dem Pflugstier wird sie verschonet.

4. Die Joch- und Geländerform (v. jugata und canteriata) ist in Italien die bei Weitem gewöhnlichste (Varr. I. 8), manchen Sorten die liebste und einzig zuträgliche (Pl. XIV. 4, 1). Sie ist auch die beste, denn die Rebe, obwohl am Joch und Geländer schwierig zu behandeln, hat hier die meiste Luft und Sonne, der Thau fällt leicht ab (Pl. XVII. 35, 6), die Blattung erfolgt ohne große Mühe, die Blüthe verläuft gut, die Trauben hängen in ziemlicher Höhe, reifen gleichmäßig (Col. de arb. 3) und das Erd-

reich ist an Abhängen geschützter gegen Abspülungen des Regens (Pl. XVI. 35, 10). Das einfache Joch (j. simplex) besteht aus 2 gespitzten senkrecht gestellten Pfählen (pali) oder viereckigen Pfosten (ridicae) und einer darüber angebundenen Querstange (jugum), oder Sprossen von geschälten Stäben, wie im Falernischen, oder Rohr, wie bei Arpinum, oder Haarseilen und Stricken, wie bei Brundusium und in Hispanien, oder Weinranken, wie bei Mediolanum (Varr. I. 8), an denen sich die unten angebundenen Ranken in gerader Wand ausbreiten, welche in der Bauernsprache (Col. IV. 12) Jochgeländer (canterium) geheißen wird. An Jochgeländern, vorzüglich für kalte Gegenden, wo es vielen Reif giebt, geeignet, wächst der Wein vortrefflich, denn der Stock beschattet sich nicht selbst (Pl. XVII. 35, 6). Die dachförmigen, besonders in warmen Stellen vorkommenden und sehr vielen Wein einbringenden Joche sind vierfach; das hintere Joch ist jedes Mal höher als das vordere mit in die Länge und Quere angebrachten Stangen aufgestellt; sie bilden, gleich römischen Häusern, einen viereckigen Hof (compluvium), der oben dachförmig ausläuft und heißen darum eben dachförmige Joche (j. compluviata).

5. Die Pfahlgitterform (v. cataracta) ist davon etwas verschieden. Der Stock wird ringsher mit in die Erde gesenkten Rohrstäben umgeben, zwischen denen man die Reben in Kreis- und Kesselform durchzieht (Col. V. 4). Einige lassen an den Pfahlstöcken weitauslaufende Ranken, besonders der Elvenatt, wie Senker, von der Oberfläche der Erde, die sie nähren soll (Pl. XIV. 8), bedecken, dann wieder an den Rohrstäben in die Höhe zum Tragen stehen; nach der Lese schneiden sie die Ranken, in Gallien Candosoccen (candosocci), in Italien Gruber (mergi) genannt, vom Stamm als unnützes Reisholz (sarmentum) ab. Indessen ist besser, sie als Würzlinge in lückenhaft gewordenen Reihen oder in neu anzulegenden Weingärten zu verwenden, weil sie vermöge ihres Wurzelwerkes sogleich ankommen.

Bei der aufgekammerten Rebe*) (vitis camerata) stehen die Stöcke und Stiefeln in 4' von einander entfernten Reihen in der

---

*) Bei Weißenburg, Bergzabern u. s. w. sagt man „Kammet", wahrscheinlich statt Kammert, welches Wort Mone (Urgeschichte des badischen Landes I. 61) wählt. In der Pfalz zieht man den Wein noch in ähnlicher Weise.

Länge und Quere; die Stäbe (Balken) liegen in einer Kerbe auf den Stiefeln und bilden lauter Quadrate, so daß die von allen Seiten vorrankenden Reben die durstige Erde wie ein Gewölbe (camera) beschatten (Col. IV. 17).

Wir haben bereits angegeben, daß man junge Stöcke nicht mit einem Joche, sondern mit dünn geschälten Stäben, damit nicht die modernde Rinde Gewürm oder Brand erzeuge (Geop. V. 22), oder einem Rohre stützt. Bejocht werden sie (jugari) in der Regel im dritten Jahre; sie sind dann in der Regel stark genug und hüpfen, wie man zu sagen pflegt, dem Joche entgegen. Indessen entscheidet hier die Stärke und nicht das Alter. Wäre ein Stock um diese Zeit noch nicht kräftig genug, mag er das Joch höchstens berühren, in Hoffnung es zu erreichen, oder er wird abgeschnitten und muß den ganzen Jahrestrieb unter demselben machen (Pl. XVII. 35, 12).

Der Weinstock kann unter dem Joche 2 3 Augen behalten, aus welchen das künftige Holz entstehet, welches an das Joch gezogen und so angebunden wird, daß die Ranken mehr gestützt, als aufgehangen werden. Man bindet das Holz zwischen dem dritten und vierten Knoten, damit der Wuchs hier einigermaßen aufgehalten und der Trieb nach unten desto stärker werde (Pl. XVII. 35, 13).

Das Joch darf nicht niedriger als vier, und nicht höher als sieben Fuß sein. Bei jungen Stöcken muß man die erstangegebene Fußhöhe wählen und das Joch nach Alter und Bodenverhältniß allmählich strecken. Je feuchter eine Lage und eine Gegend ist oder je weniger die Winde irgendwo einwirken, um so höher kann es sein; die freudig wachsende Rebe liebt in der Höhe auszuspindeln; die der Erdnähe entrückte Frucht geht weniger in Fäulniß über, die durchstreichenden Winde trocknen Nebel und schädlichen Thau sehr bald ab, wodurch die Abblüthe schnell erfolgt und der Wein einen guten Geschmack gewinnt. Es wurde schon früher bemerkt, daß, je höher ein Joch, oder eine Baumrebe geht, desto wohlschmeckender der Wein wird. Leichter Boden, zumal wenn er abhängig und der Sonnenhitze oder den Stürmen ausgesetzt ist, verlangt durchaus etwas niedrige Bejochung, freilich sind dann die Trauben den Füchsen mehr ausgesetzt (Phaedr. IV. 2). Wenn alle Verhältnisse nach Wunsch zusammentreffen, geben fünf Fuß die rechte Jochhöhe (Col. IV. 19).

6. Die Laubenform (v. pergulana). Dazu lassen sich die Stöcke zählen, welche die Wände der Häuser, Wirthschaftsgebäude, Gehöfte und Gärten bekleiden (Hor. Od. I. 18, 2) oder ein Valerius Cornelius sagt, mit folgsamen Ranken ganz überdecken. Der Cyklop (Theocr. XI. 45) rühmt wie um seine Höhle bei dem Aetna:

— Sind Lorbeerbäume und schlankgesproßte Cypressen
Dunkler Epheu auch und ein gar süßtraubiger Weinstock.

Wie er hier den Eingang beschattet, so dämpfen Rankenblätter das Licht der Fenster mancher Villa (Pl. ep. V. 6); auf dem Laurentum steigen sie über das Dach empor; anderwärts bilden sie Gänge und Sommerlauben (pergulae s. trichilae), die Anakreon als Aufenthalt im Frühlinge, Virgils syrische Wirthin (Cop. 8) im Julius rühmt. Wo sie, wie auf der laurentinischen Villa mit Ruhebänken in Form eines halben Cirkels (stibadium) aus weißem Marmor oder anderwärts aus Rasen oder Zweigen besetzt sind (Pl. ep. V. 36. Mart. XIV. 87), ruht der Hausvater in ihrem Schatten, wenn der Sirius sengt (Virg. Cop. 21); hier genießt er edle Freuden der Natur (Hor. Od. I. 38, 10) und der Freundschaft (Virg. Ecl. IX. 42); hier hat die Liebe ihre Genüsse, hier werden nächtliche Trinkgelage gehalten (Prop. IV. 8, 35). Dem Kunstgärtner (topiarius), der die Anlage und Pflege dieser in manchen Gärten zahlreichen Laubengewölbe zu besorgen hat, brauche ich nicht zu sagen, daß man dazu, wie zum Bekleiden der Gebäulichkeiten und Säulen edle Sorten, namentlich s. g. Tafelsorten (Pl. XVII. 36), besonders die, welche neuerdings unter dem Namen „Laubenheimer" (v. pergulana) bekannt geworden ist (Col. III. 2) wählt. Sie werden nach der gewöhnlichen Meinung am Minervafeste beschnitten.

7. Die Pfahlform (vites pedata). In manchen Gegenden, wie in Spanien (Varr. I. 8), läßt man die Stöcke an bloßen Pfählen, welche sie stützen, in der Höhe eines mittelgroßen Mannes aufwachsen (Pl. XIV. 3).

In Baumweingärten werden junge Stöcke im ersten Jahre bis auf eine Ranke und diese wieder auf zwei oder drei Augen verschnitten; die daraus hervorsprießenden Reben werden im nächsten Jahre zum untersten Stockwerke geleitet und alsdann von der nächsten Schneidelung an alljährlich über den Baum vertheilt. Um viele Frucht und unschwere Behandlung zu erlangen,

lassen die Winzerleute nach festem Herkommen in den untersten Stockwerken viel Holz; wer aber guten Wein haben will, leite die Reben in die Höhe, wie Cato sagt, so hoch als möglich und zwar so, daß die beiden äußersten Ranken, an den Stamm des Baumes gefügt, nach dessen Wipfel blicken und jeder Zweig, der stark genug ist, eine Rebe erhalte. Völligern Zweigen legt man mehrere, schwächern weniger Ranken, jede besonders, auf. Als fernere Grundsätze der Schneidelung gelten, daß man die alten Reben, an denen letztjährig Frucht gehangen, sämmtlich entnehme und die jungen lasse, an denselben aber ringsum die Aberzähne und Geize (capreoli) entferne; ist ein Stock lustigen Wuchses, stürze man die äußersten Ranken über die Zweige, weil diese die meiste Frucht tragen; ist er schwach, die dem Schafte zunächsten, weil ihn diese am wenigsten entkräften.

g. Bepfahlung und Anbindung (impedatio et adligatio).

Nach beendigter Herbstschneidelung, ehe der Herr den gemietheten Winzer entläßt (Varr. I. 8), werden die Pfähle und Stiefeln (pedamina, pedamenta) ausgezogen und die lose übereinander gelegten s. g. Stockhaufen entweder im Freien, oder besser unter Obdach aufbewahrt (Cato 37. Virg. G. II. 409). Wenn die Weinbergsarbeiten ruhen, um die Brumalzeit bis in die Calenden des Februar, sind zu Hause die trockenen (Cat. 37) Pfähle zu bearbeiten, abgefaulte zu behauen (dedolare), gut erhaltene umzudrehen, zugespitzte zu kürzen oder anbrüchische (cariosus) durch neue zu ersetzen. Sollten sie über Winter im Lande geblieben sein, so muß das Behauen im Weingarten selbst geschehen. Bei der Bepfahlung sind alle Pfähle und Stiefeln fest zu drücken, die seitwärts gebogenen gerade zu richten und die herumliegenden auf's neue einzustellen. Der Anfang kann in den Calenden des Januar gemacht und die Arbeit bis in die Iden des Februar fortgesetzt werden (Col. XI. 2); jeden Falles muß vor Austreiben der Augen das Anpfählen und Anbinden geendet sein (Col. IV. 14).

Man rechnet, daß ein Arbeiter täglich 30—40 runde und 60 eckige Pfähle aus Eichen- oder Oelholz zuhauen und spitzen kann. Abends, bei Licht, macht er 5 Ständer und 10 Pfähle, früh vor Tage in der Brumalzeit eben so viel fertig (Pl. XVIII. 63). Am besten eignen sich dazu die Tage vom 20. — 30. des

abnehmenden Mondes, weil das um diese Zeit behauene Holz nicht so leicht anbrüchisch wird (Col. XI. 2).

Wo möglich muß, der Stöcke willen, jeder Pfahl gerade sein. Die gespaltenen eckigen Pfähle (ridicae) des Eichen-, Oel-, Kork-, Kastanienholzes, wohl auch der Waldfichte und des Hollunders (Pl. XVII. 34) geben ihnen festern Stand als die runden (pali) der Wachholder, Cypresse und des Lorbeer (Col. IV. 26). Andere und weiche Hölzer haben minder gute Dauer und müssen jährlich frisch gespitzt werden (Varr. I. 8). Wo Harthölzer nicht zu haben sind, liefern die Röhrichte Ständer. Man bindet einige Rohrstengel mit Bast zusammen und steckt sie in eine irdene Röhre (cuspis), damit die Feuchtigkeit Durchgang finde und die Stengel nicht in der Röhre verfaulen (Varr. I. 8).

Als Querstäbe kann man geschälte Stangen allerlei Holzes brauchen; am besten sind Rohrbündel, die man zusammenbindet (Pl. XVII. 35, 10). Wohl macht es Arbeit, weil die Spitzen einander entgegen liegen müssen, damit das ganze Joch gleiche Stärke erhalte. Wollte man Spitzen mit Spitzen verbinden, so würden diese Stellen von reifen Früchten zu Boden sinken und dann Hunden und Wild zur Beute werden; sind aber die Spitzen an wechselnder Stelle eingebunden, so dauert ein solches Joch gegen 5 Jahre (Col. IV. 17).

Es zeugt von Unkenntniß der Natur des Weinstockes, wenn Einige die Pfähle auf die Nordostseite der Stöcke stellen, denn der aus dieser Himmelsgegend kommende Wind (Septentrio) ist von den Reben wie allen Bäumen geliebt, sie gedeihen unter seinem Einflusse recht gut und bekommen dichteres Gezweige und festeres Holz (Pl. XVII. 2, 1). Wohl aber soll man die Pfähle auf der Nordseite, damit sie die Stöcke gegen den Boreas decken (Varr. I. 26) in Fußweite davon und so stellen, daß sie bei der Bodenbearbeitung nicht hindern und weder Holz, noch Wurzeln verletzen. — Man kann sie auch in die Mitte der Zeilen schlagen, muß aber dann, damit sie Joch und Trauben sicher tragen, besonders auf geschlossenem Boden, mit einem Pflocke (paxillus) ein Vorloch machen.

Der Anbinder beginnt sein Geschäft, wenn der Weinberg ganz mit Pfählen besetzt ist (pedata vinea). Die dazu erforderlichen Bänder werden in den Lucubrationsstunden des kürzesten

Tages oder bei dem Feldbau ungünstiger Witterung (Virg. G. I. 265) vorräthig zubereitet. Junge Stöcke verlangen recht weiches Gebinde, vorzüglich Genesta, Sumpfbinsen, Schilf oder auch im Schatten getrocknete Rohrblätter; in Griechenland nimmt man außerdem noch Cypergras und Meergras. Sprossen von Ulmen oder Weiden würgen die Jünglinge (Col. IV. 13); sie dürfen nur bei ältern Stöcken oder bei Jochstangen in Anwendung kommen. In Nothfällen, bei Mangel an dergleichen zähen Hölzern, kann man auch andere brauchen, wenn sie 15 Tage vor der Anbindung geschnitten, gesäubert und, damit sie nicht brechen, in Mist oder, waren sie schon länger geschnitten und dürr geworden, zum Aufweichen in einen Teich gelegt wurden (Col. XI. 2). Die, welche ihre Stöcke recht mild behandeln wollen, nehmen zum Anbinden, insonderheit der Baumreben, eine Pflanze, welche die Sikuler „Weinbinde" (ampelodesmos) nennen.

Das Anbinden kann bisweilen zu derselben Zeit, wie das Anpfählen, nie muß es bei Frost geschehen; niemals darf es in die schon warmen Tage verschoben werden; im ersteren Falle brechen die Ranken leicht ab, in letzterem werden Augen und Knospen beschädigt (Col. XI. 2).

Als Regel gilt, Reben nur lose, Querlatten recht fest zu binden, damit sie gut tragen; so namentlich dann, wenn Latten und Pfähle stark sind oder die letzteren den Stöcken fern stehen (Pl. XVII. 35, 6).

Angelegte Gärten bedürfen und verlangen im ersten Jahre keine Bepfählung; es ist stets vortheilhafter, junge Stöcke an einer mäßigen als zu starken Stütze ausruhen zu lassen (Col. IV. 12). Bis zum 30. Monate ist es genug, wenn man Jedem zwei alte Rohrstäbe (arundo), die nicht wieder ausschlagen oder alte, gerade Stäbe (hostilia) giebt, an welche unten, einen Fuß über der Erde, einzelne horizontallaufende Stangen gebunden werden, welche das Geländerchen bilden. Man zieht diese Art Stützung deshalb vor, weil die unter der Krümme des Stockes vortreibenden Schossen sogleich einen Anhalt finden, darum mehr in die Breite als in die Höhe auslaufen und gegen die Winde gesichert stehen. Für größere und stärkere Stöcke kann das Geländer bis gegen 4 Fuß erhöht werden (Col. IV. 12). Die Ranken aber sind bis dahin, wo sie die gehörige Stärke erlangt haben (Pl. XVII. 35, 25), in einen Kranz zusammenzubinden und dann ganz

gerade am Pfahle oder Joche emporzuziehen; sie gewinnen dadurch an Ansehen, Festigkeit, Dauer und Fruchtbarkeit. Der gerade Schaft hat auch eine gerade Markröhre, in welcher der Nährsaft der mütterlichen Erde, durch keine Krümmen und Knoten behindert, nach oben aufsteigt (Col. IV. 20). Darum dürfen sie nicht zu stark an den Pfahl gezogen werden, wenn dieser etwa fern stehen sollte (Col. IV. 13).

Werden, wie Manche pflegen, die vierjährig gewordenen Stöcke in Form eines viertheiligen Sterns ausgespannt, so muß sich der Winzer einen Fuß vom Haupte alles Schneidelns enthalten, und jede Ranke an dem Joche so ziehen, daß sie mit ihren Spitzen die Erde nicht erreicht. Drei bis vier derselben sind hinreichend; nie darf die Zahl derselben größer sein, wenn nicht Kraft und Gesundheit unter besondern Bodenverhältnissen eine Ausnahme gestatten. — Die sternförmige Legung der Ranken ist weder nöthig noch auch den Winzern belobt; sie sind zufrieden, wenn sie die Stöcke in der einfachsten Weise angebunden haben.

Hat ein Stock die Spitze des Pfahles erreicht, muß er daselbst eingebunden und sein Rankenwerk nach verschiedenen Seiten, die kleineren Reben nach unten, gezogen werden. Wenn Einige diejenigen Theile, welche wir über das Joch stürzen, über dasselbe hinausleiten und sie durch viele Weidengerten zusammenbinden, so kann ich dieses nicht gut heißen, weil herabhängenden Ranken Regengüsse, Reif, Hagel und Sturm nicht so viel schaden, als den aufwärts stehenden. Ueberall müssen diese Ranken, so lange die Herlinge prall, herbe und ehe die reifenden Früchte in der Färbung begriffen sind (variare), losgebunden werden, damit sie nicht durch Thaufeuchte, Winde oder Vögel leiden (Col. IV. 20).

Die Ranken der äußersten Reihen, der s. g. Termstöcke (antes), an Haupt- und Nebenwegen (Virg. G. II. 417), sind einwärts zu biegen, damit sie die Vorbeigehenden nicht beschädigen. Junge Stöcke kann man durch diese Vorsorge früher für das Joch gewinnen (Col. IV. 20).

Joche brauchen nicht jährlich erneut, aber frisch und fest, die Stöcke dagegen lose, daß kein Band einschneidet, nie an der vorigen Stelle angebunden zu werden (Pall. III. 13). Die unter dem Sterne (stella) vierfach getheilten, so wie die zarten, dünnen Reben werden, ohne sie zu knicken und schon schwellende

Augen zu verletzen, in leichten Krümmungen mit Binsen oder Rohrblättern an die Querstangen befestigt (capitum conjugatio et religatio, Cic. Cat. 15), damit später die Krägen, d. h. die Zugreben, wenn sie viele neue Baisen getrieben, einen Haltpunkt haben und weder fallen noch abreißen können (Cat. 33). Es wurde schon bemerkt, daß die Reben nicht allein an dem Bande hängen dürfen und daß es ein Fehler sei, wenn sie unter die Jochstangen gebunden werden, denn sie brechen ab, wenn sie später die Traubenlast niederzieht (Col. IV. 26).

h. Die Düngung (stercoratio).

Wenn schon Magerkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens Ursache des Nichtgedeihens eines Weingartens sind, muß man doch mit der Düngung sehr vorsichtig sein. Der Weinstock hat einen sehr zarten Geruch; er zieht sich zurück, wenn er etwas Widerliches riecht, oder er stirbt davon gänzlich ab. Einzelne Pflanzenstoffe, wie Bohnen- und Erbsenhülsen, ferner Salpeter, Alaun und warmes Seewasser sind ihm sogar Gift (Pl. XVII. 37, 10); der gewöhnliche thierische Mist (laetamen), frisch angebracht, verdirbt den Geschmack des Traubensaftes (Pall. IX. 2); Schweinemist, wenn er nicht fünf Jahre gelegen hat oder durch häufiges Begießen verdünnt worden ist, verbrennt ihn, gleich den festen Excrementen der Menschen (Col. II. 15); die Abfälle aus den Gerberwerkstätten sind nur mit Wasser vermischt diensam (Pl. XVII. 46). Menschenurin veredelt den Geschmack und Geruch des Weines und erhöht die Tragbarkeit der Stöcke, doch muß er sechs Monate alt und gährig gewesen sein (Col. II. 15). In diesem Zustande läßt er sich als Herbstdüngung in kalten Gegenden zur Erwärmung der Stöcke, auf jeden sechs Sextare, mit demselben Erfolge, wie Taubenmist, verwenden (Col. IV. 8; XI. 2). Die Compilatoren der Geoponiken berichten, daß man in Arabien die festen menschlichen Excremente benutze.

Mist in frischem Zustande darf nie, am wenigsten bei Sonnenhitze, an die Stöcke gebracht werden. Will man Mistdung geben, so ziehe man zwischen den Zeilen Furchen und werfe den Dung ein, oder man grabe die Stöcke auf, und bringe ihn dann unter, doch so, daß er die Wurzeln oder den Stamm nicht berührt (Geop. II. 21). In derselben rücksichtsvollen Weise verfahre man bei dem Einsetzen junger Reben (Pl. XVII. 35, 7)

und der alten Stöcke, wenn man die sie umgebenden Wassergrübchen im Herbste vor der Ebenung damit bedenkt (Col. IV. 8).

Zu viel Mist schadet (Pl. XVII. 46); es ist besser, Weinstöcke öfter und mäßig, als stark auf einmal zu düngen. Man rechnet insgemein auf 10′ in's Gevierte drei Modien wohlverrotteten Dünger; indessen ist dabei die Beschaffenheit des Bodens in Berücksichtigung zu nehmen.

Das vorzüglichste Düngungsmittel findet die Rebe in mehreren Pflanzenstoffen. Für abgemagerte Gärten giebt es keine bessere Düngung, als die Lupine (Pall. IX. 2), welche zu dem Ende von den Winzern in Hampfeln um die Stöcke gegraben wird (Pl. XVII. 6). In gleicher Weise verwendet man das bei der Schneidelung abfallende kleingeschnittene Rebholz (Cat. 37. Pall. I. 6), oder und besonders zur Anfrischung kranker Stöcke, die Asche desselben (Pall. IV. 7. Virg. G. II. 408); — für Setzlinge ist eine Mischung von Weinträbern und Mist empfehlenswerth (Col. III. 15. Pall. III. 9).

Bei Mangel an geeignetem Miste oder sonstigem Dung sind Erdmischungen rathsam. Man kann magern Stellen schon dadurch einen Dienst erweisen, wenn man die Gruben der Setzlinge mit fetter Erde füllt (Col. V. 9) und die schönsten Anlagen schaffen, wenn man den sandigen Aeckern Kreide oder Töpferthon, kreidigen und allzubindigen Feldern Sand beimengt (Pall. X. 1).

i. Die Veredlung (insitio).

Die Pfropfung ist wesentliche Versetzung d. h. Uebertragung eines edlen Rebreises auf einen andern Stamm zum Zwecke der Veredlung (Pall. XIV. 45).

Wie Theophrast angiebt, schwächen wiederholte Versetzungen jeden Baum, und sind nur ein Mittel, bessere Früchte hervorzubringen (Theophr. II. 3). Dies tritt auch durch Pfropfung ein, denn dadurch wird nicht sowohl eine Veränderung, sondern eine Aussaat (satio) oder eine Verpflanzung eines Baumes auf den andern, durch welche dessen Natur nicht berührt wird (Theophr. II. 3), bewirkt. Daraus erklärt sich, daß Columella (IV. 29) die „Veredlung“ — man gestatte dem Deutschen diesen römischer und griechischer Sprache und Vorstellung nicht

völlig entsprechenden Ausdruck, — neben den verschiedenen Methoden, die Weinstöcke zu verfältigen, abhandelt.

Es giebt wesentlich fünf verschiedene Methoden, den Weinstock zu veredeln. Man pfropft ihn:

1. In die Schale, d. h. die zugeschnittenen Pfropfreiser (semina) werden zwischen Stamm und Rinde, besonders stärkerer Stämme, unter Beihülfe eines knöchernen Keiles eingeschoben (Col. V. 11). Dieses, wie es scheint, älteste Verfahren wurde später (Pl. XVII. 24), vielleicht als man die Erfahrung gemacht, daß der Weinstock nicht wie die meisten andern Bäume ausgeht, wenn der Stamm gespalten wird (Pl. XVII. 37, 9), aufgegeben oder durch die nachfolgenden verdrängt (Col. IV. 24).

2. In den Spalt, d. h. ein Stamm oder Ast (truncus) wird an einer glatten Stelle ohne Verletzung drei Tage vorher, damit der Saft ablaufe (Varr. I. 41), abgesägt, mit dem Messer glatt geschnitten, dann in der Mitte 3 Finger tief sanft und vorsichtig gespalten und mit einem glatten Keil (cuneus) von Eisen oder Knochen bedächtig getrennt und das Pfropfreis so eingesetzt, daß Holz auf Holz und Rinde auf Rinde zu stehen kommt (Col. V. 11. Pall. III. 17. Virg. G. II. 83. Bl. XVII. 24). Das Pfropfreis muß edler Art, einjährig, schwanger, d. h. vieler angeschwollener Augen, gut gewachsen, fester Structur, festen und nicht schwammartigen Markes sein, die Stärke eines kleinen Fingers haben, an keiner Seite schadhaft oder verschrunzt, an warmen und windstillen Tagen 3 Tage zuvor von der Ostseite geschnitten und bis auf 3 Augen verkürzt sein. Weil der Weinstock in der Mitte weniger Saft als in den oberen Theilen hat, muß man die Pfropfreiser aus den jungen Schossen der Spitze und zwar derjenigen Seite, die dem Sommermorgen entgegen stehet, entnehmen. Soll ein alter Stamm gepfropft werden, müssen sie ziemlich stark sein. Zum Zuschneiden bedient man sich eines zarten Messers, das jedoch nicht tiefer gehen darf, als bis das Mark sichtbar wird. In Keilform auf 3 Finger Breite zugeschnitten, setzt sich das Reis leicht ein, besonders wenn es zuvor in Wasser getunkt wird. Der Aberglaube verlangt, daß man das Reis mit beiden Händen einsetzen soll; zum Ankommen trägt dies nichts bei, aber man kann das Geschäft dann, wie nothwendig, sicherer und vorsichtiger verrichten. Man treibe darum den Spalt weder zu weit, noch zu enge; im ersten Falle

bekommt das Reis keinen festen Stand, im zweiten wird es wieder herausgepreßt oder erdrückt oder erstickt. Um recht sicher zu gehen, zeichnen Einige die Tiefe des Spaltes (fissura) mit einem Gartenmesser vor, umbinden den Stamm mit einer Bandweide und treiben dann den Keil hinein, der so gehindert wird, über das Band hinaus zu wirken. Das Reis darf man niemals zu stark eindrücken, weil die Stöcke in diesem Falle sehr spät erst tragen (Pl. XVII. 24).

Die gepfropfte Stelle verstreichen Einige mit einer Mischung von Theer oder Kreide, Sand und Kuhmist, Alles unter einander zu einer zähen Masse geknetet. Andere, damit nicht zufrieden, umbinden wider Regen, Kälte und Wind noch Moos oder Rasen oder auch Ochsenzunge mit Stroh mittelst zarter gespaltener Weidenruthen; da diese aber getrocknet den Stamm verletzen, sind weiche Bänder vorzuziehen. Jetzt hält man es für zureichend, wenn Stamm und Rinde mit spreuvermischtem Lehm so weit umbunden wird, daß das Pfropfreis noch 2 Finger breit heraussteht (Pl. XVII. 24). Dies ist ausreichend, wenn der Schnitt in einiger Höhe erfolgte. Wenn es die Beschaffenheit der Zweige und des Stammes gestattet, pfropft man aber gern der Erde recht nahe, bedeckt dann Stamm und Edelreis bis an die höchste Spitze vorsichtig mit Erde (Col. IV. 29).

Ist zu befürchten, daß der anströmende Saft dem Edelreise Schaden zufüge, so ist es gerathen, unterhalb der Pfropfstelle einige Schnitte in den Stamm zu thun, damit der überflüssige Saft, der das Ankommen der Reiser verhindert, Gelegenheit zum Ausfließen habe (Col. de arb. 8. Varr. I. 41).

Ich habe nach diesen Methoden binnen 2 Jahren 2 Joch Gelände mit einer einzigen frühreifenden, aus Spanien bezogenen Sorte veredelt (Col. III. 9).

3. Mit dem Bohrer (terebra), d. h. man bohrt in den zu veredelnden Stock ein fast senkrechtes (Pl. XVII. 25) Loch, zieht von einem andern in der Nachbarschaft befindlichen recht fruchtbaren Stocke einen andern Zweig zum Durchstecken herüber. Sollte eine solche Leitranke (tradux) nicht vorhanden sein, so schneidet man einem Stocke ein recht junges 2′ langes Reis ab, beschabt es, daß die Schale nur etwas verdünnt wird, steckt es in das Bohrloch (foramen) und verschmiert es mit nasser Erde, die dann mit Ulmenbast umbunden wird, daß der ganze Stamm nur

der fremden Rebe zu dienen scheint. Dieser Verstrich ist indessen bei in Bohrlöcher übergeleiteten Ranken, die, bis sie angewachsen, gleichsam von mütterlicher Brust gesäuget werden, nicht nöthig. Die Bohrung (terebratio) ist die sicherste Veredlungsart, weil jedes Edelreis, das über dem Stamme 2 Augen behalten muß, wenn auch nicht im ersten, gewiß im zweiten Frühjahre anschlägt, wo es dann vom Mutterstocke getrennt und gleich oberhalb der Zweigstelle abgeschnitten wird. Hat es 2' lang getrieben, wird der etwaige Verband eingeschnitten, damit es frei in die Stärke wachsen kann (Pl. XVII. 25).

Die älteren Winzer hatten einen etwas andern Bohrer, als wir; er machte nur Bohrzasern (scobs), die aber, weil sie die Kelle nicht ausnahm, im Loche sitzen blieben. Da er außerdem die Bohrstelle noch erhitzte, entstand der doppelte Nachtheil, daß die heiß gewesenen Theile selten wieder auflebten, die verbliebenen und sich leicht zusammengebenden Fasern das Einfügen oder das Ankommen des Edelreises verhinderten. Durch den neuerdings gewöhnlich gewordenen gallischen Bohrer ist ein bedeutender Fortschritt gemacht worden; er, weit handlicher und brauchbarer als der alte, höhlt den Stamm, erhitzt ihn aber nicht; er macht nicht Zasern, sondern Bohrmehl (ramentum) und läßt eine glatte Wunde ohne Gewölle (lanugo), in der das Pfropfreis auf allen Seiten anschließt und darum leicht anschlägt (Pl. XVII. 25. Col. IV. 29).

4. Durch Bindung. Wenn nämlich zwei Weinstöcke oder Reben sich berühren, schabt man die einander entgegengesetzten Seiten schräg ab, bringt Mark an Mark und bindet sie zum gemeinschaftlichen Verwachsen zusammen. Ist dies erfolgt, wird die edlere Sorte vom Mutterstamme abgelöst und von dem plebejischen Stamm ernährt.

5. Die Einpflasterung (emplastratio), d. h. die Einsetzung eines Auges an der Stelle eines entzweigten Baumes, aus dessen Schale ein schildförmiges Stückchen ausgeschnitten worden ist, verträgt der Weinstock wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Schale nicht (Pl. XVII. 26); wohl aber kann man ihn spalten, an der Seite ein viereckiges Stückchen Rinde ausnehmen und ein Edelreis an dieser Stelle einschieben, welches natürlich gegen Luft und Nässe mit Lehm verstrichen, besser noch mit einem Verbande umlegt wird. Bei Tibur Tullia sah ich einen Baum,

der nach dieser Methode mit allen Obstarten beschwert war; an einem Zweige fand man Nüsse, an einem zweiten Steinobst; hier sah man Trauben, dort Feigen, Aepfel und Granatäpfel (Pl. XVII. 26).

Die Zeit des Pfropfens geht von der Herbstgleiche bis ins Frühjahr, zum Wiederausschlagen, nach Atticus sogar bis in den Juni (Pl. XVII. 25). Am besten sind die milden, ruhigen Tage des zunehmenden Mondes, von den Calenden des März bis — wenigstens in kalten Strichen — in die Calenden des April (Col. XI. 2). Der nach dem Glauben des Landmanns (Pl. XVI. 25) durch die Natur um diese Zeit gehende wollüstige Jugendkitzel, die Brunst der Erde und aller Gewächse, die Augen, die nicht mehr schlafen und fast schon zur Empfängniß zu blicken scheinen, die Schale, die leicht springt und die Begierde zu erkennen giebt, Stamm und Reis wie auf einem Brautlager zu vereinigen (Pl. XVII. 30, 6), kündigt die Geneigtheit derselben für die Vermählung an, von der sich um so sicherer Erfolg erwarten läßt, als Fröste nicht mehr zu befürchten sind (Col. IV. 29).

VII. Pfahlhölzer und Bindemittel.

Pfähle und Bänder, diese für die Weincultur allernothwendigsten Stücke, machen gleichsam die Morgengabe (dos) aus, mit der der Gärtner die Rebenbraut bei ihrer Vermählung ausstattet. Der tüchtige Landwirth zieht und unterhält sie lieber selbst auf seinem Gute, als daß er sie aus der Ferne bezieht; er wird unabhängiger von dem Nachbar, erspart sich manche Mühe und weite, in schlechter Jahreszeit nöthige, Wagen und Zugvieh anstrengende Wege (Veget. III. prol.) und entlastet, wie Atticus bemerkt, das Ausgabebuch der Weingärten. Er muß um so mehr eigene Anzucht der nöthigen Bindemittel (ligamina), insbesondere der Bindewurzeln (radix viminalis) und Pfahlholzpflanzungen, betreiben, weil er auf dieselben nicht vieles und sonst nicht zu benutzendes Land zu verwenden braucht. Atticus glaubt, daß ein

Joch Bindezeug (viminalia) für 25 Joch Weinland und ein Joch Rohr- oder Kastanienanlage zur Bejochung oder Bepfahlung für dieselbe Fläche, wenigstens für 20 Joch, ausreichend sei (Col. IV. 30).

1. Bindemittel.

a. Die Weide (salix).

Die Weide, mit ihrem äußerst zarten Holze, das sich zu Kästchen, Flechtarbeiten und wegen seiner Weiße sehr gut zu Bildhauerarbeiten schickt (Pl. XVII. 75), ist von großer Bedeutung für die Landwirthschaft und die Weingärten. Sie liefert lange Stangen zu Geländern und Bänder, die aus der Schale wie Gürtel zum Verbinden der Pfropfreiser, Baum- und Thierwunden (Col. VII. 10) geschnitten werden; sie läßt sich zu Verzäunungen der Röhrichte (Pl. XVI. 65), der Saatfelder (Virg. G. II. 436), Gärten und Rebgärten, vorzüglich zur Abwehr des rebenverwüstenden Bockes pflanzen und gewährt hier, wie dort, wo sie an Ufern zum Schutz der Gefilde gegen den Anfall und Durchbruch der Ströme Wacht hält (Pl. XVI. 65), in ihren Blüthen den Bienen Honig (Virg. G. II. 434), an den Ruthen Vorstoß (Virg. G. IV. 37. Arist. IX. 27), den in der Gluth des Mittags lagernden Hirten zum Schlafe Schatten (Virg. Ecl. I. 53), Weinbergshütern und Hirten mit ihren Mädchen Verstecke (Virg. Ecl. III. 65); die zarten, zähen (Ovid. M. XIII. 800) Sprossen benutzt der Bienenvater zum Flechten der Rümpfe (Varr. III. 16. Virg. G. IV. 34) und Honigseiher (Col. IX. 15); der Weingärtner bindet damit Ständer, Joche und Reben am besten an (Pl. XVI. 67. Col. IV. 16), verfertigt daraus Körbe, Hürden zum Trocknen der Trauben, Mulden und anderes Geräthe; der Viehzüchter benutzt sie zum Futter, welches, obwohl mager, in Ermangelung der Ulmen und Eschen, doch zur Aushülfe dient (Virg. G. II. 175, 446) und für Esel gut ist (Col. VII. 1); der Landmann schält sie und fertigt daraus bequeme Geflechte zum Miste, Maulkörbe und aus dem Holze Lehnstühle und andere geringere Sachen (Varr. I. 23), die man aus Leder nicht machen will (Pl. XVI. 66). Ihr leichtes Holz läßt sich zu bäuerlichen Bettstellen (Ovid. M. VIII. 656) und Holzschuhen, ganz vorzüglich aber zu Schilden verarbeiten, die denen des Feigenbaums gleich, aber besser als die der Linde, Birke, der beiden

Pappeln und des Hollunders sind; werden sie auch von einem Hiebe oder Stoße getroffen, leisten sie Widerstand und ziehen sich vermöge ihrer Zähigkeit gleich wieder zu; der Schild verschließt seine Wunde selbst (Pl. XVI. 75). Die Rebe ist der Weide befreundet, vielleicht mehr als der Pappel, die am Aetna (Virg. Ecl. IX. 43), in Campanien und bei Fundi Wein erzieht; sie wächst in Weidichten und rankt an Weidenbäumen in die Höhe (Pl. XVI. 65). Sie leidet durch Witterungseinflüsse weniger als jeder andere Baum; sie läßt sich behauen, treibt wieder neues Holz, wird mit jedem Hiebe dichter, buschiger, sprossenreicher; die Schößlinge treiben mehr aus dem kurzen, faustförmigen Stummel, als aus den Zweigen selbst hervor. Nach unserer Meinung ist sie das allernützlichste unter den Gewächsen, welche wässerigen Boden lieben, auch nützlicher als die Erle, obgleich auch diese zu schützenden Gehegen und auf die Mauern der Flußufer gepflanzt wird (Pl. XVI. 65). Sie gehört gewiß nicht zu den schlechtesten Bäumen und verdient, daß man sie auf jedem Gute (Varr. I. 23) anpflanze, denn kein Baum giebt bei so geringen Kosten einen so sichern Gewinn (Pl. XVI. 66). Wenn Cato ein Landgut würdigt, giebt er der Weide den dritten Platz und stellt Weidichte den Oelpflanzungen, Getreidefeldern und Wiesen noch vor (Pl. XVI. 67).

Die Weide verlangt zumeist Bachränder (Virg. G. II. 110. Ovid. M. X. 95) und wächst hier so dicht und stark, daß sie Wölfen zum Aufenthalt (Ovid. M. XI. 363), Truppentheilen zum Verstecke dient (Liv. XXV. 17), oder feuchtes und sumpfiges Land (Cat. 9), wie um Minturnä (Cic. agr. II. 14), Venetia (Pl. XVII. 35, 22), Antium, Lavinium bis Pometium (Strab. V. 2) und in einigen Theilen des gallischen Italiens (Col. V. 7), aber doch ernährt sie auch der fette Acker der Ebene, wenn er zuvor nach der Vorschrift der Alten auf 2½′ Tiefe mit dem Doppelkarste gestürzt worden ist (Pl. XVII. 32. Col. IV. 30). Ueberall erfordern Weidichte (salicta) einige Pflege (Col. praef. 1).

Die Weide verliert ihren Samen vor der Reife und läßt sich deswegen nicht ansäen. Darum versetzt Homer in die Haine der Persophone

Erle zugleich und Pappel und fruchtabwerfende Weiden,
Hom. Od. X. 510.

und nennt sie die „Fruchtverderberin“ (ἰτέα ὠλεσίκαρπος frugi-

perda), ein Ausdruck, den die spätere lasterhafte Zeit so übel verstanden hat, daß man noch jetzt den Weidensamen für ein Mittel hält, bei dem weiblichen Geschlechte Unfruchtbarkeit hervorzubringen. Nur eine einzige Art auf der Insel Kreta, am Eingange der Jupiterhöhle, soll reifen Samen bringen, der nach der Beschreibung von holziger Substanz, in der Größe einer Kicher und häßlich anzusehen ist (Pl. XVI. 45). In diesem vorzeitigen Abwerfen zeigt sich die Weisheit der Natur, die für die Erhaltung dieses Samens nicht sonderlich Sorge trug, weil sie diesem Gewächse eine andere Fortpflanzung anwies (Pl. XVII. 13). Auf wasserhaltigem Boden schießt die Irrweide von selbst auf (salix erratica, Vitruv. VIII. 1). Der Landmann verpflanzt sie durch Schnittlinge von jungen Zweigen (cacumina, perticae cacuminum) oder ältere Stämme (taleae) oder Stangen, die, je stärker, um so besser sind. Sie kommen sehr leicht an und lassen sich sogar verkehrt stecken (Pl. XVII. 30, 6; 13).

Die Band- und Flechtweiden werden auf rigoltes Land in Schnittlingen von mäßiger Stärke gepflanzt; sie müssen 2½' lang (Pl. XVII. 32) und von nicht größerem Durchmesser als ein Zwei-Aßstück (dipondium) sein. Am besten setzt man sie so tief, bis man auf festen Boden kommt; Stammschnittlinge werden oben mit etwas Erde zugedeckt (Col. IV. 30). Auf feuchtem Boden erhalten sie eine Weite von sechs Fuß, auf trockenem kommen sie nur fünf Fuß von einander, am besten in Quincunx zu stehen, daß der Weidichtmann (salictarius, Cat. 11) und jeder Andere leicht hindurch kann. Auf den Zwischenräumen wächst häufig die der Labruska ähnliche und zu gleichem Gebrauche dienliche Weidichtrebe (salicastrum, Pl. XXIII. 15), und der Weidichthopfen (lupus salictarius), dessen Frühlingssprossen als Salat gegessen werden (Pl. XXI. 50); er macht sie oft unzugänglich (Plaut. Aul. IV. 6, 9).

Die Stangenweide wird aus Ruthen und Schnittlingen auf ebenfalls rigoltem Lande erzogen. Die beste Setzzeit für diese und jene fällt nach dem Favonius (Pl. XVIII. 65, 2), so lange die Augen noch schlafen. Die Sprossen kommen schwierig an, wenn sie an einem feuchten Tage oder nach Eintritt des Saftes geschnitten werden (Col. IV. 30).

Buschweiden werden in einem Alter von 3 Jahren zwei Fuß über der Erde abgehauen, damit sie sich mehr ausbreiten und

künftig ohne Leiter bestiegen werden können. Je näher der Erde die Krone gegeben wird, desto mehr geht der Wuchs ins Holz. Stangenweiden (s. perticalis) werden mehr in die Höhe als in die Breite zu wachsen gewöhnt; im vierten Jahre kann man die Stangen füglich zum ersten Male aushauen; sollen sie aber als Bindemittel benutzt werden, schneidet man die einjährig alten Stecklinge auf $2\frac{1}{2}'$, bei Bodentrockenheit auf 2′ ab, damit sie, wie niedrige Rebstöcke, aus dem Stamm treiben und in die Arme gehen (Col. IV. 31). Bleibt ein Stamm aus oder stirbt er ab, wird der Platz durch einen Senker wieder besetzt; zu dem Ende wird ein Trieb niedergebogen, eingegraben und nach einem Jahre abgeschnitten (Col. IV. 31).

Während der ersten 3 Jahre müssen Weidichte, wie junge Weinpflanzungen, im April gegraben, öfter gehackt und entkrautet werden; später sind sie mit 3 Rodungen jährlich zufrieden und gedeihen vortrefflich.

Zu landwirthschaftlichen Zwecken verdienen folgende Arten angepflanzt zu werden:

1. Die gelbe oder röthlich gelbe griechische Weide wird um die Röhrichte herum gesetzt (Varr. I. 24. Cat. 6) und zum Gebrauche gespalten (Col. IV. 30. Pl. XVI. 67). Der Schnitt erfolgt nach der Frühlingsgleiche und dem Aufgang der Vergilien (Varr. I. 30).

2. Die amerinische oder sabinische, von schwanken und röthlichen Ruthen (Col. IV. 30), die sich besonders als Bindemittel eignen (Virg. G. I. 265); die von weißer Farbe ist etwas brüchisch und wird ungespalten gebraucht (Pl. XVI. 67).

3. Die gallische sieht aus wie verschossener Purpur; trägt sehr zartes Gesproß (Col. IV. 30). Vielleicht ist die mehrerwähnte purpurfarbige Band- oder Flechtweide (Pl. XVI. 67; XVII. 32), die so reichlich trägt (Virg. G. II. 446), dieselbe.

4. Die von ihrem Schimmer (nitor) sog. nitilinische Weide ist noch dünnsprossiger als die vorige und von goldgelber Farbe (Pl. XVI. 67).

5. Die weiße (cana s.) mit graulichem Laube (Virg. G. II. 13), an Flußufern (Ovid. M. V. 590), dient zu gröberen Flechtungen (Lucan. IV. 131).

6. Die Bachweide (siler) wächst nur staudenartig auf wässerigem Boden (Pl. XVI. 30. Virg. G. II. 13. Col. X. 136) und

ist biegsam. Die Blätter, auf die Stirne gelegt, hindern das Kopfweh; der Same, in Oel gerieben, hemmt die Läusesucht; das Holz verscheucht Schlangen und darum tragen die Bauern Silerstäbe (Pl. XXIV. 44).

b. Die Pappel.

Zu demselben Behufe wird an feuchten Stellen auch die weiße Pappel mit unten weißem und oben grünem Blatte angepflanzt. Das wo möglich feuchte Land (Pl. XVI. 30) wird zwei Fuß tief rigolt; die Spitz- oder Setzlinge, die eine Länge von 1½' haben müssen, werden, nachdem sie erst 2 Tage etwas getrocknet, einen Fuß und eine Handbreite weit von einander gelegt und zuletzt mit Erde überschüttet (Pl. XVII. 32). Nach Cato soll man das ganze Landgut (fundus) mit Pappeln oder Ulmen auch des Laubes wegen umpflanzen, was wenigstens auf der Nordseite, wo die Sonne nicht gehindert wird, zu billigen ist (Varr. I. 24). So kann die Rebe auch ihr gegattet werden (Hor. epod. II. 9, 10).

c. Der Genster (genesta).

Der Genst oder Genster wächst in Italien, in bergigen Gegenden (Pl. XVI. 29), sehr häufig und liefert in seinem zähen Gesproß (Virg. G. II. 12), besonders für trockene Gegenden, wo andere Binderuthen nicht gut fortkommen, ein sehr schönes und festes Band, welches auch zum Aufhängen des Obstes gebraucht wird (Mart. I. 43). Außerdem läßt er sich auch zu Verzäunungen der Saaten und Anpflanzungen (Virg. G. II. 434) brauchen; seine reiche, gelbe, zu Kränzen und zum Färben der Kleidung der Landleute (Pl. XVI. 29) dienliche reiche Blüthe wird von den Bienen sehr gesucht. Das strauchartige stacheliche Gewächs zieht man um den ersten März aus Samen (Pl. XVII. 30, 6) an Ort und Stelle oder durch Wurzlinge, die in einem Alter von 2 Jahren im Februar in gegrabenes Land oder auch in Furchen gesetzt werden (Col. IV. 31; XI. 2). Der Schnitt erfolgt um dieselbe Zeit (Pl. XVIII. 65, 2). Auf geeignetem Boden, wie um Altinum in Venetia, erlangt es eine Länge, daß man sogar Jagdspieße von 5' (Gratian. cyneg. 130) daraus machen und die Weidekühe darunter ruhen lassen kann (Calpurn. I. 5).

d. Das Rohr (arundo).

Das Rohr, in verschiedenen Arten bekannt, gehört zu den allerwichtigsten Gewächsen; es ist uns im Kriege und Frieden nothwendig und gewährt manches Vergnügen. Der Nordländer deckt damit seine Dächer und der Südländer berohrt die leichten Decken der Zimmer; mit Rohr führen die Orientalen ihre Kriege und die Hälfte der Menschen auf dem Erdboden ist durch das Rohr überwunden worden. Das indische, von der Stärke eines Baumes steht in unsern Tempeln und geht als Fahrzeug auf den Gewässern. Das ägyptische und asiatische dient als Schreibinstrument auf Papier, das bononische, schwer und markig, zu Pfeilen und Spießen; die zerstoßenen Kolben benutzt der Belge zum Einlegen in die Fugen der Schiffe und Schiffsböden, wo sie bessere Dienste thun, als Pech und zäher Kitt, und die Gastwirthe stopfen damit die Betten statt der Federn aus. Das italische, von Natur zwar schwammig, durstig, knorpelartig, inwendig hohl und auswendig von einer trockenen, holzigen Rinde umgeben, hat, wie so viele andere Producte Italiens, hohe Vorzüge; es läßt sich spalten und zersplittert in scharfe Spleiße; es dient zu Pfeilen, zu Speerschaften und Angelstangen (Tibull. II. 7, 23), zum Vogelfange (Prop. IV. 2, 33) und doch auch, wie um Mantua, zum Dachdecken (Liv. XXVII. 3); den meisten Verbrauch aber findet es in den Weingärten, zu Jochen, besonders bei Arpinum (Varr. I. 7), und zu Pfählen für junge und alte Stöcke (Varr. I. 8), Blätter und Spleiße geben gute Bindemittel (Pl. XVI. 65, 67). Um Reate wächst es in Lachen (Varr. I. 7); in andern Stellen wird es in eigenen Röhrichten (arundineta) von den Landleuten gezogen, die es werth halten und selbst ihre Gottheiten mit Rohr um das Haupt darstellen (Ovid. Fast. V. 637).

Das Rohr versagt bei der großen Lebenskraft, die es hat, keiner Stelle, gedeiht aber in lockerm und feuchtem Boden besser, als in geschlossenem, in Thälern besser als auf Hügeln, an Flußufern, Pfaden und Hecken besser, als inmitten des Ackerlandes. Cato (6) räth daher, Röhrichte um die Flußufer (Virg. G. II. 414) und auf feuchten Plätzen anzulegen, die oft mit dem wilden, sich hier zu gutem (asparagus) veredelnden Spargel (corruda) durchpflanzt werden (Pl. XVI. 65. Varr. I. 24). Wo es einen ihm entsprechenden, noch sumpfigern Boden, als die Weide verlangt, findet (Pl. XVI. 62; VII. 33), wie bei Arretium, Clu-

sium und Perusia (Strab. V. 2), sproßt es schlank auf (Ovid. M. XIII. 891), erreicht eine ansehnliche Höhe (Hor. S. II. 3, 248) und verdichtet, wie im laurentinischen Gebiete, fast zu dichten Wäldern, in denen sich Wildschweine nähren und verstecken (Virg. Aen. X. 709. Hor. S. II. 4, 42). In denselben wächst häufig der schwarze Weinstock (v. nigra), der eigentlich Bryonia (Zaunrebe) heißt, dessen spargelartige Sprossen Diokles dem ächten Spargel vorzog und zur Treibung des Harnes und zur Verminderung der Milz empfahl (Pl. XXIII. 17).

Der Boden zu Röhrichten muß vorher, aber nicht sehr tief, etwa 2' gegraben werden (Col. IV. 2). Die Auspflanzung erfolgt nach Eintritt des Favonius bis zur Frühlingsgleiche (Pl. XVI. 65), ehe die Augen austreiben, mit dem Bipalium. Man nimmt entweder Wurzelknollen (bulbi radices), welche Einige Augen nennen (Pl. XVII. 33), oder 1½' lange Schaftstecklinge (talea calami) oder ganze Rohrschafte, die mit 2 Augen 1' tief in die Erde gelegt werden, mit der Spitze aber vorstehen (Cat. 6), damit sie den Thau nicht anziehen und faulen. Die erst angegebene Fortpflanzungsweise ist die beste, denn die knotige und mit vielen Schüssen versehene Wurzel erstirbt nicht leicht (Pl. XVI. 63), und die Knollen, 2½ – 3' weit von einander gelegt, bringen 12 Monate früher reife Stangen als Stecklinge oder Schafte.

Röhrichte müssen in den ersten drei Jahren wie Weidichte behandelt und so oft wie Weingärten, ehe die Augen treiben, gegraben werden. Dies muß auch bei denen, die länger standen, erfolgen, weil das Land an trockenen Stellen leicht ausdörrt und das Rohr sich so verfilzt, daß die Stäbe schmächtig wie Schilfrohr (canna) werden (Col. IV. 32). In diesem Zustande muß man die Pflanzungen ausschneiden und vereinzeln, oder, was für besser als diese s. g. Castration (castratio) gehalten wird, gänzlich ausrotten, weil dann die noch verbleibenden Wurzeln frisch wieder ausschlagen (Pl. XVI. 63. XVII. 33).

Bei jeder Rohrart entspringen aus einer Wurzel viele Stengel mit Blättern aus Knospen, die wechselsweise aus Knoten entstehen; erst sitzt zu rechter Hand, dann über den folgenden Knoten zur Linken und so fort, aber stets im Wechsel, ein Blatt; zuweilen schießen hier auch Zweige und dünne Rohrhalme hervor. Die, außer bei dem indischen, ziemlich langen Blätter, ent-

stehen am Knoten, umfassen den Halm, umgeben ihn bis zur Mitte des Schusses mit einer dünnen Haut und biegen sich dann seitwärts herab. Werden die Stengel abgeschnitten, sprossen die Wurzeln ihre Stengel stets zahlreicher aus. Das Abschneiden erfolgt im abnehmenden Monde, sobald es aufhört zu wachsen und anfängt zu verhärten. Dies tritt nach dem kürzesten Tage ein; der Ausschnitt beginnt dann und kann bis zum Favonius fortgesetzt werden.

Recht schönes, feistes Rohr bekommt man durch Mist- und mehr noch Aschendüngung. Viele zünden darum die ausgeschnittenen Rohrwüchse an (Col. IV. 32). Für die Weingärten sind die Rohrstäbe brauchbarer, wenn sie ein Jahr gelegen und getrocknet haben, als wenn sie frisch verwendet werden (Pl. XVII. 33).

e. Verschiedene Bindemittel.

Als Bindemittel dienen auch noch die Sprossen oder Ruthen der Ulmen, Birken, Haselstauden und des Blutstrauches (frutex sanguineus), die sämmtlich vor dem Gebrauche gedreht werden müssen; in Ligurien braucht man Weinranken, anderwärts die zarten Ranken der Brombeeren (rubus), die weit auslaufen, sich mit ihren Enden an die Erde heften und den ganzen Boden überspinnen würden, wenn sie die Fürsorge der Menschen nicht einschränkte (Pl. XVII. 21). So gut sie sich dazu immerhin eigenen, so macht doch das zuvorige Abnehmen der Stacheln (Pl. XVI. 67) viele Mühe (Col. IV. 31); dies Geschäft gehört für die Regentage. Entstachelte Brombeerranken lassen sich, wie gereinigte Wurzeln der Haseln, Fichten und anderer Bäume, noch brauchen

— Geschmeidige Körbe zu flechten.

Virg. G. I. 266.

II. Pfahlhölzer.

a. Die Kastanie (castanea).

Die Kastanie (castanea) von Castana oder Castanna in Thessalien gekommen und nach diesem oder dem ersten Vaterlande, Sardes, die sardische Eichel (Pl. XV. 25), oder von Heraklea in Bythynien', die herakleotische Nuß, nach ihrer Veredlung Jupiters Eichel (Virg. Ecl. II. 52) oder die Eichel der Amaryllis (Ovid. art. III. 183) oder die Göttereichel (dios balanum) genannt, ist

in mehreren Arten vorhanden, welche sich zumeist in der Form der Frucht unterscheiden. Sie gehören zu den Nüssen, obwohl man sie schicklicher zu den Eicheln rechnen könnte, denn die Frucht ist mit einer stachligen (Pl. XVI. 7), igelähnlichen, lederartigen Hülle (corium, Pl. XV. 34), die bei den geringen Sorten sogar bis in den Kern dringt und von der die Eicheln einen Ansatz haben, umkleidet. Man findet oft 3 Stück Früchte in einer Hülse, deren äußere zähe Haut (Pl. XV. 7) abzunehmen ist, wenn sie den Geschmack nicht verderben soll. Man unterscheidet mehrere Arten. Die tarentinischen, von vorzüglichster Güte, den neapolitanischen an die Seite zu stellen, sind flach und lassen sich ohne sonderliche Mühe zum Verspeisen bereiten, aber schwer schälen; die eichelförmigen (balanites) sind runder, leichter zu schälen und wachsen von selbst; die salernischen (Cat. 6. Varr. I. 24) sind sehr rein und flach. Die corellianischen und etereganischen von röthlicher Schale, sind besser als die dreieckigen und die gemeinen schwarzen, die man auch die Kochkastanien (coctivae) zu nennen pflegt. Die übrigen Sorten haben eine stachlige (Virg. Ecl. VII. 53), rauhe Schale (Pl. XVII. 25), die schlechthin „Igel" (echinus) heißt, und im October oder November sich öffnet (Virg. Ecl. I. 82).

Auch Kastaniennüsse so viel, wenn im warmen November
Reif an der Sonne sie platzen aus grüngestachelter Schale.

Calpurn. II. 82.

Die Frucht nimmt in unserm Haushalte eine angesehene Stelle ein; man ißt sie gemahlen und zu Kuchen verbacken in Hungersnoth, oder getrocknet, in welchem Zustande sie sich von einem Jahre zum andern aufheben läßt (Virg. Cop. 19), oder gebraten, wo sie am besten schmeckt (Pl. XV. 25), oder gekocht (Apic. V. 2). Wegen ihrer Nährhaftigkeit mästet man die Siebenschläfer (glires) in ihren Behältnissen und auch die Schweine mit den geringern Sorten. Das Holz, zu Weinbergspfählen stark im Verbrauche, eignet sich dazu sehr gut, denn es läßt sich leicht behandeln, widersteht der Fäulniß lange Zeit (Pl. XVI. 76) und der jedes fünfte Jahr zu behauende Baum schlägt frischer wieder aus (recreari), als selbst die Weide (Col. IV. 33. Pl. XVII. 34).

Der Baum gedeiht in Rom nicht gut (Pl. XVI. 58); er verlangt leichte, lockere, doch nicht sandige, vorzüglich feuchte,

kiesige Erde, namentlich Pull- und Karfunkelboden; feuchten Sand und aufgelösten Tuff versagt er nicht. Grober Sand, Rötheierde, Kreide und recht fruchtbare Böden sind nicht für ihn. Nördlicher Hügel, schattiger, kalter und abhängiger Stellen, sofern deren Boden nicht bindig und röthelnd ist, erfreut er sich (Col. IV. 33. Pl. XVII. 34); er ist ein Wasserfeind (Pl. XVI. 30), kommt aber in Gebirgen und in Thälern fort (Pl. XVI. 29).

Die gewöhnlichste, aber nicht, wie irrig behauptet wird (Pl. XVII. 10), die einzige Art der Fortpflanzung geschieht durch den Samen, oft ohne Menschenmühe, denn er fällt vom November aus seiner zerplatzenden Stachelschale (Pl. XVI. 7) und wird von der unter dem Baume gelockerten Erde aufgenommen (Pl. XVII. 34. Virg. G. II. 15). Absichtlich werden auch die Nüsse von da ab und durch den ganzen Winter auf trockenes, 2½' tief durchkarstetes Land, in Furchen von 9" Breite und Tiefe, in einer Entfernung von einem halben bis einem Fuße in Reihen, die durch Zwischenräume von 5' getrennt sind, ausgelegt. Man legt die größten, weil die andern nicht aufgehen, entweder einzeln (Col. IV. 33) oder fünf und fünf bei einander (Pl. XVII. 34), und bezeichnet die Pflanzstellen, ehe das Land geebnet wird, mit kurzen Rohrstäben als Merkzeichen zur Vorsicht beim Jäten und Hacken. Dichte Aussaat ist der vereinzelten vorzuziehen, weil manche Nuß bei Trockniß verdorrt, bei Nässe verfault oder von Mäusen oder Maulwürfen angegangen oder von einem andern Unfalle betroffen wird, wodurch leicht bloße Stellen entstehen. Die Sämlinge werden, sobald sie aufgegangen, unterrauft und nach dem zweiten Jahre auf eine Entfernung von 2' versetzt, umgraben und unter dem Schnitt gehalten, der im zweiten und dritten Frühjahre, vor dem Knospentriebe, wiederholt werden muß, damit sie schneller und gerade in die Höhe gehen. Von da ab erhalten sie sich selbst und ersticken Räuberzeug durch ihren Schatten. Nach dem siebenten Jahre kann der Behieb (caesura) erfolgen und jedes fünfte Jahr wiederholt werden.

Bei oben angegebenem Pflanzraum kommen auf einen Juger 2880 Stämme zu stehen, von denen man, wie Atticus sagt, ganz leicht 200,000 Standpfähle ziehen kann, denn die untern Enden (taleae propius stirpem) lassen sich in vier, die nächstigen in zwei Theile spalten; die Spaltpfähle dauern länger als

die Reitelpfähle (teres palus) und sind meist noch gut, wenn der frische Hieb kommt.

Bloßstellen einer Kastanienanlage (castanetum) besetzt man durch Senker, die bei diesem Baume sehr leicht anschlagen (Pl. XVII. 21, 30, 34). Man senkt auch ganze Bäume, nachdem deren Wurzel zuvor bloßgelegt, in Graben nieder, aus denen nur die Gipfel über die Erde vorstehen. Hier treiben neue Bäume aus, die aberj nicht versetzt werden können, weil sie an keine andere Stelle sich gewöhnen und vor der Neuheit jedes Bodens schaudern. Dieses Absenken geschieht, so oft es nöthig ist.

Die Kastanie läßt sich vom Anfange bis Mitte März (Pl. XVII. 30, 6) pfropfen; bei Sämlingen, die langsam wachsen, und ausarten, ist dies nöthig (Pl. XVII. 10, 20). Corellius, ein römischer Ritter aus Aceste, bepfropfte im Gefilde von Neapel einen Kastanienbaum mit seinem eigenen Reiße, und daraus entstand eine der besten Kastanienarten, welche noch von ihm den Namen (Pl. XV. 25) führt. Ein Freigelassener, Etereius, bepfropfte den corellianischen Baum zum zweiten Male und daher haben wir den etereiischen Baum; beide unterscheiden sich dadurch, daß der erste mehr, der zweite schönere Früchte trug (Pl. XVII. 26). Auch Weidenstämme sind als Pfropfstämme geeignet (Pall. XIV. 93).

Hochaufstrebend Geglieder der Weide am Bache erträget
Kästenfrücht' und wächst reichlich geweidet vom Naß.
Pall. XIV. 161.

2. Die Hageiche (aesculus).

Die Hageiche, die größte Art der Eichen,

— Die stolz vor den Hainen empor dir,
Jupiter, grünt,
Virg. G. II. 16.

— die so weit ihr Haupt zu des Aethers
Lüften sich hebt, so weit in den Tartarus dehnet die Wurzel,
Die kein Winter vermag, kein Sturm noch Regenerguß je
Auszudrehn, die steht unbewegt und viele der Enkel,
Viel umwallende Leben besiegt ausdauernd ihr Alter:
So voll Kraft, weithin die Armen gestreckt und der Aeste
Wölbungen trägt in der Mitte sie selbst den unendlichen Schatten.
Virg. G. II. 291.

Dieser dem Jupiter heilige Baum (Virg. G. II. 15), aus dessen breitstieligen, langen, dunkeln Blättern in spätern Zeiten

die Bürgerkrone gemacht wurde (Pl. XVI. 4. Ovid. M. I. 449), pflanzt sich durch seine in rauher Hülse liegenden (Pl. XVI. 7), kurzgestielten, kleinen und unscheinbaren Eicheln von selbst fort (Virg. G. II. 15), oder der Landmann säet die im Spätherbste auch später noch reifende Frucht (Pl. XVI. 42) in 9zölligen Gruben in je 2' Entfernung ohne sonderliche Mühe aus (aesculeta). In den Berggegenden leitet man die Reben an dem Baume in die Höhe, in der Nähe der Weingärten aber schadet der Hochwipflige mit seinen breiten und weithin reichenden Wurzeln (Hom. Il. XII. 182) den Stöcken gar sehr. Er verlangt mehr trockenen als feuchten Boden und wächst nicht überall in Italien (Pl. XVI. 5), denn er verträgt keine Nässe, giebt aber, obschon sein Holz zu Wasserbauten nicht tauglich (Pl. XVI. 77), sehr gute Weinpfähle, die fast gar nicht faulen. Er verdient dazu um so mehr angepflanzt zu werden, als er nach dem Hiebe stärker, als jeder andere Baum, wieder ausschlägt (Pl. XVII. 34); er muß aber 3 Jahre länger als die Kastanie stehen.

3. Die Sommereiche (quercus).

Die Sommereiche, oder gemeine Eiche, wächst überall, auch in Ebenen (Pl. XVI. 29), pflanzt sich durch größere und schönere, aber rauhhülsige Eicheln fort, die bei dem weiblichen Baum weich, bei dem männlichen derb, an beiden Enden steinhart und langstielig sind. Sie kommen ein Jahr um das andere zum Vorschein. Sie gedeiht auf jedem Boden, hat einen dicken und hohen Stamm, festes und dauerhaftes Holz, das im Wasser sehr gut steht (Pl. XVI. 77), sich in der Feuchtigkeit wirft (Vitruv. VII. 1) und zu Bauten über der Erde nicht wohl taugt. Um den Padus wird sie mit Reben vermählt, anderwärts ihres Stammes und ihrer Zweige wegen zu Weinpfählen, wie die Kastanien, erzogen, sie kommt aber zwei Jahre später als diese zum Hau (Col. IV. 33).

An der Wurzel entstehen zwei eßbare Schwämme, Boletus und Suillus, die an der Eiche Robur, der Kupresse und Fichte ungesund sind (Pl. XVI. 10).

4. Die Esche (fraxinus).

Die Esche, einer der nützlichsten landwirthschaftlichen Bäume, von bisweilen 130' hohem schönrunden Schafte, ist von der Natur vorzüglich des Holzes wegen geschaffen, das zu dem verschie-

densten Gebrauche verwendet wird. Auf dem Berge Ida bei Troas ist es dem Cedernholze so ähnlich, daß die Käufer die geschälten Stämme kaum unterscheiden können. Aus Eschenholz werden die blaßgelben Lanzenschafte der Jäger (Ovid. M. VII. 677) paßlicher als aus der Hasel (Pl. XVI. 81) und die Speerstangen der Krieger gearbeitet; durch den Spieß des Achilles ist es berühmt genug (Pl. XVI. 63), der Baum selbst deswegen den Gottheiten des mordenden Kampfes geweiht. Der Stellmacher wählt es wegen seiner Zähigkeit zu Achsen (Pl. XVI. 82. Claud. Raf. 278), der Tischler schneidet daraus die feinsten Fournierplatten (laminae praetenues, Pl. XIV. 43), der Handwerker macht davon Bohrgriffe, Hämmer und anderes kleine Geräthe (Pl. XVI. 87), der Weinbauer leitet an dem Stamme seine Reben, stützt die Joche durch ihre dauerhaften Pfähle (Pl. XVII. 34. Virg. G. II. 359) und bewahrt die Trauben in ihren Spänen auf (Pl. XV. 18). Der gewaltige Baum (Virg. G. II. 66) ist eine Zierde der Wälder (Virg. Ecl. VII. 65) und auf den Feldern und an den Grenzen der Aecker wuchert er üppig und wird, wie die Ulme, zu Baumreben und zum Viehfutter geschoren (Virg. G. I. 157; II. 446). Der Schatten seiner schönen Krone von zierlichem, länglich geränderten und paarweise hangendem, gezahnten Laube (Pl. XVI. 23) verscheucht am Morgen wie am Abend die Schlangen*), daß sie, wie ich aus Erfahrung weiß, lieber in's Feuer, als unter eine Esche fliehen. Darum streut der Hirt mit ihrem Laub auch die Ställe des Kleinviehes. Es ist daher eine besondere Wohlthätigkeit der Natur, daß die Esche vor Erscheinung der Schlangen schon blühet und früher das Laub verliert, als sie sich verborgen haben (Pl. XVI. 23).

Die Griechen schreiben, daß Eschenlaub Pferden und Eseln tödtlich, wiederkäuenden Thieren aber unschädlich sei. In Ita-

---

*) Rollenhagen in dem Froschmäusler, 2. Buch, 4. Thl., 4. Kap., singt in Bezug ihres Schattens:

Ich bin von den Alten gelart,
Der Eschenbaum hab' diese art,
Daß keine Schlang. vnter ihm bleib
Der Schatten sie auch hinweg treib,
Ja die Schlang eher in's Fewer hinleufft,
Ehe sie durch seinen Schatten schleifft.

lien schadet es auch dem Lastvieh nicht (Pl. XVI. 23), ist als Winterfutter Schafen und Ziegen sehr angenehm, Stieren nicht unnützlich (Col. V. 6).

Die Eschen theilt man je nach ihrem Standorte in Feldeschen und Bergeschen, die sich zumeist durch Wuchs und Beschaffenheit des Holzes unterscheiden. Dasselbe ist im Allgemeinen trocken und schwer, zäh, biegsam (Pl. XVI. 75), und jeder Verarbeitung sehr folgsam (Pl. XVI. 81). Auf die Zeit des Schlagens kommt in Ansehung des Werthes viel an (Pl. XVI. 87); läßt man einen Baum im Stehen behauen und trocken werden, wird er fester und selbst zum Bauen tauglich (Pl. XVI. 77). Die Feldesche hat mehr gemasertes, die Bergesche schöneres und festeres Holz (Pl. XVI. 23, 30), das unter der Axt fast klingt (Virg. Aen. XI. 136). Der Baum liebt vorzüglich wässerige Gebirgsstellen (Pl. XVI. 29) und kommt noch in rauhen Berggegenden fort, wo die Ulme nicht mehr gedeiht (Col. V. 6), wächst aber auch unten in der Ebene (Pl. XVI. 29).

Der Weingärtner muß Pflanzschulen und Eschenzuchten (fraxineta) halten. Die Fortpflanzung geschieht entweder durch den Samen, durch Fußreiser (stolones, Pl. XVII. 13) oder Wurzelschossen (Col. V. 7), die, weil der Frühjahrstrieb ziemlich früh eintritt, auch frühzeitig, in der Mitte des Februar, in Furchen oder Gruben 1½' von einander gepflanzt werden müssen (Pl. XVII. 15. Virg. G. II. 17), oder durch den Samen, der in kleinen Bälgen liegt (Pl. XXIV. 30) und in der Ernte schon reif wird (Pl. XVI. 42).

Der aus den Blättern gepreßte Saft getrunken, ist, wie die aufgelegten Blätter, das beste Mittel gegen Schlangenbißwunden (Pl. XVI. 23); in Wein gerieben benehmen sie dem Körper das beschwerliche Fett und machen ihn hagerer; der Same mit Wein dient bei Leberkrankheiten und Seitenschmerzen. Gegen den Abfall und die Sägespäne des Eschenholzes wird mehrseitig gewarnt (Pl. XXIV. 30).

5. Die Ulme (ulmus).

Die Ulme ist für den Weinstock der allernützlichste Baum; sie steht zu ihm in einem besondern Freundschaftsverhältnisse (Pl. XVI. 28); seit den ältesten Zeiten (Pl. XIV. 3) wächst er an ihr am liebsten, am höchsten und besten; sie ernährt ihn, so daß sie,

obschon dem Holze nach ein wilder Baum, unter die fruchttragenden Bäume gerechnet und allen vorgezogen wird (Col. V. 6. Pl. 16, 28). Ulme und Rebe sind das oft gebrauchte Bild sich gegenseitig umfassender männlicher und weiblicher Liebe, eng verbundener Herzen.

Die Ulme wächst auf dem verschiedensten Boden (Col. V. 6). Dem Standorte nach unterscheiden die Griechen (Theophr. III. 14) die hochanwachsende Bergulme und die strauchartige Feldulme (Pl. XVI. 29). Wir in Italien unterscheiden zwei Arten: 1) die gallische oder atinische; 2) die einheimische Ulmenart (vernaculum genus s. nostras), oder auch die atinische, die gallische, die einheimische und die wilde (Col. V. 6. Pl. XVI. 28).

Die atinische Ulme, die edelste (Col. arb. 16), ist freudigeren und geraderen Hochwuchses, als die einheimische (Col. V. 6), und wird daher auch schlechthin die „hohe Ulme" genannt. Sie verlangt fettes Land. Denen von trockenem Boden giebt man den Vorzug vor denen von sumpfigen Stellen; sie haben ein biegsameres Holz, das zu Wurfspießen (St. IV. 6), Deichseln (Hesiod. op. 435) und Wagenrädern sich gut eignet und das dem Rebholze nichts nachgeben würde, wenn es nicht zu schwer wäre (Pl. XVI. 81). Sie belaubt sich zwar nicht so stark, wie die einheimische, bei der mehrere Blätter an einem Stiele sitzen (Pl. XVI. 28), immerhin aber stark genug und macht einen milden Schatten, der, obschon ihn Atticus drückend nennt, für Alles nährend ist, was er trifft. Er ist schon um deswillen unschädlich, weil der Baum unter dem Schnitte gehalten wird und weit mehr für Weingärten geeignet, als der Nußbaum und die Fichte, die man für Weingärten nicht wohl glaubt entbehren zu können, weil sie den Wind abhalten, deren Schatten indessen für alle Gewächse, die er trifft, drückend, schädlich und wie der der Weißtannen und Tannen sogar ein Gift ist (Pl. XVII. 18). Ihr in reicher Fülle vorhandenes Laub ist ein den Ochsen, Schafen und Ziegen sehr angenehmes Futter, das, wenn sie es länger genießen, ihnen Ekel gegen alles andere Laub beibringt. Aus diesem Grunde sollte man Ackerfelder zumeist auf der Nordseite, wo sie nicht schattet (Varro I. 23) mit dieser Ulmenart ausschließlich oder doch im Wechsel mit der einheimischen umpflanzen, um das Laub der letzteren durch das von jener würzen zu können (Virg. G. II. 83. Col. V. 6).

Die Ansicht des Tremellius Skrofa und des spätern Plinius (XVI. 28), daß die atinische Ulme keinen Samen trage und deswegen sich nur durch Wurzelschößlinge fortpflanze, ist unrichtig; sie trägt auch Samen (samara), aber nicht in solcher Menge, wie die andern Arten, und versteckt unter dem Laube, das sie bei der ersten Germination austreibt (Col. V. 6). In die Zäune gepflanzt, die an offenes Feld stoßen, hindert die Ulme den Getreidebau gar nicht, bringt aber noch Körbe Trauben und Reißig zu Zäunen, Pfähle für den Garten und Holz für Herd und Backofen (Varr. I. 15).

Die Ulmenarten werden durch Samen, in Ulmenschulen (ulmaria) fortgepflanzt (Pl. XVI. 28). Am besten legt man sie auf fettem, mäßig feuchten Boden an, der wohl bearbeitet, recht zerkleinert und im Frühjahre in Beete getheilt wird (Col. V. 6). Die Aussaat geschieht um den ersten März, wenn der Same anfängt gelb zu werden und ehe die Bäume sich in Blätter kleiden. Dann gesammelt, wird er einige, am besten 2 Tage, in die Sonne gelegt, daß er abtrockne, aber noch etwas Saft und Feuchte behalte. Die Aussaat sei dicht; man siebt ihn über die Beete aus und bedeckt ihn, wie den Cypressensamen, zwei Zoll hoch mit feiner Erde, begießt ihn, wenn der Regen fehlt, mäßig, und bedeckt die auflaufenden Sämlinge zum Abhalten der Vögel mit Stroh, das man später wieder abnimmt (Pl. XVII. 15). Haben die Pflänzchen einige Größe erreicht, muß die Jätung des Unkrautes erfolgen. Damit die zarten Würzelchen dabei nicht beschädigt und nicht niedergetreten werden müssen, dürfen die Beete nicht zu breit sein. Ueber Sommer sei man bedacht, die aufgelaufenen Ulmen vor Sonnenaufgang oder gegen Abend mit Wasser mehr zu besprengen, als zu begießen (Col. V. 6).

Haben die Pflanzen eine Höhe von 3′ erlangt, werden sie, etwa nach einem Jahre, unter sorglicher Erhaltung der anhaftenden Erdklumpen (Cat. 28) aus der Samenschule in die zweite Pflanzschule versetzt; dies später zu thun, ist darum nicht anräthlich, weil das Ausheben wegen der stärkeren Wurzeln zu viele Arbeit verursacht. Damit aber auch hier die Wurzeln nicht zu sehr um sich greifen, werden die Satzgrübchen (scrobiculi) nicht zu groß gemacht; sie müssen 1—1½′ von einander abstehen. Sind die Wurzeln kurz, werden sie ballenförmig, sind sie lang, werden sie kronenförmig zusammengebogen, mit Rindviehmist be-

strichen, eingelegt und festgetreten. In derselben Weise verpflanzt man auch die Wurzelschößlinge der angeblich unfruchtbaren Atinerin, besser im Herbste, als im Frühjahre, in den Iden des Februar (Col. XI. 2). Dabei werden den Setzlingen alle kleinen Aestchen mit der Hand abgedrückt, weil sie in den ersten zwei Jahren vor dem Eisen zurückschrecken (Pl. XVII. 15. Col. V. 6). Erst im dritten Jahre darf man mit dem Messer ausputzen, was, wie das Umhacken und das Abschneiden der flachlaufenden Sommerwurzeln, in den Iden des Februar am besten geschieht (Col. XI. 2). Nach drei Jahren sind sie zur Versetzung geeignet; in der Gegend von Rom werden sie nur fünfjährig, oder, wie Einigen besser gefällt, wenn sie eine Höhe von 20′ erreicht haben, in die Arbusten gebracht (Pl. XVII. 15). Sie lassen sich vor und nach dem kürzesten Tage (Varr. I. 35) am besten im Herbste, wenn die Erde von Regen durchnäßt ist, bis ins Frühjahr, ehe die Wurzeln sich so voll Saft gesogen haben, daß die Haut beim Ausnehmen leicht geschrundet werden kann (Varr. I. 7), versetzen. In mildem Boden macht man nach jeder Seite hin dreifüßige Gruben oder s. g. Neunerfurchen (sulcus novenarius); ist er bindig, erhalten sie auch dieselbe Tiefe. Die Reihen kommen am besten in Verband; die Entfernung hängt von der Beschaffenheit der Gegend ab. Am weitläuftigsten pflanzt man die Bäume in der Ebene und wo man zwischen den Reihen Getreide bauen will. Um jeden wird nach der Einsetzung Rasen gelegt, was man in Kampanien „bealtaren" (arulare) nennt (Pl. XVII. 15).

6. Der Hollunder (sambucus).

Der Hollunder giebt nie sehr dauerhafte Pfähle und gutes Zaunheckenholz (Pl. XVII. 13). Er wird, wie die Pappel, durch Schnittlinge, aber auch durch Fußreißer fortgepflanzt (Pl. XVII. 34).

Andere Pfahlhölzer, der Lorbeerbaum, der Pfirsichbaum, die Haselstaude und der Apfelbaum wachsen langsamer; ihre eingeschlagenen Pfähle ertragen nicht einmal die Erde, geschweige die Nässe (Pl. XVII. 34).

VIII. Die Lese und der Wein.

Die Lese (vindemia), die Ernte des Winzers, soll ihm den Lohn seiner ein ganzes Jahr hindurch angewendeten Arbeiten, die Rente seines Kapitales und den Ersatz seines sonstigen Aufwandes bringen. Mit gespannter Freude sieht er dieser Zeit, der Zeit fröhlicher Lust und freudiger Thätigkeit in allen Anlagen entgegen. Sie ist eine allgemeine Feier- und Festzeit. Der Dominus und die Domina kommt dann endlich auf das langverwaisete Landgut; er lobt den Stock, dessen schwerbelastete Reben selbst die Stützen zur Erde gezogen haben, sie den, dessen goldene oder purpurne Trauben herabhängen (Senec. ep. 41); die Bürger aller Stände verlassen die Stadt (Macrob. VII. 7) und die Hirten die Heerde; die Senatoren und Obrigkeiten schließen ihre Geschäfte, um wenigstens in Reihefolge während dieser Feierzeit (vacationes menstruae s. feriae vindemiales), die unter Augustus gestattet (Suet. Aug. 35), von Constantinus auf 30 Tage festgestellt wurde (Paul. Diac. de gest. Longob. III. 12) mit ihren Freunden in das Treiben des Landvolkes sich zu mischen, und, wie selbst der Kaiser Antoninus Pius (Capitol. in Ant. V. 11), nach Landmannssitte frischgepflückte Trauben aus Körben zu essen. Die Tabernen an den Landstraßen und der Villenbesitzer füllen sich mit Gästen. Die Weingroßhändler (mercatores navicularii) kommen aus Gallien, Massilien, Ligurien, Genua, (Strab. IV. 6) und den italischen Seestädten; die Kleinhändler belasten ihre Esel mit Trauben für die Stadt. In den Herrenhäusern werden Weinlesemahlzeiten gegeben (Macrob. Saturn. VII. 7). Das Landvolk jubelt und jauchzt: Juchhe! (*ἰαχ*, *ἰακχ*, *ἰω Βακχι*); voll des Bacchus scherzt und lacht und singt es, wie im Morgenlande (Jud. X. 29. Jes. XVI. 10. Jerem. XLVIII. 33). Der spätere Dichter Maikios giebt solch' ein Lied aus Griechenland:

Komm und stürze dich, Bacchos, mit schnellem Sprung in die Kelter,
Stampfe die Trauben und sei König des nächtlichen Werks.
Schürze dich auf und ermuntre den Keltertanz und von den leichten
Füßen triefe der Most und vom geschmeidigen Knie.

Die plastische Kunst hat in der Weinlese manches Sujet gefunden. Auf dem Schilde des Achilles war kunstreich dargestellt, wie:

— — — — ein einziger Pfad zu dem Rebhain
War für die Träger zu gehn in der Zeit der fröhlichen Lese.
Jünglinge nun, aufjauchzend vor Lust, und rosige Jungfraun
Trugen die süße Frucht in schön geflochtenen Körben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leier
Lockt er gefällige Tön' und sang anmuthig vom Linos
Mit hellgellender Stimm, und ringsum tanzten die Andern,
Froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.
Hom. Il. XVIII. 570.

Auf dem Schilde des Herakles sah' man, wie:

Andere lasen den Wein, die gebogene Hipp' in den Händen;
Andere trugen in Körben, dieweil darreichten die Winzer,
Weiß und schwärzliche Trauben daher, von großen Geländern
Voll schwerhangenden Laubes und silberfarbiger Ringel.
Andere trugen in Körben hinein; —
Hes. Scut. 288.

Die alten Bacchusfeste scheinen dann zu neuer Bedeutung gekommen zu sein; Alles erinnert an sie. — Die Kelterer schminken sich mit Most (Tibull. II. 5, 85), röthen sich mit Mennig, bedecken sich das Gesicht mit Feigenblättern oder andern breitblättrigen Pflanzen, der Andrachne und einer daher Maskenkraut (herba personata) genannten Pflanze, oder mit Leinwandmasken; sie halten Wettspiele, purzeln kopfüber (cernuare) auf geölten Fellen. Die wilde Freude, besonders des weiblichen Geschlechtes, übersteiget die saturnalische Freiheit und grenzt an halbe Raserei. Besonders bekannt sind die Weinlesefeste von Nola. Messalina hatte solches Wohlgefallen an diesem festlich wilden Treiben, daß sie eine Nachbildung der Weinlese im Hause feierte; Kelterer preßten, Kufen flossen und Weiber, mit Fellen umgürtet, tanzten daneben wie opfernde und rasende Bacchantinnen; sie selbst, mit fliegendem Haare, neben ihr Silius, gingen sie auf Kothurnen, warfen das Haupt empor und rings umtobte sie der muthwillige Chor (Tacit. A. XI. 31). Heliogabal konnte schwerlich bessere Gelegenheiten finden, seine Obscönitäten zu begehen und Greise und Jünglinge, Consuln, Beamte und Feldherren zu Schandthaten zu verleiten (Lamprid. in Heliog. 11), als hier, wo Bacchus treibt, ihm und der Venus gespendet, von

gemeinen Dienerinnen der Venus um Gunst gebuhlt, der Phallus des Priapus, des Schutzwalters der Reben und Rebberge (Mart. VIII. 40) bekränzt und von herumschwärmenden Bacchinnen der schändliche Dienst der Semele im Haine der Stimula geübt wird, oder die Winzer mit den Winzerinnen in Weidichten und verwachsenen Hecken sich erlustigen (Prud. c. Sym. I. 107).

Lange vor der Ernte genügt der Weingartmann den Anforderungen, welche die Götter, insonderheit die Penaten, an ihn haben, von deren Gunst das Gedeihen oder Verderben seiner Fruchtbäume, Reben und Saaten abhängt und ruft ihnen beim Opfer zu:

— — — Segnet die Saat und den Wein!

Tibull. I. 1, 24.

Unsere Väter ordneten den 19. August zur Besänftigung der in diesem Monate häufigen Gewitter die zweiten Vinalien an, an denen auch Venus, unter deren Hut die Gärten und die schlechteren Weine der Gemüsegärten stehen, ihre Spenden erhält, und wollten, daß dem Liber (Anthol. Lat. I. 20), der Libera und den Preßgeräthschaften vor der Lese mit recht heiligem und keuschen Gemüthe geopfert werde (Col. XII. 18). Am zweiten Festtage segnet der Priester Jupiters die Weinlese mit einem weiblichen Lammopfer ein (vindemiam auspicari); ohne diese Feierlichkeit ist es verboten, Most in die Stadt zu führen*). Zur Lese sind nur die Werktage nach den Satzungen der Priesterschaft erlaubt; wohl ist es statthaft, an Festtagen gemiethete Weinberge zu vergatten, nicht aber Trauben zu sammeln (Col. II. 22), Stöcke zu umhacken (Catull. LXIV. 39) oder Bäume zu scheeren (ib.)

Eines ergiebigen Herbstes kann man sich fast jedes Mal trösten, wenn nach dem Ansatze der Scheie keine Dürre eintritt (Aristoph. nub. V. 9) und wenn späte, nur nicht zu starke Regen einfallen, welche den Stöcken Nahrung gewähren (Pl. XVII. 2), zumeist aber, wenn die Blüthe gut verläuft:

---

*) Früher wurde in mehreren der Hauptweinländer, z. B. in Burgund und in der Gascogne, der Anfang der Weinlese jedes Mal von den Municipalbehörden festgesetzt und noch zu Anfange dieses Jahrhunderts geschah es auch am Rhein. Der Gebrauch einer erforderlichen öffentlichen Bekanntmachung kam in Frankreich während der Revolution ab, wurde aber später wieder eingeführt. Henderson, a. a. O. S. 16.

Wenn wohl blühten die Saaten, wird reichlich sich füllen die Tenne;
Wenn wohl blühte der Wein, fehlt nicht Bacchus Geschenk.

Ovid. Fast. V. 263.

Indessen kommen auch Jahre vor, wo die Ernte gering ausfällt; sie machen auch den Weisen verdrießlich und können die Lust zu dem viele Kosten verursachenden Weinbau verleiden (Pl. ep. VIII. 15; IX. 16). Es liegt nicht in der Kraft der Sterblichen, dem Mißrathen gänzlich vorzubeugen (Pl. XVIII. 69); dasselbe ist, außer der Huld der Götter, bedingt durch Verhältnisse der Witterung, Einflüsse der Gestirne, des Voll- und Neumondes in heitern, völlig luftstillen Nächten zur Blüthezeit. Der Weinstock hat seine Empfängniß mit dem Oelbaum um den Aufgang der Vergilien (Pl. XVI. 41), er blüht aber etwas später als dieser, um die Sonnenwende, hie und da auch schon im Anfange des Junius, steht in derselben 7—14 Tage und blüht überall vor der Mitte des Julius, also vor den Etesien (20. Juli), ab (Pl. XVI. 41). Geht den 2. Juni der Adler auf, so ist dieses eben so schädlich, wie der Tag der Sonnenwende (24. Juni) oder ein an diesem Tage (Pl. XVII. 2) oder in die Abblüthe einfallender, die Früchte abspülender Regen (Pl. XVII. 37, 6), oder für letztere der 23 Tage später erfolgende Aufgang des Hundes, der die Beeren verhärtet, oder der Untergang des Adlers vom 20.—23. Juli, oder ein Neumond am 4. Juli (Pl. XVIII. 69, 5). Am allermeisten aber hängt das Schicksal der Trauben von dem kleinen Hunde (canicula), oder Procyon, dem hitzigen Gestirne, bei dessen Aufgang die Stöcke den Sommertrieb machen, ab; durch ihn entsteht die Carbunculation (carbunculatio), wo dann die Trauben wie verbrannt aussehen (Pl. XVI. 40. XVIII. 68, 3; 69, 1). Dazu kommen noch Hagel, Regen, Unwetter (Virg. G. II. 419), und um den Untergang der Leier, den 8. August (Pl. XVIII. 69, 4), Gewitter, welche Erscheinungen sämmtlich von den schrecklichen Gestirnen Orion, Arktur und den Böcken verursacht werden (Pl. XVIII. 3). Ich bewundere die Güte der Natur, welche den Gestirnlauf dergestalt ordnete, daß sich diese Uebel nicht alle Jahre ereignen können (Pl. XVIII. 69, 5) und daß sie uns auch Gegenmittel hat ausfindig lassen machen. Schon erwähnt wurden Räucherungen mit verbranntem Reisig, Stroh, ausgerissenem Unkraut, Strauchwerk und Spreu gegen giftige Nebel, — drei lebendig verbrannte Krebse oder

das Fleisch des Fisches Silurus, wenn sich der Rauch allmählich vertheilt, gegen die Carbunculation der Baumweingärten; — gegen allerlei böse Witterung aber hilft eine mit dem Untergang der Leier zwischen den Stöcken consecrirte gemalte Traube (Pl. XVIII. 70) —; Raupen und Blattwicklerraupen (convolvulus) macht eine Räucherung mit auf Honigsteife unter freiem Himmel eingekochter, zu einem Dritttheile mit Harz und zu einem Viertheile mit Schwefel versetzter Oeldrüse unschädlich, wenn sie bei günstigem Winde drei Tage fortgesetzt oder die Salbe davon über und unter die Zweige gestrichen wird (Pl. XVII. 47). Es würde nicht so schwer sein, nach der individuellen Beschaffenheit dieser oder jener Gegend (Pl. XVIII. 69, 5) gegen Unglücksfälle in den Rebpflanzungen noch andere Mittel aufzufinden, wenn die Menschen lieber auf das eigene Beste sinnen, als auf die Oekonomie der Natur schmähen wollten (Pl. XVIII. 63, 3); ist es uns doch gelungen, durch das Fascinum die Fruchtbarkeit zu erhöhen und die Macht der Zaubersprüche zu brechen, durch welche benachbarten Gärten der empfindlichste Schaden zugefügt, Trauben sogar in fremde Anlagen versetzt werden können.

Die Zeit der Lese ist örtlich verschieden. Für Griechenland gilt die Regel:

Wenn Orion nunmehr und Seirios mitten am Himmel
Aufsteigt und der Arktur anschaut die rosige Eos,
Jetzt Dir, Perses, gepflückt die sämmtlichen Trauben und heimwärts.
Hes. op. 609.

Der Arktur geht nach der gemeinen Rechnung früh den 5. Sept. (Col. XI. 2), nach Cäsar den 12. Sept., ganz den 15. bis 16. Sept. (Geop. I. 9) auf, und würde dort also um diese Zeit zu beginnen sein. Es kommt vieles auf den Stand an. An warmen Wänden färben sich die Trauben schon Ende Juli (Virg. Ecl. IX. 49), man hat sie aber oft schon, wie Virgils „Wirthin" (Cop. 21) reif und bringt sie zu Markte,

Wann Erigones sengender Hund in der Gluth Hyperions
Baumersling' darreicht und dem schneeigen Körbchen voll Maulbeer
Hochgehäufelt in Tropfen abfällt das röthelnde Saftblut.
Col. X. 400.

Die erste gebührt dem Vertumnus. Er fordert:

Mir die erste Traub', so schillert am gilbenden Beerkamm.
Propert. IV. 2, 73.

Wie wir aber, der Natur entgegen, um den kältesten Tag Lilien, Rosen und andere Blumen erzwingen (Senec. ep. 122), so haben wir nicht unversucht gelassen, Trauben in Gewächshäusern, zeitiger als die Natur bestimmte, selbst im Winter, zu erzeugen.

Daß nicht senge der neidische Winter die purpurnen Reben
Und der eisige Frost Bacchus Gaben verzehr',
Tritt aus verborgenem Aug' ins Leben erkenntlich die Lese,
Und ist glücklich geschirmt, doch nicht die Traube versteckt.
Will wohl je die Natur nicht Alles gestatten dem Geiste?
Kahlem Winter befiehlt sie zu tragen den Herbst.

Mart. VIII. 68.

Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß die Lese in die 44 Tage von der Herbstgleiche bis zum Untergang der Vergilien fällt (Pl. XVIII. 74). Unsere Alten, wohl wissend, daß die Rebe zur Blüthe eile, die Traubenreife aber verzögere (Pl. XVI. 40), meinten, daß sie nicht früher begonnen werden dürfe; ich sehe jedoch, daß man jetzt hin und wieder damit eilt (Pl. XVIII. 69, 74). Die Traubenreife hängt indessen auch von Klima und Gegend ab. In der bätischen Provinz, in den Seeländern und in Afrika fängt man mit dem Spätaufgange der Andromeda, um den 12. Sept. (Col. XI. 2), in manchen Jahren und Lagen schon mit dem Frühaufgange des Vindemiator (den 22. August), der die Reifzeit vom Himmel der Erde verkündigt (Pl. XVIII. 74), an; die dann herrschende stille und trockene Witterung begünstigt das Geschäft (Varr. I. 27). In den meisten warmen und am Meere belegenen Gegenden beginnt es zu Ende Sept. und Anfang Octbr.; in kälteren trifft man dann Vorbereitungen (Pall. X. 11).

Die wichtigste Vorbedingung ist allenthalben Traubenreife. Um sie zu beschleunigen und die Trauben recht zu nähren, werden sie, wie die Wurzeln, mit beginnender Reife, oder schon wenn die Stöcke den zweiten Trieb machen (Pl. XVI. 40), mit Erdstaub, Kalkstaub oder kleingeschlagenem Kalk überstreut (κονιᾶν). Die Bestaubung, dazu wirksamer, als selbst die Sonne, wird auch in Griechenland (Theophr. III .22; II. 2) und in der narbonensischen Provinz häufig angewendet (Pl. XVII. 5); ist jedoch mühsam und bei kleinen Anlagen (vineolae) leichter, bei großen schwierig auszuführen.

Das gewöhnlich beachtete Kennzeichen der Traubenreife, die ins Grün- oder Goldhelle oder Blaue übergehende, mit der Reife des Sumachsamens zugleich eintretende Färbung (Pl. XIII. 18) kann nicht überall als gültig angesehen werden; sie deutet auf den Eintritt der Reife, nicht der Lese. Es ist sicher die Regel unrichtig: „Lies' die Traube, wenn sie anfängt, sich zu färben" (Eustath. de Ismin. et Ismenes Amor. V. 182. ed. Ganem.); denn es

— — pflegt mit gesprenkelten Beeren die Traube
Leise die Purpurfarb', annoch unzeitig, zu nehmen.

Ovid. M. III. 485.

Darum merke auf das Wort des Dichters:

— laß die Lust zur unreifen Traube dir
Vergehn; nach kurzer Zeit wird die bläulichen
Weindolden dir der farbenreiche
Herbst mit der purpurnen Röthe zeichnen.

Hor. Od. II. 5, 9.

Eben so unsicher ist die Durchsichtigkeit der Beeren, oder der Laubfall; manche Sorten werden nicht durchsichtig; um Memphis und Elephantina bei Thebais in Aegypten verliert der Weinstock seine Blätter gar nicht (Pl. XVI. 32) und trägt doch jährlich zwei Mal (Varr. I. 7). Bei uns fällt das Laub und färbt sich die Frucht, die Reife fehlt aber dennoch (Col. XI. 2). Eben so unsicher ist es, wenn die letzten Sommerranken sich über die Tragreben herabsenken, oder wenn eine Lücke im Gezweige sich nicht wieder zuziebt, oder die Wunde, die man einer Beere beim Ausschneiden eines Kernes gemacht, nicht wieder verwächset (Pl. XVIII. 74), oder wenn die Trauben die ihnen eigenthümliche Säure ablegen und süß zu schmecken anfangen. Die meisten Trauben sind allerdings süß (Pl. XV. 33), manche Sorten aber von solcher Herbe (austeritas), daß sie nie Süße erlangen. Das einzig sichere und vor Allem in Betracht zu ziehende Merkmal liegt in den gedunkelten oder geschwärzten Kernen (acini), die mitten in den Beeren, gegen Luft und Sonne geschützt, nur bei wirklich erfolgter Reife sich in veränderte Farbe kleiden können (Col. XI. 2). Regel sei Jedem: Pflücke nicht die Rose, ehe sie den Kelch vorwärts überbeugt, und nicht die unreife Traube, damit du nicht statt Nektar Essig pressest! (Philodem. XV. in Brunks Analekten II. 86. Aeschyl. Sept. 335).

Reife Trauben sind eine sehr nahrhafte Speise; man sieht dieses an den Weinbergshütern, die, wenn sie zwei Monate lang von den ihrer Aufsicht befohlenen Trauben und Feigen einzig oder nur mit sehr wenigem Brode gelebt haben, sehr wohlbeleibt werden (Galen. de alim. facult. II. 7).

Ehe das gebietende Wort gesprochen wird:

Auf, entpflücket die Trauben den vollbelastenden Stöcken.
Ovid. Amor. III. 10, 55.

wird die volle Fürsorglichkeit des Hausvaters (Pl. ep. IX. 16, 2), des Meiers und der Meierin für das Arbeit machende Weinfeld (Ovid. Amor. II. 16, 33) in Anspruch genommen. Zwei Monate vor der Lese sind die in der Bauernsprache s. g. Weinbergshüttchen (capannae) oder Gartenhäuschen (casulae, Pl. XXXV. 10, 20) herzustellen oder aufzuführen und groß genug, wenn sie einen Menschen aufnehmen können; diese sind mit Wächtern zu besetzen, die am Tage Vögel aller Art, in der Nähe der Villen insbesondere Hühner (Pl. XXIII. 7) oder auch Wanderer und über Nacht Bären, Füchse (Theocr. I. 45; V. 112), Wild, plündernde Diebe (Claud. Stilic. I. 164), insonderheit die bei Wachtfeuern im Freien lagernden Hirten, welche die Rebenbäume, noch ehe die Früchte reif sind, erklettern, zu verscheuchen und abzuhalten haben. Wo die Lese seltener von Leibeigenen als Tagelöhnern besorgt wird (Varr. I. 17), sind Winzer und Winzerinnen, Treter und Küfner zu bestellen, namentlich in den Gegenden, wo es an Arbeitern fehlt. Die Geräthschaften zur Lese und Mostung vollzählig und im Stande zu haben, ist bei starkem Weinbau keine leichte Sache. Bei großen Anlagen, wie um Agrient (Col. XII. 18. Diod. S. XIII. 81) hat man damit schon 30—40 Tage vor der Lese anzufangen (Col. XI. 2), damit man nicht, wie ich schon gesehen, noch am Neujahrstage, namentlich in sehr guten Herbstungen (Tibull. II. 5, 86) darin beschäftigt bleibt, und weil die Gefäße gefehlt, den Most in Wannen gießen, die Gefäße von den vorigen Weinen leeren und sie wieder mit dem neuen Weine füllen muß (Pl. XVIII. 74). Um aber übersichtlich zu werden, will ich die zur Lese und Kelterung erforderlichen Geräthschaften (vindemiae instrumenta), so weit sie oben nicht schon genannt sind, namentlich anführen.

1. Körbe (corbes) und Körbchen (corbulae s. corbiculae) aus geflochtenen Weiden oder Sprossen (Pall. III. 10. Varr. I.

15) zum Messen (Cat. 136) und zum Forttragen der Trauben. Die besten kommen von Ameria in Umbrien (Cat. 11).

2. Kleine Körbe (fisci, fiscinae s. fiscillae) aus Binsen, Weiden und Hibiscus, wie sie die Hirten machen (Virg. Ecl. X. 71), mit Bändern versehen zum Einlegen oder Fortschaffen der geschnittenen Trauben. Cato empfiehlt die campanischen aus Nola, die verschiedener Gestalt von den Körben zu sein scheinen, die man aus Suessa und Casinum, am besten aus Rom selbst beziehen kann (Cat. 135). In besonderer Absicht scheint man sie ganz ausgepicht und von breiten Schleußen gefertigt zu haben (Col. XII. 38).

3. Wannen (alvei), Mulden (lintres) und Schiffchen (navia) aus einem Stücke hohl gearbeiteten Holzes in der Gestalt von Schiffen (Virg. G. I. 267), in denen die Trauben, ehe sie in die Kelter kommen, getragen werden (Macrob. S. I. 7. Tib. I. 5, 20).

4. Körbe (quali) oder Körbchen (quasilli) aus enggeflochtenen Sprossen (Virg. G. II. 241), in welche, wie in vielleicht nur anders gestaltete Körbe (canistra) die Trauben gelegt werden.

5. Seihen (cola), ebenfalls aus Weiden, Binsen oder Spart geflochtenen (vitilia) Körbe, die, oben weit, unten enger gewölbt, unter der Presse den Saft der zertretenen Trauben auffangen und reinigen (Cat. 2, 3. Virg. G. II. 242). Die reicheren Weingütler bedienen sich häufig metallener, fein durchlöcherter Seihen, mit Griff oder Stiel, um sie während des Seihens (colatura) zu halten, oder mit Henkeln, an denen sie über das Gefäß aufgehangen werden. Der Hefenkorb (sporta faecaria) unter der Presse zum Reinigen (defaecare, liquare, colare, saccare) des Mostes mag der Seihe oder dem Sacke in der Gestalt ähnlich, im Zwecke gleich sein (Cat. 154).

6. Der Weinsack (saccus vinarius) des Landvolkes in Gestalt eines umgekehrten Kegels (meta), aus dünnen Ruthen (Col. IX. 15), aus Binsen oder Spart (Col. XII. 19. Ovid. M. XII. 436), oder von Leinwand von dem Sackflechter (saccarius, *σακκόκοπλος*) im Hause gearbeitet (Mart. XII. 60; XIV. 104), oder im Handel, auf Schiffen (navis saccaria, Quintil. VIII. 2), bezogen, dient, wie die Seihe, zum Filtriren des unreinen Mostes oder zur Mäßigung der berauschenden Kraft (castrare) des alten, schweren Weines (Pl. XIV. 22; XXIII. 1, 24), oder zum Ueber-

gießen leichterer und weniger angenehmer Weine über aromatische Kräuter, um ihnen Wohlgeruch zu verleihen. So wird der sog. „hippokratische Wein" gemacht.

Die weidenen Filtersäcke hält man für besser, als die leinenen, welche den Geschmack des Weines nachtheilig verändern und selbst den besten zur elenden Vappa machen.

Geuß durch unser Seigegefäß den theuren Setiner,
Aber mit ärmerem Wein netze den leinenen Sack.

Mart. XIV. 103.

Häufig wird auch die Seihe, wie der Sack, mit sorgfältig für den Sommer bewahrtem Schnee (aestivae nives) oder Eis gefüllt (Mart. V. 64; IX. 23, 8; 91, 5. Pl. XIX. 4, 19) und Wein übergegossen, um ihn anzufrischen, oder seine Hitze zu mildern (Plutarch. Symp. VII .4. Pl. XIV. 22. Cic. Tusc. II. 8). Das Raffinement des Kaiser Nero ersann statt des Schnees abgesottenes, aber wieder durch Schnee zum Gefrieren gebrachtes Wasser zu nehmen (Pl. XXXI. 3, 23. Mart. XIV. 107). Daher läßt Martial auf das angeführte Sinngedicht antworten:

Unser geringes Leinen weiß auch den Schnee zu verdünnen,
Seigetrichter, aus dir springet kein kälteres Naß.

7. Hürden (crates) aus Flechtwerk zum Trocknen der Trauben; sie liegen entweder einzeln auf ebener Erde oder übereinander, oder sie werden schräg hingestellt, oft noch mit Schutzdächern gegen Thau, Regen und Kälte versehen. So 3 bis 4 Tage abgetrocknete und mit Ausbruch versetzte Trauben gepreßt geben einen lieblichen, haltbaren und gesunden Süßwein (Col. XII. 27).

8. Mostkrüge aus gebranntem Thon (urcei mustarii), oder Sparteimer (urnae sparteae), oder Spartamphoren (amphorae sparteae), zum Aufstellen oder Einfüllen des Jungweines in Fässer (Cat. 11, 13). Letztere sind mit Pech überzogen und haltbarer als jene.

9. Die Presse (pressum, torcularium, torcular), ist verschieden (tractorium, funarium, pressorium). Zu den Zeiten unserer Väter war sie einfach und bestand aus einem bloßen Gestelle, in welchem der mit Steinen beschwerte Stampfer (prelum), an Trottseilen oder Lederriemen auf und niedergezogen, oder als Druckbaum (trabs, qua uva premitur) von den Arbeitern gehandhabt wurde (Serv. ad Virg. G. II. 242. Vitruv. VI. 9). Ich sah einst eine Kelter, an deren quadratischem Gestelle sich ein Trog

zur Aufnahme der Trauben befand, in dem 3 in Falzen bewegliche Ringelbalken eingelassen waren und zwischen denselben Keile, die mit Hämmern eingeschlagen wurden. Vor hundert Jahren wurden die griechischen Pressen, die man jetzt für die besten hält, erfunden. Ein grobes Schraubengewinde des mit einer Schraubenspindel versehenen Preßbaums geht durch die Schraubenmutter; am Preßbaume ist zugleich ein Stern von Holzstäben angebracht, an denen Kasten voll Steine hängen, welche mit dem niedergehenden Preßbaume zugleich wirken. Vor 22 Jahren hat man kleinere, ein kürzeres Gebäude erforderlich machende Pressen dargestellt, deren Preßbaum in der Mitte aufsteht; die auf den Trestern liegenden Tafeln werden mit aller Kraft niedergedrückt; oben auf die Presse wird noch ein Haufen Steine gelegt (Pl. XVIII. 74)*).

Außerdem sind noch die Dolien und die davon verschiedenen (Col. XII. 18) Serien anzuschaffen, auszubessern, mit Rebenasche auszureiben, mit Myrrhen zu durchräuchern (Pl. XXIII. 24), mit Meerwasser, in dessen Ermangelung mit Süßwasser auszuwaschen (Geop. VI. 9; XII. 22), auszutrocknen, zu verpichen. Mit der Pichung fange man nach Aufgang des Hundes an (Pl. XIV. 21); der Spruch darf nicht eintreffen: Weinfässer in der Kälte verpichen, ist so gut wie nichts thun (Pl. XVIII. 74). Es müssen ferner die Deckel (opercula), die Seihen, Keltern, Tretkübel, Preßmündungen und alle die Güte eines Mostes befördernden Geräthschaften gesäubert und ausgebessert, die langen und starken Druckseile (meliponti), die zum Abkochen des Mostes zum Defrutum oder zur Sapa dienlichen ehernen Gefäße (cortinae) und die dazu erforderlichen Spalthölzer, die Gefäße von drei und zehn Maß (trimodiae et decimodiae), sammt andern verschiedenen Körben und Mulden in Bereitschaft gesetzt werden;

---

*) Die Weinpresse bestand (nach d. Abbild. in Keysers herkul. u. pompej. Maler. Ser. 2. 143) aus 2 hölzernen Säulen, oben und unten durch starke Querbalken verbunden; innerhalb dieses Rahmens waren 3 flache, bewegliche Querhölzer, vielleicht mit einem Zapfen in einem Falz an der innern Seite der Säulen der Presse eingelassen. Das untere drückte auf die Trauben, die auf einem trogartigen Balken mit einer Rinne lagen. Zwischen den beweglichen Querhölzern und dem obersten Querbalken lagen in 3 Reihen 9 starke Keile wechselsweise mit den stärkern und dünnern Enden übereinander, die mit Hämmern eingeschlagen wurden. S. Schucht, röm. Privatalterth., S. 592.

der Weinkeller ist zu säubern und zur Entfernung jedes scharfen und widerlichen Geruches mit wohlriechenden Substanzen zu durchräuchern. Funfzehn Tage vor der Lese muß das Alles fertig sein, daß der Aufseher nicht nöthig hat, sich von der Kelter zu entfernen und durch seine Abwesenheit Anlaß zu Diebstahl oder Betrug zu geben. Meier und Meierin versäume ja nicht (Col. XII. 18), den Preßgeräthschaften, der Libera, vor Allem aber dem Bacchus oder Dionysos, der die Pflanzung der Reben und das Auspressen der Trauben in der Kelter gelehrt, und daher den Namen Lenäus (Kelterer) (Diod. III. 64) erhielt,

Der den Menschen linden Zauber,
Der den Wein, das Kind der Rebe,
Der den Trank der Wonnen beut,
Wenn die Beere noch ihn einschließt,
An der Ranke sorgsam hütet,
Daß die abgeschnittne Traube
Mit Gedeihen Alle segne,
Mit Gedeihn an Leibesschöne,
Mit Gedeihn an Geistesanmuth, Anacr. 25.

die schuldige Spendung und dem Priapus (Anthol. pal. VI. 102) von den Erstlingen der Pflanzungen darzubringen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Verpichung der großen, oft 200 Congien (Pall. X. 11) fassenden, kürbisförmigen, aus Thon gebrannten Stückfässer (dolia), Tonnenfässer (seriae), Kufen (cupae) und der andern Gefäße. Sie muß 40 Tage vor der Lese erfolgen (Col. XII. 18). Als das beste Pech gilt für diesen Zweck in Griechenland das pierische, in Asien das idäische, in Italien das bruttische, welches in der großen Bergwaldung Sila von der Pechföhre (picea) gewonnen wird. Wer es recht gut machen will, nimmt noch schwarzen Mastix, — eine Art pontisches Wachs — Iriswurzel und Oel dazu; gewöhnliches Wachs zugesetzt, säuert die Weine (Pl. XIV. 25).

Die Weinfässer sind entweder unbeweglich oder beweglich. Jene sind in die Erde eingesetzt (humi demersa s. depressa), diese stehen oder liegen über der Erde; beide bedürfen bei der Verpichung ein anderes Verfahren. Die versenkten Fässer erwärmt man zuerst mit brennenden eisernen Lampen, läßt das Pech auf den Boden träufen, zieht es dann mit einem hölzernen Rührlöffel (rutabulum) und einem eisernen krummen Krätzer (curvata radula) unten wie an den Seiten umher, wäscht sie hernach mit einem Schwamm

(penicillus) ab und picht sie mit glühendheiß eingelassenem Peche mittelst einer andern Röhre oder einem Kehrwische (scopula) fertig. Die über der Erde befindlichen Fässer bringt man einige Tage zuvor an die Sonne, stellt sie dann auf den Rand über drei kleine Steine und macht, jedoch an einem stillen Tage, damit sie nicht springen, so lange Feuer unter, bis der Boden so warm ist, daß man die Hand nicht daran halten kann, legt sie dann auf die Seite um, gießt glühendes Pech hinein und dreht sie, daß alle Stellen überzogen werden. Für 1½ Culeus enthaltende Fässer sind 25 Pfd. Pech genug; es ist gut, das Pech vorher zu kosten, denn manches ist so bitter, daß der Wein verdirbt. Wer recht sorgfältig zu Werke gehen will, nimmt zu obiger Masse ein Fünftheil bruttisches Pech oder auf 10 Pfd. Pech ein Pfund bestes Wachs, welches den Geruch und Geschmack des Weines verbessert, das Pech mildert und hindert, daß es in der Kälte nicht abspringt (Pall. X. 11. Col. XII. 18).

In Bithynien, dem narbonensischen Gallien und andern Ländern werden die Stiele der am Stocke hängenden Trauben (vinum s. vindemia pendens) vor der Lese eingeknickt oder verdreht und die Blätter umher abgestreift, damit die Beeren in Zeit von etwa 30 Tagen abwelken. Es kommt dabei aber auf die Sorte der Traube und darauf an, ob man sie zum Verspeisen, zum Aufbewahren oder zum Auspressen bestimmt. Als Tafeltrauben eignen sich zumeist die frühreifenden, die duracinischen, die lavicanischen, die purpurnen u. v. A. (Isidor. XVII. 5. Dig. C. 16, 205); man wählt auch von Andern die größten und schönsten Stücke, die, recht reif, auch der Weinhöker (vinarius, οἰνοπώλης) gern kauft (Suet. Claud. 40. Lamprid. in Alex. 33. Plaut. Asin. 2, 4, 30); auf dem Pressentrichter (forum vinarium) liefern sie dem Fasse ausgesuchten Saft (Varr. I. 5, 4). Um den Geschmack zu erhöhen, hängt man sie an Schnüren oder an den Zweigen selbst an die Luft (uvae pensiles s. pensilia, Varr. I. 68) oder schichtet sie auf Hürden oder Stroh 3—4 Tage an die Sonne (Geop. VII. 18), wodurch sie dem Magen, selbst des Kranken, diensamer werden, gelinde kühlen und Uebelkeiten vertreiben (Pl. XXIII. 6). Wer bald und viel Geld lösen will, halte vor Allem auf die gegen 10—12 Tage früher als die weißen reifenden dunkelfarbigen Trauben. Die frischen schwarzen Trauben sind aber in ihrer Wirkung allzuheftig, und darum schmeckt

auch ihr Wein nie gleich angenehm, wie der von weißen, der weniger Unruhe im Leibe und Blähungen im Magen hervorbringt (Pl. XXIII. 6).

Trauben, die länger aufbewahrt werden sollen, müssen an trocknen Plätzen im abnehmenden Monde, nach der dritten Tagesstunde, bei heiterem Himmel, trocknem Winde und vor völliger Reife geschnitten werden (Pl. XV. 18, 4); man nimmt dazu auch gern spätreifende, süße Sorten (Mart. I. 44). Unter diesen Voraussetzungen kann man sie über Winter, wie der Cäsar Galienus selbst 3 Jahre (Trebell. Poll. in Gal. 16) aufbewahren, um sie neben anderem Obste unter den leckeren Gerichten des Nachtisches (bellaria) aufzustellen.

Bei der Bedeutung, welche die Trauben als Speise und zur Weinbereitung haben, dürfte es nicht unangemessen sein, wenn wir einige Methoden angeben, wie sie sich frisch oder abgewelkt erhalten lassen.

1. Man hängt sie an einer Schnur an der Decke der Fleischkammer (carnarium, Varr. I. 54), des Zimmers, lieber des Kornbodens auf, weil der sich hier ansetzende Kornstaub ihnen eine gute Decke gewährt (Pl. XV. 18). Hängetrauben sind vorzüglich gesund (Pl. XXIII. 7) und lieblich zum Nachtisch (Mart. V. 78. Hor. S. II. 2, 121). Gießt man bitteres Pech um den Stiel, werden die Beeren von solcher Dauer, wie der Wein in ausgepichten Gefäßen (Pl. XIV. 3). Gegen sie angehende Wespen nehme man Oel in den Mund und bespritze sie damit (Pl. XV. 18, 4).

2. Auf Stroh, Matten, Hürden oder Spreu, daß sie die Luft gehörig bestreichen kann (Pl. XV. 18); in Gerste halten sie sich besonders gut (Apic. cul. I. 17). In Spreu aufbewahrte Trauben sollen äußerst gesund sein (Pl. XXIII. 7).

3. Manche hängen die Trauben mit ihren Ranken an Spart, Genster oder Stricken an einer Zimmerdecke oder in einem ausgepichten Fasse mit so fest vergypsetem Deckel, daß nicht die mindeste Luft zukommen kann, auf; Andere nehmen dazu gern Weinfässer, in denen noch etwas Wein ist, der aber die Beeren nicht berühren darf; diese wie jene Fässer müssen vom Wasser entfernt gestellt werden. Andere legen die den Ranken noch ansitzenden Trauben in trockenen Gyps, stecken aber die beiden Rankenenden in eine Meerzwiebel (Pl. XIV. 18, 4).

4. Die Ligurier an der Seeküste lassen die Trauben an der Sonne trocknen, wickeln sie in Binsenbündel und thun sie dann in Gefäße, die sie mit Gyps verschließen; eben so verfahren die Griechen, nur daß sie statt der Binsen, Ahorn- oder Wein- oder Feigenblätter nehmen, die einen Tag im Schatten getrocknet sind und Weinträber mit einpacken. Nach diesem Verfahren werden die berytischen und koischen Trauben erhalten und zu einem vortrefflichen Geschmacke gebracht. Hie und da befeuchtet man sie, eben vom Stocke entnommen, mit Aschenlauge, läßt sie dann trocknen und legt sie in Späne von Tannen-, Pappel- und Eschenholz, oder man giebt ihnen einen Anstrich von Töpferthon, hängt sie auf, läßt sie an der Sonne trocknen und wäscht sie vor dem Gebrauche wieder ab (Pl. XIV. 18, 4).

5. Geräuchert in der Küche oder Schmiedewerkstätte (Cat. 7), oder im Ofen, erhalten sie, wie auch der Wein, einen lieblichen Geschmack; weil sie den Rauch dulden (pati), hat man sie „Geduldbeeren" (acini passi) genannt. Der Kaiser Tiberius aß die in afrikanischen Oefen getrockneten sehr gern und brachte sie in starke Aufnahme (Pl. XIV. 3).

6. Sie bleiben am Stocke, eingeschlossen in durchsichtige Gefäße von Glas, hängen; so halten sie sich, bis es wieder neue Trauben giebt. Die Wespentraube läßt man ungepflückt bis auf die Hälfte des Gewichtes eintrocken, oder siedet sie in Oel, um sie dann zu pressen (Pl. XIV. 3) oder zu versenden.

7. Eingelegt in Most oder Sapa oder Lauer (Cat. 7) werden sie gleichsam in eigenem Weine trunken, nehmen einen süßen Geschmack an (Pl. XIV. 3), sind aber der Gesundheit schädlich (Pl. XXIII. 7).

8. Will man sie in Regenwasser aufbewahren, muß dasselbe bis auf den dritten Theil eingekocht, die Trauben, wo möglich von grüner Farbe, in ein Faß gethan und übergossen werden, welches man an einen kühlen Ort, zu dem keine Sonne kann (Apic. cul. I. 17) stellt. Das Wasser kann statt Hydromeli (Wasserhonig) den Kranken gegeben werden; die Trauben verlieren freilich an Geschmack, werden aber von den Aerzten für die gesundesten gehalten. Man spürt ihre wohlthätige Wirkung bei Brennen im Magen, bei Bitterkeit der Leber, bei dem Brechen von Galle, in der Cholera, bei Wassersucht und hitzigem Fieber (Pl. XXIII. 7).

9. In irdene Töpfe, die man in ein Faß stellt und mit nassen, schwitzenden Trabern fest umstampft (Cat. 7), erhalten sie sich durch ihre eigene Kraft (Pl. XIV. 3), sind aber für Kopf, Blase und Magen schädlich, doch hemmen sie den Durchlauf und sind bei Blutspeien sehr nützlich (Pl. XXIII. 7).

Aus den halbgedörrten, wohlausgelesenen oder in siedendes Oel getauchten Trauben wird der Geduldwein (v. diachytum s. passum) bereitet; das Verfahren ist an verschiedenen Orten verschieden. Zu Rosinen nimmt man die Wespen- und Binsentraube und die, welche die Griechen Zeilentraube (stichus), getrocknet, Astaphis nennen. Sie würden Magen, Unterleib und Därmen schädlich sein, wenn nicht die Beeren dem entgegen wirkten (Pl. XXIII. 12).

Für Gewinnung eines süßen und guten Weines ist nichts nachtheiliger, als unreife oder reife und unreife Trauben im Gemenge. Aus diesem Grunde ist es stets besser, sie etwas überreif als unzeitig zu pflücken (Cat. 23. Pall. X. 11), und die unreifen (ὀμφακες) oder verdorbenen Beeren oder Trauben vor dem Pressen auszulesen (Col. I. 1; III. 21). Man darf darum nicht alle Sorten auf einmal, sondern nur in der Reihefolge ihrer Zeitigung abnehmen. Die blauen und schwarzen müssen in Gärten und Arbusten zuerst von den Tragreben herabsteigen, aber unvermischt mit hellfarbigen bleiben (Varr. I. 54). Schlechte Trauben (uvae miscellae) sind durchweg von den guten zu sondern. Will man ausgezeichneten Wein erzielen, sondere man selbst die einzelnen geringen Beeren, die mit zu früh gelesenen Trauben zu dem für die Arbeiter bestimmten (Cato 23) Krätzer (vinum praelignaeum) verwendet werden können.

Lese im Vollmonde giebt die meisten Beeren; in ganz trockenem und im bethauten Zustande darf man aber keine Traube pflücken, man muß vielmehr warten, bis es geregnet, und die Sonne den Regen oder nächtlichen Thau aufgesogen hat (Pl. XVIII. 74, 2). Nasse oder naß erwachsene Trauben müssen, damit der Wein mehr Gehalt bekomme, 3 — 4 Tage auf Hürden an der Sonne ausgebreitet werden (Geop. VII. 18).

Man weiß, daß das italische Landvolk zu jedem Geschäfte des Hauses oder Feldes eigene Lieder singt (Athen. XIV. 3); die Winzer sind ein fröhliches Völklein und singen, so dünkt uns, fast noch lieber, als Andere. Ihre Lieder klingen aus den Arbusten:

Die im gemessenen Tone der Schneidler singet zur Arbeit,
Hängend in Reben des Baums und um grünende Beete der Gärtner.
Col. X. 225.

Ist die Schneidelung einer baumlosen Weinpflanzung vollbracht, auch dann:

Singet müde der Winzer die äußersten Rebengeländer.
Virg. G. II 417.

Nie aber klingen die Pflanzungen voller und fröhlicher, als wenn gelesen und gekeltert wird. Dann ist der vielnamige Bacchus das Lied; oft wird das Lied von der Flöte begleitet. Kommt und höret die ländlichen Gesänge! Sehet die Tänze!

Hin zu gereifeten Trauben heischt uns besorglich der Weingott,
Und er gebeut zu schließen die wohlbestelleten Gärten;
Wir Feldleute, gehorsam deinem Befehle, Jacchus,
Schließen die Thür und messen erfreut deine Spenden, du Süßer,
Zwischen lüsternen Satyr'n und doppeltgestaltigen Panen
Abgemagerte Arme noch schwingend bei alterndem Festwein.
Dich Mänalius, dich Bacchus und dich auch Lyäus,
Dich lenäischer Vater ladet das Lied in das Haus*) ein,
Daß das Kübel aufstrotz' und voll von vielem Falerner
Ueberwalle von fettem Moste der schäumende Bottich.
Col. X. 425.

Wolltest du, Deutscher, ein Most- oder Kelterlied (ἐπιλήνιον) hören? Hier folgt eins; es giebt dir zugleich ein Gemälde des Verfahrens und der dann geltenden Zucht.

Griechisches Kelterlied.

Von den Männern sammt den Jungfraun
Wird die dunkle Traub' in Körben
Auf den Schultern hergetragen
Und entschüttet in die Kelter;
Doch allein die Männer treten
Das Gewächs, den Wein entfesselnd,
Und zu lautem Takt erheben
Sie den Gott in Kelterliedern

---

*) Schwerlich ist die Villa, sondern das in den Weingärten befindliche Haus gemeint. Landerer a. a. O. erzählt: In den meisten Weinbergen Griechenlands finden sich kleine Häuser und in diesen aus Stein gemauerte Behälter, die mit Mörtel wasserdicht angestrichen sind, in denen sich der Most ansammelt. Hier steht auch die Kelter. So auch im Morgenlande (Jes. 5, 2).

Auf den holden Bacchos schauend
Wie er jung in Kufen aufschäumt.
Hat von ihm der Greis getrunken, :—
Ob der Fuß auch wankt, — doch tanzt er,
Daß die grauen Locken fliegen.
Und der schöne Jüngling schleichet
Zu dem Mädchen, listig, leise
Wo mit holdem Leib im Schatten,
Sie auf Blättern hingegossen
Und besiegt vom Schlummer daliegt.
Er entflammt zu früher Gluth sie,
Daß sie frevelt an der Ehe;
Und bewegen sie nicht Worte,
So bezwingt Gewalt ihr Sträuben,
Denn es scherzt im Rausche Bacchos
Mit den Jungen zuchtvergessen.

Die Trauben werden in Körben oder Schläuchen gesammelt (legere, cogere) und zumeist von Weibern oder, wie bei Homer, (Il. XVIII. 569), von Mädchen und Buben nach der im Erdgeschosse liegenden Kelterstube (torcularium) getragen (Hes. scut. 290). Das Treten in Tretkübeln (fori, fora) ist ausschließliche Sache der Männer. Die Aegypter erzählen, daß Osiris, der zuerst das Anbinden der Weinstöcke an Pfähle und das Beschneiden derselben gelehrt habe, auch der Erfinder des Tretens sei (Tibull. I. 7, 33). Es wird mit nackten (Propert. III. 17, 17. Calpurn. ecl. IV. 124) und unverwundeten Füßen verrichtet (Ovid. rem. 190). Bisweilen stehen mehrere Treter in einem Kübel, tanzend, springend, jauchzend (Oppian. Cyneg. 127).

Daß die goldene Traub' vom Fuße gedränget den Saft geb'.
Tibull. II. 1, 45.

Der durch Selbstdruck recht reifer Trauben vor dem Pressen ablaufende Rebsaft heißt Ausbruch (protropus, mustum sponte defluens, m. lixivium), der den köstlichsten Wein (primae notae) giebt. Besonders berühmt ist der gnidische Ausbruch (Pl. XIV. 9). Ausbruch wird als Most verschiedentlich verwendet. Um seine Süßigkeit zu erhalten, thut man ihn aus dem Kübel in eine sorglich verpichte oder verstrichene Amphore, die einen Monat oder bis zum Wintersolstitium in einen kühlen Süßwasserteich versenkt wird; hier verliert er alle Neigung zur Gährung und hält sich dennoch ein Jahr und länger süß. Diesen zwischen Wein und Syrup stehenden Saft nennt man: Ewig-Most

(ἀειγλεύκες, semper mustum). Wird die Amphore in die See versenkt, nimmt der Most sehr bald den Geschmack des Alters an; so entsteht das bei uns wie bei den Griechen unter dem Namen Meerwein (thalassites, θαλασσίτης) bekannte Getränk (Pl. XIV. 10). Auf dieses Verfahren mag der einst Fischern ertheilte Orakelspruch: „Tauchet den Bacchus in die See" Bezug haben (Plutarch. quaest. nat. 27). — Füllt man, nach dem zu Mityline auf Lesbos zuerst entdeckten Verfahren, den Träufmost zur Gährung gleich auf die Flaschen und legt diese im nächsten Sommer bei Aufgang des Hundssternes 40 Tage in die stärkste Sonnenhitze (Pl. XIV. 11), entsteht jener außerordentlich hochgehaltene Saft, der, bei einem Zusatze von Honig mit oder ohne Wasser, als Honigwein (mulsum), bekanntlich zur Reizung des Appetites zum Eingange (gustus, gustatio) des Mittagsmahles (prandium) oder Abendessens (coena) gereicht wird (Hor. S. II. 4, 26). Der beste Honigwein kommt vom Träufelmoste der Baumreben, wenn man auf eine Urne 10 Pfd. des feinsten Honigs mischt, die Masse auf eine Flasche abzieht, welche man wohlvergypset 32 Tage auf dem Boden aufbewahrt, dann aber den abgeklärten Most (m. torvum, Pl. XVII. 37) auf ein anderes Gefäß füllt, welches versiegelt in den Backofen gelegt wird (Col. XII. 41). Läßt man 5 Congius herben Most mit einem Congius Honig und einem Cyathus Salz sieden, gewinnt man Honigsode (melitites), von der man seit Jahrhunderten zwar abgestanden ist, weil sie zu sehr bläht, aber für Gicht, Nervenschwäche, Verstopfung dienlich und den Frauen, die keinen Wein trinken (Pl. XXII. 54), beliebt ist.

Die Trauben werden entweder ein oder zwei Male getreten (Geop. VII. 11. Virg. G. II). Der erste Fluß, besonders der gestriffelten, giebt sehr edlen Saft (succus vineus); kommen die Kämme (scopi) und Bälge (folliculi) mit unter die Presse, wird das Product geringer (v. secundae, tertiae notae).

Die Güte des Weines verliert auch, wenn die Traubenmasse zu klein ist; sie muß so groß sein, daß man auf einmal 20 Culeus keltert. Für diese Masse und einen 20 Juger großen Weinberg ist eine Presse zureichend. Bei größerer Menge bediene man sich lieber zweier Pressen, auch wenn die eine noch so groß wäre (Pl. XVIII. 74), wo möglich aus dem Holze der schwarzen spanischen Tanne, welches sich nach Cato am besten dazu eig-

net (Pl. XVI. 73), Cato (12), verlangt für ein Preßgebäude 5 kleine Pressen, 3 überzählige, 5 Ziehvorrichtungen, 5 Riemenseile, 5 Latten, 3 Stückfässer, 40 Braken, 40 Klammern und Holzklammern gegen das Zerplatzen der Säulen.

Der Most läuft (transmitti) und klärt durch die trichterfömige, nicht selten mit aromatischen Stoffen gewürzte Kelterseihe (saccus s. colum prelorum) in eine entweder ausgemauerte und mit Mörtel ausgeschlagene Erdgrube (Cisterne), Tonne oder Kufe (lacus torcularius, Ovid. Fast. IV. 888. Pl. ep. IX. 20). Sobald der Fluß aufhört, wird die Presse aufgespannt und der Secker oder Seckerich herausgenommen; hie und da schneidet man die äußern Ränder desselben, d. h. der gepreßten Kuchen ab und preßt die Randabschnitte noch einmal. Der durch zweite Pressung gewonnene Most darf nicht mit dem der ersten gemischt werden (Varr. I. 54); er ist nichts als Nachwein (v. tortivum s. circumcisitium), der nach dem Eisen des Schnittmessers und den Kämmen schmeckt und so wenig zu Opferungen erlaubt, wie der, der mit verwundeten Füßen getreten wurde, in den etwas Unreines fiel, oder der, wie der griechische, mit Wasser versetzt ist, oder die Traube eines Stockes, der vom Blitze getroffen worden, oder die an einem Rebbaume gewachsen ist, an dem sich ein Mensch aufgehangen hat (Pl. XIV. 23).

Die der Presse entnommenen Träbern werden in Fässer gethan, in denen sie mit Weinschaum und Hefe versetzt, maceriren. So gewinnt man den Nachwein (lora, ital. vinello, vinaccio, Läuer oder Lür), nach griech. Ausdrucke Zweitwein (δευτέριον), der, wie der Halb- oder Essigwein (posca), das Getränk der Armen, Sclaven (Plaut. Mil. III. 2, 23), Tagelöhner (v. operarium), der Soldaten (Spart. Hadr. 10), und wegen seines wenigen Geistgehaltes auch der Frauen ausmacht (Cat. 57. Pl. XIV. 12; XX. 13). Es giebt davon 3 Arten, deren keine über ein Jahr brauchbar und nicht füglich zu den Weinen zu rechnen ist. Die erste wird gemacht, wenn man so viel Wasser, wie der zehnte Theil des gepreßten Weines beträgt, aufgießt und die Masse, nachdem sie Tag und Nacht gestanden, noch einmal preßt; die zweite, die griechische, wenn man zu dem Wasser ein Drittheil Wein thut und die Masse, nachdem die Träbern wieder gepreßt, auf ein Dritttheil einsiedet; die dritte wird aus Weinhefe gepreßt und heißt Hefenwein (v. faecatum), oder weil das

zugegossene Wasser durch einen Sack geht, Sackwein (v. saccatum, Isidor. XIX. 3).

Die Trestern (vinacei, acinorum folliculi) werden frisch mit Spreu als Futter für das Spannvieh, mit Erde als Düngung für die Weinstöcke (Virg. G. II. 347) oder gedörrt (Col. VI. 3) oder in Fässer (dolia) eingemacht (Cat. 11, 25, 54) zum Viehfutter verwendet (Virg. G. III. 295. Col. III. 15; V. 9. Pall. III. 9). Begießt man die Trestern der getrocknet gepreßten Rosinen mit eben so viel Wasser als Wein gewonnen, so giebt dies einen zweiten Rosinenwein (Pl. XIV. 11).

Die Kerne (nuclei acinorum) füttert man mit Hühnern und Schweinen, kocht sie zu Umschlägen bei Krätze und Hautjücken, reibt sie zu Pulver gegen Ruhr, Chyldurchfall und Magenverderbniß; sie sind es, welche dem Weine die Kopfschmerz erregende Kraft geben. Sie haben, wie die Traubenkämme (sarmenta uvarum s. racemi), namentlich solcher, welche in Töpfen gelegen, eine adstringirende Kraft (Pl. XXIII. 9).

Man unterscheidet dreierlei Farben des Weines, die weiße, dunkle und mittlere (medius, gilvus, s. κιῤῥός. Gell. XIII. 29) oder die weiße (albus), gelbe (fulvus), röthliche (sanguineus), rothe (purpureus) und dunkelrothe (niger, ater, Pl. XIV. 11. Pall. XI. 14. Plaut. Menaech. V. 5, 17).

Der Wein ist der Sohn der Traube und darum seine Farbe von der der Trauben abhängig (Pl. XV. 33), sobald nicht ein Zusatz wirket, oder das Lager die Farbe ändert. Die Wirkungen aber sind verschieden. Fettiger oder schwarzer Wein wirkt auf die Kraft (Gell. XIII. 29), macht feist, ist aber dem Magen nicht sonderlich gesund; schwarzer, herber Wein nährt nicht sehr, hält den Magen in gutem Stande, geht bald durch den Urin wieder fort, greift aber den Kopf desto mehr an (Pl. XXIII. 22). Alle Süßweine sind wenig wohlriechend (Pl. XIV. 11), rauschen aber nicht so sehr und schwimmen im Magen oben; Herblinge werden bald verdauet. Weißwein soll auf den Urin wirken (Gell. XIII. 29); ist er sehr hell, wird er im Alter ungesund. Mittelgefärbte wirken auf die Verdauung.

Den Jahren nach theilt man die Weine in junge, mittlere und alte. Junger Wein kühlt, alter erwärmt; es ist aber unverständlich, wenn man sprüchwörtlich sagt, mittelalter gehöre zu den Hundemahlzeiten (prandia canina); ich deute dahin, wo man,

nach Weise der Hunde, keinen Wein trinkt (Gell. XIII. 29). Das Mittelalter ist bei allen Sorten dasjenige, wo sie am lieblichsten schmecken (Pl. XXIII. 22). Je edler ein Wein ist, um so zäher wird er im Alter, um so urintreibender, bitterer und ungesunder ist er, um so stärker muß er mit Wasser vermischt werden; dennoch löscht er den Durst nicht. Alter, herber Wein, mit einem Dritttheil Honig versetzt, giebt Honigwein (οἰνόμελι), wie er von triumphirenden Feldherren dem Herkules auf dem Altare seines Tempels auf dem Ochsenmarkte dargebracht wird; nach Tische ist er schädlich (Diosc. V. 15, 16).

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß der Wein in Arkadien die Weiber fruchtbar und die Männer toll mache, daß ein anderer in Achaja, vorzüglich um Karrynia, den Schwangern die Frucht abtreibe und einer von Trözene Männer wie Weiber unfruchtbar mache (Pl. XIV. 22), man sagt aber von unserem Moste, daß er auf die Erzeugung von Mädchen, der Waizen auf die von Knaben wirke; wie dem sei, Most ist den Adern behaglich, den Nieren, der Leber, den Eingeweiden diensam, er glättet die Blase, hilft gegen Kanthariden, Schlangen, besonders die Hämorrhois, Salamander und Buprestis, wider Mekonium, Milchverlabung im Magen, Schierling, Dorykníum und toxische Gifte (Pl. XXIII. 18), er macht aber Leibesbeschwerden (Lucian. φιλοψ. 39), Kopfweh, schadet der Kehle und erreget den Geschlechtstrieb; er kann sogar tödtlich werden, wenn man ihn schnell nach dem Bade, ohne sich zu überschnaufen, trinkt. In allen Fällen wirkt der weiße Most schwächer; auch der starke Rosinenwein erregt nicht so starken Kopfschmerz (Pl. XXIII. 24).

Aus dem Kellerbottich wird der Most in Schläuche gefüllt und auf Esel oder Maulthiere gepackt, in die nahen Städte oder Meiereien gebracht oder durch irdene Röhren (tubae fictiles) oder ausgeplattete Rinnen (canales structi) in die Stückfässer geleitet oder geschöpft, um die schon während des Kelterns oder in der Cisterne begonnene Gährung zu vollenden (defervescere).

Nicht jeder Wein verdirbt (Cic. senect. 18, 11); doch muß er sorgfältig behandelt werden. Die größte Neigung zu versäuren (coacescere) hat Most und Jungwein frisch angelegter Pflanzungen, regneriger Jahre, ungeeigneter Gegenden und feuchter Stellen (Col. XII. 26). Das Alter des Weinstocks scheint mit der Haltbarkeit des Weines in entsprechendem Verhältnisse zu

stehen. So kommt die Rebe in den Morästen von Ravenna gut fort, wächst schnell und ist sehr ergiebig; allein in 4—5 Jahren stirbt sie ab (Strab. V. 1). Solcher Wein hält sich aber nicht, er wird zäh (v. pendulum, Ter. Trim. II. 4, 12), übelriechend (putridum), säuerlich (acidum). Verdächtig sind starke Schaumblasen (flores) und fremdartiger Geruch (Pl. XIV. 27); ändert eine hineingelegte Bleiplatte ihre Farbe, dann ist nahe Gefahr vorhanden (Pl. XIV. 25). Die Aerzte warnen indessen vor den gesundheitschädlichen Einwirkungen des Bleies; man trägt sogar Bedenken, Trinkwasser durch bleierne Röhren zu leiten. Sorgfältige Behandlung der Trauben, Reinlichkeit der Gefäße und gehöriger Verlauf der Gährung sind die besten Vorbeugungsmittel. Die Gährung, d. h. die Verwandlung des Mostes in Wein (Pl. XIV. 11) und die Entwickelung der dem Traubensafte fehlenden Weinigkeit (XVI. V. 33) erfolgt binnen 9 Tagen (Pl. XIV. 25) je nach Umständen, entweder in der Cisterne, oder dem Kelterbottich oder den großen Gefäßen der Kelterstube (calcatorium) oder der nahen kühlen Weinzelle (cella vinaria). Ihr gehöriger Verlauf erbringt guten, gewiß bis zum Verkaufe haltbaren Wein (Col. XII. 9); wird sie zu lange fortgesetzt, nehmen die stärkeren Weine der schwarzen und rothen Beeren eine tiefe Färbung an; erfolgt sie langsam in geschlossenen Gefäßen, perlet und schäumet der frisch abgelassene Wein (Virg. Aen. I. 738. Athen. XI. 3), oft jedoch springen die Gefäße.

Der Most einiger Gegenden hat den Fehler, daß er in eine zweite Gährung tritt, in der er seinen Geschmack verliert und dann Vappa *) heißt — ein Schimpfwort, mit dem man auch aus der Art geschlagene Menschen zu belegen pflegt (Pl. XIV. 25. Hor. Sat. I. 1, 103; 2, 12). Dem wird dadurch vorgebeugt oder abgeholfen, daß man Bimsstein hinein thut, der kühlt und die Brausung stillt (Pl. XXXVI. 42).

Gegen das Kanig- und Essigwerden des Weines (mucor) giebt es viele Mittel; die leichten Weine sind ihm am meisten

*) Vappa bedeutet aber auch eine besondere Art bald schlechtern, bald wohlfeilen Wein (Landwein). Plinius (XIV. 25) unterscheidet ausdrücklich Vappa und Essig; daher auch die „nobi lisvappa" des Caligula (id. XIV. 8, 2), das Festgetränk des Geizhalses (Hor. S. I. 5, 16; II. 3, 144) und der Preis der virgilischen Tänzerin (Cop. 11):
Landwein giebt's, jüngst erst vom Faß, dem gepichten, gezogen!

unterworfen (Pl. XIV. 26). Um sie dagegen zu schützen, koche man Most auf ein Zehntheil ein, bringe ihn auf andere Gefäße und mische, wenn er abgekühlt, auf 7 Sextare Most eine Hemina Gyps*), der die überflüssige Feuchtigkeit hinwegnimmt, oder man mische dem Preß- oder Tretlaufmoste ein Zehntheil süßes Brunnenwasser von seinem Rebfelde oder mehrjähriges Wasser zu, koche die Masse bis zur Verdampfung des Wassers, und ziehe sie abgekühlt auf Gefäße, die bedeckt und versiegelt werden. Der Wein hält sich ohne zu verderben (Col. XII. 26).

Verdorbener Most oder Wein (v. vapidum) wird zu Weinessig (acetum) und um so stärker, je besser der Wein war (Senec. quaest. III. 21). Sein Geschmack ist herbe, aber er hat seine Tugenden und ist von so beträchtlicher Nutzbarkeit, daß wir ohne ihn manche Arznei und Lebensgemächlichkeit entbehren würden. Um ihn recht scharf zu machen, nimmt man auf 48 Sextare ein Pfd. Sauerteig, ½ Pfd. trockene Feigen, ein Sextar Salz und ein Viertel-Sextar Honig, — oder 4 Sextare geröstete Gerste, 40 grüne, heiße Nüsse und ½ Pfd. grüne Münze, — oder man wirft bis zur Glühhitze gebrachte Eisenstücke oder 5—6 hohle, glühend heiße Piniennüsse oder Tannenzapfen hinein (Col. XII. 5. Pl. XXIII. 27).

Ist der Most zur Erzeugung eines guten Weines zu wässerig, koche man ihn zur Sapa**) (σίραιον, γλυκοι ἕψημα) d. h.

---

*) Um den Harzwein noch haltbarer zu machen, wird in dem jetz. Griechenland demselben, ehe er in die Lagerfässer gefüllt wird, gebrannter Gyps, auf 100 Okas = 300 Pfd. = 2-3 Okas zugesetzt, wodurch er in der That haltbarer und reiner wird und zugleich mehr berauschende Kräfte erhält. Daß diese letzte Eigenschaft der Absorbtion des Wassers und dem dadurch gleichmäßig vermehrten Alkoholgehalte zuzuschreiben ist, unterliegt keinem Zweifel. Der Gypszusatz ist sehr nöthig, da sonst der Wein gewöhnlich sauer wird und zu Grunde geht, was jedoch auch den schlechten Kellern und dem Mangel an denselben zuzuschreiben ist. Landerer a. a. O.

**) In Italien und Frankreich verdickt man den Traubensaft in oben angegebener Weise noch heute, dort zur saba, hier zur sabe und bedient sich desselben zu Brühen für Fleischspeisen. In Griechenland führt dieser Kochsaft den aus dem Türkischen stammenden Namen Betmése. Während des Kochens wird ihr von Zeit zu Zeit Asche beigegeben, um, wie man sagt, die Süßigkeit des Saftes zu heben, was natürlich dadurch geschieht, daß dem Traubensafte die Traubensäure, Weinsäure und andere Säure entzogen wird. Der abgeklärte Saft wird sodann von Neuem bis zur starken Syrupconsistenz eingekocht. Der Betmése soll sich gegen Dysurie und Steinleiden sehr heilkräftig zeigen.

auf ein Dritttheil, oder zu Defrutum, d. h. auf die Hälfte, oder zu Carenum, d. h. auf zwei Dritttheile ein. Die Lacedämonier verkochen nur ein Fünftheil und lassen den Wein, ehe er getrunken wird, 4 Jahre liegen; anderswo verdickt man ihn nur um ein Zwanzigstel (Geop. VII. 4). Dabei kommt es vorzüglich auf die Qualität des Mostes an (Pall. XI. 18. Col. XII. 19. Diosc. V. 19). Das Einkochen geschieht in der Mostkochzelle (defrutarium s. cortinale, Col. I. 6); sie sei geräumig, hell und beenge die Hin- und Hergehenden nicht; der Kochmeister gehe daran bald nach der Lese, wenn der Himmel ohne Mond, d. h. in der Begattung (coitus) begriffen ist oder bei einer Sonnenfinsterniß oder bei vollem Monde oder wenn weder Neu- noch Vollmond ist oder beim Auf- und Untergang des Mondes und, damit der Saft klarer, lieblicher und haltbarer werde, in zinnernen oder bleiernen, vorher mit Oel auszustreichenden Gefäßen, im Kochofen. Hier werden sie anfangs allmählich mit schwachem Feuer aus recht zarten, in der Bauernsprache s. g. Spleißen (cremia) erhitzt; sobald die Masse zu sieden anfängt, rührt man mit an Stäbe gebundenen Fenchelbündelchen die sich auf den Boden werfende Hefe auf und schäumt beständig, nicht mit Holz, wodurch der Kochsaft brandig und rauchig schmeckt (Pl. XVIII. 74), sondern mit Blättern; sodann setzt man völlig reife cydonische Aepfel, Schwertel, griech. Heu, wohlriechende Binsen oder andere aromatische Stoffe — gestoßen oder gesiebt — unter beständigem Umrühren hinzu, verstärket des Feuer, doch so, daß das untergelegte stärkere Holz den Boden der Gefäße nicht berühret oder gar durchstößet. Die gahre, abgekühlte Masse wird in geölten Bleigefäßen aufbewahrt; sie hält sich ganz gut, besonders aber, wenn die Trauben weder im zunehmenden Monde, noch bei feuchtem Wetter gelesen, noch an jungen Stöcken, noch in näßlichen Stellen gewachsen sind. Man braucht den Kochsaft mannichfaltig, auch als Zusatz zu Weinen, denen er Haltbarkeit giebt, deren wildes Feuer er dämpft (Pl. XIV. 24). Sapa macht ihn schmackhaft, sofern sie nicht angebrannt oder räucherig ist; ist dieß der Fall, wirft man große Nüsse hinein, die den Rauch ansaugen (Pl. XIV. 27). Man trinkt Sapa, besonders wenn die Beeren fett waren, statt Wein, niemals aber nach dem Bade oder nüchtern, denn dann ist sie, wie Fabian sagt, ein Gift; ist sie recht delikat, verschenkt man sie an den Saturnalien in Flaschen

(Mart. VII. 53). In der Medicin ist sie, namentlich die von weißem Moste, ein oft gebrauchtes Mittel wider die Bisse und Stiche aller giftigen Thiere, zum Abtreiben der Nachgeburt und todter Leibesfrucht; die Sapahefe heilt Brandschäden, alten Husten, Geschwulst der Kinnlade und des Genickes (Pl. XXIII. 30, 33. Col. XII. 20).

Defrutum kann, so bald es abgekühlt, besser erst, nachdem es ein Jahr auf Gefäßen geruht, als Zusatz zu Most verwendet werden. Ist derselbe aus dem Bottich genommen, bleibt er zur Gährung und Ablagerung 2 Tage stehen; am 3. Tage thut man das Defrutum — einen Sextar, wenn die Mosttrauben auf Hügeln, drei Hemina, wenn sie auf der Ebene wuchsen — zu. Wenn Most und Defrutum 2 Tage zusammen gegohren, und sich gesetzt hat, thut man auf 2 Urnen einen Löffel oder ein Loth ganz weißes, geriebenes, in einem irdenen Topfe am Feuer bis zum Aufhören des Knistern gedörrtes und zerriebenes Salz; ferner 3 Tage lang einen Löffel voll in altem Wein 3 Tage lang geweichtes, dann im Ofen oder an der Sonne getrocknetes und zerriebenes griechisches Heu. Hat der Most gegohren und sich gesetzt, mischt man einen Löffel Gypsblume hinzu und bedeckt und verstreicht das Faß. So verfahre man besonders mit dem an sumpfiger Stelle erzeugten Moste, der, wenn er nach 3 Jahren auf andere Gefäße gezogen und auf den dritten Theil eingekocht wird, in Folge des Salzes eine bessere Blume annimmt und nicht verdirbt (Col. XII. 21).

Defrutum braucht man zur Aufhülfe aller schwachen, jungen, zur Erhöhung des Geschmackes gewöhnlich etwas herbe werdenden alten Weine, zum Ausstreichen der Fässer (Pl. XIV. 27) mit Wasser, in Ephesus mit Seewasser (Pl. XIV. 9) als schmackhaftes Getränk. Der Landmann pflegt Milch, oder Honig und Milch zuzusetzen, Milch und Wein dem Pluto (Tibull. III. 5, 31) zu geloben und an den Ambarvalien ein so zusammengesetztes Trankopfer auf das Opferthier oder in die Flamme zu gießen (Virg. G. I. 346; II. 192), oder mit Milch zum Festtrunke das Defrutum zu verdünnen:

Jetzo nach Lust umfaßt die hölzerne Vase wie Mischkrug
Weiße Milch mit des Weins purpurnem Seime gezecht!

Ovid. Fast. IV. 779.

Er nennt dieses Getränk von seiner Röthe: burranica.

Wein, das Blut der Erde, ist unvermischt mit andern Stoffen, am gesundesten; noch besser ist's, wenn nicht einmal die Fässer gepicht sind. Jeder Zusatz ändert Geschmack oder Farbe, und kann selbst manche nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit hervorbringen (Pl. XXIII. 24). Die Gallier, ein weingieriges Volk, bereiteten sich mancherlei dem Wein ähnliche Getränke und Manche der niedern Stände haben durch anhaltende Trunkenheit, diese, um nach Cato zu sprechen, Art freiwilligen Wahnsinns, ihre Sinne so abgestumpft, daß sie wie unvernünftiges Vieh umherlaufen; der Ausspruch des Tullius in seiner Vertheidigungsrede für Fontejus scheint wahr, daß sie mit Wasser vermischten Wein, welchen sie als Gift verabscheuten, in der Folge immer mehr würden trinken lernen (Ammian. Marcell. XV. 11). Die Griechen, überall durchdachte Betrüger, haben aus der Zubereitung nachgemachter oder gefälschter Weine eine besondere Kunst gemacht und eigene Regeln aufgestellt, wie man durch Würzungen und Künsteleien den Weinen (v. conditiva s. fictitia) züngelnden Geschmack, Lieblichkeit, Blume, Haltbarkeit, Färbung, Klärung, Fettigkeit und Körper geben könne. Wir gedenken hier des Euphronius, Aristomachus, Kommiades und Hycesius, von denen wir Vieles gelernt haben. Unsere Schenkwirthe begehen die größten Fälschungen, und die ihnen häufig gegebenen Beinamen (perfidus, mendax, malignus, callidus, Hor. S. I. 1, 29, 5, 4) bezeichnen ihr Wesen. Sie gießen namentlich viel Wasser zu; daher das Spottwort:

Vom beständigen Naß gequält näßt heuer die Lese;
Kannst nun nicht schenken, du Wirth, lauteren Wein, wie du willst.
Mart. I. 57.

Man sagt, daß Epheuholz sich gut zum Probiren genetzter Weine eigne. Gießt man sie nämlich in ein daraus gemachtes Gefäß, so zieht sich der reine Wein durch und das beigemischte Wasser bleibt zurück (Pl. XVI. 61). Die häufigen Fälschungen rechtfertigen das kaiserliche Polizeiverbot, besonders des strengen Claudius (Suet. Ner. 16. Dio Cass. LX. 6; LXII. 14; LXVI. 10), Glühwein (calda), d. h. Wein mit siedendem Wasser gemischt, in den Thermopolien zu verkaufen. Bei so vielen Quacksalbereien kann man sich nicht wundern, daß der Wein schmackhaft, aber ungesund wird (Pl. XIV. 25). Oft ist jedoch nothwendig, jungen Weinen zu Hülfe zu kommen. Auf Tannenholz-

fässern oder durch einen Zusatz von gestoßenem Pech oder Harz während der ersten Gährung erhalten sie Geruch und einen Vielen beliebten Geschmack. Das geringe, schwarzgelbe Pech (pix rabulana), in vielen Gegenden Italiens zwar verwendet, steht dem im Bruche schimmernden, angenehm säuerlichen, zwischen den Zähnen zähen und fetten bruttischen Peche von schwärzlicher Farbe nach, das, gepulvert zur Klärung (Pl. XIV. 25; XVI. 21) und auf mit Kohlen belegten vor dem Auffüllen in das Faß gehangenen Backsteinen zerlassen, zur Haltbarmachung des Mostes oder Jungweines dient (Cat. 113). Die Allobroger nehmen gern sog. Rindenpech, das um so leichter sich stampfen und sieben läßt, je älter es geworden, und thun dasselbe 4 Tage nach der Abfüllung von den Bottichen, wenn der Most in die Nachgährung eingetreten und mit den Händen sorglich gereinigt worden ist, zu. Man rechnet auf 55 Sextare Most ein Sechstel Pfund oder, soll man das Pech nicht schmecken, auf 45 Sextare 6 Scrupel Pech, welches mit einer Röhre hineingerührt wird, damit es mit ihm, doch nicht länger als 14 Tage, gähre; demnächst reinigt man den Wein und die Weinfässer, deckelt sie zu und verstreicht sie. Empfehlenswerth ist überall, auf obige Masse ein Loth abgekochtes und zerriebenes Salz, das den Kahn (mucor) nicht aufkommen läßt, zu thun (Col. XII. 23). In Ligurien nimmt man recht fern vom Ufer geschöpftes Meerwasser, kocht es auf die Hälfte ein, setzt, wenn es ziemlich abgekühlt, etwas sog. nemeturisches Pech zu, rührt die Masse mit einem Spatel (spatha) oder mit der Hand um, gießt, wenn sich das Pech gesetzt, das Wasser ab, seihet es noch 3—4 Male, bis es eine röthliche Farbe annimmt, und läßt es 14 Tage an der Sonne in Gefäßen stehen, die des Nachts bedeckelt werden. Hat der junge Wein die Nachgährung vollendet, thut man ein Sechstheil solches Pech auf 48 Sextare Wein.

In Italien, wie in den nahen Provinzen, pflegt man den Most auch mit frischem, rohen Harze*) (resina), am besten der

---

*) Damit der neue Wein sich halten möge, wird eine Menge von grünen Kieferzapfen von pinus maritima oder halbflüssiges mit Sand und Holzsplittern vermischtes Pech hineingeworfen, wodurch er einen höchst unangenehmen, bittern, terpentinähnlichen Geschmack erhält. Er heißt Retsinato und ist der οἶνος ῥητινίτης des Dioskorides. Auf Cypern und andern türk. Inseln

asiatischen Weißtanne, Terebinthe, Ceder (Pl. XIII. 11), Cypresse oder des Mastix (Pl. XIV. 24, 25), hie und da auch mit ganz schlechtem und harten Harze zu würzen (condire); gesotten dämpft es noch mehr das wilde Feuer des Weines, nimmt ihm die berauschende Kraft, macht ihn erkältetem Magen dienlich und verleiht ihm Geistigkeit, wenn er schal und matt geworden. In Ligurien und am Padus wirft man in einen starken, brausenden Most dessen viel, in einen schwächeren wenig. Die Siedung erfolgt in reinem Wasser, welches so lange abgegossen wird, bis es seine weiße Farbe ins Röthliche abändert und das sog. Tropfenharz (v. stillatitia) erscheint. Anderwärts zerläßt man das Harz bei gelindem Feuer in zinnernen Gefäßen, das der Terebinthe in heißen Pfannen; man zieht das so geläuterte Harz jedem Andern vor. Statt Harz läßt sich auch das durch das Meerwasser verhärtete, mit Wachs versetzte, von den Seeschiffen abgeschabte Pech (zopissa), gerieben, recht gut brauchen (Pl. XVI. 22. Diosc. I. 82). Manche würzen mit rohem und gesottenem Harze zugleich (Pl. XIV. 25).

Nicht allethalben wird Pech zum Weine gesetzt. In Hyrkanien, wo ein Weinstock einen Metretes Wein giebt, in Margiana, wo der Stamm eines solchen am Boden oft 2 Klafter und eine Traube 2 Ellen im Umfange hat, ingleichen in dem noch fruchtbareren Aria hält sich der Wein in ungepichten Gefäßen drei Menschenalter (Strab. II. 1). Unser starke Verbrauch des Peches, d. h. des geschmolzenen Harzes, zum Wein giebt den Pechhütten (picariae) manche Beschäftigung; aber frisch geharzter Wein ist schädlich, verursacht, wie der mesogitische (Pl. XIV. 9), Kopfweh und Schwindel. Daher führt auch der Wein-

werden die Fässer mit Mastix, Olibanum und auch Benzoe so geräuchert, daß sie voll des dicksten Rauches sind; außerdem werden während der Gährung kleine Säckchen mit aromatischen Kräutern, Nelken und Zimmt hineingehängt, wodurch der Wein einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack erhält und vor dem Verderben gesichert sein soll. Die Weine des Festlandes von Morea und Euböa sind größtentheils geharzt, so wie die Weine der Inseln und die von Thermia und Skyros. Landerer a. a. O. Man wendet Harz an, um dem Weine das Pikante des Alters zu geben; geringern Sorten wird eine Menge Fichtenharz zugesetzt, wodurch sie jedoch kaum fähig werden, sich bis zum nächsten Sommer zu halten: während der heißen Sommermonate müssen die Griechen gewöhnlich statt des Weines Essig trinken. Henderson a. a. O.

rausch denselben Namen, wie gekochtes Harz (crapula). Mit Pech zubereiteter Wein ist weit unschädlicher; er wärmt, wirkt auf die Verdauung, reinigt Brust und Unterleib, heilt Mutterweh ohne Fieber, rheumatische Zufälle, Ausschläge, Verletzungen, Krämpfe, Lungengeschwüre, Blähungen, Husten, Engbrüstigkeit und Verrenkungen, aber doch ist er minder diensam wie der sog. Pechwein, d. h. der, welcher einen natürlichen Pechgeschmack hat (Pl. XXIII. 24); solchen findet man in dem weinarmen Ligurien, doch ist er herbe (Strab. IV. 6).

Der Wein hat das Eigenthümliche, daß er den Geschmackssinn auf einmal verschieden berührt; er schmeckt herbe, pikant, süß, lieblich und nimmt noch von jeder andern Sache den Geschmack an (Pl. XV. 32). Um nun auf Geschmack, Färbung, Klärung und Haltbarkeit zu wirken, versetzt man ihn jung auch mit Milch, gestoßenem Marmor, Thon, Kreide, gestoßenen Muscheln, geröstetem Salz, Gyps, Kalk, Galläpfeln, Cederäpfeln, abgekochter Laugenasche (Pl. XIV. 25), am Besten der Weinranken und des Eichenholzes, welche zugleich den etwaigen Pechgeruch hinwegnimmt (Col. XII. 22), oder mit gebrannten Eicheln, Olivenkernen, Holzaschenlauge. Die Griechen setzen seit Homers Zeit (Od. IX. 206) häufig Seewasser zu, sei es um den aus getrockneten Trauben gepreßten Most (Hom. Od. VII. 124) flüssiger oder zur Gährung geeigneter oder pikanter zu machen, oder größere Masse zu gewinnen. Man schreibt diese Erfindung einem Sclaven zu, der auf diese Weise die von ihm heimlich angezapften Fässer seines Herrn wieder spundvoll gemacht habe. Wir sind ihnen nachgefolgt. Zu diesem Behufe wird an einem windstillen, heitern Tage nach der Frühlingsgleiche, wenigstens nach der Solstitialnacht, Meerwasser aus der Tiefe, fern von der Küste, wo es, mit Süßwasser unvermischt, in der erforderlichen Reinheit und Stärke sich findet, geschöpft. Geschieht dies erst um die Weinlese, wenn die Jungfrau aufgeht (Col. XI. 2), muß es aufkochen (Pl. XIV. 25). Mein Oheim (Col. XII. 21) ließ es zur Selbstläuterung 3 Jahre auf Fässern stehen, dampfte es dann auf ein Dritttheil ab, bewahrte es in andern Gefäßen noch 3 Jahre auf und verwendete sodann einen Sextar davon auf 2 Urnen Most, der durch diese Anwürzung weit besser und jeder Gefahr zu verderben entrückt wurde. Das Seewasser wird zuerst in ein Faß gefüllt, in dem etwa 5 Maß fehlen; dieses wird mit einem durchbrochenen Deckel, damit die Luft zutrete

und das Wasser verdünste, belegt; nach 30 Tagen wird es bis auf den Bodensatz in ein zweites und nach wieder 30 Tagen auf ein drittes Gefäß abgegossen, auf dem es bis zur Lese stehen bleibt. Ist der Most stark, sind 2—3 Sextare Meerwasser auf die Urne genug, um dessen Geschmack zu decken; auf zarte Weine darf man nur ein Sechzehntel nehmen (Athen. I. 24).

Nimmt man auf ein Funfzigkannenfaß zubereitetes Seewasser von den Stielen abgestreifte, recht reife Weinbeeren, die man mit der Hand zusammengedrückt und dadurch fähig gemacht hat, das Wasser, in dem sie bis an den Rand des Fasses liegen, aufzusaugen, und preßt man sie nach 3 Tagen, so gewinnt man in dem auf reine Fässer sodann gezogenen Moste den sog. coischen Wein (v. coum) oder einen Wein, der nicht schlechter als der coische ist (Cat. 24). Das Seewasser macht die Farbe hell; dah. leukokoischer Wein. Zum sog. griechischen Weine nehme man recht reife apicische Trauben, presse sie und fülle auf den Culeus des gewonnenen Mostes 2 Quadrantal altes Seewasser, oder man hänge einen Modius gereinigtes Salz in einem Binsenkörbchen in dem Fasse auf und lasse dasselbe im Moste zergehen (Col. 24). In den vom Meere fernern Gegenden kann man auch Regen- oder ganz helles Quellwasser nehmen, das in recht guten Fässern in der Sonne gestanden und auf ein oder zwei Dritttheile eingekocht ist, oder man kocht dessen 50 Sextare, 1 Sextar Salz und eben so viel besten Honig unter Schäumen zusammen ab und gießt zu der abgekühlten Masse eben so viel Most, oder man kocht 20 Quadrantale Most in einem ehernen oder bleiernen Gefäße bis zum Aufwallen; abgekühlt wird dieser Wein auf Fässer von 40 Congien mit einem Quadrantal Süßwasser gegossen, etwas Salz zugethan und endlich abgezogen. Um dem Moste Wohlgeruch zu geben, kommt auf ein Faß von 90 Amphoren 1 Pfd. Schwertel, Bockshorn (foenum graecum), wohlriechende Binsen, oder $\frac{1}{2}$ Pfd. Nardenblätter, gallische Narde, Costum, Palmen, Cypergras, ingleichen $\frac{5}{12}$ Pfd. Myrrhen, 1 Pfd. Calmus, $\frac{1}{2}$ Pfd. Cassia, $\frac{1}{4}$ Pfd. Balsam, $\frac{5}{12}$ Pfd. Crokus und 1 Pfd. Rankencripa, Alles wohlgepulvert, auf leere, mit Rosmarin, Lorbeer oder Myrthen geräucherte Fässer; damit der brausende Wein sich recht reinige, werden sie dann mit Piniennüssen gerieben und versiegelt, wenn der Wein süß werden, am nächsten, wenn er herber schmecken soll, am fünften Tage (Col. XII. 25). Zum Wohlgeruch und zur Haltbarkeit trägt es bei, wenn man die

Fässer mit einem Absud von 6 Congien Sapa, die man bei mattem Rebholzfeuer in ehernen oder bleiernen Gefäßen mit einer Hemina gestoßenen dürren Schwertels und 5 Pfd. campanischer Serta unter Umrühren abgekocht hat, ausspült (Cat. 107).

Zwanzig Sextare weißer Most mit 20 Sextaren Wasser zur Hälfte verkocht oder 10 Sextare See- und gleich viel Regenwasser 40 Tage an die Sonne gestellt, giebt den sog. kraftlosen Wein (adynamon), ein Getränk für Kranke (Pl. XIV. 19).

Alle mit Seewasser angethanen Weine, auch der berühmte coische, rhodische und der etwas salzigere phormische Wein, verändern ihre natürliche Farbe ins Hellere (Pl. XIV. 10) und sind dem Magen, den Nerven und Harnwerkzeugen schädlich. Vor denen, die mit Marmor, Gyps, Kalk u. s. w. gewürzt sind, sollte ein gesunder Mensch schaudern (Pl. XXIII. 24). Ich wundere mich in der That, daß Cato zum Schönen den Schwefel — ich weiß nicht ob als solchen oder in Gestalt von Dämpfen — angewendet wissen will und daß er dieses „Wein zurechtmachen" (vina concinnari) nennt (Pl. XIV. 25). Die Schönung mit Eiweiß ist bekannt und unschädlich (Geop. VII. 22). Aus Horaz (S. II. 4, 55) ersehe ich, daß man zu diesem Zwecke auch die Dotter von Taubeneiern anwendet. Manche löschen in dem Moste, um ihm Haltung zu verschaffen, glühendes Eisen oder brennende Fackeln. Geringer Most wird haltbarer, der Wein aber besser, wenn er auf frisch entleerte, noch lieblich duftende Fässer guten Weines kommt (Mart. I. 19. Hor. I. 20, 5), oder bei der Gährung 3 Sextare frische edle Weinhefe oder ein Sextar des besten Weines auf ein Zweiurnenfaß Most gethan wird (Col. XII. 28). Alter verdickter Wein mit Most verschnitten, ist dem Körper nicht dienlich, wie überhaupt Mischungen verschiedener Weine, z. B. Chier mit herberem Falerner (Hor. S. I. 10, 24), der Gesundheit schaden (Pl. XXIII. 22). Zwei süße Weine lassen sich nicht wohl mit einander vermischen (Pl. XIV. 9).

Den schon gedachten feinen Geruch und die Empfänglichkeit des Weinstockes für die Ausdünstung oder die Wurzelausscheidung ihm nahestehender Pflanzen, die in der sumpfigen Gegend von Patara, wo es viele Weiden giebt, den Trauben einen Weidengeschmack giebt (Pl. XIV. 19), hat die menschliche Schlauheit zur Erzeugung besonderer Weine oder für Weine zu besonderen Zwecken benutzt. Soll ein Wein zur Beförderung des Stuhl-

ganges tauglich werden, werfe man eine Hand voll Nießwurz in eine Amphore Most, oder man umgrabe und ziehe eine Anzahl Weinstöcke, beschneide und reinige deren Wurzeln und umstreue sie dann mit gemörserten Wurzeln von Nießwurz (veratrum), bringe dazu noch alten Mist, alte Asche und zwei Theile Erde, oder man grabe drei Bündlein davon ein und thue Erde darauf; die Trauben eines so bearbeiteten Stockes lese man allein und den Saft vermische man, soll er lange aufgehoben werden, nicht mit anderm. Ein Cyathus davon vor dem Abendessen genossen, befördert ohne Gefahr den Stuhlgang (Col. 104—5). Auf der Insel Thasus pflanzt man Elleborus oder wilde Gurken oder Purgirwinden um die Stöcke und erzielt von letzterer (Scammonia) den s. g. Purgirwein (Scammonites), von ersteren den Elleborischen; weil sein Genuß, wie der der Trauben und des Weines um Karynia oder des eklobadischen in Aegypten (Pl. XIV. 22), Fehlgeburten und Fruchtabtreibungen schwangerer Frauen bewirkt, heißt er auch der phthorische (Pl. XIV. 19, 6). — Ysop und Wermuth um die Stöcke würzt und bittert den Wein.

Nach vollendeter Gährung macht man häufig Infusionen des Mostes auf Kräuter (v. medicatum), oder man kocht dieselben mit dem eingedickten Kochmoste ein und setzt sie dem jungen Weine zu. Auf diese Weise entstanden die s. g. Kräuterweine. Anfänglich gebrauchte man dazu vorzüglich den flüssigen oder gekörnten Saft der Myrrha, die in Arabien heimisch, über Aegypten nach Hellas kam (Col. X. 173. Ovid. M. X. 499. Pl. XIV. 15) oder auch Calmus; später, celtische Narden, Stöchaskraut, Enzianwurzel, Aspalath, Riechbinsen, Costus, Cinnamomum, Safran, Palmen, Asarum, Lavendel, Thymus, Diptam, Möhren, Elisphakum, Panace, Konyza, Alraun, Granatblüthen und A., die man entweder in kleine Kuchen eingebacken oder gestoßen in Most, auch in alten Wein warf (Pl. XIV. 19), theils um ihm einen Beigeschmack zu geben oder zu klären, oder auch andere Zwecke zu erreichen. So braucht man die Rapusrübe, weil der dadurch gewürzte Wein bei Ermüdungen durch Waffen und Reiten stärkt (Pl. XXIII. 26) und das Wachholderholz, um auf den Urin oder gegen das Hüftweh, Weihrauch und gesottenen Honig, um auf den Abgang der Würmer bei Kindern, und Granatäpfel gegen Blähungen und Durchfall zu wirken. Will man herbem Wein einen milden, angenehmen Geschmack, gute Farbe und gu-

ten Geruch geben, nehme man 5 Pfd. Ervenmehl, 4 Cyathus Wein und etwas Sapa, mache daraus kleine Kuchen, die, wenn sie einen Tag und eine Nacht gestanden, mit dem herben Weine in einem Fasse, das 60 Tage verschmiert bleibt, gemischt werden (Cato 109). Schlechter Geruch läßt sich ohne Kräuterzuthat wegschaffen, wenn man eine dicke, reine Thonziegel im Feuer wohl erhitzt, sie dann mit Pech überstreicht, anbindet und auf den Boden des Weinfasses senket, dasselbe aber dann 2 Tage verschmiert. Hat sich der üble Geruch noch nicht verloren, wiederhole man es mehrmals (Cato 110).

Von den Gartengewächsen werden theils Blätter, theils Samen, theils Wurzeln oder Blüthen gebraucht; dazu dienen Spargel, Saturei, Wohlgemuth, Petersiliensamen, Stabwurz, Münze, Raute, Nepeta, Quendel, Andora; man thue deren 2 Hände voll in eine Mischung von einem Kad Most, ein Sextar Sapa und eine Hemina Meerwasser. Von Rüben und Meerzwiebeln nimmt man 2 Denare auf 2 Sextare Most. Aus dem Reiche der Blumen braucht man insbesondere die gallische und gemeine Narde und die Rose, deren gequetschte Blätter in einem linnenen Tuche, beschwert mit einem Gewichte, auf den Boden des Mostfasses versenkt werden. Auf 20 Sextare Most gehören 40 Denare Blätter; das Faß wird hiernächst verstrichen und nach 3 Monaten geöffnet (Pl. XIV. 19. v. rosatum, verschieden von roseum, rosenfarbener Wein. Isidor. origg. 20. 13).

Gewürzweine werden auch von scharfschmeckenden Pflanzen oder Pflanzensamen bereitet. Pfeffer mit Honig giebt den Pfefferwein. Der Nektarwein wird bereitet, wenn man auf 6 Sextare Most 40 Denare der Wurzel eines Krautes, das bald Helmion, bald Medika, Symphyton, Idäa oder Orestion heißt, nimmt. Zu Wermuthwein (Pl. XXIII. 26) kommt auf 40 Sextare Most 1 Pfund pontischer Wermuth, der mit demselben auf ein Drittel einsiedet; leichter ist es, einige Hände voll gequetschten Wermuth in den Wein zu werfen. So kann man auch den Ysopwein bereiten, wenn man nicht vorzieht, auf 2 Congius Most 3 Unzen cilicischen Ysop abkochen zu lassen. Die im Schatten getrockneten Beeren oder die mit Blättern gequetschten Zweige der Myrthe, 1 Pfd. auf 3 Congius Most, geben den äußerst angenehmen myrtidanischen Wein (v. myrtidanum), der die Hände färbt (Pl. XIV. 19, 3); reibt man die Filtrirschläuche mit dem Oele der an sich weinigen und fettigen Beere der schwarzen

Myrthe, so bleibt die Hefe zurück und der Wein wird verbessert (Pl. XV. 36). Läßt man 2 Pfd. Blüthe des wilden Weinstockes (labrusca) 30 Tage in einem Kad Most maceriren und dann klären, erhält man den s. g. Weinblüthensaft (oenanthinum), der noch besser wird, wenn man die Wurzel oder die Beerenhülsen hinzuthut (Pl. XIV. 28).

Aus dem Lotus wird ein methartiger Wein gepreßt, der sich aber, wie Nepos sagt, nicht über 10 Tage hält (Pl. XIII. 32).

Zu künstlichen Weinen braucht man von Sträuchern die beiden Cederarten, Cypressen, Lorbeeren, Terebinthen, Chamälea, Chämäpylos und Chamädrios oder deren Blüthe, auf jeden Congius Most 10 Denare. In Gallien kocht man das junge Holz oder die Beeren des Mastixbaumes im Moste (Pl. XIV. 19). In ähnlicher Weise wird der Wachholder- und Palmwein bereitet; dieser greift den Kopf an, dient aber gegen Blutspeien und Unterleibsverhärtungen (Pl. XXIII. 26). Auch die Hollunderbeeren werden benutzt (v. sambucatum. Theod. Prisc. de diaet. 12).

Unter den Feldfrüchten giebt die Hirse einen erkünstelten Wein; man nehme dazu 1¼ Pfd. ihres Samens nebst Stengeln, lasse beides 7 Monate in 2 Congius Most maceriren und dann zur Klärung kommen (Pl. XIV. 19).

Zu den künstlichen Weinen gehören die Obstweine. Die Parther, Indier und der ganze Orient verwendet hierzu vornämlich die Palmen; ein Schffl. reife Datteln, s. g. Chydäne, preßt man, nachdem sie in 3 Congius Wasser macerirt haben. In gleicher Weise wird aus Feigen der sycitische Wein, das s. g. Palmiprimum oder Katorchitis gewonnen. Aus dem syrischen Schotenbaum (Johannisbrotbaum), aus allen Arten von Birnen und Aepfeln, namentlich aus mit Most eingekochten Quitten (v. cydoneum), Cornelkirschen, Mispeln, Elsbeeren, getrockneten Maulbeeren und Pinienäpfelkernen, die zuvor in Most aufweichen müssen, gewinnt man Wein; die Granatäpfel geben den rhätischen Wein (Pl. XIV. 19, 3. Col. XII. 41).

In Folge der Würzungen und der Präparation der Gefäße mit würzhaften Substanzen entsteht eine starke Nachgährung; darum muß namentlich der starke, bessere Wein auf den Stückfässern bis in den Frühling um die Blüthe der dem Bacchus verwandten Rose liegen bleiben; dann hat er sich gesetzt und kann in dem

lautersten Zustande auf reinliche, wohlausgepichte kleinere Gefäße (Dig. XXXIII. 6, 15) abgezogen werden (diffundere). Die alten, gewürzten Weine sind zum Begießen des Herdes zu brauchen (Lactant. VII. 1, 6).

Wenn möglich, liege die Kelterstube (calcatorium) etwas höher, als der übrige Keller; führen 3—4 Stufen in denselben hinab, so kann der Most aus den Auffangbottichen in irdenen Röhren oder gemauerten Kanälen nach den niedriger liegenden, an den Wänden reihenweise aufgestellten Stückfässern geleitet werden, in denen er die zweite, aus gedachten Ursachen nothwendig starke Gährung besteht. Damit sie bei der nöthigen Kühle und unter gleichmäßiger Temperatur gehörig vor sich gehe, muß der Weinkeller (cella vinaria) oder die Weinkammer, wie schon die Griechen verlangten (Xenoph. occ. 9) nordwärts, kühl und ziemlich dunkel, fern von Böden, Backöfen, Miststätten, Springquellen, Cisternen, Baumwurzeln, kurz Allem, was durch starken Geruch und feuchte Ausdünstung auf Geschmack und Duft des Weines schädlich einwirken könnte, wo möglich ganz, oder so weit über der Erde, daß sie Fenster haben kann und eben gelegen sein (Col. I. 6. Pl. XIV. 17. Pall. I. 18). In der Nähe darf man keine Feigen, wilde Feigen und keinerlei Kohlarten dulden; durch letztere geht das Arom verloren, welches sich nur durch eingelegte Blätter der Beta wiederherstellen lassen soll (Pl. XIX. 40). Die Lichtlöcher müssen, wo nicht nordwärts, gewiß östlich gehen; die Haltung sei sauber! (Col. XI. 2).

Der Weinkeller muß überall dem Umfange des Weinlandes entsprechen (Varro I. 13). Wird der Weinbau stark betrieben, sei er geräumig angelegt (Varro I. 11), daß er wohl tausend Amphoren fassen kann. Es giebt aber noch viel größere. Polikletus (von Larissa), ein Geschichtschreiber, berichtet, daß der Weinkeller des Gallias, des reichsten Mannes von Agrigent, den er bei seinem Feldzuge selbst sah, ganz aus Stein gehauen und geräumig genug war, 300 Fässer, jedes 100 Eimer enthaltend (etwa 132 Eimer), aufzunehmen; daneben war ein eingemauerter Behälter (Cisterne?), der 1000 Eimer faßte und aus dem der Wein in die Fässer floß (Diod. Sie. XIII. 83). Die geräumigen Keller haben den Vorzug, daß die Fässer einander nicht zu nahe aufliegen; man ist der Gefahr überhoben, daß die guten Weine nicht von den leicht verderbenden schwachen (v. fugiens) ange-

steckt werden (Pl. XIV. 27). Die Fässer müssen an den Wandungen liegen; wenn aber, wie bei reicher Herbstung, diese Reihen voll sind und sich durch Zusammenrücken kein Platz hier mehr gewinnen läßt, muß man auch noch im Mittenraume des Kellers auf etwas erhöhten Postamenten (basellia) oder über den in der Erde eingelegten großen Stückfässern die leichter beweglichen Kufen (cupae) auflagern. In letzterer Beziehung ist zu bemerken, daß die Kufenlager mit kurzen Vorsprüngen (podia), wie man sie in den Kelterstuben hat, die gegen die Mitte der Kufen oder Stückfässer gesenkt, mit Kalkestrich ausgegossen und mit Fanggruben versehen sein müssen, damit der Wein, wenn etwa unversehens ein Faß läuft, oder, wie in Hispanien, häufig eine Tonne (orca) durch frischgefaßten Most oder wiederholte Gährung gesprengt wird (Varro I. 13) darin aufgefangen werden kann (Pall. I. 18). In keinem Falle dürfen die Fässer so liegen, daß die Gänge (ambulacra) der Aufsicht führenden Personen zu sehr beengt werden; bauchigte, weite Gefäße sind deswegen weniger zu gebrauchen (Pl. XIV. 27).

In manchen Gegenden hält man auch für die stärkeren Weine keine Lager in der gedachten Weise; die gefüllten Fässer werden entweder unter Schoppen oder Schutzdächer oder auch unter freien Himmel gestellt, wo Sonne, Mond, Regen und Wind einwirken. So geschieht den edlen Weinen in Campanien; in Griechenland (Pl. XIV. 27) bleiben die aus Trauben, die man vor der Reife abnimmt, unter mehrmaligem Wenden abtrocknen läßt, und dann preßt, in Gefäßen an der Sonne, bis sie alt werden. Auf diese Weise gewinnt man in Thasos und Lesbos den leichten, herben Gallapfelwein (ὀμφακίτης, Diosc. V. 12) und anderwärts den sog. Lebenswein (Bion), heilsam bei Magenverderbniß, Unverdaulichkeit, Schwangerschaft, Entkräftung, Gicht, Zittern, Schwindel, Leibschmerz, Hüftweh, in Pestzeiten und auf Reisen (Pl. XIV. 10; XXIII. 26). Noch manche andere Weinarten werden dem Weinlager und Keller entzogen. Cato (112) räth, zur Gewinnung des koischen Weines die Fässer wohlverschlossen auf einem Platze, wo kein Gras wächst, an die Sonne zu legen.

Außerhalb des Kellers lassen sich nur die stärkern und dauerhafteren Weine (v. forte) und auch nur in Gegenden, wo es nicht friert, erhalten. Bei uns ist dieses nicht statthaft; wir pflegen die schwächern, zum Verschlagen vorzüglich geneigten

Weine in den Kellern noch einzugraben, bis sie gehörig abgeklärt oder, reif genug, auf andere Gefäße gezogen werden können. In Gegenden, wo es weniger friert, werden die irdenen Gefäße, je nach Beschaffenheit des Ortes, ganz oder zum Theil in die Erde gesenkt; in den Alpengegenden kann man die Keller (hypogea) nicht entbehren, und wahrscheinlich schaffen in den Rheingegenden die Weinhändler die Weine in die unterirdischen Keller (specus), die der Germane mit Mist bedeckt und als Behälter für Früchte gebraucht (Tacit. G. 16). In den Alpen und Illyrien thut man den jungen Wein in hölzerne runde Gefäße, die mit Bändern, nach Petron mit ungeheuern Reifen (circulus ingens de cupa excussus) umgeben sind, und schützt sie gegen strengen Winterfrost durch Feuer. Der Wein trägt zwar Wärmestoffe (semina caloris) in sich und gefriert seiner Natur nach niemals, wie der Essig (Gell. XVII. 8), er erstarrt*) nur (Ovid. ep. ex Pont. IV. 7, 7), aber — wunderbar lautet es, aber es hat sich manchmal ereignet — die Gefäße platzten schon in der Kälte, eine Eismasse, ein Wunder des Anschauens stand da (Pl. XIV. 27); die Scythen

zerhauen mit Aexten die flüssigen Weine.

Virg. G. III. 364.

Von Tomi erzählt man:

Flüssige Wein' erharrschen, die Form der Testa behaltend,
Und für den geistigen Zug trinkt man ein Stück aus der Hand.

Ovid. Trist. III. 10, 23.

Von den Alpen aus haben sich die hölzernen Gefäße, in denen man bei Aquileja den Wein auf Wagen ladet (Strab. V. 1) und die im diesseitigen Gallien oft größer als ein Haus und wegen des Ueberflusses an Pech sehr wohlfeil sind (Strab. V. 1, ext.), vielleicht schon vor Plinius Zeit (Pl. XVIII. 64), bis Rom und über Italien verbreitet (Vitruv. VI. 9). Es ist nicht wohl glaublich, daß Gefäße von 20 Amphoren, wie sie Palladius beschreibt (X. 11), und die große Tonne des Diogenes, oder die, in welche ein Mensch steigen kann (Pl. XXIII. 31), aus Thon bestanden haben.

Bei dem Auffüllen darf man die Fässer nie ganz voll machen, damit der aufsteigende Schaum, den man in den ersten fünf Tagen

*) Zertrümmert der Blitz ein Faß, geräth der Wein auch in eisige Erstarrung, die jedoch nur drei Tage andauert (Senec. Quaest. II. 31, 52).

mit Löffeln oder mit der Hand entfernt, eine Stelle habe (Geop. VI. 12). Wein, der bald schäumt, soll sich nicht lange halten. Weißer Schaum ist das Vorzeichen guter Qualität; rother Schaum ist bei blassen Weinen ein übles Merkmal. Bedenken erregt es, wenn sich die Gefäße erhitzen und die Deckel schwitzen (Pl. XIV. 27).

Nach vollendeter Gährung bestreicht man den leeren Spundraum mit Rosinenwein oder Defrutum, das mit Safran, Sapa oder altem Pech versetzt ist, und verwahrt die Fässer mit Deckeln, die mit Mastix oder Pech überzogen sind (Pl. XIV. 27). In den nächsten 36 Tagen bis zur Frühlingsgleiche braucht man sich nur einmal, hernach jeden achtzehnten Tag um den Wein zu bekümmern; wenn aber die um oder vor dem längsten Tage eintretende Weinblüthe erscheint, zeigt sich auf dem Lager ein Gefühl für dieselbe.

Sieh, wie die Wein' mühsam versteckt in gewaltigen Kellern
Blühn und die Wolke bedeckt Spunde oben im Faß.
Ovid. Fast. V. 269.

Größere Sorgfalt ist dann nöthig, damit nicht die Blume (flos), seine schätzbarste Eigenschaft, und der Geschmack (sapor), der von der Blume verschieden ist, verloren geht. Man setzt dann Walkererde, Marmor, Gyps, erhitzte Ziegeln, oder in bleiernen Gefäßen aufbewahrtes Defrutum, auch wohl Schwefel zu (Col. XII. 30). Wenn endlich der aufgehende Hund das Meer kocht, die Sümpfe in Gährung bringt, und nach Dichtersprache die geschwellten Trauben anbellt (Claud. Stil. II. 4, 66), braust auch der Wein in den Kellern (Pl. II. 40) und verändert seine Beschaffenheit zu einer neuen, die ihm häufig bleibt (Pl. XIV. 22); die dann eintretende große Hitze macht nöthig, sie wiederholt zu lüften, zu reinigen, alle faulenden und säuerlichen Substanzen zu entfernen und mit Myrrhen oder andern würzhaften Kräutern durch und durch zu parfümiren (Pl. XIV. 27), den Wein aber nachzufüllen (nutrire), zu kühlen und mit Luft zu versehen. Die Mündungen und Hälse (labra*) vel fauces) der Dolien hat man, wie diese selbst, zu pichen (Theocr. VII. 147. Hor. Od. III. 8, 9), mit Salz- oder Seewasser anzufeuchten, mit Thon oder Reben-

*) Labrum hieß auch ein Gefäß mit weiter, nach außen lippenartig sich wölbender Mündung — daher der Name — zur Aufbewahrung des Weines (Virg. G. II. 6) oder Wassers (Virg. Aen. XII. 417).

asche zu bestreuen und mit Zirbelnüssen (nuces pineae) abzureiben. Härtere, oder auf ungünstigem Boden oder bei übler Witterung erwachsene Weine versetze man mit Weinhefe guter Sorten, z. B. den Surrentiner mit der Hefe des Falerner (Hor. S. II. 4, 55), in kleinen an der Sonne getrockneten, am Feuer gebackenen, hernach zerriebenen Broden, auf jede Amphore ein Viertelpfund (Col. XII. 30). Von da ab werden die Fässer verschlossen, öfterer aber, und zwar Morgens vor Tage, nachgesehen, die rinnenden ausgebessert, abgeschabt und gereinigt (Pl. XVIII. 64).

Der Wein hat stets einen stärkeren Geruch, als der Most (Pl. XXI. 18); die Süßweine riechen nie gleich stark wie die dünnen und flüssigen (Pl. XIV. 11; XV. 33). Sobald der eigentliche weinige Geruch eingetreten, wenigstens nach Verlauf eines Jahres, wird der Wein trinkbar und kann sogleich von dem Dolium, der Cupa oder Tinea (de dolio etc.) genossen werden. So meist in den öffentlichen Weinlagern (horrea), wo sie Amphorenweise zu haben sind, und in den Tabernen und bei den leichteren Sorten, die kein hohes Alter vertragen (aetatem ferre s. pati, Senec. ep. 36). In dem Hause eines ehrbaren Römers geschieht das nicht (Cic. in Pis. 27); der hat die nöthigen Einrichtungen zur Einlagerung und hält auf seinen Weinkeller (doliarium), den Aufbewahrungsort des auf Dolien und andere Gefäße gezogenen Weines, in denen er liegt, bis er verkauft oder zum Gebrauche auf andere kleinere gezogen wird (Dig. XXXIII. 6, 15), sofern man ihn nicht lieber, sobald er ruhig geworden, abgefüllt hat (Pl. XIV. 14. Dig. XXXIII. 6, 6). Hyginus bestimmt zum Fassen und zur Reinigung des Weines von Hefe sieben Tage nach dem kürzesten Tage und zugleich den siebenten Tag des Mondes (Pl. XVIII. 63).

Wie das Umfüllen geschieht, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit angeben. Nach den mir bekannt gewordenen Beschreibungen (Hor. Od. III. 29, 2. S. II. 8, 39) werden die abzulassenden Fässer auf die Seite geneigt. Da dies jedoch bei den Gefäßen, die in den Boden eingegraben sind, sehr umständlich und beschwerlich ist, mag man auch wohl zum Ablassen die Verkorkungen ausziehen oder auch den Heber (siphon), den man zum Kosten des Weines, wie in Griechenland, braucht, zum Ausleeren der Fässer anwenden, oder der verschiedenen Krüge, die Cato for-

dert, und mittelst Trichtern (infundibula), die auf die engeren Gefäße gestellt werden, überfüllen.

Eigentlich soll nur bei Nordwind Wein abgezogen werden; wer Wein kaufet, mag ihn auch dann kosten: er läßt sich wenigstens unter seiner Herrschaft am sichersten beurtheilen (Geop. III. 7). Bei jedem andern Winde wird er leicht trübe. Der Westwind hat den stärksten Einfluß (Plutarch. Sympos. III. 7); der Wein, der bei diesem Winde nicht leidet, ist gewiß sehr haltbar.

Gewöhnlich fängt man an den leichten Sorten an und geht nach und nach zu den schwerern über; die auf trockenem Boden erbaut sind, werden gar häufig erst nach dem Wintersolstitium abgezogen.

Die Gefäße aus dichtem, feuerbeständigen Thon werden in Töpferwerkstätten (Pl. XXXV. 46) je nach ihrer Größe auf der Drehscheibe (rota figuli, Senec. ep. 90), die größeren und jene sehr großen, die bis 1½ Culleus fassen (dolia sesquicularia), auf dem Boden des Brennofens (fornax figulina) gefertigt (Geop. VI. 3). Auf mit geeigneter Erde (creta figulina) versehenen Villen unterhält man eigene Brennöfen, vielleicht auch Fläschner (ampullarii) oder Häfner (figulini), wo man aber hölzerner Fässer sich bedient, scheint das Anfertigen der Dauben zu den Morgenarbeiten der Arbeiter zu gehören (Pl. XVIII. 64). Sobald die Gefäße rothgebrannt (Mart. I. 56; IV. 66) aus dem Ofen kommen, werden sie auch innerlich, um das Durchschwitzen zu hindern, gepicht oder gegen die Herbigkeit des Weines mit Mörtel angestrichen oder mit Mastix und Oel, wohl auch mit Wachs (Geop. VI. 5, 6) gesalbt, die größeren aber mit eichenen oder bleiernen*) Reifen, mit denen man auch die gesprungenen wieder bindet, umleget. Die besten irdenen Gefäße, besonders für die hochfeinen Sorten (Hor. Od. I. 20) kommen aus Großgriechenland, besonders aus Cumä (Pl. XXXV. 12), Surrentum, aber auch aus Assa und Polentia (Pl. XXXV. 46). Die Töpfer aus Athen (cekropische Krüge!), Samos und Cnidos liefern sehr gute Waaren und kennzeichnen ihre aus leichtem Thon künstlich gearbeiteten Flaschen zum Erweise der Aechtheit, eben so wie die italischen, am Halse oder Fuße mit dem

*) Im Jahre 1762 wurde zu Sezze ein thönernes Weinfaß ausgegraben, dessen Bleireife allein 15 Pfund wogen.

Namen des Meisters oder des Fabrikortes. Gute Dolien, Urnen und Deckel kommen auch aus Rom, Arretium und aus Saguntum in Hispanien.

Steinerne Gefäße kommen selten (Pl. XXXVI. 43), am häufigsten aus dem weißen Ophit, später erst die gläsernen vor (Petron. 34). In letzteren werden insonderlich die feinen Weine aufbewahrt (Mart. II. 40); sie halten sich, wohl verkorkt und versiegelt, auf ihnen vortrefflich (Petron. 34).

Schläuche (utres), d. h. durch Oel und Gummiharz weindicht gemachte Thierhäute oder Ledersäcke zur Aufbewahrung, sind sehr alt und in Griechenland, wie im Morgenlande gebräuchlich (Math. IX. 17). Man weiß, daß der fette, dunkle Prälatenwein, den Odysseus von Maron*), dem Priester des Apollo, erhielt, in einem Schlauche (ἄσκῳ) von Ziegenhaut aufbewahrt war (Hom. Od. IX. 195). Sie sind bequem zum Transporte aller Flüssigkeiten (Hygin. Fab. 130); in Schläuchen**) führen die Bauern Campaniens und Apuliens den Wein in die Städte (Varr. II. 6) und die Soldaten auf ihren Feldzügen von Station zu Station (Pl. VIII. 20). In dem berühmten Feldzuge des Ptolemäus Philadelphus soll ein Wagen von 24' Länge und 14 Ellen Breite einen aus Pantherfellen bereiteten Schlauch getragen haben, in dem sich 3000 Amphoren Wein befanden, der allmählich abgelassen wurde (Athen V. 7)***). Die Hirten bedienen sich derselben

*) Maron war ein Sohn des Euanthes, den Ariadne dem Bacchus gebar. Er wohnte, wie sein Vater, in Thracien; ein beliebter, sehr starker Wein von unbezwinglichem Feuer, der in seinem Heimathlande eine zwanzigfache Verdünnung von Wasser erforderte (Pl. XIV. 6), hieß nach ihm der maronsche oder Maron (Eurip. Cycl. 138—142), als „Götterlabung und Dionysos Lust“ gepriesen (Eur. l. l. 418).

**) In den sog. Askes wird noch jetzt in Griechenland der Most und Wein auf Eseln oder Maulthieren in die nahen Dörfer oder Städte gebracht. Diese Schläuche sind rohe Ziegenhäute, die Fleischseite auswärts, die Füße dicht zusammengebunden; beim Halse wird eingefüllt und dann fest zugeschnürt. Die meisten spanischen Bauern bewahren ihren Wein in ausgepichten ledernen Schläuchen auf, in denen er leicht einen eigenthümlichen, unangenehmen Geschmack (olor de bota) annimmt und trübe wird. In Griechenland theert man die Schläuche, wodurch der Wein ganz ungenießbar wird, bis er sich durch leere Aufbewahrung mildert.

***) Durch pompejanische Gemälde lernt man die Weise kennen, wie der Wein in Schläuchen transportirt wurde. Sie stellen Wagen vor, welche aus einem leichten Leitergestelle bestehen, dessen ganzen innern Raum ein einziger



oder der mit Wurzeln umflochtenen Bullen (Pl. XVI. 55) auf den fernen Sommerweiden.

Die Amphore (amphora), später Quadrantal genannt, das am meisten gebräuchliche Gefäß aus Thon, später aus Glas (Petron. 34), am schmalen Halse mit 2 Henkeln (a. ansata), daher auch Doppelhenkelkrug (diota, Hor. Od. I. 9, 8. Epod. II. 49) geheißen, inwendig und auswendig übergypset oder verpicht und durch einen Korkpfropf (cortex, suber) verschlossen, um die Einwirkung der Luft abzuhalten, läuft oft am untern Ende spitz zu, um sie leicht in den Boden zu senken, um das Trüben des Weines beim Abgießen durch den Bodensatz zu verhindern. Ihre Form ist meist elegant; die Größe verschieden; gewöhnlich rechnet man 8 Congien gleich einer Amphore. Außerdem füllt man ihn noch auf Bullen (ampullae) oder kolbenartige Gefäße aus Thon oder Glas mit engem Halse oder auf Caden, in denen er bis zum Verbrauche bleibt. Die großen, einen Culeus enthaltenden (dolia culearia) oder die kesselförmigen Gefäße (labra) mit höchstens 4 Griffen zum Transport, haben den Mangel, daß sie leicht zerbrechen; zum Verkaufe ordinärer Weinsorten gebräuchlich, haben sie unten ein Loch zum Verstopfen, das beim Ablassen geöffnet wird (Cat. 154).

Auch die Mündungen und die Deckel aller Gefäße werden vor dem Füllen mit einer Mischung der gedachten Substanzen bestrichen; hat sich der gefüllte Wein geklärt, verkorkt man sie und versiegelt sie mit Pech und Weinrebenasche, Gyps oder Mörtel und versieht sie zuletzt mit Etiketten, am Verschluß oder am Halse, oder hängt sie den gläsernen an. Diese Etiketten (tesserae, pittacia) sind bisweilen angeschrieben (nota, Hor. Od. II. 13, 8. superinscriptio, Plaut. Poen. II. 4. 14. Petron. 34) oder eingebrannt, und enthalten die Angabe des Vaterlandes, des Jahrganges*), des herrschenden Consuls u. s. w. (Juv. V. 34. Hor.

---

großer Schlauch füllt. Derselbe hat vorn eine weite, hier zugebundene Oeffnung; hinten verlängert er sich ins Enge wie ein Schrotensack, und hier läßt man den Wein wieder auslaufen. Zwei Männer sind beschäftigt, den Inhalt auf Doppelhenkelkrüge zu füllen. S. Gallus von Becker II. 169.

*) Unter den in den Ruinen des alten Leptis gefundenen Amphoren trägt eine die mit Zinnober aufgesetzte Inschrift:

L. Cassio
C. Mario
Cos.

I. 20, 3). Dadurch wird es möglich, von altem Setiner, hundertjährigem Opimianer, Consularweinen (Mart. VII. 78), sechs und vierzigjährigem Tullianer (Hor. Od. III. 8, 11), von solchen aus der Zeit des marsischen Krieges (Hor. III. 14, 17) und von Weinen zu reden, die der Großvater einbrachte (cellae avitae, Hor. I. 37, 5).

Der Platz für die umgefüllten Weine (vina amphorata) bleibt nicht die Weinzelle; sie kommen in die oben im Hause über der Küche oder dem Bade befindliche Rauchkammer (fumarium) oder Vorrathskammer (apotheca) darüber:

Hier, wo nahe der Herd und harziger Kien und reichliches Feuer
Stets und die Pfosten umher von beständigem Ruße geschwärzet,
Virg. E. VII. 49.

läßt die Wärme der nahen Heizlocale und die Ausmündung der Heizcanäle nicht zu, daß der Wein durch angesogene Feuchtigkeit verderbe. Columella (I. 6) verlangt in der Nähe der Lager durchaus Rauch und versichert, wie Plinius u. A. (Pl. XIV. 3; XXIII. 22. Hor. S. II. 5, 7. Tibull. II. 1, 27), daß der Wein dadurch bald alt, nach Cicero (Lael. 19), daß er lieblich, mild und gegen das Versäuern geschützt werde. Darum werden auch schon die Moste so aufs Alter getrieben (Col. I. 6, 20) und leichte Weine, obschon meist ohne Erfolg, verbessert. Es ist stets ein Fehler, wenn der Rauch- oder Hitzgrad zu hoch steigt oder wenn die Gefäße nicht fest genug verschlossen sind, daß der bittere Rauch eindringen kann, oder wenn ein Wein zu früh und zu stark aufs Alter getrieben wird. Zu starker Rauch schadet dem Weine, zu stark geräucherter Wein schadet dem Menschen (Pl. XXIII. 22). Alle leichten Weine lassen sich früher, die schwerern langsamer aufs Alter treiben. Indessen können wir den Rauch zur Haltbarmachung nicht entbehren, wie in Asien, wo man den Wein, um ihn trinkbar zu machen, auf die Dächer der Häuser und dann in von unten erwärmte Zimmer stellt (Galen. Simp. IV. 14); wir haben aber darauf zu sehen, daß jeder Pfropf (cortex, suber) gut schließe und fest eingedrückt und wie jede Flasche mit einem starken Ueberzuge von Pech oder Mörtel, Harz, Gummi, Gyps oder Wachs (Hor. III. 8, 9; 17, 10) fest verwahrt sei.

Sie wurde folglich 647 nach Erbauung Roms gefüllt, als Marius mit Jugurtha um den Besitz der benachbarten Provinz kämpfte. Eine andere Inschrift; RVBR. VET. V. P. CCII. besagt, daß der Wein roth (rubrum), alt (vetus), am Vesuv gewachsen (vesuvianum), gepicht (picatum) und 102 Lagenen- (Flaschen) Maß habe.

Gegen eine allzulange Räucherung derjenigen Weine, die aufbewahrt werden sollen, ist zu warnen. Es hat dies eine Verflüchtigung des Weines und eine Zähigkeit des verbleibenden Rückstandes zur Folge, weil die Gefäße, wenn sie auch gut verkorkt und inwendig wie auswendig wohl verstrichen sind, nach Beschaffenheit des Materiales, bei dem Mangel an Glasur, den Wirkungen des Weines, des Rauches und der Wärme immer einigen Ausschwitzungen unterliegen. Da nun durch die mehrfachen Umfüllungen des Mostes und Weines schon viele flüchtige Theile verloren gegangen sind und auch noch vor der Auffüllung verschiedene feste oder flüssige oder trocknende Substanzen zugesetzt werden, so entsteht nothwendig ein zäher, oft auch ein herber Syrup, bisweilen von solcher Steife, daß er nicht mehr fließt und in heißem Wasser aufgelöst werden muß (Pl. XIV. 6). Aristoteles (Meteorol. IV. 10) versichert, daß manche starke griechische Weine, namentlich der arkadische, in Schläuchen in Rauch gebracht, sich in eine feste Masse verwandele*).

Unsere Weine behalten nach der Behandlung, die sie erfahren, viele Hefe. Um sie nun hell und flüssig zu machen, werden sie auch mit Wasser versetzt oder an die Nachtluft gestellt (Hor. S. II. 4, 54) oder mit Eiern geklärt oder durch Seiher und Filter aus Metall (cola vinaria) oder in denselben liegende Filtrirsäcke gegossen, auch um sie zu entkahnen. Erstere wendet man bei den bessern, letztere bei den geringern Sorten an (Plutarch. Symp. VII. 4. Pl. XIV. 22. Cic. Fin. II. 8). Daher sagt Martial (XIV. 103; IX. 5):

Gieß durch unser Seihgefäß den theuren Setiner,
Aber mit ärmerem Wein netze den leinenen Sack,

und läßt den Sack in dem folgenden Sinngedichte antworten:

Unser geringes Leinen weiß auch den Schnee zu verdünnen,
Seigetrichter, aus dir springet kein kälteres Naß.

Der Dichter bezieht sich auf die Sitte, daß man während des Durchseihens (liquare, saccare, percolare), um die Hitze zu mildern, auch Eis und Schnee mischte. Der Schnee machte zu Seneca's Zeit schon einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus, er wurde in einigen Läden verkauft und in den Straßen

---

*) In den zu Herkulanum und Pompeji ausgegrabenen Weinkrügen findet man gewöhnlich eine Quantität erdiger Substanz.

ausgehöft (Senec. Quaest. IV. 13). Gutschmecker indessen ziehen, das Eis dem Schnee vor, weil dieser auf dem Transporte und in den Behältern häufig verunreiniget wird (Mart. IX. 23). Unter der Regierung des Kaisers Nero und durch ihn kam ein reinlicheres Verfahren, die Flüssigkeiten durch Schnee abzukühlen, in Gebrauch; man thut nämlich das vorher abgekochte Wasser in ein von Schnee umgebenes, dünnes Glasgefäß und läßt es so kalt werden, statt daß man früher die Flüssigkeit über den in einem gewöhnlich silbernen Durchschlage befindlichen Schnee (colum nivarium) goß (Pl. XXXI. 3). — O, auf welche Höhe sind doch unsere gekünstelten Bedürfnisse gestiegen, wenn selbst das Wasser, das die Natur in so großer Masse geschaffen und zum gewöhnlichen Getränke für Menschen und Thiere bestimmt hat, durch den Witz des Luxus zu einem Gegenstande des Handels wird und seinen bestimmten Preis hat. Die Lacedämonier duldeten keinen Parfumeur in ihrer Stadt und ihrem Lande, damit das Oel nicht vergeudet werde, — was würden sie zu unseren Schneehäusern und Schneeläden und zu den vielen Lastthieren gesagt haben, welche zum Transport dieser durch Stroh verunreinigten Waare dienen? — Man sieht klapperdürre, blasse und kränkliche junge Leute, die sich bis an's Kinn einmummen, um sich gegen die Kälte zu schützen, Schnee essen und trinken und denselben klumpenweise in die Becher werfen. Sollte das wohl Durst sein? Nein, es ist ein wahres Fieber und noch dazu ein sehr bösartiges! (Senec. Quaest. IV. 13.) Sie machen die Rauhheit der Berge ihrem Gaumen zinsbar; sie wissen das Eis über Sommer aufzubewahren, um der Wärme der Jahreszeit zum Trotz eiskalte Getränke zu genießen; kurz, der Mensch ist nie mit dem Zustande zufrieden, in welchem ihm die Natur die Dinge darbietet (Pl. XIX. 4).

Das Oel wird schon nach Ablauf eines Jahres ranzig; sehr überlegt aber hat die Natur gehandelt, daß sie den Wein, der für die Trunkenheit wächst, nicht sogleich verbraucht wissen wollte. Manche Sorten werden erst durch's Alter zu Weinen (Pl. XIV. 25); manche schmecken vor dem sechsten Jahre gar nicht (Pl. XIV. 9); die überseeischen erlängen in 6—7 Jahren ihr Mittelalter (Pl. XIV. 9), haben dann überall den meisten Geist und den angenehmsten Geschmack (Pl. XXIII. 22). Alter Wein nimmt eine ölartige Weichheit (Hor. Od. III. 16, 34; 21, 6), mancher auch, wie der Falerner

(Catull. 22, 2), Herbigkeit des Geschmackes, schöne Blume (Plaut. Curc. I. 2, 1), oder wie der vierjährige Bybliner Theokrits (XIV. 15) lieblichen Duft, oder wie der elfjährige Königswein bei Homer (Odyss. III. 393) balsamischen Geruch an, was uns gefällt (Senec. ep. 64. Hor. I. 27, 9) und Veranlassung giebt, ihn noch länger aufzubewahren (Pl. XV. 3). Wie alt aber Wein werden könne, läßt sich nicht genau angeben. Die Fabel erzählt, daß Dionysos einst einem Centauren ein Faß Wein mit dem Befehle anvertraute, es erst dann zu öffnen, wenn Herkules käme. Als dieser vier Menschenalter später wirklich einkehrte, gedachte er an den Befehl und ließ das Faß öffnen; durch den Duft des alten, starken Weines geriethen die in der Nähe wohnenden Centauren ganz außer sich (Diod. Sic. IV. 12). Mit Bestimmtheit läßt sich sagen, daß Jeder Wein trinket, der fast eben so alt ist, als er selbst (Ovid. Fast. V. 517), oder noch viel älter (Pl. XIX. 19, 2. Senec. vit. beat. 17). Die alten Weine liegen gewöhnlich in rauchlosen Kammern, die, wie es scheint, in mehrere Abtheilungen (cellae) geschieden sind. In den Innenräumen lagern die ältesten und besten Jahrgänge (Hor. Od. II. 3, 6),

— deren Etikette und Heimath das Alter
Von der greisenden Flasch' manch' qualmende Wolke verlöscht hat.
Juvenal. V. 34.

verschlossen und versiegelt unter Aufsicht der Meierin (Plaut. Cas. II. 1, 1). An festlichen Tagen (Hor. III. 8, 9; 17, 10; I. 20, 2), bei feierlichen Veranlassungen, im Kreise guter Freunde wird von da oben ein „Mutterfäßchen" (cadus avitus) oder eine vom Vater gefüllte Flasche (testa paterna, Tibull. I. 10, 48) herabgeholt (depromere, descendere), wie der dankbar erfreute Dichter bei der Feier des ländlichen Festes, nach der Rückkehr aus Corcyra, verlangt:

Auf, jetzt bringet mir her berauchten Falerner vom alten
Consul und löset das Band ab dem chiischen Faß!
Tibull. II. 1, 27.

Die Kellerzeichen der Flaschen sollen das Alter und die Aechtheit eines Weines erweisen. Unsere öffentlichen Sitten sind aber bedauerlicher Weise dahin gekommen, daß sich darauf fast Niemand, am wenigsten im Handel, verlassen kann; die Firmen (nomina) der Weinlager bedingen die Käufe. Aechte Weine sind schwer zu haben; sonderbar klingt's, aber wahr ist's, daß die

Weine schon in der Lese, dann in den Kufen, z. B. bei den Karthagern, mit Kalk (Pl. XXXVI. 48) verfälscht werden; die unberühmtesten Sorten sind die reinsten und darum die unschädlichsten (Pl. XXIII. 20). Die Verfälschung und Betrügerei geht in die Keller und Rauchkammern; unschmackhafte Weine werden durch Verschneidung schmackhaft und herbe süß gemacht. So schmeckt der Tmolier unvermischt nicht, wie Wein schmecken muß, aber er ist süß; gießt man ihn unter herbere Sorten, bekommen sie nicht allein Lieblichkeit, sondern auch Alter, sie schmecken wenigstens älter, als sie sind (Pl. XIV. 9). So wenig wie der Geschmack, verbürgt das unscheinbare Ansehen, welches Gefäße und Etiketten mit den Jahren annehmen, das Alter (Juv. V. 33. Mart. XIII. 120. Pers. IV. 29). Unsere reichen Geizhälse betrügen durch falsche, an Flaschen mit leichten oder gefälschten Sorten angebrachte Noten gar manchen Gast; die betrügerischen Weinhändler (vinarii), durch die große Nachfrage verlockt, machen die Flaschen künstlich unscheinbar oder bringen geringe oder anbrüchisch gewordene Weine mit lockenden, unächten Zeichen zum Verkauf oder treiben, unbekümmert um die schädlichen Wirkungen, junge Weine durch Rauch, daß sie wie alte schmecken, oder thun sie auf ein Fäßchen, das mit altem, blumigen Weine gewürzt ist. Listiger Weise wirken sie auch auf den Geschmack der kostenden Käufer ein. In ihren Kellern reichen sie ihnen Käse und Nüsse dar und stumpfen dadurch die Zunge ab oder verändern den Geschmack derselben (Geop. VII. 7). Das Handelshaus eines gewissen Munna in Massilien treibt die Betrügereien mit Wein in größtem Maßstabe. Der Mann darf sich in Rom nicht wieder sehen lassen, wenn er nicht gezwungen werden will, sein zu hohem Preise verkauftes Zeug selbst zu trinken (Mart. X. 36). Es ist so schlecht, daß es nicht einmal alt schmeckt, obschon es einen Seeweg gemacht hat und auf dem Schiffe geschüttelt und geschwenkt worden ist. Alle gelagerten Weine schmecken dann älter, nur Munna's nicht (Pl. XIV. 22). Solch einen Weinhändler mag Lucian im Sinne gehabt haben, wenn er schreibt:

Oftmals schicktest du Wein und oftmals war ich dir dankbar,
Freute mich ob des Getränks süßen nektarischen Duft.
Doch nun, wenn du mich liebst, nun nichts mehr! Wein, wie den letzten,
Kann ich nicht brauchen; der Arzt hat den Salat mir verwehrt.

Lucian. epigr. 41.

Register.

Gedruckt in der Eupel'schen Hofbuchdruckerei in Sondershausen.

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

Bilder
aus der römischen Landwirthschaft.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,
Pfarrer in Gr.-Ehrich und Fürstl. Schwarzb. Konsistorialrath in Sondershausen.

Zweites Heft.

Sondershausen, 1859.
Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Die

Viehzucht der Römer.

Erste Abtheilung:

Das Rind, das Schaf, die Ziege, der Hund.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in Gr.-Ehrich und Fürstl. Schwarzb. Konsistorialrath in Sondershausen.

Sondershausen, 1859.

Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Vorwort.

Indem ich den Entschluß, ein für den angemessenen Betrieb des italischen Landbaues dienliches, in einzelne, den Theilen desselben entsprechende Stücke zerfallendes Lehrbuch zu schreiben, ausführe, glaube ich zuvörderst auf die Frage eingehen zu müssen: Gehört die Viehzucht zum Landbau? (Varr. I. 2.). Ich weiß, daß einsichtsvolle Landwirthe den Landbau ausschließlich auf die Bestellung der Felder beschränken, auf ihren Gütern kein Vieh halten, sich der Sorge für Heerden und Hirten entschlagen und die Lehre wie den Betrieb der Thierzucht als etwas zu ihrem Fache nicht Gehöriges mit der größten Standhaftigkeit abweisen. Ich leugne nicht, daß einige Gründe dafür sprechen, die Lehre von der Ernährung und Haltung des Viehes (pastio) mehr als Sache des Hirten, denn des Landwirthes anzusehen. Die beiderseitigen Interessen des Ackermanns und

Hirten gehen völlig auseinander; jener freut sich eines wohlgelockerten und reinen Feldes, dieser des Brachlandes und grasigen Ackers; jener will seinen Gewinn dem Boden, dieser dem Vieh entnehmen; der Ackermann verwünscht, der Hirt wünscht das Aufkommen und Gedeihen der Unkräuter (Col. praef. VI.) Manche Thiere, namentlich die Ziegen, sind sogar dem Ackerbau schädlich, wie Gift; sie verderben die jungen Saaten, die Oelbäume, die Weinstöcke, von denen sie fressen oder die sie nur mit ihrem Speichel berühren (Varr. I. 2). In vielen Gegenden besteht gar kein Ackerbau, die Völker leben von Milch, Käse, Fleisch (Strab. VII. 3); Hesiodus sagt in der s. g. Erdbeschreibung, Phineus sei von den Harpyien gejagt worden

Ins Milchesser-Land, die auf Wagen sich Häuser erbauen,

und für das gesammte Menschengeschlecht gab es eine uranfängliche Zeit, in der das Land nicht bestellt, die Nahrung nur vom Vieh entnommen wurde. Auch auf unsern Villen ist das Aufsichtspersonal durch besondere Namen geschieden; der für den Ackerbau angestellte Obersklav heißt Schaffner (villicus), weil er die Feldfrüchte in und von der Villa schafft, der aber die Aufsicht über Heerden oder Hirten führt, heißt Viehmeister (magister pecoris). Ich bemerke zwar, daß punische, griechische und lateinische Schriftsteller, die über den Ackerbau geschrieben, auch die Viehzucht beigezogen haben, sie sind aber dadurch zu weitläuftig geworden und hätten sich auch mit demselben Rechte über die Menge

zum Ackerbau gehöriger und gehaltener Leibeigenen, über die auf den Gütern befindlichen Weber, Weberstühle und andere Künstler oder andere Dinge haben verbreiten können, die mit dem Acker gar nichts zu thun haben. (Varr. I. 2.)

Viehzucht und Ackerbau sind verschieden, aber doch verwandt; wie beide einen Erfinder oder Ordner, Aristäus (Oppian. Cyneg. IV. 268) haben, so besteht auch zwischen beiden eine so enge Zusammengehörigkeit, daß sie sich nicht trennen lassen. Ich möchte die Landwirthschaft vergleichen mit einer zweiröhrigen Flöte. Das linke Rohr stellt die Viehzucht dar; dasselbe giebt die Melodien an und wird, um bei dem Bilde zu bleiben, von dem Hirten geblasen; das rechte begleitet nur die Melodie und dieses gehört dem Ackermanne, der einem spätern Stande angehört und dem Hirten nachsteht, so wie auch das linke Flötenrohr dem rechten an Zahl der Löcher nachsteht. Wie aber zur vollständigen Musik beide Röhren zusammengehören, so macht auch Hirt und Ackermann in der Viehzucht und Landbau die vollkommene Villenwirthschaft aus. (Varr. I. 2.) Die Richtigkeit dieser Ansicht ergiebt sich daraus, daß alles Futter, welches auf einem Gute erwächst, in den bei weiten meisten Fällen von dem Gutsvieh verzehrt, durch die dadurch erzeugten Düngermassen dem Boden eine Fülle von Frucht abgewonnen, und keine ackerbautreibende Gegend gefunden wird, in welcher der Mensch nicht Arbeitsvieh für seine Arbeit bedürfte. Bedeutsam heißt daher dasselbe in unserer Sprache Hülfsvieh

(jumenta), weil es bei der Arbeit, dem Lasttragen und Pflügen Hülfe leistet (juvare) (Col. praef. IV.) Wer ein Landgut hat, muß auf beides, auf Ackerbau und Viehweide (Varr. praef. II.) sehen, und nach der Vorschrift der alten Römer beides kennen. (Col. praef. IV.) Was beide in Verbindung ausrichten können, dafür ist C. Fuvius Crasinus ein Zeuge. Er, ein Freigelassener, erntete von seinem kleinen Felde weit mehr und reichlicher als seine Nachbarn von ihren weitläufigen Aeckern; er wurde daher dem Neide verdächtig, als ob er Andern die Früchte wegzauberte. Auf erhobene Anklage setzte der Curul-Aedil Sp. Albinus einen Termin an. Da er befürchtete, von den Tribus, die über ihn stimmen sollten, verurtheilt zu werden, brachte er alle seine Ackerwerkzeuge mit auf das Forum, führte zugleich sein handfestes, wohlgepflegtes und wohlgekleidetes Gesinde herbei, zeigte sein vortreffliches Eisengeräth, die schweren Hacken (ligo), die gewichtigen Pflüge, die wohlgefütterten Stiere und sagte endlich: Das, Quiriten, sind meine Zaubermittel; meine Nachtarbeiten, mein Frühfleiß und meinen Schweiß kann ich euch weder vorzeigen, noch auf dem Forum aufziehen lassen. Nach allgemeiner Abstimmung wurde er freigesprochen. (Pl. XVIII. 8, 3.)

Der oben aufgestellte Begriff erscheint etwas mager. Durch denselben würde, streng genommen, kein Vieh zum Ackerbau gehören, als das, welches denselben befördert, sei es durch seinen Dünger, sei es durch seine Arbeit vor dem

Pfluge oder dem Wagen (Varr. I. 2); und bliebe dann die ganze Lehre von der Hoffütterung (pastio villatica) oder von Vogelhäusern, Thiergärten und Fischteichen ausgeschlossen (Varr. praef. II.) und ich dürfte auch diesem Theile meiner Schrift die Abhandlung über den Hund nicht beigeben. Genau angesehen, gehören diese Dinge allerdings nicht zum Ackerbau, so wenig, wie eine Anweisung über die Benutzung der Thongruben, der Steinbrüche, der Sandgruben, der Silber- oder Eisenbergwerke, obwohl sie in manchen Feldern bequem anzulegen und mit Vortheil zu benutzen sind, auch nicht in ein rein ökonomisches Lehrbuch, denn im engeren Sinne begreift man unter ackerbaulichen Erträgen nur diejenigen, welche aus der bestellten Erde zum Genuß und Nutzen aufwachsen. Weil aber die Landwirthschaft (res rustica) auf Alles das Rücksicht nimmt, was der Gutsherr wegen seiner Grundstücke oder von denselben an Gewinn macht (Varr. I. 2), was er für dieselben und auf welche Weise er's zu thun hat, so lassen sie sich derselben beizählen. Von diesem erweiterten Gesichtspunkte aus ist Cato aufzufassen, der auf die Frage, durch welche landwirthschaftliche Thätigkeit Jemand schnell reich werden könne, zur Antwort gab: Wenn er auf gute Fütterung hält. (Col. praef. VI.) Demgemäß gehört auch die Hoffütterung zur Landwirthschaft, denn sie kann einen mehr als mittelmäßigen Ertrag abwerfen, und ich darf nicht Vorwürfe fürchten, wenn ich den Hund, den Wächter der Heerden, der Villen

und aller Güter zu den landwirthschaftlichen Hausthieren zähle.

Die Thiere, welche auf unsern Willen gehalten werden, nennt man überhaupt Vieh (pecus, Cic. off. II. 3) und bestimmt durch Eigenschaftswörter (p. volatile, Col. VIII. 4. lanigerum, Virg. aen. III. 642. Lucret. II. 660. bucerum, Lucret. VI. 1240. setosum, Col. praef. I. equinum, Virg. G. III. 72) die Gattung, welche gemeint ist. Ausnahmsweise nur wird das Wort auf unter der Herrschaft des Menschen nicht befindliche Thiere angewendet (Mart. V. 37, 5). Im engern Sinne bezeichnet es die zur Nahrung des Menschen tauglichen Vieh""arten; die grammatisch genaue Sprache braucht dasselbe, seiner griechischen Abstammung gemäß, ausschließlich von dem Vieh, dessen Haar oder Wolle (πέκος, πόκος) gerupft oder abgeschoren wird (πεκω, πεκτέω, pecto, Pl. VIII. 77). Viehzüchter oder Viehwärter (pecuarius) ist, wie Vieh (pecuaria, pecuda), eine allgemeine Bezeichnung; sie gilt für Jeden, der Hausthiere unter Aufsicht oder im Besitz hat, wenn nicht durch den Zusammenhang, das Beiwort oder den Gegensatz die Gattung der Thiere zusammen angegeben wird. (Virg. G. III. 64. Pers. III. 9. Cic. pr. Deiot. 9. Verr. II. 6. Varr. praef. II. Grat. 435.)

Das Vieh theilt man landwirthschaftlich nach Gebrauch und Bestimmung desselben ein. Menschliche Helfer und Arbeitsgenossen sind der Ochs, Esel, Maulesel und das

Pferd. Man nennt diese Thiere je nach der Ableitung, die man den Collectivnamen giebt (jumentum v. juvo oder jugum q. juvimentum, jugim.) Hülfsvieh, Last-, Zugvieh (Plaut. Amph. I. 1. 171. Caes. b. c. II. 81. Hor. ep. I. 18. 46.), versteht aber bisweilen darunter, das Wort im engern Sinne genommen, nur Pferde, Maulthiere und Esel, mit Ausschluß oder im Gegensatz zu den Ochsen, Elephanten und Kameelen. Alle diese heißen auch Großvieh (armentum, Virg. G. III. 286. Ovid. M. IV. 436), Schafe und Ziegen: Kleinvieh (grex). Indessen hält sich der Sprachgebrauch nicht durchgängig sicher an diese Regel. (Varr. II. 5. Virg. Aen. VI. 38. Ecl. VI. 55.)

Inhaltsverzeichniß.

Die

Viehzucht der Römer.

I. Das Rindvieh.

(*Pecus bubulum s. bucerum. boves.*)

Das Rindvieh übertrifft alles andere Vieh an Ehre; den höchsten Göttern dient es zum Opfer; Heroën und Könige haben sich mit seiner Pflege befaßt, die berühmtesten Völker ihm hohe Verehrung erwiesen und unsere Vorväter sich desselben bei der Gründung unserer Stadt bezeichnend bedient. Als das schwere Werk ihrer Anlegung kein äußeres Hinderniß mehr fand, versammelte Romulus auf dem in der alten Geschichte oft genannten, dem palatinischen Berge, seine Genossen und spannte (Plutarch. Rom. 11.), in Uebereinstimmung mit heiligen Gebräuchen der Etrusker, einen Stier und eine Kuh, beide von weißer Farbe, jenen nach außen, diese nach innen, vor einen Pflug (Ovid. Fast. IV. 826.), mit dem um den Hügel eine Furche im Viereck gezogen wurde, um so den Baring oder das Pomörium der Weltgebieterin zu bezeichnen und anzudeuten, daß der Mann des römischen Volks auswärtigen Völkern furchtbar, das Weib fruchtbar und häuslich sein sollte (Diocass. fragm. XII.). Wo ein Thor (porta) stehen sollte, wurde der Pflug aus der Furche gehoben (portare), das eine, wie das andere Rind aber von Romulus den Göttern als Opfer gebracht. Spätere finden darin noch das bedeutsame Zeichen, daß die Bürger der Stadt in der Bearbeitung der Erde, in Fleisch und Milch, in Ackerbau und Viehzucht die vornehmste Quelle ihres Unterhaltes finden sollten. Von da ab verblieb dieser symbolische Gebrauch bei allen Colonialstädten, welche unser Volk anlegte (Dion. Hal. I. 88.; Virg. Aen. III. 755.; Ovid. Fast. IV. 819.), in Anwendung, das Rind

stieg zu der Ehre, das Opferthier der oberen Götter zu sein (Pl. VIII. 70.); der Stier wurde zur Lust des Volkes in Kampfspielen gegen Menschen und Thiere verwendet und nahm in der Landwirthschaft, wie die Kuh in dem Haushalte, eine Stelle ein, welche durch kein anderes Hausthier zu ersetzen ist (Varr. II. 5.). Was er uns bedeutet, sagt sein Name (juvencus, juvenca, a juvando, Varr. L. L. IV. 19.). Wir haben in dem Stiere den Genossen und Gehülfen unseres Feldbaues, gleichsam den Colonus unserer Aecker, der zu der mühseligsten Arbeit geeignet ist (Petron. 56.). Ihm verdanken wir die Ernten aller unserer Lese- und Speisefrüchte, selbst der Ertrag unserer Weinpflanzungen würde sich mindern, wenn er nicht den Pflug durch die Rebländer und die mit Pfahlhölzern, bis zur Erhitzung der Räder schwer belasteten Wagen weither und bergan schleppte (Veget. Prol. III.). Sein Rücken ist augenscheinlich nicht zum Lasttragen gebaut, obwohl ihn die Myser auch dazu verwenden (Ael. II. 53.), sein Nacken aber fürs Joch und seine kräftige breite Schulter zum Zuge geschaffen (Cic. nat. II. 63.). In bedächtigem, langsamen Gange schreitend, läßt er keine Last stehen, seine angestrengte Kraft macht das Unbewegliche beweglich; vor dem schollenbrechenden Pfluge stürzt er unter Anstrengungen eher nieder, als daß er seinen Dienst versaget (Hor. ep. I. 7. 87.). Er ist das Vorbild der Stärke, Macht, Gewalt, und stellt darum, nach Horapollo, in den ägyptischen Hieroglyphen, die gesunde, vollste Menschenkraft dar. Kein anderes Thier ist so stark, wie dieses von der Natur selbst für den Pflug geschaffene Thier (Ovid. Pont. I. 11.), ohne welches das menschliche Geschlecht nicht bestehen könnte, mehr werth auch als Pferd und Esel. Menschen und Thieren, bis zum Hofgeflügel herab, gewährt seine Arbeit den Lebensunterhalt (substantia); durch die ganze Welt zieht er den Wagen (1. Sam. 6, 6; 2. Sam. 6, 3. 6.); er entkörnt das Getreide auf der Dreschtenne (5. Mos. 25, 4.; Jerem. 50, 11.; 1. Cor. 9, 9.) mit unermüdlicher Geduld und läßt sich vor dem Dreschgestell wie vor dem Pfluge das Maul mit einem Korbe belegen und die Nase mit Mist, vor dem er sich ekelt, bestreichen, um sich, wie sehr er auch vom Hunger gequält wird, Nichts von den Saaten, Reben oder Aehren seines Gebieters zur Unzeit anzueignen (Ael. IV. 25.). Die reifen Früchte schafft er von den Aeckern in die Villa, von der Scheuer in die Mühle, von dem Bo-

das Haar struppig, das Maul bis zu den Ohren gespalten, das Fell steinhart, daß es nicht verwundet werden kann; die Hörner sind beweglich (Pl. VIII. 30.).

Das syrische Rindvieh, chersonesischer Abstammung, ist stark, braungelb, breitstirnig, großgehörnt, wilden Charakters, brüllhaft, trotzig blickend, eifersüchtig und breiten Kinnes; es füttert sich gut, magert nicht leicht ab, deshalb zu herrlichen Göttergeschenken geeignet, aber auch schnell und tapfer im Kriege (Oppian. II. 100.). Eine Art syrischer Ochsen hat fast keine Wampen, aber einen Buckel auf dem Rücken (Pl. VIII. 70.).

Die karischen Ochsen, häßlichen Ansehens haben vom Nacken bis über die Vorderblätter einen Höcker und Hörner, nicht beweglich, wie die der indischen, sondern wie verrenkt*); sie sollen zur Arbeit gut sein (Pl. VIII. 70.). Diese Art kommt auch in Cypern vor (Capitol. in Gord. 3.)

Das Rindvieh in Phrygien, von vorherrschend gelber und röthlicher Farbe, mit hohen Fleischklumpen über dem Nacken (Oppian. Cyneg. II. 90.), besitzt die Fähigkeit, die Hörner wie Ohren zu bewegen, was daher kommt, daß sie mehr an der Haut, als an den Knochen hängen (Pl. VIII. 70. Aristot. h. a. III. 9.).

Das im Lande der Troglodyten befindliche Rindvieh hat schräg abwärts, nach der Erde zu gebogene Hörner, welche nöthigen, daß es auf der Weide den Kopf auf die Seite biegt, um fressen zu können (Oppian. Cyneg. II. 98. Plin. XI. 45.). Das Volk legt einen großen Werth auf sein Vieh; es zeigt dies

*) Offenbar ist hier der schon auf den Ruinen von Persepolis in den Abbildungen der Völkerzüge, jetzt in Arabien, Persien und Indien, in Afrika und auf ganz Madagaskar vorkommende s. g. Buckelochse oder Zebu gemeint; meist von bläulich-grauer, aber auch weißer, rother, scheckiger Farbe, mit einem, bisweilen mit zwei Höckern von einer Schwere bis 50 Pfund. Die Hörner sind ziemlich kurz, beinahe gerade und fast horizontal vom Kopfe ausgehend, doch sollen sie manchen auch gänzlich fehlen. Es ist eine nicht ganz zu verwerfende Ansicht, daß unser europäisches Rindvieh von dem Zebu abstamme. Dasselbe kommt in der Größe mit ihm ziemlich überein, pflanzt sich mit demselben leicht fort und verliert bei fortgesetzter Zucht den Höcker. Der Zebu, viel schneller als unser Rind, im Laufe einem Pferde fast gleich, wird zu schnellen Reisen benutzt und zu diesem Zwecke mit Hufeisen beschlagen, mit Geschirr, wie das Pferd, belegt und mittelst eines durch die Nase gezogenen Seiles geleitet. Sonst stimmt er im Betragen und Nahrung mit unserem Vieh überein.

der Name „Eltern", den sie ihm geben. Sie nennen nämlich den Stier und die Kuh, den Widder und das Schaf, Vater und Mutter, weil sie von diesen und nicht von ihren natürlichen Eltern täglich und lebenslänglich ernährt werden (Diod. S. III. 32.).

In den Alpen (Strab. IV. 6.), in Thracien, Germanien, namentlich im Harzwalde, und in den gesammten Nordländern (Solin. II. 3.) findet man wilde Ochsen, s. g. Bisonten*)

*) Manche nehmen an, daß der Bonasus, Belinthus und Bison der ältesten naturhistorischen Schriftsteller und der Urus dasselbe Thier, der Auerochs (bos urus) sei. Die Beschreibungen desselben sind in der That auch auf letzteren anwendbar. Daher sagt auch Kaup (Das Thierreich. Darmstadt, 1835, I. S. 198): „Der Auerochs ist der Wisent der alten Deutschen, Suhr oder Zuhr der Polen und Bison der Alten." Geßner (1550) hält den Ur des Cäsar nicht für den (noch jetzt vorhandenen) Auerochsen, sondern für den Stammvater unseres zahmen Ochsen, der zu dessen Zeit noch wild in der Dichte der hercynischen Wälder lebte und von dem noch jetzt ungeheure Skelette in den Torfmooren ausgegraben werden. Dieser Ansicht tritt auch Oken bei, wenn er sagt (Naturgeschichte VII. 1425): „Nach den Alten zeichnete sich der Bonasus oder Bison durch mähnenartige Haare am Kopfe und Halse aus, der Urus aber durch seine großen Hörner, welches letztere nicht auf unsern jetzigen Auerochsen paßt." Wir haben daher auch den Bison oder Wisent von dem Urochs geschieden und stützen uns dabei noch auf das Nibelungenlied, das den Bison oder Wisent von dem Ur, gerade wie den Elk (das Elenn) von dem Schelch (Riesenhirsch), unterscheidet.

Danach schluch er schiere, einen Wisent und einen Elch
Starcher Uren viere, und einen grimmen Schelch.

Auch die Benedictionen des St. Galler Mönchs Eckhard unterscheiden das Fleisch des Bison und Ur (Morgenblatt 1847. S. 575.). Zu Cäsars Zeit wenigstens und sicherlich auch zur Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes mögen der Ur und der Wisent in Deutschland gelebt haben; letzteres kommt oft auf dieselben zurück und sagt noch an einer andern Stelle:

Mit ihren scharpfen Geren sie wollten jagen swie
Beren und Wisente: was kunnte kůnores gesie?

Manche deutsche Ortsnamen deuten auf diese Thiere zurück; Elwangen (Elchenwang, Elchfang) soll von dem Elch, Wiesensteig (Wiesentessteige) in Schwaben und Wisendangen bei Winterthur von dem Wisent benannt sein; Urach in Württemberg, Urbach, Urleben u. A. in Thüringen lassen sich vielleicht auf den Ur zurückführen, der in Deutschland allmählich verschwand. Schon unter Chlodwigs Nachfolgern war er in Frankreich so selten, daß sich die Könige die Jagd desselben vorbehielten. Die Sachsen jedoch mögen ihn länger gehabt haben. Nach einer Urkunde v. J. 782 versprachen sie dem Wodan in Hoffnung des Sieges Opfer von Kriegsgefangenen, Schafen und Auerochsen; Karl der Große beschäftigte sich selbst mit dieser Jagd und gab (807) den Gesandten des Chalifen zu Ehren eine solche, auf der sie aber, erschreckt von der Furchtbarkeit dieser Thiere, flohen,

(bisontes), vielleicht dieselben, welche Einige päonische Ochsen nennen (Pausan. IX. 21. 2.), – unsern gewöhnlichen ähnliche, aber entsetzliche, schwer zu fangende (Paus. X. 13.) Thiere, mit über Brust und Backen sich löwenartig verbreitenden Mähnen (Oppian. Cyneg. II. 159), spitzig zulaufenden, krummen Hörnern, auf denen sie Menschen und wilde Thiere emporschleudern, und einer feilenähnlich rauhen Zunge, mit der sie nur leckend die Haut zerreißen können. Wegen ihrer Unbändigkeit lassen sie sich nicht zähmen (Solin. II. 3.); die Griechen haben es wenigstens nicht versucht (Pl. XXVIII. 45.); es ist ein Wunder, gezähmte Bisonten zu sehen (Mart. I. 105. 8.), denn kein Netz ist stark genug, sie zu halten. Um sich ihrer zu bemächtigen, bedecken die Jäger eine Höhe, vor der sich ein tiefer Graben hinzieht, mit frisch abgezogenen, oder alten, geölten und dadurch schlüpfrig gewordenen Häuten. Auf beiden Seiten wird ein starker Zaun gezogen; zu Pferde werden dann die Ochsen an diese Stelle getrieben, woselbst sie auf den Häuten ausgleiten, sich überschlagen und in den Graben hinabstürzen, in dem sie binnen 4—5 Tagen vor Hunger matt werden. Will man sie zahm machen, bringt man den Ermatteten geschälte Zapfen der edlen Fichte, das einzige Futter, welches sie anfangs nehmen, fängt sie nach längerer Zeit mit Schlingen und führt sie gebunden fort. Dropion, der Päonierkönig, schenkte den ehernen Kopf eines solchen Ochsen nach Delphi (Paus. X. 13).

In Päonien, dem thracischen Mödiken, findet sich ein wildes, schon von Herodot (VII. 126) gekanntes, auch nach Rom gebrachtes stierähnliches Thier (Pl. VII. 17), Bonasus, in der Landessprache Monops, Monapos (Ael. n. a. VII. 3), Monastos (Antig. hist. mem. 58), auch Bolinthus (Arist. de mirab. ausc. 1), in Lydien Bonakus (Solin. XL. 10) oder Bonasus (Arist. h. a. II. 1, 3) genannt, mit Pferdemähnen, schwarzen und kräftigen Aussehens, eingebogener Nase und ungeheuerlicher, rückwärtsgebogener und in einander geschlungener Hörner, die nach

---

während Karl, an diese Jagd gewöhnt, auf einen Ochsen lossprengte, den Hieb auf den Nacken führte, aber fehlte; das wüthende Thier brachte ihm mit seinem Horne eine Wunde am Beine bei, die jedoch unbedeutend war, weil der Stiefel die Gewalt des Stoßes gebrochen hatte. S. Raumers histor. Taschenb. 1832, S. 388; 1835, S. 294.

Griechenland eingeführt werden. Kopf und Körper sind dem des Stieres fast gleich, nur ist der wilde Stier voller, kürzer und breiter gebaut, über und über stark behaart, besonders an Brust und Unterkinnbacken. Der Hals trägt vom Kopf bis zum Widerriste eine bis über die Augen hängende Mähne (Paus. IX. 21), weshalb der Bonasus mehr seitwärts als vorwärts sehen kann. Weil die Hörner in mannichfaltigen Windungen in sich selbst zurücklaufen, die Spitzen gegen die Ohren stehen und nur von der Länge einer halben Spanne sind, taugen sie nicht wohl zur Vertheidigung, sie werden aber zu Trinkhörnern verwendet, denn sie haben eine Weite, daß jedes 1½ Quart fassen kann. Die Natur hat die Vertheidigungswaffe des Ungeheuers an den Wanst verlegt (Arist. part. an. III. 2). Wenn es nämlich erschreckt, gejagt oder verfolgt wird, schlägt es aus und spritzt flüssigen Unrath auf 24 Fuß weit, nach Anderer Angabe auf drei Jochlängen, aus, der von solcher Hitze ist, daß er verbrennt, was er trifft; nachsetzenden Hunden frißt er die Haut auf und wirkt tödtlich. Die Haare sind weicher als die der Pferde, fliegend, dicht und von reiner Farbe, die das Mittel zwischen aschgrau und feuerfarben hält; die Beine zottig, der Schwanz ist ziemlich kurz, die Stimme der des Ochsen ähnlich, das Fleisch wohlschmeckend, das Fell brandgelb und die Haut so groß, daß sieben Menschen darauf liegen können. Schwarze und braune sieht man gar nicht.

In den Alpen und genannten Nordländern giebt es wilde Ochsen mit Mähnen, überaus schnelle und starke Auerochsen, welche das unwissende Volk Bubalus nennt. Diese jedoch, eigentlich in Afrika zu Hause, ähneln mehr einem Kalbe oder Hirsche (Pl. VIII. 15). Der Bubalus, sagt Oppian, ist kleiner an dem Körper, aber viel stattlicher als das Breithorn (πλατυκερως), glänzender Augen, schöner Farbe, fröhlichen Anblicks (Opp. Cyneg. II. 300).

Der Ur (urus), nach Neueren der Ochs im Naturzustande, von dem Bison durch Kraft, Schnelle und Breitigkeit der Hörner unterschieden (Pl. VIII. 15. Senec. Hippolyt. I. 63), etwas kleiner als der Elephant, hat Farbe, Gestalt und Ansehen eines Stieres, große Kraft und Schnelligkeit; er schont weder Menschen noch Thiere, die ihm in's Angesicht kommen (Caes. b. g. VI. 28). Von unserem Stiere unterscheidet er sich, wie das

wilde Schwein von dem zahmen, ist aber nur schwarzer Farbe und kräftiger als jener; die Nase ist eingebogen, das Gehörn stark zurückgedreht; er läßt sich sehr schwer, auch nicht einmal in der Jugend, an den Menschen gewöhnen (Aristot. h. a. II. 1. Caes. b. g. VI. 28). Der Urstier kommt in den Alpen und in Deutschland als wildes Jagdthier vor (Isidor. XII. 1, 34); die Bewohner dieser Länder fangen und tödten ihn in Gruben. Die Jagd dient jungen Leuten zur Uebung und Abhärtung; diejenigen, welche eine große Anzahl erlegt haben und sich durch die Hörner ausweisen können, erwerben hohes Lob; die Hörner werden eifrig gesammelt, mit Silber beschlagen und, weil sie sehr weit sind, statt der Becher bei königlichen Tafeln (Isidor. XII. 1, 34) und prächtigen Gastmahlen gebraucht (Caes. b. g. VI. 28).



Der Auerochs wurde manchmal bei unseren Kampfspielen gesehen, häufiger aber kommen deutsche Rinderhäute (coria boum) nach Rom, welche wir germanischen Völkern, namentlich den Friesen, aufgelegt haben. Den Tribut, wie er ihnen von Drusus zum Kriegsgebrauche vorgeschrieben, lieferten die Barbaren eine Zeit lang, ohne daß Jemand streng darauf sah, von welcher Dauerhaftigkeit und von welchem Maße die Häute waren. Als aber der zur Verwaltung des Friesenlandes eingesetzte Principilarcenturio, Olennius, Häute von Auerochsen zum Maßstab wählte, nach denen die gelieferten angenommen werden sollten, fiel dieser Tribut den Germanen, die zwar ungeheure Thiere, reiche Wälder, aber nur mäßig großes Hornvieh besitzen, so schwer, daß sie zuerst die Ochsen selbst, darauf die Felder, zuletzt Weiber und Kinder in Leibeigenschaft gaben. Dadurch entstand Erbitterung und Beschwerde; als keine Erleichterung gewährt wurde, suchten sie sich durch Krieg zu helfen, ergriffen die zur Tributerhebung gegenwärtigen Soldaten und knüpften sie an Galgen auf. Olennius kam den Erbitterten durch die Flucht in das Castell Flevium zuvor, die gereizten Friesen aber erschlugen alle Römer im Lande (Tacit. A. IV. 72).

Ob unser Rindvieh von der einen oder andern der genannten Arten stamme, finde ich nirgends erörtert. Woher es auch stamme, durch äußere Einflüsse, besonders der Wärmegrade (Aristot. h. a. VIII. 28) ist eine Verschiedenheit der Arten und Veränderung in seiner Natur entstanden (Col. II. 1):

Vielerlei ist die Gestalt und unaufzählig die Stiersitt'.
Oppian. Cyneg. II. 93.

Es tritt dies recht klar hervor, wenn man mit den zuletzt genannten unbändigen Arten die ägyptischen vergleicht. Dort, am waizenreichen Nilstrom, sind sie größer als in Hellas (Arist. VIII. 28):

Weiß an Farbe wie Schnee und stattlich an Größe vor Allen,
Sanft ist aber ihr Sinn, zuthunich sind sie den Menschen,
Was der Sterblichen Wort befiehlt, ertragen sie willig.
Oppian. II. 85.

Diese Verschiedenheit stellt sich nicht blos in den einander fernen Provinzen, sondern selbst in einem und demselben Lande dar. Der Landwirth hat dieselbe wohl ins Auge zu fassen, und namentlich bei dem Ankaufe die Gegend zu berücksichtigen, aus welcher das Vieh kommt und in welche es gebracht wird. Stammland und Heimath geben demselben einen gewissen Charakter; Davon, daß das alte und das neue Vaterland einander entsprechen, hängt die Gesundheit, Nutzbarkeit, ja sogar das Leben des Viehes ab (Varro II. 5). Wir glauben unsern Landsleuten einen Dienst zu erweisen, wenn wir die wichtigsten Rindviehstämme diesseit und jenseit des Meeres mit den uns bekannt gewordenen Eigenthümlichkeiten aufzählen.

Griechenland, in jeder Beziehung auf das Reichlichste von der Natur bedacht, hat in einzelnen Provinzen vortreffliche Schläge; das griechische Vieh wird weithin gerühmt; — Milch, Käse und Kälber machen einen bedeutenden Handelsgegenstand aus. Oben an steht

1. Epirus, mit einer durch Größe, Gestalt, Zugfähigkeit (Col. VI. 1), Zuchttauglichkeit und Milchergiebigkeit ausgezeichneten Race. Sie ist besser, als jede andere in Griechenland und übertrifft selbst das Vieh von Sicilien, welches namentlich um Himera, Acrageton und Tauromenon (Ovid. Fast. IV. 474) zahlreiche, durch ihre weiße Farbe berühmte Heerden (Theocr. IX. 10) auf nahrhaften Triften seit den ältesten Zeiten aufzuweisen hat (Diod. S. IV. 30). Von daher bezieht Italien einen Theil seines Bedarfes an Zuchtvieh (Varr. II. 5), wozu es sich durch seine Schaftigkeit ganz vorzüglich eignet. Von dem kalydonischen Eber heißt es:

— — Nicht mächtiger nähret Epirus
Stiere im Krant, in den Auen der Sikuler waren sie kleiner.
Ovid. M. VIII. 282.

Zunächst ist dies Folge der vortrefflichen Weiden (Arrian. exp. II. 16), welche das Vieh Jahr aus, Jahr ein, sich selbst überlassen, begeht; Aristoteles (h. a. VI. 23) versichert, daß die freiweidenden Stiere den Hirten öfters Monate lang nicht zu Gesicht kommen. Viehzucht ist aber auch die Hauptbeschäftigung der Einwohner, sie besitzen viele Kenntnisse und sind wahre Athleten derselben (Varr. II. 1). Die Hirten können nirgends besser sein; sie sind wachsam und weidekundig (Hom. Od. XI. 292). Die Dienstbarkeit des Apollo bei Admetus (Apollod. I. 9, 15. Tibull. II. 3, 11), des heerdenreichen Herrschers von Pherä, hat die Mythe zwar nach Thessalien verlegt, gewiß aber galt derselbe auch hier als Heerdengott (θεός νομίος), dessen Obwaltung alles Vieh mit Segen erfreut.

Leicht wohl füllt die Weide mit Stieren sich, Heerden der Ziegen
Mangelten niemals sicher der Sprößling', welchen Apollo
Auf dem Gefilde den Blick zuwendete.
Callim. Hymn. in Apoll. 50.

Den Ruhm des epirotischen Viehes begründeten aber auch die Könige dieses Festlandes. Arrian (II. 16) sagt: „Für mich liegt nicht außer den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, daß der Ruf der Rinder von Epirus und der Name des Landesfürsten, Geryons zu Eurystheus, gedrungen sei, daß der argivische Herkules von demselben abgeschickt worden sei, die Rinder wegzutreiben und nach Mycenä zu führen." Man weiß, daß sie an Viehzucht Wohlgefallen und durch dieselbe Ruhm fanden und selbst den Neid anderer griechischer Fürsten erregten. Neleus setzte einen solchen Werth auf die Rinder dieses Landes, daß er seine weitbewunderte Tochter, Pero, keinem der benachbarten Fürsten zusagte,

— — Der nicht des mächtigen Königs Iphikles
Breitgestirnete Rinder aus Phylakes Auen entführte.
Hom. Od. XI. 288.

Am erfolgreichsten nahm sich Pyrrhus (300 v. Chr.) vielleicht zum Zwecke der ihm beliebten gymnastischen Kämpfe (Senec. de ir. II. 14) oder der in jenen Gegenden gewöhnlichen Stiergefechte der Viehzucht, wie Polykrates von Samos (Arist. Tol. V. 11) an,

vielleicht ließ er aus andern Gegenden Rindvieh zur Verbesserung des einheimischen einführen. Man erzählt wenigstens von Alexander d. Gr., daß er die vorzüglichsten Stücke einer durch Schönheit und Größe ausgezeichneten Heerde von mehr als 2- bis 3000 Stück, die dem Sieger nach einer Schlacht in Indien in die Hände gefallen war, aussuchen und zum Behufe des Ackerbaues nach Macedonien schicken ließ (Arrian. exp. IV. 25). Pyrrhus indeß betrieb zumeist Anzucht nach festen Grundsätzen; in der zur Fortpflanzung bestimmten königlichen Heerde von 400 Stück (Arist. VIII. 7, 9) ließ er keine vor dem vierten Jahre zur Begattung und brachte es dadurch dahin, daß das epirotische Vieh eine außerordentliche, alle Racen übertreffende Größe und eine Milchergiebigkeit erlangte, deren Betrag Aristoteles (h. a. III. 21. Geop. XVII. 2) auf täglich 1½ Amphoren*) (ἀμφορεύς) anschlägt. Der Melkende steht aufrecht oder bückt sich nur ein Wenig, weil er sitzend nicht an das Euter kommen könnte. Bis jetzt, also fast 400 Jahre, haben sich noch einige Abkömmlinge jener königlichen Heerde erhalten. Sie sind selten und theuer und kommen außerhalb des Landes nicht gut fort (Arist. VIII. 7). Der Grundsatz der späten Zulassung, den Pyrrhus festhielt, ist aufgegeben, man gestattet dieselbe schon im ersten oder zweiten Jahre (Pl. VIII. 70). Reiche Römer, wie Atticus, die Güter in der Provinz besitzen, lassen Epiroten zu uns kommen, theils zur Zucht, theils, nach erfolgter Mästung, zu Opferzwecken (Pl. VIII. 70) und vermitteln auf diese Weise unsere Bekanntschaft mit denselben.

2. Thessalien, wo Aristäus an dem Peneus seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm und die Viehzucht lehrte, hat, wie schon die weißen Heerden des Königs Admetus beweisen (Tibull. II. 3, 11), vortreffliches Rindvieh, grasreiche Fluß- und Bergweiden, und tüchtige Hirten.

3. Arkadien, seit jeher das gefeierte Land der Hirten, Heerden und der Hauptsitz des Pankultus, besonders in Tegue und den viehreichen Gebirgen Lycäus und Mänalus (Stat. Theb. IX. 719) mit schattigen Laub- und Nadelholzwäldern (Virg. Ecl. VIII. 86), ernährt Schafe, Ziegen und Rinder in Menge:

Zeuge wird sein Pholoë und Zeuge Stymphalia's Quelle
Und auch Ladon, zum Meer eilet der flüchtige Strom;

*) Also 1¼ Kubikfuß.

Dann der Pinienkranz der nonakrinischen Waldweib'
Und die cyllenische Höh' und der parrhasische Schnee.
Hornvieh's Schützer war Pan und Pan Obwalter der Stuten;
Daß er beschirmte die Schaf', brachte Geschenke ihm zu.

Ovid. Fast. II. 273.

Namhaft ist das Opfervieh des weidereichen, dem Apollo geweiheten Mänalus und Lycäus (Paus. VIII. 36, 38) und des nicht weit davon entfernten Gebirges Nomia (τὰ Νόμια ὄρη), auf dem Pan bei dem Flecken Melpea die Hirtenflöte erfunden und Aristäus seine Heerden gehabt haben soll. Daher die Anweisung der Cyrene zum Sühnopfer für die erzürnten Nymphen und Orpheus:

Vier erlesene Stier' von stattlichem Wuchse des Leibes,
Welche dir jetzt umweiden die grünende Höh' des Lycäus,
Wähl' und der Kühe so viel mit unbelastetem Nacken.

Virg. G. IV. 538.

4. Böotien, dessen Name schon auf Rinder deutet, hat vortreffliche Weiden, namentlich auf dem Waldgebirge Aracynthos an der Grenze von Attika (Virg. Ecl. II. 2; Propert. III. 13, 42), um Orchomenos am Cephissos, Theben und Thespiä, deren Reichthum an Hornvieh, Pferden und Schafen die ältesten Mythen bezeugen (Paus. I. 38, 9; IX. 12, 1. Apollod. II. 4, 11; III. 5, 5) und Spätere erwähnen (Pind. Ol. XIV. 3).

Italien, das schönste Land des Erdkreises, besitzt Rindvieh, das nirgends vortrefflicher zu finden (Pl. XXXVII. 77), Göttern und Menschen beliebt ist (Hor. Od. III. 23, 12). Diese Zucht wurde hier seit den ältesten Zeiten und stärker als in Griechenland getrieben, wo im Ganzen wenig Hornvieh, zumeist zur Anspanne gehalten, Milchbedarf aber durch Schafe und Ziegen befriedigt wird. Wie bedeutend bei uns die Haltung schon um die Zeit der punischen Kriege gewesen sein müsse, ergiebt sich daraus, daß Hannibal binnen kurzer Zeit unteritalischen Bauern 2000 Ochsen zu seiner berühmten Kriegslist am formianischen Felsen abbeuten konnte (Liv. XXII. 16), daß dennoch große Heerden auf den Bergen weideten (Liv. XXII. 17), daß an den großen Spielen (ludi magni) i. J. d. St. 535 (217 v. Chr.) 300 Stiere dem Jupiter, und außerdem den andern Göttern noch weiße geopfert werden konnten (Liv. XXII. 10).

Das italische Vieh ist häufiger von dunkler, als von weißer Farbe (Varr. II. 5), hochgehörnt, feisten Halswerkes (Pl. III. 6), fröhlichen Wuchses (Virg. G. II. 145), von großem und starken Körperbau; seine Anlage zur Fleisch- und Fettbildung macht es geeignet auch zu den größten Dankopfern (victima maxima), die Juno, Jupiter, Neptun oder Apollo für ein gewährtes Glück (Virg. G. II. 147; III. 29) gebracht werden, zu Sühnopfern (hostia) und öffentlichen Weihungen. Die Stiere werden zu diesem Zwecke frühzeitig ausgesucht und auf Mastweiden besonders ernährt. Durch die verschiedentlichen Einwirkungen des Bodens und Klimas, der Ernährungs- und Züchtungsweise hat sich auch hier eine Verschiedenheit im Typus und Charakter gebildet, der nicht übersehen werden darf. Nennenswürdig sind folgende Landschaften:

1. Campanien erzeugt meistentheils kleines Vieh, das jedoch auf seinem vaterländischen, leichten Boden auch zur Bearbeitung desselben nicht untauglich ist (Col. VI. 1. Virg. G. III. 62, 140). Wie in Thracien, namentlich auf den freudigen Fettweiden für Opferstiere um den Melas (Ovid. Fast. IV. 474), am schwarzen Meerbusen (ad μελανακολπον Varr. II. 5) und in Aegypten, ist weiße Farbe hier vorherrschend.

2. Bruttium, das alte Italia, war schon frühzeitig durch seine Viehzucht bekannt; sie blieb hier die vornehmste Beschäftigung auch in späterer Zeit, als die Lukaner die Gebirgsvölker Calabriens sich unterthan und die Bruttier zu ihren Knechten und Hirten gemacht hatten (Strab. VI. 2. 94). Menschen und Boden sind hier der Zucht so günstig, daß einzelne Römer, wie Lucilius Hiper, große, durch ihre Edelhaftigkeit hochberühmte Heerden bisweilen von röthlicher Farbe (Theocr. IV. 20) hielten (Varr. II. 1), die namentlich am Aesaros (j. Nerete), der durch Kroton fließt, und am schattigen Hang des dieser Stadt nahen Latymnos das zarteste Gras finden (Theocr. IV. 17).

— — — Auch an Malimnos Ufer und Physko's weiden die Stiere
Auch zum Neäthos hin, wo Alles in üppigem Wuchs steht,
Wo Dürrwurz, Geiskraut und Melisse so duftig emporsproßt.

Theocr. IV. 23.

3. Umbrien, die weidereiche, wohlgewässerte Landschaft, hat berühmtes Vieh (Col. III. 8) in zahlreichen Triftheerden, das eben so durch seine Gutmüthigkeit, wie durch seine körperliche Größe

und Schaftbildung wohlgefällt (Col. VI. 1), theils von rother, theils von weißer Farbe, theils gescheckter Zeichnung. Die Mehrzahl der Heerden scheint in das Weiße zu fallen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Neigung dazu in der Natur des Schlages liegt, oder, wie angesehene Gelehrte annehmen (Pl. II. 106), ob das in dem dichten Schatten eines uralten Cypressenhaines entspringende, natürlich kalte (Sil. Ital. IV. 547) und sich durch ebene Gefilde verbreitende Wasser des Klitumnus, wie das mehrerer anderer Quellen und Flüsse (Senec. Quaest. III. 25) eine die Farbe verändernde Kraft besitze, mögen die Thiere in demselben baden oder trinken (Propert. II. 15, 25). — Besonders gesucht zu großen Dankopfern sind die schneeweißen Stiere von Mevania (Lucan. Phars. I. 473. Stat. Sylv. I. 4, 129), wo der Klitumnus, umgeben von fröhlichen Weiden (Juven. XII. 14), in die Tinia fällt,

Heerden von hier, schneeweiß und der Stier, o Klitumnus, der Opfer
Größestes, oft in deinem geheiligten Strome gebadet,
Führeten Roms Triumphe hinauf zu der Himmlischen Tempeln.
Virg. G. II. 146.

Solltest du, Deutscher, einst dieses Land betreten, versäume nicht,

— — Des Klitumnus Siegern heilige Wellen,
Die Triumphen in Rom gestellen das schneeige Hornvieh,
Sorgsam zu schaun und geh' nicht vorüber den Wundern des Quellborns!
Claudian. Cons. Hon. VI. 506.

4. Apulien hat in der Umgegend des Berges oder Vorgebirges Matinus (j. Matinata) gute Weiden (Lucan. IX. 185), die wegen der milden Luft auch im Winter betrieben werden können.

5. Das Rindvieh des triftreichen Lucaniens (Hor. ep. I. 28) ist durch seine Größe und Stärke ausgezeichnet. Die Römer hatten bis zu den Elephanten, die Pyrrhus mitbrachte, nie größere Thiere gesehen und sollen sie daher, wie Virginius und Isidorus (XII. 2) angiebt „Lukasochsen" (bos Lucas, Lucret. VI. 1301. Pl. VIII. 6. Sil. IX. 573) anfänglich genannt haben.

6. Das sabinische Gebiet, seiner Natur nach mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet, scheint früher als Latium, Etrurien und die römische Westküste ausgedehnte Viehzucht gehabt zu haben. Es geht wenigstens die Sage, daß die Sabiner der äl-

testen Zeit ihr großes, schönes Vieh unter dem Schutze des Mars, des alten, erhaltenden Gottes, dachten; unter Anführung eines nach Aussage der Priester vom Mars gegebenen Stieres soll in der Urzeit der Jahrgang ihrer diesem Gotte geweihten Kinder als Colonie in das Land der Opiker gezogen sein und den Stier dort dem Gott geopfert haben (Strab. V. 4). Die Hörner einer durch Größe und Schönheit ausgezeichneten, unter Servius (555 v. Chr.) gefallenen sabinischen Kuh, die im Vorhofe des Tempels der Diana, der Schutzhüterin der Heerden, angeheftet war, wurden, mehrere Menschenalter hindurch, wie ein Wunder angesehen und priesterliche Weissagungen, die sich daran knüpften, zu Gunsten der Herrschaft Roms gewendet (Liv. I. 45). Als sich die Römer nach Beendigung des zweiten und dritten samnitischen Krieges durch Colonieen im Gebirge festsetzten und große Strecken zur Staatsdomaine geschlagen wurden, scheint der Viehbestand auf Kosten des Ackerbaues ausgedehnt worden zu sein, wozu das Land auch weniger geeignet ist.

7. Latium hat einen gedrungenen, zur Arbeit kräftigen Schlag (Col. VI. 1.). Auf den grasreichen Wiesen um Alba Longa, in der Nähe des Albaner Berges und Sees, werden die zu den öffentlichen Opfern in Rom bestimmten Stiere fett geweidet (Hor. Od. III. 23. 11.).

8. Etrurien liefert gedrungenes Arbeitsvieh (Col. VI. 1.); die schönen durch die Beschaffenheit des Wassers weißgefärbten Stiere (Pl. II. 106.) des obstreichen Falerii waren in Rom (Ovid. Amor. III. 13. 3. Fast. I. 83.), besonders am Feste der als Juno Curitis oder Quiritis (Lanzen-Juno) aus Etrurien nach Rom verpflanzten, zur verehrtesten Gottheit erhobenen Juno und bei der latinischen Festfeier (feriae latinae) auf dem Albanerberge, begehrt, bis ein späterer Senatsbeschluß erlaubte, statt der weißen, röthliche (rutuli) Stiere dem latiarischen Jupiter (Jupiter Latiaris) als Schutzherrn des Latinerbundes darzubringen (Arnob. II. 68.).

9. Das gallische oder oberitalische Vieh ist ein ganz tüchtiger, großer, starker, wohlgebauter, im ganzen Lande der zur Arbeit tauglichste Schlag, mit einziger Ausnahme des ligurischen, welches in Folge des armen, steilen und steinigen Bodens (Cic. de leg. agr. 95.) klein bleibt (Col. III. 8.) und deswegen von Varro (II. 5.) Bettelzeug (nugatorii) genannt wird. Die itali-

schen Gallier, begünstigt durch reiche Weide, an Bergen wie auf Ebenen, betreiben diesen Theil der Viehzucht sehr stark und eignen sich, weil sie Weide und Pflege verstehen, gleich den Puniern, Lybiern oder Numiden (Sil. II. 444.), vorzüglich als Hirten für alle Lastthiere (Varr. II. 10.). Sie treiben, wie die Ligurer über Genua und die illyrischen Völker, über Aquileja (Strab. V. 1.) einen ansehnlichen Handel mit Sklaven, Häuten, Rindern und Lastvieh nach Italien, wo sie dafür Oel und Wein, der bei ihnen pechig und herbe schmeckt, umtauschen (Strab. IV. 6.). Besonders geachtet ist das Rind- und Schafvieh der auch in der Umgegend von Altinum am Silis (j. Mosone) im transpadanischen Gallien (Mart. XIX. 93). Die Kühe, von den Einwohnern (mit dem deutsch klingenden Namen) cevae (Kähwe, Käube) genannt, sind zwar kleinen Körpers, aber sehr milchreich, was theils Folge der guten Sommerweide in dem Berglande und auf den kahlen Anhöhen so hoch aufschießenden Gensters ist, daß sie im Schatten desselben ruhen können*) (Calpurn. I. 5.), theils des Bedachtes auf kräftige Kälber, die man besonders aussucht, an zwei Müttern säugen läßt, und mit geschrotenen Bohnen und Weintrank, den dieser Schlag ganz gut verträgt (Col. VI. 24. 6.) füttert.

10. Das Alpenvieh erträgt schwere Arbeit, obwohl das Joch nicht auf den Nacken, sondern an die Hörner gelegt wird, und giebt reichliche und trefflich gewürzte Milch. Milchergiebigkeit zeichnet das kleinste Alpenvieh aus (Pl. VIII. 70.), eine Erscheinung, die auch am Phasis vorkommt (Arist. h. a. III. 21.). Der würzige, besonders im Frühjahre hervortretende Geschmack stammt von den kräftigen Weidepflanzen, deren Genuß das Vieh gleichsam anschwängert, und von der Ausdünstung der Wälder. Die Arkadier benutzen die Frühjahrsmilch, ihres Kräutergehaltes wegen, als Arzneimittel (Theophr. h. pl. IX. 15.); um sie zu trinken und die Gebirgsluft zu genießen, gehen Viele aus Rom, die an der Schwindsucht leiden, in der milden Jahreszeit durch die Gebirgsfennen (per aestiva montium. Pl. XXIV. 19.

*) Der Genster (genista gen. L.) gehört zu den Hülsepflanzen; der Färbeginster, zum Gelbfärben und zur Bereitung des Schüttgelbes, kommt, wie der Blumenginster (g. florida), in Spanien und Italien häufig vor. — Stahr erblickte bei Montefiascone, so weit das Auge reichte, nichts als in gelber Blüthe prangende Ginstergebüsche, deren wogendes Goldmeer Berghänge und Ebenen bedeckte.



Milchkur!). Ueber Winter, wo der Weidegang durch den hohen Schnee unterbrochen wird und nöthigt, die schützenden Ställe zu beziehen, muß das Vieh in den Hochalpen viele Noth leiden (Liv. XXI. 31.); in den tieferen, mittägigen Gebirgen giebt es Thäler, sonnige Hügel, Wälder und menschlichen Anbaues würdige Plätze, wo sich auch in der rauheren Jahreszeit Weiden finden, welche die Hirten betreiben. Hannibal verstand dieselben für das abgemagerte Vieh, das er mit sich brachte, zu benutzen (Liv. XXI. 37.).

Bei allen Verschiedenheiten des Rindviehes giebt es gewisse feste Grundsätze, welche der Landwirth bei dem Ankauf und in der Zucht festhalten muß. Mago gebührt der Ruhm, dieselben fest und bestimmt angegeben zu haben. Wir stellen sie mit einigen Zusätzen in Nachfolgendem zusammen, nehmen aber den Stier (bos, bos arator) zuerst auf. Ein guter Arbeitsstier sei jung, vollschaftig (quadratus), starken, wohlausgebildeten Gliederwerkes, gepackten, großen Körperbaues und für sich mit allen den Eigenschaften ausgestattet, welche Odysseus für das Paar wünscht:

— Trieb ich ein Joch der trefflichsten Rinder am Pfluge,
Röthlich, und groß von Wuchs, mit fettem Grase gesättigt,
Gleich an Alter und Kraft, mit unermüdlicher Stärke
Eine Hufe zu ackern und wiche die Erde der Pflugschaar,
Sehen solltest du dann, wie Furchen ich zöge nach Richtschnur.
Hom. Odyss. XVIII. 370.

Die Stirne sei breit (εὐρομετωπος), wie die der Heerde des Sonnengottes auf Trinakria (Hom. Od. XII. 231.), hoch und kraus (Col. VI. 1. Varr. II. 5.), wie der ideale Stier der Europa (Ovid. M. III. 25.) und mancher Andere (Hom. Il. Merc. 355.). Das Auge verlange ich groß und wie die Schnauze schwärzlich (Mosch. II. 86.), das Nasenloch aufwärts laufend, groß und weit offen, die Nase stumpf (subsimus), das Ohr kurz und stark behaart (pilosus), die Backen gedrückt, den Hals lang, fleischig, muskelhaft, die Wampe (palearia) voll und fast bis auf die Kniee herabhängend (Pall. VI. 1.), wie der Stier, von dem es heißt:

Muskeln entschwellen dem Hals, am Bug hin hängen die Wampen.
Ovid. M. II. 854.

Muskeln und fleischige Theile sollen an jeder Stelle des Körpers hervortreten, die Ohren aber nicht schlaff abhängen; Schlappohren deuten auf Kraftlosigkeit.

Groß sei Brust und Bug, der Wanst weit, wenigst nicht eingezogen, die Hüfte vorstehend, die Lende schön und breit, der Rücken gerade, eben und nicht abschüssig, der Hinterbacken gerundet. Die Behauptung der Naturkundigen, daß der Stier in dem Schienbeine kein Mark habe, und daß es deswegen, wenn es zerbrochen, nie wieder zusammenwachse (Pl. XI. 86.), rechtfertigt allein die Forderung, daß es stark, gedrungen, nervigt, lieber etwas kurz als lang, das Knie ohne Tadel, gerade, aber ein wenig vorstehend gebildet sei (Varr. II. 5.), ohne daß beide streifen. Der Huf sei groß, gleich breit, glatt, ohne gesperrt zu stehen, der Fuß breit, doch nicht zu breit und werde im Gehen nicht auswärts geworfen.

Die Schwanzrübe des Rindviehes erreicht eine Länge, wie bei keinem andern Thiere und ist unten borstig, wie bei dem Löwen (Pl. XI. 111.). Sie sei vollständig ausgebildet, der Schwanz falle bis auf die Ferse herab und sei mit kurzen, an der Spitze mit dichten, starken Haaren besetzt (pilosus et setosus), die sich wellenförmig kräuseln.

Die Haut muß sich weich und mild anfühlen, dünn und fein sein, denn von der Dünnheit des Felles hängt die Feinheit des Geistes und die Gelehrigkeit eines Thieres ab. Alle Thiere mit starker Haut sind dumm, weil die eindringende freie Luft durch dieselbe abgehalten und verunreinigt wird (Pl. XI. 92). Das Fell darf nicht straff aufsitzen; läßt es sich nicht mit den Händen aufwärts zusammenziehen, so ist das Stück entweder abgemagert oder krank in Folge kalten Regens und zurückgeschlagenen Schweißes bei der Arbeit. Dieser Zustand, den die Bauern Fellhaft (coriago) nennen, entsteht nur durch die beiden angegebenen Veranlassungen, ist aber stets gefährlich (Col. VI. 13).

Die Natur gab Thieren mit zwei Hufen in entsprechender Weise auch zwei unten hohle, oben dichte und spitzig zulaufende Hörner (Arist. h. a. II. 1. 9. 11; III. 9), bei einigen Gattungen den Männchen allein, bei andern, wie namentlich bei dem Rindvieh, beiden Geschlechtern. Nur in den grimmig kalten Ländern wachsen sie entweder gar nicht oder nur schwach (Herod. IV. 29.); darum fehlen sie auch dem mysischen (Aelian. II. 53.), sarmatischen (Strab. VII. 3.), germanischen und ausnahmsweise nur dem arabischen Rindvieh (Diod. S. III. 47.); wo es recht warm ist,

wachsen sie auch den Lämmern sehr schnell, wofür das Wort Homer's zeugt (Herod. IV. 29):

Libyen auch, wo den Lämmern im Nu aufsprießen die Hörner.

Dagegen kommt am Borysthenes das Rindvieh zum Theil ohne Hörneranlage auf die Welt, zum Theil werden ihm die Hörner abgesägt, weil dieser Körpertheil leicht von der Kälte leidet (Str. VII. 3.). Unsere Stiere haben sie theils zum Angriff (Pl. XI. 45.), theils zur Vertheidigung (Cic. nat. II. 50). Sie sind der Sitz der Kraft und gelten daher bei den Morgenländern als Symbole der Macht und Stärke (1. Reg. 22. 11. Ezech. 34. 11. Mich. 4. 13.). Maler und Bildhauer stellen den Osiris mit Stierhörnern dar, um seinen tapferen Muth in Bezwingung des Stieres zum Zwecke des Ackerbaues oder der Erde, die er zuerst umbrach, anzudeuten (Diod. S. III. 64.). Schwärzliche und fast durchsichtige Hörner,

— Rein, wie Juwelen,

Ovid. M. II. 856.

lassen auf Kraft und kühnes Gemüth einen Schluß machen; solche Thiere gehen am Besten im Handel. Vorwärts gerichtete Hörner deuten auf Kampflust, aufwärts gerichtete geben Ansehen, worauf man bei dem Zucht- und Arbeitsvieh auch zu sehen hat. Das Gehörn sei stark (Col. VI. 1.), wie das jenes herkulischen (Diod. S. IV. 22.), schlank nach oben gerichtet (c. procera), wie das des homerischen, geradgehörnten (ὀρθόκραιρος) Stieres (Hom. Il. VIII. 231. XVIII. 573.), oder etwas auswärts gebogen (c. vara), wie das der Io,

Die, auf erheucheltem Stier getragen über die Meerfluth,
In jungfräulicher Hand hielt das gekrümmte Gehörn.

Ovid. Amor. I. 3. 23.

Ist es klein oder mondförmig nach Innen (boves camuri), wie bei dem viel erwähnten Gottstier (Ovid. M. II. 855.), dem

Gleich an einander sich hob das Hörnerpaar an dem Scheitel,
Wie des gehörneten Mond's halb durchgetheilete Scheibe,

Mosch. II. 87.

erdwärts oder sonst ungeschickt oder unzierlich gerichtet (boves laevi), wird das Ansehen und die Wehrkraft beeinträchtiget. Die Stiere der Lotusesser in Afrika haben ganz vorwärts gebogene Hörner, gehen darum auf der Weide hinter sich, denn vorwärts sind sie's nicht im Stande, weil die Hörner beim Weiden sich

vorn in den Boden stoßen. Sonst unterscheiden sich diese hinterrücks weidenden Stiere von den unsrigen nur noch durch die Dicke und Zähigkeit ihrer Haut (Herod. IV. 183.). Kurz- und schiefgehörnte Stiere stehen denen mit weiten Hörnern (b. patuli s. patales), die in Windung auflaufen (b. licini), wie die des Augeias (Theocr. XXV. 127.), ansehnlich nach. So stattlichen Gehörns mögen die 2000 theils gebändigten, theils ungebändigten Stiere gewesen sein, welche Hannibal den Römern in Unteritalien, mit aufgesteckten, dürren Schneidelwellen (sarmenta) entgegenschickte, welche er anzünden ließ und sie dadurch wüthig machte, weil er wohl wußte, daß sich die Stiere vor Feuer scheuen und durchgehen (Herod. IV. 69.). Hochgehörntes Vieh eignet sich zumeist für die Opfer; die Hörner der dazu ausersehenen Thiere werden zum größeren Wohlgefallen der Gottheit mit Goldblech überzogen und sehen stattlicher aus. So in dem Gelübde an die Athene:

> Dir will ich opfern ein jähriges Rind, breitstirnig und fehllos,
> Unbezwungen vom Stier und nie zum Joche gebändigt;
> Dieses will ich Dir opfern, mit Gold die Hörner umzogen.
> Hom. Odyss. III. 382.

So in dem Gelübde des Askanius:

> Jupiter, Du Allwalter, sei hold dem kühnen Beginnen!
> Selbst Dir bring' ich zu Deinem Tempel die festliche Spendung
> Und stell' hin vor Deine Altäre den Stier mit der Goldstirn,
> Weiß wie Schnee, auch trägt er ein Haupt, ganz so wie die Mutter.
> Virg. Aen. IX. 625.

Sollten die Hörner junger Stiere in unerwünschter, entstellender Richtung wachsen wollen, erweiche man sie mit Feuer (Paus. V. 12.), oder siedendem Wachse, drehe sie und gebe ihnen die rechte Form und Lage. Sie lassen sich dann sogar einschneiden, platt drücken und bei der großen Nachgiebigkeit der Natur so drehen, daß ihrer vier auf Einem Kopfe wachsen. (Aristot. h. a. VIII. 7. 9. Pl. XI. 45.).

In Arabien giebt es einen Landstrich, wo alle Heerden weiß sind (Diod. S. III. 47.). Der Kratis bei den Thuriern macht alles Rindvieh weiß, der Sybaris schwarz (Pl. XXXI. 11.). Zur Zucht wie zur Arbeit galten die dunkelgefärbten Stiere von jeher, auch bei den Griechen, als die besten; sie sind stärker, gesunder und halten Anstrengungen, wie ungünstige Witterung,

namentlich Reif und Schnee, den diese Thiergattung sonst nicht wohl vertragen kann (Aristot. h. a. VIII. 7.), leichter aus. Darum sind die lukanischen rothen Ochsen so gesucht und man sieht bei Homer,

— Zwo weinfarbige Stiere, gleich in der Stärke,
Neben einander im Zuge des Pflugs; dicht unter den Hörnern
Dringet in Strahlen der Schweiß hervor, es scheidet allein sie
Von einander das glatte Joch; sie gehn in der Furche
Und durchschneiden den Schooß der Erde.

Hom. Il. XIII. 703.

Varro, der kundige Landwirth, giebt auch schwarzen oder dunkeln Arbeitsstieren den Vorzug, und Heerden sehen schön aus, wo

— Hundert Stiere von schwärzlicher Farbe, die Kerne, des Hornvieh's,
Schleifen in langsamer Wucht; der Mütter Farbe und Anzahl
Ist dieselb' und den Kälbern mit nicht gemondetem Stirnwerk.

Stat. Theb. VI. 265.

Die dunkle, schwarze Farbe ist ein Attribut der feindseligen, verderblichen, unterirdischen Gottheiten und der Unterwelt im griechischen wie im römischen Alterthum; denselben gemäß sind auch die Opferthiere zu wählen, welche ihnen gebracht werden. Die Eumeniden erscheinen als Töchter der Nacht, als Hunde des stygischen Zeus, als Einwohnerinnen des schwarzen Hades selbst ganz schwarz (Böttiger kl. Schr. I. 204) und ihr Opfer besteht in schwarzen Schafen (Soph. Oed. Col. 42.). Die Ker und der Tod wird von Homer schwarz genannt (Il. III. 454. V. 652. XXI. 66. XVI. 687); bei Euripides, der ihn in der Alkestis personificirt auftreten läßt, erscheint er als finsterer Opferpriester der Unterwelt in schwarzem Gewande (μελάμπεπλος), der mit dem Opferschwerte dem Sterbenden eine Locke abschneidet, wie überhaupt die schwarze Farbe Schmerz und Trübsal bedeutet. Das schwarze Rindvieh gewinnt dadurch in dem Opfercultus eine nicht zu übersehende Bedeutung. In Rom wird die schwarze (furva) Proserpina seit den ältesten Zeiten verehrt. Unter Valerius Poplicola wurde dem Dis und der Proserpina, den Gottheiten der Unterwelt, ein Stier und eine junge Kuh von schwarzer Farbe, wegen einer in der Stadt ausgebrochenen Pest, an einem Altare geopfert, der sich später zwanzig Fuß tief unter der Erde wiederfand (Zosim. h. II. 3.). Schwarze Kühe werden auch in Griechenland der Persephone dargebracht (Plutarch. Lucull. 10).

Schwarze Stiere und Pferde, mit meergrünen Bändern geschmückt, opfert man dem Fluthengott, dem Stierernährer Poseidon (*ταύρειος Ποσειδῶν*), dessen wilder Natur sie am besten zu entsprechen scheinen (Val. Fl. I. 189.), auf Vorgebirgen, Schiffen (Liv. XXIX. 27.), Landzungen, Landengen (Hom. Od. XIII. 181.) und Küsten, besonders beim Beginn einer Seereise, indem die Eingeweide zur Sühnung ins Meer geworfen werden. In Pylos,

— — An dem Gestade des Meeres brachten die Männer
Schwarze Stiere zum Opfer dem dunkelgelockten Poseidon.
Hom. Od. III. 6.

In Rom, nahe dem Circus Flaminius, steht Neptuns Tempel, seiner ersten Anlage nach vielleicht aus der Zeit, wo er Gott der Viehzucht überhaupt war, als welchem bei Homer, ihm

— — Dem Meeresgebieter Poseidon
Widder und Stier und ein muthiger Eber zum Opfer gebracht wird.
Hom. Od. XXIII. 277.

Als fröhliches Dankopfer erhält er, wie alle Meergottheiten, bisweilen hellfarbige Stiere, deren Farbe er einst angenommen (Propert. II. 23. 110.), oder denen er dieselbe verliehen haben soll (Virg. Ecl. VI. 46. Philostr. imag. I. 16.).

Götter und Herrscher des Meer's, durch deren Gewässer ich laufe,
Euch, erfreut, will ich hier am Ufer den schneeigen Farren
Vor den Altären hinstellen, schuldig der Leistung, und werfen
In die salzige Fluth das Geweid' und spenden den Rebsaft.
Virg. Aen. V. 236.

Der schwarzen läßt Varro (II. 5.) die dunkelrothe Farbe (color niveus, *οἶνοψ*), wie sie das horazische, auf reichlicher Weide gekräftigte Opferkalb (Hor. Od. IV. 2. 60.), oder die mosaische Opferkuh (4. Mos. 19. 2.) trug, dann die röthliche, die auch den Stier der Europa bei Moschus (II. 84.), in nachhomerischer Zeit die Heerden des Sonnengottes in Erythreia (Apollod. II. 5. 10.), und die zweihundert Heerdochsen des Augeias zierte (Theocr. XXV. 127.), dann die gelbliche (c. helvus), zuletzt die weiße, folgen. Ein anderer Kenner (Col. VI. 1.) gestattet für landwirthschaftliche Zwecke nur röthliches oder dunkelrothes Vieh (c. rubeus v. fuscus), dem Dichter aber mißfällt die Kuh nicht:

— — Die mit sprenkelnder Weiße hervorscheint.
Virg. G. III. 56.

Augeias hat auch 300 weißbeinige Stiere (Theocr. XXV. 126.). Wohlgefällig ist stets, wenn ein dunkelfarbiges Thier eine weiße Zeichnung am Kopfe trägt. So hatte die Kuh, welche Kodrus den Weg von Phocis nach Böotien zeigte (Paus. IX. 12.), zu zwei Seiten und das horazische Kalb eine weiße Bläſſe in der Gestalt des wechselnden Mondes:

Auf der Stirn nachahmend das krumme Feuer
Luna's, die nun wiederkehret zum dritten Aufgang,
So das Mal abzeichnet, wie Schnee von Ansehn
Uebrigens röthlich.

Hor. Od. IV. 2. 57.

Die Griechen verschönern den Europastier durch dieses Abzeichen. Ihm

— — Schimmerte an der Stirn ein silberner Kreis vor.

Mosch. II. 85.

Unsern Dichtern gehört das Fleck auf der Stirn zu dieses Stieres vollendeter und bezaubernder Schönheit, nur daß er weiß und schwarz unter den Hörnern gezeichnet ist.

In den schattigen Thälern des laubbewaldeten Ida,
War ein schneeiger Stier, Stolz und Zierde der Heerd',
In der Mitt' des Gehörns gezeichnet mit winzigem Schwarzfleck;
Dies das einzige Mal, Alles sonst weiß wie die Milch.
Gnosiadische Küh' und Cydonische Kühe begehrten
Seiner allein und die Wucht seines Körpers auf sich.
Pasiphae, voll Freud' des Bruchs der Ehe des Stieres;
Neidisch verfolgte ihr Haß Rinder von schöner Gestalt.
Frisches Gesproß und die zartesten Gräser der Wiesen, so heißt es,
Hab' sie geschnitten dem Stier selbst mit unkundiger Hand.
Heerdengesellin geht sie; nicht säumt die Wandlerin Sorge
Um das Gemahl und vom Stier wurde auch Minos besiegt.

Ovid. a. amat. II. 288.

Weiße Farbe ist das Symbol des Lichtes und des Lebens, des Heils und der Freude. Plato verlangt daher in seiner Gesetzgebung bei allen Feierlichkeiten weiße Gewande. Zu Dankopfern werden weiße Stiere von den Reichen verwendet und nur dem Armen sind anders gefärbte gestattet. Sie erhalten dadurch, daß alle Lichtgötter, insbesondere der Sonnengott (Helios) und Zeus, Thiere lieben,

— — — In Farbe den Schwänen vergleichbar,

Theocr. XXV. 130.

eine auch auf die Landwirthschaft rückwirkende Cultusbedeutung, die in Griechenland kaum stärker gewesen sein kann.

Bei Gortyn oder Gortyna, einer angesehenen Stadt auf der durch seine gemästeten Rinder schon bei Homer (Odyss. XIX. 197.) namhaften Insel Kreta, etwa sechs Meilen von Knossus, ihrer Nebenbuhlerin, im Blachfelde, wohin Jupiter die Europa in Gestalt eines nach vereinzelter Sage weißen Stieres (Ovid. M. II. 853.) entführt hatte, weidete, wie Servius aus verlorenen Dichtern erzählt, eine dem Sonnengott geheiligte Rinderheerde von 350 Stück, die nicht in die Gebirge getrieben wurde, wahrscheinlich unter Aufsicht der Königstochter Pasiphae (Apollod. II. 5. 10.):

— — — — Keines der Rinder
Hatte den Leib mit Flecken gesprengt, nein, blendender Milch gleich
Waren sie all' und prangten mit goldenen Hörnern geschmücket.
Apoll. Rh. IV. 976.

Solcher freut sich der Gott und in Griechenland wurden sie ihm geopfert (Apollod. II. 5. 10.).

Die Heiligthümer der Juno werden sammt der Priesterin derselben in einem mit weißen Kühen bespannten Wagen in feierlichem Aufzuge zu ihrem Tempel geführt (Virg. G. III. 532); Münzen und Bilder stellen sie auf einem kuhbespannten Wagen dar, und in Argos wird mit Beziehung auf den Mond sie selbst als Kuh dargestellt. Wie der Proserpina unfruchtbare (Virg. Aen. VI. 524.) werden ihr und dem Jupiter weiße Rinder geopfert. Das Orakel der Sybille schon gebot zum Heile Roms:

Weißgezeichnete Farren führ' hin zu Jupiters Altar,
Doch bei Tag, nicht aber bei Nacht, denn himmlische Götter
Freun sich der Opfer bei Tag; nach gleichem Gesetze auch sollst du
Opfern die Färs'; lichthell die Kuh der Gebieterin Juno.
Zosim. II. 6.

Solche opfern die Consuln nach ihrer Erwählung (consules designati), wenn sie am ersten Tage der Uebernahme der Würde in den Tempel des Jupiter ihren feierlichen Einzug (processus consularis) halten. Der arme verbannte Dichter wäre bei diesem dem Staatswohle so eng bezüglichen Freudentage, an welchen das ganze Volk Theil zu nehmen pflegt, gern zugegen gewesen, um auch, der Sitte gemäß, seinem Sext. Pompejus Glückwünsche darzubringen. Das augusteische Machtwort versagte dem Fernen

die Theilnahme und ihm ist nur vergönnt, im Geiste nach der theuern Roma sich zu versetzen, und sich zu vergegenwärtigen, wie

Schneeige Farren hinhalten den Hals dem sicheren Schlachtbeil,
Die, geschied'nen Gefild's nährte faliscisches Kraut.
Ovid. Pont. IV. 4. 31.

Weiße Stiere, die Häupter bekränzt, die Hörner vergoldet, gehen im Zuge dem Wagen triumphirender Feldherren voran, um auf dem Capitol als Opfer des siegverleihenden Jupiter zu dienen; in der späteren Zeit wurden dergleichen für das Heil der Cäsaren als gelobte Spenden (sacra votiva) dargebracht (Ovid. Pont. IV. 9. 50.). Die Cäsaren trieben den Pomp noch weiter; als Galienus die decennischen Spiele feierte, gingen ihm zu beiden Seiten prangend je hundert weiße Ochsen in goldbejochten Hörnern mit buntfarbigen seidenen Decken über dem Rücken (dorsualia), ingleichen 200 weiße Lämmer zur Burg voran (Trebell. Poll. in Gal. 8.)

Der starke Cultusbedarf läßt vermuthen, daß weiße Stiere in Italien in hohem Werthe, auf die Viehzucht von bedeutendem Einfluß gewesen sind, und daß die Landwirthe sich der Zucht der weißen Kühe befleißigt haben, wie eine solche der Dichter im Traum erblickte.

Siehe, verlangend nach Kräutern, gemischt in den Teppich der Blumen,
Stand vor meinem Gesicht da die schneeige Kuh,
Weißer als selbst der Schnee, der frisch vom Himmel gefallen,
Den in wäßerndes Naß keine Zeit noch gekehrt,
Weißer als Milch, die noch hellblaßt in fisperndem Schaume,
Die vom entleereten Schaf eben der Hirte gestrippt.
Ovid. amor. III. 5. 9.

Der Bulle (bos, taurus) unterscheidet sich nicht sehr wesentlich von dem Stier (bos s. taurus castratus); viele der gestellten, die Güte desselben bezeichnenden Merkmale lassen sich auch auf ihn anwenden. Sein Auge ist scheeltrotzig (torvus Propert. II. 23. 113.), seine Stirn gräßlich (Pl. VIII. 70.), seine Ohren borstig, seine Hörner, die stets zum Kampfe herauszufordern scheinen, dünner und kürzer, der Nacken wämmiger (torosior) und von solcher Umfänglichkeit, daß er als der verhältnißmäßig größte Theil des Körpers erscheint; das ganze Ansehen zeigt von größerer Lebensthätigkeit, der Bauch hat eine minder große Wölbung als der Stierbauch, was ihm bei der Begattung wohl zu Statten kommt.

Bei dem Rindvieh hängt von der Güte des Bullen das Meiste ab, denn die Kälber sind ihm in der Regel ähnlicher, als der Mutter. Er sei darum guter Abkunft, recht großer Gliedmaßenbildung (Col. VI. 20.); seine Hoden müssen bis auf die Schenkel herabfallen (Pl. XI. 10.). Aristoteles sagt, das männliche Rind werde nicht vor dem dritten und nicht nach dem zwölften Jahre zuchttüchtig befunden; am tauglichsten sind Bullen in mittlerem Alter. Sanftmüthigkeit (placidi mores) ist für die Haltung und Behandlung derselben viel werth. Der Ochs ist ein wüthiges Thier. Sobald die Hörner sich zeigen, fängt er auch an trotzig, boshaft und böse zu werden (Virg. Ecl. III. 87.) und sich in einer Weise in Wuth zu setzen, die sonst bei keinem Thiere vorkommt (Pl. VIII. 70.). Er giebt seine Wuth zu erkennen, daß er die Hörner in die Luft wirft, bald mit dem einen, bald mit dem andern Vorderfuße (Virg. G. III. 234.) scharrt, Sand an den Bauch (Senec. de ir. I. 1.) oder, wie der Stier der Europa in einem Fragmente Claudians, in die Luft wirft, wodurch er seine Kraft in die Hörner ergießet (Ovid. M. VIII. 882. Eurip. Bacch. 742.). Gewöhnlich geschieht bei dem Beginn eines Stiergefechtes (Plutarch. de solert. anim. 34.).

— Daß er vorspielet zur Schlacht mit gesprengetem Sande.
Virg. G. III. 234.

Es giebt schon von früher Jugend an (Virg. Aen. IX. 629.) sehr bösartige, trotzige und unbändige (truces et inmansueti) Thiere, die Wärter und Fremde in Lebensgefahr bringen. Zur Warnung für jeden Begegnenden wird ihnen gewöhnlich Heu um die Hörner gebunden (Plutarch. Crass. 7. Quaest. rom. 71.); besser ist es wohl, sie zu schlachten und solche zur Zucht zu wählen, die sanftmüthig, geduldig und leicht zu behandeln sind, wie gute Pferde, die dem Zügel folgen (Senec. de ir. II. 16.). Solche sind auch gelehrig und lassen sich anlernen. Ich habe Ochsen gesehen — sie wurden öffentlich gezeigt —, die auf Befehl mit einander stritten, Räder schlugen, auf die Hörner fielen, wieder aufstanden, sich auf die Erde legten, sich todt stellten und wegtragen ließen (Pl. VIII. 70.). Häufiger findet man sie in den Ebenen, als in den gebirgigen Gegenden gutmüthig; hier haben sie ein wilderes und kräftigeres Aussehen (Aristot. VIII. 29.), doch sind alle in der Zeit der Begattung sehr bösartig (Arist. VI. 18.). Sie theilen dieß mit allen Geschöpfen, denn

Alles Geschlecht auf Erden, der Menschen sowohl wie des Wildes,
Auch die Geschlechter des Meeres und Vieh und farbige Vögel
Stürzen in Wuth und Flamme, es spornt All' einerlei Regung.
Virg. G. III. 242.

Gegenseitige Eifersucht veranlaßt gegenseitige Kämpfe, die auf den Weideplätzen auf Leben und Tod geführt werden. Die griechischen Schriftsteller sind so reich an Gemälden (Oppian. Cyneg. II. 43.),

— — — — — Wie Stiere
Sich in brünstiger Wuth um die weidende Färse bekämpfen,
Apoll. Rh. II. 88.

daß wir dieselben hier nicht anführen können; nur zwei aus römischen Dichtern entlehnte Gemälde derartiger Kämpfe mögen eine Stelle finden. Zuerst das vortreffliche des göttlichen Dichters mit bestimmtem Bezug auf Unteritalien, dessen heißes Klima auch auf das Gemüth der Stiere einwirkt, sie hitziger und kampflustiger macht.

Wie im unendlichen Silagehölz und dem hohen Taburnus,
Wenn zween muthige Stiere zu feindlichem Kampf' sich begegnend,
Stirn anrennen auf Stirn, die erschrockenen Wärter zurückflohn;
Alles Vieh steht schweigend in Furcht, stumm harren die Rinder,
Wer obherrsche dem Forst, wem ganz nachfolge die Heerde;
Jene vermischen die Wunden mit Kraft und Gewalt um einander,
Beide gestemmt einbohrend das Horn und im strömenden Blute
Baden sie Hals sich und Bug, vom Gebrumm rings hallet die Waldung.
Virg. Aen. XII. 713.

Die zweite Schilderung stellt ohne Rücksicht auf eine bestimmte Gegend den nach erlittener Niederlage ungebrochenen Kampfmuth eines Weidestieres lebendig, aber schwerfällig dar:

— — — Zu den bekannten Weidegefilden
Kehrt der Kampfstier, dem im eigenen und fremden Geblüte
Schwimmt der Hals und das Bug mit aufgerißnem Gewamme;
Denn noch schwellt die ermattete Kraft, hochstolzig gemuthet
Achtet nicht er die Brust; da liegt auf geleeretem Kampffeld
Schmählich seufzend der Feind und verbeut Rohschmerzen zu fühlen.
Stat. Theb. III. 330.

Die Hirten verlieren bei diesen Kämpfen den Muth, sie fliehen und selbst die Färse oder Kuh, um welche der Kampf begonnen, steht erschrocken zuschauend und scheint durch ihre Nähe Beide zu größerer Wuth zu entflammen:

Um das schneeige Weib schon sah' ich Farren im Kampfe;
Höher schwellte den Muth ihnen zuschauend die Kuh.

Ovid. amor. II. 12, 25.

Heerdenbesitzer und Hirten suchen, so viel an ihnen, diesen mörderischen Kämpfen dadurch vorzubeugen, daß sie, mit Ausnahme der Sprungzeit, die Geschlechter getrennt halten.

Man verbannt fernhin die Stier' in einsame Weiden,
Hinter den sondernden Berg, jenseits breitströmender Flüsse;
Oder man hält sie daheim an fetter Krippe gekerkert.

Virg. G. III. 212.

Die Kraft, der Muth, die Tapferkeit und Unbeugsamkeit ringender Stiere ist nach den Begriffen des römischen wie des griechischen Volkes eine durch die Natur selbst gebotene, edle, erhebende Erscheinung, nach welcher die Dichter oft blicken. In naturmäßiger Wahrheit messen und gleichen sie demnach ihre Helden (Lucan. II. 601. Sil. XVI. 4. Stat. Theb. II. 323). Unser Volk hat an veranstalteten Stierkämpfen (taurilia) besonderes Wohlgefallen. Ursprünglich in Thessalien heimisch, wurden sie (ludi taurii) und zwar nach dem Rathe der Schicksalsbücher (libri fatales) schon unter Tarquinius eingeführt. Die Veranlassung dazu gab das Fleisch der unfruchtbaren Schlachtopfer (taurea, unfruchtbare Kuh), welches dem Volke ausgetheilt war; in Folge dessen wurden alle römischen Frauenzimmer zur Unzeit oder mit ungestalteten Kindern entbunden, Viele auch büßten bei der Niederkunft ihr Leben ein. Um diesem Unheil abzuhelfen, erzählt Festus und Servius (ad Virg. Aen. II. 140), und die Unterirdischen nicht in die Stadt einzuladen, stellte man denselben große Spiele an. Nach einer andern Sage wurden die Stierkämpfe von den Sabinern eingerichtet, um die im Volke herrschende Seuche auf diese Schlachtopfer zu leiten. Noth, drohendes Unglück oder Gelübde waren später stets Veranlassung zu diesem immer zufällig veranstalteten Spiele, wie dasselbe auch nach einem glänzenden Siege in Hispanien (J. d. St. 566, v. Chr. 186) zwei Tage lang gehalten wurde (Liv. XXXIX. 22). Um den wildgemachten Stier zur Erde niederzuwerfen, packen ihn die Kämpfer, zu Fuß, nackt oder bekleidet, an den Hörnern, den Sitz der Kraft (Ovid. M. VIII. 882), drücken ihn nieder, oder werfen ihm eine Schlinge um den Hals, oder biegen die Hörner auf den Nacken, nehmen ihn auf die Schulter, um ihn

allmählich zu ermatten und endlich zu tödten. Nach einer Erfindung der Thessalier, jagen die Kämpfer auf einem Pferde in vollem Laufe neben dem Stiere her, springen auf ihn, erfassen die Hörner und suchen ihn niederzumachen. Der Diktator Cäsar veranstaltete zuerst ein Schauspiel der Art (Pl. VIII. 70), zu welchem er thessalische Reiter und wilde Stiere in den flaminischen Cirkus nach Rom kommen ließ (Suet. Claud. 21).

Die gute, stets sorgfältig auszuwählende Zuchtkuh macht sich kenntlich durch hohe Gestalt, Langschaftigkeit, Wanstigkeit; sie hat eine recht breite Stirn (πλατυμετωπος), schwarzes und offenes Auge, schöngestaltete, glatte, etwas kurze, einwärts gebogene, ins Schwarze gehende Hörner, wie jene dichterisch gefeierte, weiße

— — Inachische Kuh, die am siebenmündigen Neilos
Aus schön hörniger Stärk' Zeus umschuf wieder zum Weibe.
Mosch. II. 50.

Das Ohr ist behaart, die Backen gedrückt, die Wampe vom Kinn aus herabhängend, der Schwanz bis zur Erde fallend, die Klauen von mäßiger Größe, von mäßiger Stärke die Schenkel (Col. IV. 21). Florentinus verlangt mehr kurze als lange, mithin für die Länge dicke und derbe, in Huf und Unterfuß nicht zu breite Beine. Er lobt auch röthliche Kühe, die dunkle Beine haben. Ein volles Bild einer guten Zuchtkuh giebt der Dichter:

Sorgsam wähle den Leib der Gebährerin. Trotziges Anschauns
Sei die Kuh, unzierlich ihr Haupt und recht völlig der Nacken,
Der auch tief zu den Beinen vom Kinn die Wampe herabhängt;
Lang die Seite gestreckt, nicht zu messen; Alles gewaltig;
Fuß auch und zottige Ohren an eingebogenen Hörnern.
Auch mißfalle mir nicht die gesprenkelter Weiße hervorscheint,
Oder dem Joche sich sträubt und manchmal droht mit dem Horne,
Nicht unähnlich dem Stier an Gestalt und erhabenes Wuchses.
Und die im Gange die Spuren mit niederem Schweife zerfeget.
Virg. G. III. 50.

Recht groß, milchschwellend und herabgesenkt, namentlich vor dem Wurfe (Aristot. III. 21), sei das Euter (Col. VI. 21. Virg. G. II. 524) mit vier Strichen (Pl. XI. 95), der Charakter aber sanft, besonders, wo die Kuh in das Joch des Wagens oder, wie in Campanien, Aegypten (Diod. Sic. I. 87) und Afrika, des Pfluges gespannt wird. Abgesehen davon, daß die Stimme der Kühe stärker und tiefer sein muß, als die der Ochsen (Pl. XI.

112. Aristot. h. a. IV. 10), gelten für sie alle an diese gestellten Forderungen.

Man nimmt vier verschiedene Stufen des Alters des Rindviehes an. Auf der ersten, bald nach der Geburt, heißt das junge Thier: Kalb; (Ochsenkalb, vitulus, Kuhkalb, Teisen, vitula); auf der zweiten heißt es Rind (Stierrind, juvencus, Kuhrind, Färse, juvenca, Schlachtrind, damalio, Lamprid. in Sever. 22, oder Rindchen juvenculus), auf der dritten und vierten Stier oder Kuh (taurus, vacca); die Kuh, die ein- oder zweimal geworfen, heißt Erstling oder Uebererstling (v. novella, s. vaccula); die gelte (sterilis), Glöth- oder Güstkuh (taura), schon zu Aeneas und Homers Zeit das Opfer der Proserpina (Virg. Aen. VI. 251; Hom. Od. XI. 30); die, von der man ein Kalb erwartet: Tragkuh (horda s. forda). Solche werden an dem schon von Numa auf Anrath des Faunus und der Egeria gestifteten, in unseren Fasten Hordicalien oder Forticidien (Varro II. 5) genannten, zu Ehren der Ceres gefeierten Feste (15. April) vom Pontifex im Beisein der Vestalinnen auf der Burg dargebracht; die Kälber werden aus dem Mutterleibe genommen, von der ältesten Vestalin zu Asche verbrannt und in dem geheimen Schrein des Vestatempels für die Räucherungen der nahen Palilien aufbewahrt (Ovid. Fast. IV. 629).

Das Alter*) des Rindviehes erkennt man an der Stärke des Hauthaares (Aristot. III. 11) und an den Zähnen. Zähne bringt das Kalb schon mit auf die Welt, sie fehlen ihm aber, wie allen Wiederkäuern, auch dem im Orient mit dem Hornvieh zugleich weidenden Kameele (Pl. VIII. 26), in der oberen Kinnlade, sonst stehen sie geschlossen (Pl. XI. 45). Alles Zugvieh wechselt die Zähne (Pl. XI. 61), das Rind im zweiten Lebensjahre, aber nicht alle auf einmal (Arist. VI. 21); je älter es wird, um so mehr nehmen sie eine röthliche Farbe an und wachsen in die Länge. Zahnlücken und graue Augenbrauen deuten auf ein Alter von ungefähr 16 Jahren; in höhern Jahren wird, wie bei dem Pferde, das Haar stärker (Pl. XI. 63: 64, 96).

*) Ich erinnere mich nicht einer einzigen Stelle, welche beweiset, daß die Alten, wie unsere Landwirthe, die Zahl der Kälber einer Kuh nach den Ringeln an deren Hörnern berechnet hätten.

Alte Kühe muß man nicht zur Zucht, vielmehr nur solche kaufen, die, weil sie noch nicht ausgezeugt haben, zur Fortpflanzung tauglich sind. Hat man in der eigenen Heerde zu alte Stücke, so schaffe man sie fort, sei es an die Fleischer für die Schlachtbank, sei es an die Aufkäufer für die Altäre (Varr. II. 5), oder verwende sie, wie die, welche güst bleiben, zum Zuge (Pall. IV. 11), wo sie wegen Leibesöde (uteri sterilitas) so viel wie Stiere aushalten und leisten (Col. VI. 22). Es giebt aber Leute, welche Pflugstiere Altershalber nicht veräußern, sondern aus Milde ernähren. Sie sagen, man dürfe mit beseelten Wesen nicht umgehen, wie mit Schuhen und Geräthen, die man wegwirft, wenn sie durch den Gebrauch zerrissen und abgenutzt sind, man müsse vielmehr, wenn auch aus keinem andern Grunde, an ihnen Milde und Güte beweisen, um sich in der Tugend der Menschenfreundlichkeit zu üben (Plutarch. Cat. 5).

Die Kuh bleibt nur den dritten Theil ihres Lebens, vom vierten bis zum zehnten Jahre, recht nutz- und zuchtbar; den höchsten Ertrag giebt sie vom sechsten bis achten Jahre;

Ihre Zeit, die Lucina und Hymens Recht zu erdulden,
Höret auf vor dem zehnten, beginnt nach dem vierten der Jahre;
Weder für Zucht ist die andre bequem, noch tapfer zum Pfluge.
Virg. G. III. 69.

Varro und Columella (VI. 24, 1) räth, die Zuchtkuh nie über zehn, Didymus, höchstens zwölf Jahre alt werden zu lassen. Die Kühe erreichen überhaupt nur ein Leben von 15 bis 16 Jahren; im zehnten fangen die Zähne schon an zu stumpfen, die Milch nimmt ab, die Kälber fallen schlechter, zuletzt werden die Zähne wackelig und gehen ganz verloren (Pl. VIII. 70). Dahin läßt es aber ein tüchtiger Viehhalter nicht kommen; bekannt mit den Jahren jeder einzelnen hält er eine jährliche Auswahl und ersetzt durch junge und fruchtbare die alten und gelten (Col. VI. 22, 1. Varr. II. 5, 17).

Immer auch sind, die du gern um stärkere Mütter vertauschtest;
Immer ersetze sie dann und daß du Verlust nicht bereuest,
Komm' zuvor und verjünge die Heerd' in jährlichem Anwachs.
Virg. G. III. 69.

Ob der Villenbesitzer sein Zucht- und Spannvieh selbst nachziehen oder ankaufen solle, ist eine Frage, an der unsere Land-

wirthschaftslehrer nicht vorübergegangen sind (Col. VI. 1. Varr. II. 5). Die gewichtigsten Stimmen entscheiden sich für Nachzucht.

Löse den Mann, und eile die brünstige Trift zu vermählen,
Daß du Geschlecht auf Geschlecht durch Zeugungen immer ergänzest.
Virg. G. III. 64.

Nachzucht entspricht dem allgemeinen Grundsatze Cato's (2): „Der Hausvater muß verkäufisch, nicht käufisch sein," so wie dessen Rath, altes Rindvieh (b. vetuli) loszuschlagen. Durch Verkauf der Anzucht läßt sich das Einkommen erhöhen, denn Vieh, auch jetzt noch, der letzte Grund des Geldes (Varr. II. 1), muß man züchten, um Geld einzunehmen und nicht auszahlen zu müssen, und die oft empfohlene jährliche Ausmusterung halten zu können. Die Wirthschaft stehet schlecht, welche ihr Futter im Vieh nicht verwerthet, unbenutzt läßt, oder verkaufet, die aber eben so schlecht, wo der Hausvater, um Geld zu gewinnen, durch zu starken Verkauf nicht für Mist auf seine Aecker sorgt. Selbstzucht ist stets sicherer, als Ankauf, denn alles fremde Vieh (peregrini) muß sich erst angewöhnen, was bei manchen Arten schwer hält (Arist. VIII. 7); es hat häufig Fehler (Col. VI. 2), welche die Betrüglichkeit der Verkäufer verschweigt, oder durch gute Fütterung zu verdecken versteht. Durch ihre Versicherungen, oder durch das gute, fleischige Aussehen getäuscht, bekommt man leicht Vieh, auf dessen Pflege die erforderliche Sorgfalt nicht verwendet worden ist (Col. VI. 3), milcharme Kühe, oder Stiere, welche der Bändigung widerstreben (Pallad. IV. 11). Die Anwendung der juristischen Formeln, welche Manilius, der Rechtskundige, in die s. g. Verkaufsbedingungen (J. d. St. 603) zu veräußernder Gegenstände (leges venalium vendendorum) aufnahm (Cic. de or. I. 58): — Versicherst du, daß diese gezähmten Ochsen da gesund sind? — Willst du für Schäden einstehen? — Oder, — daß diese jungen, ungezähmten Stiere ganz gesund und von gesunder Heerde sind? — Willst du für Schäden haften? — und was für andere Worte der Manilischen Formel noch zugesetzt worden sind, schützen, auch wenn man sie kennt, niemals, und über die Gefahren, welche die Veränderung des Bodens, der Luft, des Futters und der Behandlung in dem Wohlbefinden auch gesunder Thiere hervorbringt, kommt man damit nicht hinweg (Col. VI. 2). — Muß man, etwa nach großer, Heerden gänzlich oder großen Theiles hinraffender Sterblichkeit (Veget.

prol. III.), nothgedrungen kaufen, suche man gesundes Vieh, aus gesunden, den neuen möglichst gleichartigen Gegenden. In Bergen muß man Bergvieh, in Niederungen Niederlandsvieh, wenn es sein kann, nie aus großer Ferne kaufen und darauf sehen, daß Weidegänger zur Heerde, Zugochsen nach Körperbeschaffenheit (corporatio), Statur und Gleichheit der Kraft in die Gespanne passen (Col. VI. 2).

Der wohlfeilste Kauf wird an jährigem oder über zehn Jahr alten Vieh gemacht. Weil es aber in jenem Alter unfruchtbar ist und mit zunehmenden Jahren die Nutzbarkeit abnimmt, rathe ich lieber, junges, zeugungskräftiges, etwa dreijähriges, als solches Vieh zu erwerben, das ausgezeugt hat (Varr. II. 1, 5). Der geeignetste Monat ist der März; um diese Zeit ist es durch reichliche Sommerfütterung noch nicht so angefleischt, daß die Betrüglichkeit des Verkäufers vorhandene Fehler verdecken, oder das Vieh selbst, im Vertrauen auf seine volle Kraft, der Bändigung hartnäckig widerstehen kann (Pallad. IV. 11).

Viehzüchter wissen, daß die Nachkommenschaft aller unserer Hausthiere mehr auf den Vater, als auf die Mutter schlägt (Col. VII. 9). Die Wahrnehmung, daß

> Fortlebt bei Stieren, fort bei Rossen Väter-
> Tugend.
>
> Hor. Od. IV. 4, 30.

muß sie bestimmen, auf gute, edlem Stamm entsprossene Bullen zu halten, die auch ihre Vorzüge auf die Nachkommen zu vererben vermögen (Varr. II. 5). Man rechnet, daß ein castrirter Stier 15 Jahre, ein nicht castrirter 30 Jahre alt werden kann. Dann darf er aber nicht zu frühzeitig gesprungen haben; junge Stiere erschöpfen sich vor der Zeit und erzeugen schwächliche Nachkommen. Sprungfähig wird der Bulle schon im ersten Jahre (buculus, taurulus); tauglicher ist er im zweiten, am feurigsten im vierten, im fünften hat er die meiste Kraft, weshalb auch Manche behaupten, Homer habe recht gut gedichtet, wenn er von einem „fünfjährigen Bullen" (Il. II. 403; VII. 315. Od. XIX. 420) und einem „neunjährigen Ochsen" (Od. X. 19) singe, weil sie dasselbe vermögen. Ungeachtet des hohen Alters, das er erreichen kann (Varr. II. 1), darf er über das zwölfte Jahr nicht gebraucht werden (Pl. VIII. 30), denn der Greis ist zur Be-

fruchtung zu träge und zu erschöpft, der Knabe zu wenig befähigt, wie früh auch die Geschlechtslust erwachet, wie wild sie sich auch gebehrdet. Eine und dieselbe Kuh bewältigt er, steigt sogar auf mehrere (Arist. VI. 20, 4) und

Er, der einstige Vater der Heerd' und der künftige Führer,
Dem noch nicht sich erfüll't im vollendeten Monde das Hornwerk,
Wenn er die Färs', der Weide Genoß, im schneeigen Lichtschein
Schaut, glüht auf in Begier, und die erste Liebe beschäumet
Rings die Lefz, muthwillige Hirten blicken und wünschen.
Stat. Achill. I. 313.

Die Bullen befruchten des Tages nicht öfters als zwei Male; ein Sprung ist zur Befruchtung ausreichend (Pl. VIII. 70). Auf zehn Kühe rechnen Einige einen Bullen; Andere, der Meinung, daß er mehr leisten könne, bestimmen ihm 15 Kühe (Col. VII. 24). Atticus hielt auf 70 Kühe deren zwei, einen zwei- und einen einjährigen (Varr. II. 5); wieder Andere setzen keine Zahl fest und bestimmen sie bald höher, bald niedriger, weil Futterweise und Begattungszeit auf die Leistungskraft von Einflusse sei und berücksichtigt werden müsse.

Die Völker, welche von Milch allein leben, halten, damit ihnen dieses wichtigste Ernährungsmittel nie fehle, keine feste Zeit zum Rindern (Pl. VIII. 70), sie bedürfen daher auch weniger Bullen als wir, die wir sie, zwar nicht wie die Griechen, im April und Mai, sondern erst beim Uebergange des Frühlings in den Sommer, im Juni (Col. VI. 24) oder, um nach den himmlischen Zeichen zu rechnen, vom Spätaufgange des Delphins (10. Juni) zu den Kühen und 30—40 Tage unter die Heerde lassen (Varr. II. 5. Pl. VIII. 70). Die Kälber fallen dann in der gemäßigten Jahreszeit und können, abgesetzt, von den herangewachsenen Futterpflanzen des ersten Jahres sich nähren. In allen Gegenden indeß, wo die Heerden über Winter abmagern und sich erst durch Sommerfutter kräftigen müssen, wird die Rinderung bis in den Spätsommer oder Herbst verzogen (Pl. VIII. 70) und so lange, nach der Hirtenregel wenigstens zwei Monate vorher (Varr. II. 1), werden die Bullen in Stallungen oder auf abgesonderten Weiden gehalten (Virg. G. III. 213). Hier, in Bergwäldern, irren sie, wie jene halbwilden, welche nicht zur Zucht genommen werden, trotzig auf eigene Kraft, ungehorsam dem Befehle des Hirten (Virg. Aen. XII. 715) und muthig bei

den Angriffen der Hunde umher, den freien Ausgang oder Eingang in die Hürde bald suchend, bald verschmähend. Die bruttischen Bergwaldungen sind reich besetzt von solchen Heerden, die ein Leitochs, vor den Uebrigen durch Größe, Muskelkraft, und den Namen, den ihm der Hirt gab, ausgezeichnet (Senec. ep. 90), gleichsam anführt.

Versetzen wir uns noch einmal auf diese oder andere Rindviehweiden (buceta), an denen Italien so reich ist (Gell. XI. 1). — Die Schilderung eines Stierkampfes, den die erste Niederlage nicht entschieden, nehme zuerst die Aufmerksamkeit hier in Anspruch:

— — — Der heerdleitende Stier, des geliebten
Thales entbehrend, den verdrängt vom gewohnten Weidgras
Zwang von entrissener Färs' im Weiten zu brüllen der Sieger,
Er, ein Flüchtling anitzt, dem wohlgefällig die Ehe,
Kehrt, gesammelten Blut's, Trummkraft erneuernd im Halsstück;
Kampf begehrt er, den Wald zurück und entrissenes Heerdvieh.
Stolzeres Muthes im Gang und Horn schreckt, da er zurücktrabt,
Selbst den Sieger; bestürzte Meister trauen dem Blick kaum.

Stat. Theb. II. 323.

Der Stärkere verjagt in der Regel den Schwachen, der nicht einmal wiederkehren darf. Gleich dem, der nach einer Kuh sich verlief,

Wandert er dann in Fremdlingsflur ein Verbannter.

Virg. G. III. 225.

Die Kuh giebt die Regungen der Geschlechtslust vornämlich durch Stieren zu erkennen. Die Brunst tritt so heftig auf, daß die Hirten eine brünstige Kuh weder greifen noch überwältigen können (Arist. VI. 18).

— — — Voll Brunst nach dem Stiere verlangend
Rennt im beflügelten Lauf sie davon; voll heißer Begierde
Zittert sie nicht vor den Schlägen des rinderweidenden Hirten,
Sondern unaufhaltsam reißet sie fort des mächtigen Triebes
Blinde Gewalt, ob sie wo im Gehölze den Stier auffinde.

Quint. Smyrn. X. 441.

Zuerst werden die Jüngern lüstern, besonders bei gutem Wetter und Gesundheit; die Schamtheile schwellen an, Harn geht oft ab (Arist. VI. 18); sie brüllen laut, unaufhörlich (Stat. Sylv. IV. 5, 18) im besonderen Tone.

Auf geschwelleten Wiesen zubrüllt dem Stiere die Färse;
Auch dem gehufeten Hengst wiehert entgegen das Weib.

Ovid. A. a. I. 279.

Vor Eintritt der angegebenen Sprungzeit werden die Kühe spärlicher, die Bullen reichlicher ernährt (Pl. XI. 85. Varr. II. 1), mit Eintritt derselben unter einander gesellet. Die Trennung der Geschlechter bringt den Vortheil, daß die Bullen mit frischer Kraft sich hitzig auf das verzögerte Zeugungsgeschäft werfen,

Denn es verzehret allmählich des Weibes entflammender Anblick
Jede Kraft und verbeut an Gebüsch zu denken und Grasung.

Virg. G. III. 215.

Die Bullen sind die unter den Quadrupeden am wenigsten geilen Männchen, oft träge, zum Aufsetzen nicht geneigt oder unfähig, wegen der Wucht oder Magerkeit ihres Körpers. Man sollte darum nie schlecht, aber auch nie zu gut füttern, weil sie im letzteren Falle, wie alle Quadrupeden männlichen und weiblichen Geschlechtes, sich nicht leicht begatten, frühzeitiger alt und minder fruchtbar werden. Wohl aber müssen sie zwei Monate vor der Sprungzeit, gewöhnlich vom 11. Mai ab (Varr. II. 5, 1. Col. VI. 24) durch reichlicheres Futter von Gras, Stroh, Heu, geschrotenen Körnern, besonders Kichern, Erven, Gerste (Didym. XVII. 3), Spelt (Virg. G. III. 112), oder Bohnen, die sehr gut nähren, vorbereitet werden,

— Daß nicht mangele die Kraft zur schmeichelnden Arbeit
Und nicht schwächliche Kinder des Vaters Hunger verkünden.

Virg. G. III. 127.

Den Kühen werde während der angegebenen Zeit reichliches und stark nährendes Futter versagt; in etwas magerem Zustande kommen sie leichter zu, bleiben aber bei großer Feistigkeit gelte (Pl. XI. 85. Varr. II. 1). Jenes Kraftfutter erhalten darum die Stiere Abends und früh in den Hürden oder bedeckten Ställen getrennt von den Kühen, mit denen sie des Tages über

Mögen weiden zugleich und geh'n im Laub des Gebüsches,
Nicht von der Heerd' abirrend.

Theocr. III. 9.

Tritt bei einer Kuh die Brunst ein, wird die Milch eiterartig, der Blick wild; dann freut sie sich des Anblickes des Bullen (Ovid. a. a. 485), sie schmeichelt ihm, besteigt ihn, beleckt ihn,

gesellt sich zu ihm (Pl. X. 83). Aristoteles sagt (VI. 18), daß gerade dann die Kämpfe der eifersüchtigen Heerdstiere am häufigsten und fürchterlichsten sind. Siehe,

— — — Zwo Leitstiere der Heerde
Wählen entsetzlichen Kampf, es stehet das schneeige Rindsweib
In der Mitte der Wies', des Siegers harrend; da berstet
Brust auf Brust der Wüther gestemmt; anstachelt die Brünstung
Macht auch heil die Verwundung.

Stat. Theb. VI. 864.

Der Sieger besteigt die Kuh; in der Regel ist er der, welcher durch Geilheit die wenigste Kraft verlor (Arist. VI. 4). Die Kämpfe halten während der ganzen Sprungzeit an; nach derselben werden die Bullen wieder gesondert. Wo sie unter den Kühen bleiben, gesellet sich jeder vorzüglich zu einer, die er als sein Weib ansieht. So die Traumkuh des Dichters:

Ihr Geselle, ein Stier, er auch ihr glücklicher Gatte,
Und mit der Gattin vereint, preßt er das zärtliche Laub,
Kaut auch wieder, gestreckt, langsam gerülpsete Kräuter
Weidet zum zweiten Mal sich vom geweideten Gras.

Ovid. amor. III. 515.

Die Männchen der Quadrupeden werden brünstig, wenn sie das weibliche Thier riechen (Pl. X. 83). Der Bulle lockt die Geschlechtslust durch Beriechen und Belecken der Schamtheile, denen bei vorhandener Begattungslust eine Feuchtigkeit entfließt, die nach der Empfängniß eine Unterbrechung leidet und in der Nähe des Wurfes, anfangs unblutig, später ziemlich stark wiederkehrt. Diese Reinigung befördert hauptsächlich die Begattung (Aristot. VI. 18). Läßt sich die Kuh nicht beriechen, oder geht der Bulle nicht an, so ruht ihr Geschlechtstrieb (Col. IV. 24). Kühen, die gar nicht rindern, oder nicht empfangen, hilft die geheimnißvolle Mistel in's Getränk gethan (Pl. XVI. 93).

Ist der Grundsatz richtig: So lange ein Thier noch wächst, kann es sich nicht wohl fortpflanzen (Pl. X. 83), läßt sich die Angabe bezweifeln, daß die Färsen in Griechenland schon mit dem achten Monate zur Begattung kommen. Ich sehe in Italien, daß man sie im ersten, spätestens im zweiten Jahre zu dem Bullen gesellt (Pl. VII. 70), aber erfahrene Lehrer der Rindviehzucht sind der Ansicht, daß dies bis nach vollendetem zweiten (Col. VI. 21), besser bis in's dritte zu verziehen sei, damit die

Geburt im vierten erfolgt (Varr. II. 5. Virg. G. III. 61). Ist ein Rind zufällig zur Empfängniß gekommen — was, wenn es in einem Alter von 4 Monaten geschieht, die Griechen als Portentum ansehen, — werde das Kalb weggenommen und dem Mütterchen, damit es nicht erkranke, drei Tage lang das Euter ausgedrückt, hernach das Melkkübel entfernt (Col. VI. 21), um nicht seine körperliche Ausbildung zu stören.

Die lüsterne Kuh kann, wie auch die Hirschkuh, die Körperwucht des Gatten nicht tragen; sie geht vorwärts und empfängt, weil sie die Steifheit der Ruthe nicht aushält (Aristot. h. a. V. 2, 2), durch einen Sprung; dann ist die Wollust gesättigt und sie läßt den Bullen nicht wieder, oder nur in dem seltenen Falle zu, daß die Geschlechtslust größer ist, als der Befruchtungstrieb (Col. VI. 24), er selbst aber besteigt dieselbe Kuh an demselben Tage nicht wieder (Aristot. h. a. VI. 21). Ist keine Empfängniß erfolgt, gesellt sich die Kuh nach 20 Tagen wieder zum Stiere (Pl. VIII. 70). Ich finde den merkwürdigen Umstand aufgezeichnet, daß eine Kuh noch empfangen soll, wenn man den castrirten Stier, gleich nach Abnahme der Hoden, zuläßt; dies ist jedoch bedenklich, weil er sich leicht verblutet (Varr. II. 5. Col. VI. 26. Pallad. VI. 7).

An dem Absteigen des Sprungstieres kann man das Geschlecht des Kalbes schon merken. Steigt derselbe von der rechten Seite ab und wendet er sich dann rechts, fällt ein Oechschen, wendet er sich nach links, — ein Weibchen (Varr. II. 5). An der Richtigkeit dieser Annahme läßt sich um so weniger zweifeln, weil auch die große Autorität des naturkundigen Aristoteles lehrt, daß das männliche Geschlecht aus der rechten, das weibliche Geschlecht der Thiere aus der linken Hode entsprießt, was auch in Italien weithin geglaubt wird (Pl. VIII. 70). In Berücksichtigung dieses Naturgesetzes kann gerathen sein, je nach dem Zwecke, den man hat, dem Sprungstiere kurz vor oder bei dem Begattungsakte den rechten oder linken Testikel zu unterbinden (Pallad. IV. 11). Indessen wirken doch noch andere Umstände, namentlich das Tränkwasser auf das Geschlecht. Der Charadrus (j. Velvitsi) in Achaja macht, daß alles Vieh, das im Frühjahre von seinem Wasser trinkt, vorwiegend männliche Junge wirft, und die Hirten ziehen daher nach andern Plätzen mit einziger Ausnahme des Rindviehes, weil die Stiere sowohl zum

Opfergebrauch, als zur Arbeit nützlicher sind, während bei den übrigen Viehgattungen das weibliche Geschlecht höhern Werth hat (Pausan. VII. 22, 8).

Gut im Futter erhaltene Kühe kann man jedes Jahr zulassen (submittere), wo aber das Futter fehlt, darf es nur ein Jahr um das andere geschehen. Bei Zugkühen (v. operariae) ist die Einrichtung so zu treffen, daß die Jahreskälber nur kurze Zeit am Euter stehen, um nicht die Mütter doppelt, durch Arbeitslast und Leibesbürde, zu beschweren (Col. VI. 24).

Trächtige Kühe fressen mehr als leere (Arist. h. a. VI. 18). Der Hirt muß sie daher gut füttern; er wird es thun, wenn er Wohlgefallen an der Heerde hat und auf Ehre hält, denn

Eicheln sind der Eich' ein Schmuck, dem Apfelbaum Aepfel,
Aber der Kuh das Kalb, dem Rinderhirten aber die Kühe.

Theocr. VIII. 80.

Deswegen muß er stets auf gesunde, reichliche und nach den Tages- und Jahreszeiten auf sonnige oder schattige Triftstellen halten. Die Ernährung erfolgt überall wohlfeiler und angemessener auf der Weide, als an der Krippe; weil das Rindvieh besser als das Pferd rauhes und winterliches Wetter verträgt, kann es wenigstens in einzelnen milden Gegenden, wie auf dem Aetna (Parthen. er. 29), sogar im Freien überwintern, oder in der Nähe des Meeres an sonnigen Plätzen und Tagen über Winter triften, denn auch dann ist die Weide in den meisten Gegenden nie ganz leer; immer giebt es etwas Gras oder Laub der Oelbäume, Lorbeeren, Palmen, Myrten, Steineichen, Korkbäume, Bux- und Erdbeerbäume, abzusehen von den Nadelhölzern. Winterweide ist für das nicht milchende Vieh unschädlich, trächtiges aber hält man bei Schnee- und Frostwetter zweckmäßiger in verwahrten Ställen oder unter Dachschoppen, unter deren Schutze es bei Fleisch und in Gesundheit verbleibt. Das homerische Wort enthält Wahrheit:

— — Der kalte Winter, welcher der Sterblichen Arbeit
Auf dem Felde vereitelt, beschädigt auch ihre Heerden.

Hom. Il. XVII. 546.

Wo sich das Vieh, wie in den Alpen, aus Mangel sein spärliches Futter unter dem Schnee versuchen oder von Fichtenspitzen leben muß, wird es mager, ungesund und schrau. Traurige Länder, wo

es, weil Thauwetter oder Sonnenschein nie eintritt, den ganzen langen Winter im Stalle gehalten werden muß! So

— Unter der Scythen Geschlecht, wo die Fluth der Mäotis
Brauset und gelblichen Sand abrollt der strudelnde Ister,
Und wo Rhodopes Kette bis unter den Pol sich herumschwingt.
Dort verschließt man das Rind in bergenden Ställen und nirgend
Scheint entgegen mit Gras' die Flur, noch Bäume mit Blättern,
Sondern es liegt von Bergen des Schnee's unförmig und tiefem
Froste das Land ringsum, an sieben Ellen sich thürmend.
Stets ist Winter und stets kaltsausender Athem des Caurus.
Matt verschmachten die Schaf', es stehn umhäuft im Gestöber
Großbeleibete Stier'; und die drängende Rudel der Hirsche
Stammt der befremdenden Last, da kaum ihr Zackengeweih ragt.
Virg. G. III. 349—356. 367—370.

Der Weidegang ist bei den Lybiern, Numidiern und andern Völkern die einzige, in Italien die älteste Ernährungsweise. Dies ergiebt sich daraus, daß Herkules die Rinder des Geryon in dem üppigen, weichen Grase des Gebietes der Aborigener und der Gauen von Polentum sich sättigen ließ (Dion. Hal. I. 39) und daß die sechszehn Menschenalter nach dem trojanischen Kriege in der Nähe Roms ansiedelnden Albaner Hütten für Hirten, Schafe, Rinder und andere Vieharten bauten, weil jene Gegend nicht allein wegen der Wässerung aus den Flüssen zur Sommer-, sondern auch zur Winterweide Futterpflanzen in Fülle trug (Dion. Hal. II. 2). Im Allgemeinen ist sie die naturgemäßeste für Zuchtvieh. Will man mästen, so sind die blähenden Futterstoffe, wie Erbsen, zerknirschte Bohnen, Bohnenblätter, ganze und geschrotene Gerste und die süßen Sachen, Feigen, Rosinen, Wein, Ulmen- und Feigenblätter besser als Gras. Aeltere Thiere werden fett, wenn man ihnen durch einen Einschnitt die Haut aufbläst und darauf Futter reicht; am meisten tragen indessen die Sonnenstrahlen und warmen Waschungen dazu bei (Arist. VIII. 7).

Die Triftzüge beginnen um die Mitte des April; mit sich verlängernden Tagen ziehen die Heerden in größere Fernen und kommen hin und wieder einige Sommermonate gar nicht nach Hause. Wo Rauhigkeit des Klima die Winterweide versagt, weiden sie bis nach den im October und November eintretenden Stürmen und Regengüssen, übernachten aber auch dann noch im Freien, wenn schon Schnee fällt. Diotimos sagt:

Heimwärts kehrten den Abend von selbst zum Gehege die Rinder
Aus dem Gebirg, mit Geflock reichliches Schneees umhüllt.
Brunck. Anal. X.

Die beste Weide für Rinder und Kälber findet sich in den Laub- und Bergwäldern (Varr. II. 5) des Metinus, Vultur, Garganus und wo sonst gesunde, zarte, üppige und wohlschmeckende Pflanzen liebliche Milch und vortreffliche Käse erzeugen. Selbst von den fernern Viehzüchtern werden jene unteritalischen Weiden, namentlich der Gegend von Tarent aufgesucht und gerühmt:

— — — Wenn dir gefällt der Rinder und Kälber zu warten,
Bergwald such' und die fernere Trift des fetten Tarentum.
Virg. G. II. 198.

Dies ist Folge des milden Himmels und der vielen von den Bergen herabfließenden Bäche, welche das Land befeuchten und das Gras frisch und wuchsig erhalten. Von Ithaka heißt es:

Ziegen in Meng' und Rinder ernährt es; rings ist Gehölz hier
Jeglicher Art und zur Tränke darin unversiegende Bäche;
Hom. Od. XIII. 246.

doch dieser Theil des Festlandes könnte der Insel den alten Weideruhm streitig machen.

Wiesen und durch Flüsse gewässerte Auen erzeugen bekanntlich reichen und vortrefflichen Graswuchs; daher die starken Pferde- und Rinderheerden von Amasia in Kl.-Asien, die der Thermodon durchströmt (Strab. XII. 5). Homer erkannte das wohl, denn er erwähnt, daß durch Hephästos auf dem Schilde des Achilles eine hochgehörnte Rinderheerde dargestellt gewesen sei, weidend

Längs dem rauschenden, reißenden, schilfumsäuselten Strome,
Hom. Il. XVIII. 573.

und der rinderreiche Augeias, der seine Heerden weiden ließ

Rings um Menios Sumpf, denn honigduftende Kräuter
Sproffen in Wiesen empor, den gefeuchteten, und in den Auen
Reichlich genug zu nähren die Kraft der gehörneten Rinder.
Theocr. XXV. 15.

Darum ist die vortrefflich angebaute Gegend von Kephisos in Phocis reich an Weidefutter (Paus. X. 33) und in Oberitalien die Gegend von Mantua oder Andes (j. Pietola), Virgils Geburtsort. Jene wird gerühmt, weil es,

Nie an lauteren Quellen gebricht, noch an Weide den Heerden,
Und so viel abrupfen am langen Tage die Rinder,
Gleich viel wird in Kurzem erneut vom kühlenden Nachtthau.

Virg. G. II. 200.

Von dieser heißt es:

Daß zur Tränke kommen von selbst durch die Wiesen die Rinder,
Wo umwebt weitgrünend mit zartem Rohre die Ufer
Mincius.

Virg. Ecl. VII. 11.

Behütung der Wiesen erfordert Vorsicht; frischangelegte sollte man nie behüten. Das Vieh verwüstet die jungen Pflanzen, tritt den Boden zu fest und verderbt die Ernte auf Jahre; auf sumpfigen leidet die Lunge und der Huf (Senec. ep. 51), mit Ausnahme der reatinischen, die, wie Cicero als wunderbare Erscheinung anführt, den Huf wenigstens der Lastthiere schonen sollen (Pl. XXXI. 8). Bei Mangel oder Unzulänglichkeit eigener Wiesen triften die Heerdenbesitzer und die ärmeren Landleute auf den öffentlich verpachteten Gemeindeweiden gegen eine Abgabe an die Gesammtpächter, wenigstens im Frühjahre, deren Gras freudiger emporsteigt, wenn sie an einem windigen Tage des Herbstes, schon des August (Pallad. IX. 4), angezündet werden. Die Hirten thun dies nicht blos, um durch Asche zu düngen, sondern auch um durch das Feuer das in die Höhe wuchernde Gesträuch zu bändigen (Col. VI. 23). Aus der ziemlichen Anzahl von Beschreibungen solcher in Brand gesetzter Triften, besonders der Berge, bei griechischen (Hom. Il. XI. 155. Apoll. Rh. I. 1026) und römischen Dichtern (Virg. Aen. X. 405: XII. 522), geben wir nur eine:

Wie wenn Gras zu erregen den abgeweideten Feldern,
Und dem Winter das Kraut zu erneu'n, der apulische Landmann
Heilt mit Feuer das Land, das zugleich Garganus erleuchtet
Vulturs Gefild und die Rinderweiden Matinus.

Lucan. IX. 182.

Im Sommer sind die schattigen, mit saftigen Kräutern, Gesträuchen und Gräsern bewachsenen Laubwälder und Berghöhen den sonnigen Weiden (buceta) des Blachfeldes (plana pascua) vorzuziehen, doch darf der Boden nicht zu viele Steine enthalten, weil dadurch das Horn der Füße abnutzt, und Wasser nicht fern sein. Solche schattige Weide ist der Heerde des Augeias geboten,

— — Jenseit des fließenden Baches,
Wo stets grünen Platanen gesellt, der wildernde Oelbaum
Hellbelaubt sich erhebt, des weidenden Phoibos Apollon
Heiliger Hain — des hochvollkommenen Gottes.

Theocr. XXV. 19.

Hieher, Hirt, besonders mit trächtigen Kühen!

Still im buschigen Thal und längs vorwallenden Bächen
Weide sie! wo Moos grünt und frisch vom Grase der Bord ist.

Virg. G. III. 143.

Hier,

Wo die Grotte beschirmt und der Fels weitschattend herabhängt,

wo grünmoosige Felsstücke um Quellen und Bäche dir kühlende Sitze, dem Vieh weiches Lager bieten (Virg. Ecl. VII. 45) ist dasselbe geschützter, als auf ebenem, freien Boden, gegen das geflügelte, sich aus erst ungeflügelten, gegen das Quartanfieber heilkräftigen Maden (Pl. XXX. 30), nach Aristoteles (h. a. I. 1. 7) aus Stechschnaken oder aus feuchtem Staube, von der Sonne beschienenem Kothe, oder auf dem Rindvieh selbst erzeugende Insekt (Pl. XI. 40), bald Bremse, bald Bieße (asilus, tabanus, oestrus) genannt, welches, so lange es lebt, seinen Kopf in das Blut steckt, davon anschwillt, und, weil es keine Oeffnung zum Abgange seiner Speisen hat, vor übergroßer Leibesfülle platzt, oder endlich im Herbste vor Blindheit (Pl. XI. 40, 43) stirbt, aber mit seinem, wie bei Mücken und manchen Fliegen im Munde befindlichen Stachel, der unter dem Schwanze eingesenkt wird und zugleich als Zunge dient (Pl. XI. 34), jungem und altem Vieh viele Qualen verursacht:

— — Die jüngeren Färsen der Weide
Aengstet die Bremſ', die Hirten des Rindvieh's Bieße benennen.

Apoll. Rhod. III. 276.

Einzelne Stücke, die von der Heerde abirrten (Coluth. 43), und Weide-Rinder werden dadurch wahrhaft rasend:

— Der Stier, den die Bremse verſehrt, rennt rasend ins Weite,
Läßt die Wiesen und Au'n mit den Niederungen; nicht um den Hirten
Noch um die Heerde besorgt antreibet er schleunigst anitzo,
Hält auf der Flucht jetzt still und den wampigen Nacken erhebend
Weithin schickt er Gebrüll von der feindlichen Bieße gestachelt.

Apoll. Rh. I. 1265.

Am schlimmsten und zahlreichsten tritt das blutgierige Thier in den Hundstagen (Hom. Od. XXII. 300) in der Nähe man-

cher Wälder und Flüsse zur Mittagszeit auf; es quält den Arbeitsstier fürchterlich und von seinem Stachel gescheucht brechen verzweifelt die Heerden durch (Quint. Smyrn. XI. 207).

Rings um Silarus Hain und die Stacheleichen Alburnus
Fliegt ein Schwarm des Bremsengeschlechts, das Asilus der Römer
Heimisch nennt und Oestrus die Fremdlingssprache des Grajers;
Zornig und rauhen Gebrumms, daß umher voll Angst in den Wäldern
Fleucht die verwilderte Heerd'; es ras't vom Gebrülle der Aether
Weit durchbebt und der Forst und der Bord des trocknen Tanagrus.
Virg. G. III. 146.

Unter den Göttern ist das Insekt als größte Qual für das Rindvieh so bekannt, wie unter den Menschen. Die Sage erzählt, daß

Dieses Scheusal sandte, den schrecklichen Zorn zu vollenden
Einst der inachischen Kuh die unheilsinnende Juno.
Virg. G. III. 152.

Es jagte sie durch die Lande der Welt, bis sie endlich am Nil die Menschengestalt wieder bekam, Ruhe fand und als gehörnte Isis verehrt wurde.

In bremsenreichen Gegenden und Jahreszeiten darf der Hirt das Vieh, am wenigsten das trächtige, bei Tage nicht aus den Gehegen (septa) lassen (Varr. II. 5); nur in der Kühle des Morgens oder des Abends beziehe er die Weide, wie die homerischen Lästrygonen in Telepylos (Hom. Od. X. 82), wenigstens mit Trachtkühen.

— — Denn wüthender quälet die Bieß' um die Schwüle des Mittags;
Hemm' sie zurück vom trächtigen Vieh und weide die Rinder
Früh, wenn die Sonne aufstrahlt und die Nacht mit Sternen emporsteigt.
Virg. G. III. 155.

Die Waldstallungen dürfen niemals zu eng sein, damit sich die Kühe nicht so leicht schlagen, drängen, die Stärkern die Schwächern nicht durch Stoßen beschädigen oder zur Flucht nöthigen (Col. VI. 22).

Ob das Vieh in Hof- oder Waldställen übernachtet, stets muß der Hirt darauf sehen, daß die Trächtigen ruhig und gemessenen Ganges ihren Einzug halten, und

Nicht im Sprung durchrennen den Weg noch im hitzigen Laufe
Ueber die Au hintraben und reißende Ströme beschwimmen.
Virg. G. III. 141.

Eben so nöthig ist dieses beim Austreiben, denn

— Dann laufen sie brüllend vom Dung des Stalls zu der Weide.
Hom. Il. XVIII. 572.

In den Thal- und Bergweiden gehen die Brüllheerden weitläufig und unbeengt (Hor. ep. II. 13), die Kühe nach Einigungen und Angewöhnung. Wenn eine abschweift, folgen ihr die andern, weshalb auch die Hirten, wenn sie eine nicht finden, sich sogleich nach Allen umsehen (Arist. h. a. IX. 4). Lieblich klingen ihre Schellen oder Glöckchen (Sidon. II. 5) durch die Waldstille; das Getön der Glockenheerden (tintinnabulati greges) giebt den Hirten das Signal, vereinzelte Stücke in der Ferne zu finden; dem Städter, verwöhnt wie er ist, gefällt es besser, als das waldschallende Gebrülle des Viehes (Hor. ep. II. 13). Wenn die Sonne sinkt (Auson. ep. 87) und der Abendstern (vesper), in der Sprache der griechischen Hirten, der Hürdenstern (*ἀςὴρ αὔλιος*), erbleicht, versammelt der Hirt, wie Apollo, (Senec. Hippolyt. 295) die Heerde auf den Ruf der Syrinx oder Tuba, die er selbst und aneinander aus einem Stück Hollunderholz, das noch keinen Hahnenschrei gehört hat, anfertigt, in seiner Nähe, und zieht dann nach den unbedeckten, mit Barrieren und sonstigen Zurichtungen versehenen Gehegen (stabula aestiva, septa, bovilia).

Es ist ein öfters erwähntes, eindrucksvolles Tagesereigniß im Leben des Landmannes:

Wenn das Zeichen geben ihren Heerden die Hirten
Wie sie dann wieder nehmen zu ihren Gehegen den Rückgang,
Strotzend die säugende Brust und überströmend das Euter;
Sieh, wie hier sie überlecken der Stallungen Steinrand,
Und wie alle die Jungen umspringen die Mütter, die theuren,
Hier trotzblickende Kälber die schön geaugeten Kühe,
Hier schönhörnige Lämmer die lautaufblökenden Schafe,
Hier die Böckchen die Geisen, und flüchtige Füllen die Stuten.
Oppian. Cyneg. I. 140.

Nach Florentinus kennen die Rinder die Stimme des Hirten, sie hören auf die ihnen beigelegten Namen*) und folgen den

*) In Italien, wo Alles individualisirt ist, hat jedes Hausthier seinen Namen, die Esel und Maulthiere die schönsten. An dem Nemisee, dem Spiegel der Diana, fand ich die Einsamkeit des Ufers durch eine Ziegenheerde be-

an sie ergehenden Befehlen, wie die Heerden dem Rufe des Amphion (Virg. Ecl. II. 23). Probus erzählt aus Euripides, daß die Hirten im Stande seien, die umherschwärmenden Heerden um sich nach Gefallen zu versammeln, was die korsischen Hirten nach Polybius auch mit Ziegen zu thun pflegen.

Wo möglich übernachte der Hirt niemals fern von den Gehegen oder bedeckten Ställen, im Freien, denn die Kälber bedürfen Abends und Morgens das Euter; er selbst hat mit seinem Weibe die Kühe zu melken, wozu sich die Geräthschaft in der Nähe der Hürden vorfindet. In gewohnten Ställen lagert das Vieh auch ruhiger und sicherer, doch muß sie der Hirt bei einfallender Dunkelheit mit guten Hunden umstellen, und sich erst spät, nie fern von der Heerde, je nach den Umständen, entweder unter freiem Himmel oder in Felsgrotten, wie Korydon, als er sich die Gesellschaft der liebenden Meernymphe wünschte (Virg. Ecl. I. 79. Theocr. III. 11. XI. 44), oder in nothdürftigen, aus Pfahl- und Reißigholz errichteten (Virg. G. II. 29), mit Aesten, Blättern, Stroh, Moos oder Brettern gedeckten Hütten (tuguria, Digest. VIII. 3, 6. s. casae, Virg. Ecl. I. 68) auf einem Lager von Laubsprossen, Gras, Farrenkraut, Moos oder Thierfellen (Ovid. ep. V. 13. Prop. III. 13, 33) zur Ruhe legen, sie in der Düsterheit längerer Nächte oder an unsichern Stellen, wegen Dieben und Raubthieren umwandeln (Varr. II. 10) und bei Stürmen und Unwettern auf der Hut sein. Verschlafenheit, Trägheit, Weglaufen nach Mädchen, oder Mangel an tüchtigen Hunden kann ihm und dem Heerdenbesitzer große Verluste bringen.

---

lebt, die zwei kleine, braune Hirtenknaben begleiteten, die wie echte Murillos aussahen, in ihrer Zerlumptheit gottvergnügt waren, und dabei einen unbeschreiblichen Ausdruck von treuer Pfiffigkeit hatten. Checco hieß der eine; er pfiff auf dem Finger und rief: Zingarella! Zingarella! Eine schöne, große, weiß- und schwarzgefleckte Ziege kam von den Felsblöcken herab in lustigen Sprüngen, Pietro, der andere, faßte sie bei den Hörnern, und schwatzte sie mit leise girrendem Tone zur Ruhe, während Checco mir drei Mal einen ledernen Wasserbecher mit schäumender Milch aus dem strotzenden Euter füllte. Die Knaben erzählten, daß die Ziegenheerde und die sechs Kühe alle Namen haben. Dort die silbergraue, hoch am Felsen, ist die Sposina und sucht immer gern die höchsten Stellen; dort zwischen dem Farrenkraut fraß Maschevina und weiter unten an dem Haselnuß knusperte die buntgescheckte Fravolina. Die Thiere hörten alle auf ihre Namen und kamen auf deren Ruf gesprungen. Stahr, Italien I. 231.

— — Mancher kehrt aus dem Wald, ein beraubter
Hirt, vom Nachtgewürge der wildumirrenden Wölfe,
Dessen gehörnetes Vieh ein plötzliches Wetter im Bergwald
Forttrieb und die stürmischen Hörner der winternden Luna.
Würgung erhellet der Tag; dem Gebieter zu melden das frische
Unheil fürchtet er selbst und mißgestaltet vom Sandwurf
Füllt mit Gewein' er das Feld und die Still' des weiten Geheges
Haßt er und lockt in lange Reih', die verlorenen Rinder.

Stat. Theb. III. 45.

Der aus- oder rückzügelnden Heerde gehet der Hirt nicht nach, wie bei Philostratus (Imag. 11), sondern voran, wie ein Feldherr; er mustert, zählt und überzählt sie (Virg. Ecl. I. 75. G. III. 224) wie Herkules (Dion. H. I. 39), damit seiner Seits nichts verabsäumt werde, sie vollzählig zu erhalten und beim Winterheimzuge dem Gebieter ohne Verlust zurückgeben zu können. Die allabendliche Durchzählung ist dringend nöthig (Auson. ep. 68. Calpurn. III. 63), weil manche Stücke gern vereinzelt weiden, nicht nach den Gehegen wollen, zurückbleiben, andere sich verlaufen (Arist. h. a. IX. 3) von den Hunden verscheucht, von den Stürmen entführt, von Bären und Wölfen angefallen werden. Dem Wolfe setzt sich das Rindvieh, besonders die Kuh mit dem Kalbe, zur Wehr, aber gegen den Bären richtet weder sie, noch der Stier etwas aus. Er hängt sich dem Thiere mit allen Vieren an den Hals und Hörner und ermüdet es durch die Wucht seines Körpers (Pl. VIII. 54). Der Wolf wagt sich nie von Vorn an einen Stier, aber er thut, als ob er ihn von Vorn packen wollte, bis er nach ihm stößt, springt ihm dann mit schneller Wendung auf den Rücken und überwältigt ihn so (Ael. V. 19). Die Kunst hat die Kämpfe der Stiere und Wölfe oft herrlich dargestellt; vor dem Tempel des Apollo Lycius in Argos steht ein Fußgestell, das in erhabener Arbeit den Kampf eines Stieres und Wolfes darstellt und dabei eine Jungfrau, wahrscheinlich Diana, welche einen Stein auf den Stier wirft (Paus. II. 19).

Der Hirt bedarf unter solchen Fährlichkeiten Muth, und Vorsicht in Behandlung des tragenden Viehes. Die Tränke desselben an kalten Bächen und Flüssen ist schädlich; besser ist es, dasselbe an Landseen, oder, wie Apollo's Rinder (Hom. H. in Merc. 104) aus eichenen Tränkrinnen (Virg. G. III. 330) oder angelegten Weihern saufen zu lassen, weil das stets kältere Flußwasser, wie verdorbenes Futter, Fehlwürfe veranlaßt. Regenwasser

trinkt das Rindvieh sehr gern (Col. VI. 22), doch muß es rein und bester Beschaffenheit sein (Veget. III. 1). Er muß ferner darauf sehen, daß die Heerde nicht den plötzlichen Unwettern, Platzregen, Orkanen oder Hagelschlägen im Freien ausgesetzt werde. Zu dem Ende nehme er die verschiedenen, von der Natur gegebenen Wettervorzeichen (Virg. G. I. 359), sonderlich das Verhalten des Viehes selbst, welchem ein Vorgefühl dafür einwohnt, sorglich wahr. Wenn es ausgelassen scherzt, tritt anderes Wetter ein; wenn es den Himmel anriechet, sich gegen das Haar oder an den Vorderfüßen leckt, gegen Mittag steht, sich rechts leget, brüllend in den Stall rennt (Pl. XVIII. 88. Arat. 388. Geop. I. 3) oder

— — die Milchkuh
Schnaubt, gen Himmel gewandt, die Luft in offenen Nüstern
Virg. G. I. 375.

steht Regen zu erwarten.

In der Gegend von Torone in Macedonien geben die Kühe bis wenige Tage vor der Geburt Milch (Arist. III. 21); anderwärts stehen sie längere Zeit milchlos (Pl. XI. 96). Die Geburt erfolgt nach Angabe einiger Schriftsteller genau mit dem letzten Tage des zehnten Monats nach der Empfängniß und mit derselben tritt auch die Milch ein. Früher fallende Kälber taugen nichts (Pl. VIII. 70. Varr. II. 1), oder sind lebensunfähig wegen Weichheit der Klauen (Arist. VI. 21). Der Wurf erfolgt stehend oder liegend. In der Regel bringt die Kuh, wie alle Zweihufer (Pl. XI. 83), nur ein Junges zur Welt. Zwillinge fallen selten (Pl. X. 70), am seltensten aber kommt dieser Fall bei Stärken (vituli) vor, überall in Folge reichlicher Fütterung. So ist's namentlich in dem durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Illyrien, wo die Hühner täglich 2—3 Mal legen und die Kühe gewöhnlich Zwillinge, nicht selten Drillinge, sogar Vierlinge werfen und dabei reichlich Milch geben (Arist. h. a. VI. 1. Mir. ausc. 140. Athen. VII. p. 285). Die Hirten halten auf die Zwillingsgebärerinnen (β. διδυματόκος) viel und rühmen, wenn eine

Zwei Mal kommet zur Melk' und nähret zwei Junge am Euter.
Virg. Ecl. III. 30.

Naturkundige haben die Wahrnehmung gemacht, daß eine Kuh, auch wenn Drillinge fallen, doch nur in der rechten Mutterhöhle trägt.

Die Kalbezeit beginnt im März und geht im April zu Ende, an dessen einundzwanzigstem Tage die romulischen Hirten die Stadt gegründet haben sollen (Varr. I. 1. Prop. IV. 4. 74). Das Landvolk feiert an diesem Tage das Fest der Pales (Palilia), vielleicht nach einer weit über die Gründung der Stadt hinausreichenden Religionssitte, welche auch die Veranlassung gegeben haben kann, daß dieses Unternehmen auf diesen Tag verlegt und dem Hirtenvolke zur Pflicht gemacht wurde, die ihm günstige Gottheit an demselben zu versöhnen (Dion. Hal. I. 88). Wie dem sei, das Fest gehört zu den ältesten und vorzüglichsten, dessen Gebräuche sämmtlich auf Sühnung des Menschen und des Viehes und auf das religiöse Verhältniß zwischen Viehzucht und Feldbau sich beziehen. Die Hirten und Landleute bringen der uralten, bald in Tempeln verehrten (Flor. I. 20), bald als Bild

— — — ein Werk ländlicher Hippe von Holz

Tibull. II. 5, 26.

unter Bäumen dargestellten Göttin Pales, um glückliche Geburten ihres Groß- oder Kleinviehes zu erringen, Opfer (Dion. H. I. 88) von Milch und Hirsekuchen, oder Opferspeisen von Hirse und Milch und schleimigem Brei, wie ihn die Kälber erhalten oder setzen laue Milch im Mehlfasse hin, werfen Hirsekuchen und Körbe mit Hirse nebst Oelzweigen, Kräutern und Lorbeerblättern ins Feuer, entsündigen sich hierauf durch Weihewasser und durch tanzende Ueberhüpfung angezündeter Haufen von Spreu, Heu und Stroh, wobei man die Kälberasche von den Forticidien zum Weihrauch braucht. Bei so unblutigen Opfern richtet der Hirt auch sein Gebet an die Göttin, die gute Bergweide verleiht (Pales montana, Nemesian. II. 55) und mit Janus vor vielen Seuchen und Raubthieren schützt, die Weibchen fruchtbar und die Männchen befruchtungskräftig macht. (Ovid. Fast. IV. 747—774. Propert. IV. I. 19: 4, 73).

Die Kalbezeit ist für den Heerdenbesitzer erwünscht und erfreulich, denn

Immer noch mehr gehörnete Küh' und bessere immer
Werden von Jahr zu Jahr dem Herrscher, wenn allegesammt sie
Bringen ihm lebende Frucht, vortreffliche, weibliche Frucht auch.

Theocr. XXV. 123.

Die Freude steigt, wenn etwa ein nach langer Zeit endlich einkehrender Gastfreund oder lieber Nachbar, dem es Wetter und Arbeit verstattet (Hor. S. II. 2, 118), den Anwachs anschaut und rühmend spricht:

— — — Schwerlich hat Jemand
Eine so frisch aufwachsende Zucht breitstirniger Rinder.
Hom. Od. XX. 211.

Sie aber verlangt in nicht geringem Grade die Aufmerksamkeit des Gebieters und die Sorgfalt des Hirten. Die Stallungen, am besten südwärts gelegen (Col. VI. 23) und mit hartem Stein (saxum) oder Grand (glarea), der Wasser und Jauche abfließen läßt, oder mit Sand, der die Feuchtigkeit einschluckt (sorbere), nach beiden Seiten abschüssig ausgelegt, müssen jetzt mit Laub oder sonst etwas, das weiches Lager abgiebt, gestreut werden (Varr. II. 5). Kalten Windzügen dürfen hochträchtige Kühe nie, am wenigsten in der Nacht ausgesetzt sein.

Anräthlich, ist mit Eintritt der Kalbezeit die Triftzüge nach entfernten Weideplätzen zu unterlassen. Hat man das Gras in der Nähe der Ställe schon zuvor geschont, können die Kühe nach dem Werfen sich ohne anstrengende Wege nicht bloß sättigen, sondern finden auch gleich bei dem Wiederaustriebe schmackhaftes, ihrer dann eintretenden Naschhaftigkeit und Wähligkeit entsprechendes Futter (Varr. II. 5). Wenn man sie zur Arbeit verwendet, müssen sie, außer Weidefutter, noch stärkende Fütterung zur Aufhülfe und Unterstützung erhalten, damit sie sich von den Anstrengungen der Geburt erholen, nicht abfallen, die Kälber kräftiger nähren und bedürftige Eigenthümer in die Möglichkeit versetzen, ihnen einen Tribut an Milch für ihre Wirthschaft aufzulegen (Pallad. V. 7).

Später, wenn die Kälber schon älter geworden, unterlasse man nicht, den säugenden Kühen (foetae, boves lactariae) neben dem Weidefutter noch besonderes, stärkendes Futter zu verabreichen. Auf Milchabsatz erweisen sich alle blähenden Stoffe (Arist. h. a. III. 21), namentlich grüner Cytisus (Varr. II. 1, 5), Luzerne, Lupinen, gedörrte Gerste, macerirte oder geschrotene Erven, zarter Kohl (olus) vermischt mit gedörrter oder gemahlener, eine Nacht in Milch eingequellter Hirse, wirksam; Bohnen und Wein befördern Milch und Kraft zugleich. Wein ist überhaupt gleich nach der Geburt dem Mutterthiere unschädlich. Die Aelp-

ler machen häufige Anwendung von demselben und haben in Folge dieses Trankes reichlichen Milchgewinn und Käse voll Wohlgeschmack (Col. VI. 24, 6)..

In Bauernwirthschaften hat sich der altväterische Gebrauch, säugende Kühe noch zu erhalten, melken. Manche sehen es als das Zeichen einer guten Nutzkuh an, wenn sie das Kalb nährt und täglich noch ein- oder zweimal gemolken werden kann (Virg. Ecl. III. 30). Die neueren Lehrer der Viehzucht tadeln und verbieten dies mit Recht:

— — — Es müsse die Melkkuh
Nicht nach der Väter Sitte weiß schäumende Kübel dir füllen,
Sondern die trautesten Kinder erfreun mit der Fülle des Euters.
Virg. G. III. 176.

Wer säugende Kühe melkt, bestiehlt die Kälber (lactantes vituli, Ovid. M. X. 226); das Euter gehört ihnen allein; die Milch ist nie so viel werth, als der Verlust, der dadurch am Kalbe entsteht. Das auf Schafe bezügliche Wort gilt auch für Rindvieh:

Schau' doch die Jungen; und schlag' niemals zu hoch den Gewinn an;
Daß der weißliche Käs' des Markt's verderbe die Lämmer;
Denn dir werde gepflegt in sonderer Liebe der Nachwuchs.
Calpurn. Ecl. V. 36.

Der Hirtenmeister möge daher auch die Knechte am Abende, nach der Heimkehr, wie auf der Trift im Auge haben, daß weder sie selbst (Theocr. IV. 3), noch ihre Weiber die Euter heimlich entleeren. Nur die erste Milch gleich nach der Geburt, die s. g. Gieß (colostrum) muß ausgemolken und mit etwas Wasser den Kälbern gereicht werden (Pl. XI. 95).

Das Melken erfolgt Morgens und Abends. Gutgewöhnte Kühe kommen häufig von selbst, stehen still und lassen sich das vollstrotzende Euter gelassen entleeren. Es giebt aber wilde, namentlich junge Thiere, welche sich unbändig gebehrden und erst gepfählt oder gespannt werden müssen. Während die Melkeimer und Geräthschaften für die Milch in der Nähe in Bereitschaft stehen,

Füget ein Mann an die Füß' mit wohlgeschnittenem Riemwerk
Fest die hölzernen Pflöck', dann seitwärts hockt er und melket;
Der trägt volles Geschirr' und rühret die käsende Sahn' um,
Jener treibet die Farren herein von den Stärken gesondert.
Theocr. XXV. 101.

Wir haben bereits bemerkt, wie die in den Dämmerungsstunden rückzügelnden Heerden beitragen, die Einsamkeit des Landmanns zu unterbrechen und das Landleben in einer den Städtern ungekannten Weise zu verschönern. Ich wenigstens liebe und lobe die Zeit, wenn auf meiner Villa

Flötet der Hirt sein Lied auf der Pfeif' absteigendem Rohre
Und nicht fehlet der Hund' emsig begleitende Schaar;
Dorther hallet Gebrüll' aus hochaufstrebender Waldung,
Hier beklaget das Kalb, daß ihm die Mutter noch fehlt.

Ovid. rem. am. 181.

Auch der Hirt, wäre er noch so matt (Quint. Smyrn. VI. 347), freut sich des abendlichen Heimzuges und läßt manches zürnende oder warnende Wort fallen, wenn

Eilen die Kälber den Kühen mit Freudensprüngen entgegen;
Nicht hält sie das Geheg', sie umhüpfen mit lautem Geblöke
Ihre Mutter.

Hom. Od. X. 410.

So lange die Kälber das Euter haben, müssen sie über Nacht, wie bei Tage, um nicht getreten zu werden, von den Alten getrennt sein. Abends und Morgens leget der Hirt

— — An die Euter die Säuglinge liebenden Müttern,
Daß sie die lauliche Milch einsaugen mit gieriger Sehnsucht.

Theocr. XXV. 104.

Sind sie satt, bringt sie der Hirt in nahe, bedeckte Ställe (tecta), welche zur Erhaltung gesunder Füße und Hufe mit Steinen ausgelegt und weich ausgestreut sein müssen (Varr. II. 5. Virg. G. IV. 434). Je älter sie werden, um so weniger können sie bei Milch allein bestehen; man gebe ihnen daher noch zartes Kraut, Gesproß, später auch Körner.

Die Kuhmütter haben ihre Kinder sehr lieb; ihr Schmerz ist groß und wird laut, wenn sie etwa sterben, wenn sie abgesetzt, zum Schlachten fürs Haus oder zum Opfer für Pan (Catull. XX. 15) genommen werden (Senec. ad. Marc. 7. Ovid. Fast. IV. 460. Ovid. rem. 183).

— — Grünende Wälder durchstreift die Beraubte,
Weicht von dem Pfad, gedrückt von doppelgeklaueten Füßen,
Richtet den Blick nach jeglichem Ort, ob könne sie dort wohl
Späh'n das verlorene Kind; sie erfüllet mit brüllendem Klagruf
Sprossentragend Gehölz, dann bleibet sie stehen und oftmals

Kehrt nach dem Stall' sie zurück, durchbohrt von Sehnsucht des Kälbchens;
Nicht zartschossige Weiden, nicht Kräuter erfrischet vom Thaue
Können, noch irgend ein Bach, der hoch in den Borden einherrollt,
Je verlocken ihr Herz und den Drang abwehren des Kummers;
Nicht auch andere Kälbergestalten auf lustigen Angern
Können ablenken ihr Herz und Linderung bringen dem Kummer;
Eignes nur und Bekanntes begehrt sie beständig.

Lucret. II. 354.

Die Mutterliebe ist sogar todesmuthig; auf den später zu verwilligenden gemeinschaftlichen Weiden wachen und übernehmen für die Kinder selbst Erstlinge den Vertheidigungskampf gegen anfallende Wölfe.

— — Das wehrlose Kälbchen umfassend in Liebe,
Nimmt in Wacht die Erstlingsmutter; dränget der Wolf an,
Trägt sie um sich d e Hörner in Kreisen rechts hin und links hin;
Selbst nichts fürchtend und nicht gedenkend des schwächern Geschlechtes,
Schäumt und stellet das Weib nachahmend die Stiere der Kraft dar.

Stat. Theb. IX. 115.

Ein Kalb, das verloren geht, werde durch ein anderes, dem die eigene Mutter nicht Nahrung genug gewährt, ersetzt (Varr. II. 5). Ihm, wie der Mutter, wird dadurch geholfen, nur muß es der Hirt anfänglich wenigstens anhalten. Ganz vorzügliche, vielversprechende, von den eigenen Müttern nicht genüglich genährte oder zu Opfern bestimmte Kälber lasse man an zwei Kühen säugen; so werden sie feist, kräftig und zuchttauglich (Varr. II. 5).

Bald nach der Geburt werden die Kälber, je nach ihrer Bestimmung, zum Verkauf, zur Zucht, zum Opfer, oder Anspannen ausgewählt,

Denen sofort Merkmale, sowohl Stammnamen, du einbrennst,
Als auch, welche der Heerde vielmehr zu ergänzendem Anwachs,
Oder dem Opferaltare geweiht sei'n, oder dem Feldbau,
Daß sie die Flur aufbrechen, die rauh von Schollen emporstarrt.

Virg. G. III. 158.

Die eingebrannten Merkmale mögen in den meisten Heerden verschieden sein und in Thiergestalten oder in auf den Namen des Besitzers (Calpurn. V. 84), auf die Rasse, das Geschlecht, oder die Bestimmung der Thiere, hinweisenden Zeichen (character) oder Buchstaben bestehen. Die Zeichnung verbürgt die Abstammung, erleichtert das spätere Ausgreifen und hindert

das Austauschen durch den Hirten oder Verwechselung derjenigen Stücke, welche sich etwa unter eine fremde Heerde verlaufen. Auf die Brandwunde wird Theer gestrichen (Col. VII. 9). Manche brandzeichnen nicht gleich nach der Geburt (Virg. G. III. 158), sondern erst im Ausgange des Januar (Col. XI. 2. 14: 18. Virg. G. I. 263) bis in den April (Pallad. II. 16).

Die Kälber sind die einzigen der langgeschwänzten Thiere, deren Schwanz bei der Geburt sein volles Maß noch nicht hat. So lange er nicht bis an die Kniekehle reichet, sind sie nicht zum Opfer tauglich; werden sie zum Altare getragen, sind sie lahm, suchen sie vom Altare sich loszureißen, haben sie noch nicht ein Alter von 30 Tagen, oder sind sie sonst nicht für die Gottheit geeignet, kann man nicht glücklich opfern (Pl. VIII. 70). Nach unsern Religionssatzungen muß, wie unter den Juden (3. Mos. 22. 20) und Aegyptern (Herod. II. 45) jedes Opferkalb fehllos sein. Die schönsten und ansehnlichsten Thiere werden für die Götter aus der Heerde gewählt (eximiæ-quæ eximuntur e grege-), oder mit Kalk bezeichnet, mit besonderer Rücksicht darauf, daß Geschlecht, Farbe und etwaige Zeichnung mit dem Wesen und der Bedeutung der Gottheit, der sie gebracht werden sollen zusammenstimmt. An den Vulkanalien (23. August) empfängt Vulkan, der Feuergott, röthliche Ochsenkälber; die hellfarbigen gebühren Helios; der Reiche wählt diese zu feierlichen Dankopfern und nur der Geringere andere Farben von glücklicher Vorbedeutung. Opferkälber werden vorsorglich behandelt, und abgesondert auf Fettweiden (Hor. Od. IV. 2. 54), in abgeschlossenen Thälern oder in Gehegen unter dem Schutze der Gottheit, der sie gebracht werden sollen, gehalten (Pindar. fr. p. 65). Weil die Opferrinder schwer aufzutreiben, sind sie theuer. Die Phocäer unterhalten den Glauben, daß alles Vieh, welches als Opfer für die Artemis bezeichnet wird, von Krankheiten verschont bleibe und fetter werde, als die übrigen Thiere (Paus. X. 35).

Die Kälber werden in der Regel nach sechs Monaten, um die Herbstgleiche, entwöhnt (Col. VI. 28), die Oechschen aber, die man zur Arbeit bestimmt, oder die, welche als Zuchtstiere Vieles hoffen lassen, behalten das Euter ein ganzes Jahr (Col. VI. 24). Die Kastration erfolgt gleichzeitig mit der Entwöhnung, bei abnehmendem Monde (Pl. VIII. 75). Abgewöhnt, gesellt man sie beständig zu den Müttern; ihr Futter besteht dann in

Weizenkleie (furfur triticeus), Gerstenmehl (farina hordacea) und zartem Grase bei Tränke Morgens und Abends (Varr. II. 5. ext.). Auf der Weide möge der Hirt Achtung auf schädliche Pflanzen haben. Hierher gehört namentlich das Chamäleon; der Saft heilt zwar die Räude und tödtet die Läuse der Hunde, frißt sie aber junges Rindvieh, bekommt es Bräune und stirbt (Pl. XXII. 21). Auch im Stalle bedürfen Absetzlinge sonderliche Pflege und Abwartung; die Meierin muß darum die erforderliche Aufsicht über die Jungviehställe führen (Col. XII. 3), weil sie namentlich in Folge des Stehens im Stalle an Elephantiasis und der schwierigern Verdauung des veränderten Futters (Veget. I. 9: 16) an Spulwürmern (lumbrici) erkranken. Ist Letzteres eingetreten, stecke man ihnen Pillen (offa) aus gestoßenen, rohen Lupinen, oder santonisches, geriebenes Kraut (Wermuth) mit getrockneten Feigen und Erven ein. Schweinefett, mit drei Theilen Ysop vermischt, oder der Saft von Marrubium und Porree tödtet auch diese Thiere (Col. VI. 25).

Als Pflugstiere werden die Kälber erwählt, die nach Knochenbau, Kraft und Ansehen sich voraussichtlich zur Bearbeitung eines geschlossenen, schweren Bodens eignen und bei guter Nahrung starke Schollenbrecher (glebarii) abgeben werden. Nur wo der Boden leichter und die Pflugart flacher ist, kann man leichtere auswählen (Col. XI. 2). Dabei müssen sie gelassen und sanftmüthig sein; solche sind zum Ziehen besser, als die hitzigen, raschen und, im Vertrauen auf ihre Kraft, unbändigen. Ihnen gebührt von Kindheit an zur Kräftigung vorzügliches Futter. Gras, wäre dasselbe auch noch so nahrhaft, reicht, so wenig wie (Varr. II. 5) Schilfgräser, Rohrblätter oder Eschen- und Ulmenlaub, dazu allein nicht aus; halbjährig müssen sie Weizenkleie, Gerstenschrot (Varr. II. 517) und Mengelkorn (Virg. G. III. 205) erhalten. Dahin geht auch die Vorschrift des landwirthschaftlichen Lehrdichters:

> Reich' indessen nicht Gras nur der ungebändigten Jugend,
> Oder der Weid' auszehrendes Laub und kolbiges Teichschilf;
> Rauf' auch grünes Getreid' in die Hand!
>
> Virg. G. III. 176.

Für Zugstiere ist der Charakter, den sie haben, von hoher Wichtigkeit. Diejenigen, die träg sind, wähle der Landwirth nicht, eben so wenig die, welche bei etwas Besonderem, das sie hören

oder sehen, schüchtern, oder zu furchtsam sind, über Brücken und Flüsse zu gehen. Sie müssen schon als Kälber langsam fressen, weil sie sich dann besser bei Kraft und Fleisch erhalten; die gierigen Fresser verdauen auch nicht gut (Col. VI. 2). Allmählich bereite man sie zu ihrer künftigen Bestimmung vor, lerne sie an, daß sie dem Worte des Gebieters folgen und vor Schlägen sich fürchten; man gewöhne sie handlich, traktire sie umgänglich, binde sie zuweilen an die Krippe, damit die einstige Bändigung (domitura) ungefährlicher und müheloser als derer erfolgt, die erst zur Einjochung eingefangen werden (Virg. G. I. 285), wenn sie 2—3 Jahre wild auf der Weide gegangen sind. Drum:

Welche du nun zu Fleiß aufziehst und ländlicher Arbeit,
Bändige schon als Kälber und lehre sie strengere Sitten,
Weil noch schmeidig der Jünglinge Herz und biegsam das Alter.
Virg. G. III. 163.

Eine gute Einleitung zur Gewöhnung wird getroffen, wenn man, als Vorbild des künftigen Joches,

Knüpft um den Hals zuerst von des Weidiges dünnem Gesprosse
Weitgebogene Reif',
Virg. G. III. 166.

später zwei solche weidene Reife tragende Stierchen zusammenbindet und sie anlernt, gleichen Schritt zu halten. Mago ertheilt den Rath, die Kastrirung zwar in zarter Jugend, aber zur Vermeidung von Wunden nicht mit dem Eisen, sondern durch Einklemmung und allmähliche Abtödtung der Testikeln mit gespaltenem Ferulstabe zu bewirken. Weil indessen die jungen Thiere durch diese Operation zu stark angegriffen werden und sich nicht leicht erholen, scheint es angemessener, die Entmannung bis ins zweite Jahr, wo der Körper stärker geworden (Col. VI. 26), doch nicht länger, zu verschieben; das Fleisch wird später zu hart und ist nicht wohl brauchbar (Varr. II. 5).

Den zu kastrirenden Ochsen bindet man nach älterer Methode an einen hergerichteten Stand (machina) fest an, faßt dann mit zwei schmalen Holzklammern, wie mit Zangen, die Nerven der Hoden (testes), welche die Griechen Hängebänder (κρεμαστῆραι), weil die Zeugetheile abhängen, nennen, drückt die Hoden vorwärts und schneidet sie so ab, daß ihre äußersten Enden an den vorgenannten Hodennerven sitzen bleiben. Nach dieser Methode wird der Stier nicht in Gefahr gebracht, sich zu verbluten; der

Verlust der Männlichkeit macht ihn nicht gänzlich zum Weibe, er behält mit dem männlichen Aussehen wenigstens in der nächsten Zeit die Fähigkeit zu springen und zu zeugen. Demnächst wird die Wunde mit Asche von geschneideltem Rebholz (cinis sarmentitius) und Silberglätte (spuma argenti) bestrichen. Das Trinkwasser versagt man in den ersten Tagen gänzlich, das Futter bis auf eine Wenigkeit; das Thier erquickt man in den nächsten drei Tagen während des Wundfiebers durch abgeschnittenes Grünfutter, zartes Gesträuch und Laubsprossen, mißgönnt ihm aber noch das reichliche Trinkwasser. Damit die Wunde schneller heile und nicht von Fliegen belästigt werde, wird flüssiges Pech, Oel und Asche aufgestrichen (Col. VI. 26).

Die beste Zeit zur Kastrirung ist in milden Gegenden der Frühling von den Iden des Februar bis zu den Iden des April, in kälteren von den Iden des März bis in die Iden des Mai (Col. XI. 2). Ausnahmsweise kann es auch im Sommer und Herbste stets bei abnehmendem Monde geschehen (Col. VI. 26. Pl. XVIII. 75).

Durch die Erfahrung ist man auf ein besseres Verfahren gekommen; man bindet nämlich den Stier, wirft ihn nieder, unterbindet die Hoden des straff angezogenen, mit einer hölzernen Klammer (regula) gepreßten Beutels, worauf die Hoden mit glühenden Beilmessern (securis), mit Holzbeilen (dolabrum), oder besondern zu diesem Zwecke eingerichteten, fast schwertartig gestalteten Instrumenten abgeschnitten werden. Nach diesem Verfahren kann man die Schärfe des weißglühenden Eisens in der Nähe der Klammer einsetzen und dann auf Einen Schnitt die Hoden entfernen; der Schmerz dauert nur kurz, die Wunde blutet, weil Adern und Haut verbrannt sind, nur wenig, vernarbt bald und gut (Pallad. VI. 7). Thierärzte versichern jedoch, daß durch Feuer entmannte Stiere, wenn sie vernachlässigt werden oder bei Kälte umhergehen, häufig in Starrsucht (roborosa passio) verfallen. Sie stehen dann steif wie Holz; der ganze Körper geräth in Spannung, die Nasenlöcher sind erweitert, die Ohren stocksteif, der Nacken unbeweglich, der Kopf aufgetrieben, Bug und Schenkel zusammengezogen, die Füße starr, daß man sie nicht von einander bringen kann; die Augen sind nach vorn geschlossen, der Rückgrath steinhart, deswegen der Schwanz ausgestreckt, daß er sich nicht richten und biegen läßt; hart sind auch die Lenden, die

Weichen aufgeschürzt. Niederlegen ist unmöglich. Außer den angegebenen Veranlassungen nach der Kastration entsteht dieses Leiden noch, wenn das Lastvieh an den Füßen zu tief eingebrannt wird, durch starke Reife, durch Schweiß bei zu starker Kälte oder durch den Uebergang aus der Wärme des Stalles in rauhe Luft.

Wenn die Starrsucht an den Hintertheilen anfängt und sich nach den Lenden zieht (opisthotonos), lassen sich die Kranken (opisthotonici) durch Bähungen und Salben wiederherstellen, fängt sie aber vorn an, ist Hülfe nicht leicht möglich, weil die Kinnladen-Sperre den Hungertod herbeiführt. Thiere, welche über den ganzen Körper starren, aber das Maul einigermaßen aufmachen können, muß man mit recht heißen Einsalbungen so lange, reiben bis sie in Schweiß kommen, gänzlich mit Wolldecken (sagi) behängen, in warmen Ställen halten und durch rauchloses Feuer in Wärme bis zum Schweiße versetzen. Man kann ihnen auch stärkere Lorbeerzweige, Weiden- und Eichenstäbe oder Feigensprossen, die eine natürlich erwärmende Kraft besitzen, zum Kauen ins Maul stecken, damit sie die Kinnladen bewegen und erwärmen. Als Getränk reiche man warmes Wasser, gegen den Hunger ganze Bohnen mit Lorbeerblättern; den Leib reinige man durch Klystiere von warmem Honig und Wein mit Bibergeil und in das linke Nasenloch gieße man ganz gutes Oel mit Dekokt von Gerste (ptisana), oder dem Safte geweichter Gerste mit Kleie. Die Vorschrift, daß man sie wiederholt bei warmer Luft in Fluß- oder Meersand bis zum Kopf oder zur Nase so lange, bis sie schwitzen, eingrabe, hat sich weniger bewährt. Schlägt das angegebene Heilverfahren nicht an, brenne man den Nacken kreuzweise auf der rechten und linken Seite, lege ihnen Säckchen (sacellatio) mit Kleie auf den warmen Rücken oder reibe sie mit Salbe aus 1 Pf. Wachs, 1 Pf. Afronit, ½ Pf. Terebinthenharz, 1 Pf. Galbanum, ½ Pf. Bibergeil, 1 Pf. Opoponax, 1 Unze Pfeffer, 2½ Unze altes Oel und ganz guten alten Wein zur Verdünnung. Als schnell wirkendes Mittel empfiehlt sich eine warm aufgestrichene Salbe von flüssigem Pech mit Oel und altem Wein, worauf man warmes Oel in die Ohren gießt. Manche lassen den Thieren Blut ab, welches aufgefangen wird, thun Salpeter, Salz und Bibergeil hinzu, salben damit die an einem warmen Orte aufgestellten Patienten und geben als Getränk Ziegenmilch,

Raute, Lorbeerbeeren, weißen Pfeffer, Oel und geschrotene Bohnen zur Bewegung der Kinnladen (Veget. III. 24).

Manche lassen die jungen Stiere bis zum vollendeten zweiten, dritten oder höchstens sechsten Jahre frei auf der Weide gehen (Col. VI. 2) und fangen sie dann erst zur Bändigung ein (Pall. IV. 12. Virg. G. III. 163). Ueber das fünfte Jahr darf die Bändigung nicht verzogen werden, weil dann die Härte, vor dem dritten Jahre die Zartheit des Alters der Zähmung widerstrebt. Varro (I. 20) räth, Arbeitsstiere lieber roh als gezähmt in einem Alter von drei und nicht über vier Jahre anzukaufen, sie aber nie aus ebenen Gegenden in rauhe und gebirgige zu bringen. Zum Einfangen wählt man einen heitern, von allen Hindernissen, auch von Religionsfurcht freien Morgen gegen Ende des März (Pallad. IV. 12), umschlingt von zwei Seiten (Herod. II. 29) die Hörner, die mit Wollfellen umwickelt werden, damit sie sich nicht wund reiben, mit Hanfstricken (funis cannabinus), bringt sie dann in einen Stall, befestigt die Hälse an eingeschlagenen Gabeln und bindet sie ganz kurz, damit sie wenig Raum (laxamentum) zur Bewegung haben und einander nicht beschädigen können, an Pfähle, an denen sie auch etwas zu fressen erhalten (Col. VI. 2. 1). Die Messenier benutzen so wild eingefangene Ochsen, um die Zukunft zu erforschen; sie binden sie nämlich an die auf dem Grabe des Aristomenes stehende Säule. Der Ochs, gewohnt, frei umher zu gehen, tobt und springt; bewegt sich nun die Säule, so deuten sie sich dieses zum Glück, bleibt sie bewegungslos, so ahnen sie Unglück (Pausan. IV. 30). Unsere Landleute lassen die Ochsen, wenn sie sich störrisch (asperi) gebehrden, einen Tag und eine Nacht ohne Futter angepfählt stehen; sind sie matt und mürbe, werden sie ins Freie geführt, wobei ein Mann vorweggeht, dem Mehrere hinten nach folgen, welche sie an Ziehseimen (retinacula) festhalten; vor ihnen her geht Einer, der mit einem Weidenknittel die Unbändigkeit unter mäßigen Schlägen züchtiget. Sind sie sanft und gelassen, kann man sie schon am Abende des ersten Tages aus dem Stalle führen und antreiben, 1000 Schritte abgemessen und ohne scheu zu werden, zu gehen. In den Stall zurückgeführt, werden sie wieder kurz, daß sie den Kopf nicht bewegen können, an die Pfähle angebunden. Wer den in Banden Gefesselten sich zu nähern beabsichtiget, komme weder von hinten, noch von der Seite, sondern

von vorn, damit sie den Anblick des Menschen vertragen lernen; er rede sie sanft an, streichele Rücken und Nase, damit sie sich an menschliche Ausdünstung gewöhnen, halte etwas Futter vor und besprenge sie mit lauterem Wein, doch sichere er sich, durch Stellung auf die Seite, um nicht gestoßen oder geschlagen zu werden, denn sie behalten diese Unart, wenn sie das erste Mal gelang, später bei. Demnächst krabble er sie wieder auf dem Rücken und lege die Hand an Bauch und Schaamglied (femina), damit sie bei späterer derartiger Berührung nicht scheu und unbändig werden, wenn man die Zecken (ricini), die sich gewöhnlich hier ansetzen, abnehmen will. Ist der Stier etwas zahm geworden, breche ihm der Bändiger das Maul auf, ziehe die Zunge hervor, reibe ihm die ganze Maulhöhle mit Salz, stecke pfündige, vorher in gesalzene Fettbrühe getunkte Brocken mit einem Löffel (lingula) in den Schlund und gieße ihm einen Sextar Wein durch ein Horn ein. Unter solchen Liebkosungen kann er nach drei Tagen ziemlich zahm und dahin gebracht sein, daß er am vierten das Joch auf sich nimmt, an welches ein Zacken gebunden wird, der die Stelle der Deichsel im Ziehen vertritt; auch legt man ihm leichtere Lasten auf, um durch größere Anstrengung seine Geduld zu erproben. Nach diesem Exercitium werden die Stiere zu zweien zuerst vor einen leeren Wirthschaftswagen (plaustrum) gespannt, den sie, allmählich beschwert, wo möglich durch eine kleine Stadt oder einen Flecken, wo das häufige Geräusch und der Wechsel der Erscheinungen sie schnell gewöhnt und nutzbar macht, weiter ziehen müssen (Varr. I. 20).

Oft nunmehr heiß jene dir ziehn unbeladene Räder
Durch das Gefild, und oben den Staub mit dem Gleise bezeichnen,
Bis von mächtiger Last die buchene Achse gedrängt nun
Knarrt und die eherne Deichsel verbundene Scheiben einherrollt.

Virg. G. III. 172.

Sollten sie sich beide etwa nicht vertragen wollen, lege man ihnen die von dem thrazischen König Lysimachus gefundene und genannte Pflanze, Lysimachia (L. Salicaria L.), auf das Joch, die sie besänftiget (Pl. XXV. 35).

Die Bändigung zum Pfluge ist ebenfalls nicht leicht,

Denn es versaget der Stier den Pflug, entnommen der Hornheerd',
Und dem Drucke des Jochs weigert der zärtliche Hals.

Ovid. Pont. III. 7. 15.

Es ist nicht entsprechend, dieselbe durch rauhe, ungestüme Behandlung oder Schläge in der Weise des Landvolkes erzwingen zu wollen:

Häuf'gere Schläg' erträgt, als frommt, zum Gebrauche des Pfluges,
Wenn gepresset der Stier erster Jochung sich sträubt.
Ovid. Amor. I. 2. 15.

Die Gewöhnung muß allmählich und erst nachdem sie zum Wagen gelehrt, erfolgen (Ovid. A. amat. I. 471 : II. 184);

Erst mit der Zeit erduldet der Stier den wühlenden Landpflug,
Und gekrümmetem Joch reicht er zum Drucke den Hals.
Ovid. Trist. IV. 6. 1.

Die ersten Versuche werden an einem leichten Pfluge in einer Ebene (Varr. I. 20) in sandigem, lockeren Erdreich oder aufgepflügtem Felde (ager subactus) gemacht, damit sie nicht vor der Schwierigkeit der Arbeit zurückschrecken; beim Aufbruche harten Landes verwundet und morschet der weiche Hals (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12). Zwei Neulinge (novitii) zugleich und neben einander anzulernen, ist nicht anräthlich, denn wenn

— Stier' entlesen der trotzigblickenden Hornheerd',
Strebt zu gesellen der Bauer dem aufgebürdeten Landpflug,
Ziehn sie grollend, denn noch nicht von häufiger Pflugschaar
Hat sich geneiget der Stolz des Nackens zu schwieligem Bug ab,
Der hieher, der dorthin und lösen die Banden mit gleichen
Kräften und wirren die Furchen im Gange zur Rechten und Linken.
Stat. Theb. I. 131.

Weit besser ist's, den Novizen neben einen zahmen und kräftigen Veteranen zu spannen, von welchem er in allen seinen Verrichtungen gleichsam unterrichtet wird (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12. Pl. VIII. 70). Will der Störrige nicht fort, schleppt ihn dieser nach, prallt er los, hält ihn dieser auf. Will man sich der Mühe unterziehen, ein Dreijoch anzufertigen, lassen sich selbst ganz widerstrebende Stücke dahin bringen, daß sie die schwersten Arbeiten nicht versagen, denn zwischen zwei Veteranen vor dem Pfluge wird auch dem Faulsten die Möglichkeit genommen, sich dem Dienste zu entziehen. Springt er unbändig los (bovinari), halten ihn seine Arbeitsgenossen nach ihrem Wohlgefallen zurück; bleibt er stehen, so muß er doch folgen; will er sich niederlegen, wird er durch die beiderseitige Kraft in die Höhe gezogen; die zur Rechten und Linken ihn umgebende Nothwendigkeit entkleidet

ihn seines Trotzes und macht ihn mit sehr wenigen Schlägen der Arbeit fügsam *).

Alle, insbesondere Neulings-Ochsen, müssen recht kurz gespannt werden; so nehmen sich die Gespanne besser aus, sie gehen mit hochgehaltenen Köpfen und die Hälse werden, wenn das Joch wohl anlieget, nicht so leicht gerieben (Pl. XVIII. 49. Col. II. 2). Der Pflüger muß aber dennoch öfters nach den Druckstellen sehen;

Schau, wie brennet die eingefangenen Stiere das Erstjoch!
Ovid. Rem. 237.

Verwundung durchs Joch macht sie trotzig oder zur Arbeit unfähig. Zugochsen (bos jugarius) dürfen auch nicht stets auf derselben Seite gehen; wechselt man sie dergestalt, daß der zur Rechten bisweilen auf die linke Seite gebracht wird und umgekehrt, erholt sich ein Jeder (Varr. I. 20).

Es giebt unter den gebändigten, namentlich ausländischen, schlaffe Stücke, die sich in die Furchen legen. Nach meinem Erachten läßt sich ein solcher nicht durch wüthige, rohe Behandlung, wie die Ochsenknechte in ihrer Weise pflegen (bovinator), sondern durch Vernunft bessern. Wer meint, durch Stacheln, Feuer oder andere Martern die Unart heilen zu können, versteht die Kunst vernünftiger Behandlung nicht; der hartnäckige Trotz des Ochsen macht in den meisten Fällen den wüthigen Treiber müde. Weit

---

*) Die Italiener sind heut' noch die besten Ochsenbändiger der Welt.
„Die Ochsenheerden der Campagna befinden sich noch jetzt in einem halbwilden Zustande; sie werden von den sog. Campagnareitern nach Rom getrieben, auf einem großen, zur Rechten der Ringmauer in der Nähe der Tiber liegenden, umhegten Platz gestellt, wo sie bis zum Schlachten bleiben, da sich Rom aus ihnen mit dem beliebten Manzo (Rindfleisch) versorgt. Die Rinder, welche von den berittenen Campagnolen aus den Weideplätzen der Campagna zu dem Platze getrieben werden, in dessen Nähe das Schlachthaus befindlich ist, bringt schon der weite Weg auf dem ungewohnten Pflaster in Wuth. Es gewährt einen prachtvollen Anblick, wie die Campagnolen auf ihren kräftigen, wilden, langmähnigen Pferden in Spitzhut und Sammetjacke, die bespornten Beine mit den braunen Lederschienen bis ans Knie umschnallt, und die lange Lanze in der nervigen Rechten, die Flinte auf der Schulter, mit unglaublicher Kühnheit und Gewandtheit eine solche Heerde im vollen Laufe zusammenzuhalten wissen. Die Wendungen der Reiter mit ihren meist schwarzen Pferden, die Stellungen, in denen sie ein widerspenstiges Thier mit einem wohlgeführten Lanzenstoße zur Ordnung bringen, sind höchst malerisch.“ Stahr, Italien III. 55.

nutzbringender ist, ohne alle körperliche Quälung, durch Entziehung des Fressens und Saufens den Niederleger (bos cubitor) zu bessern; Regungen der natürlichen Bedürfnisse wirken stärker als Schläge. Legt er sich, lasse man ihn ruhig liegen, binde ihm aber die Beine, daß er weder aufstehen, noch fortgehen, noch weiden kann. Hunger und Durst zwingen ihn, seine Trägheit aufzugeben (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12).

In den Provinzen, namentlich in den Alpen bindet man das Joch gewöhnlich auf die Hörner; wir legen es auf den Nacken. Fast alle Lehrer der Landwirthschaft haben die Hörnerjochung und nicht ohne Grund verworfen, denn mit Hals und Brust kann das Rindvieh am meisten leisten, indem es sich mit seiner ganzen Körperwucht in die Arbeit wirft. Liegt ihm das Joch an den Hörnern, wird der Kopf zurückgezogen, das Thier gequält und doch nur vermögend, die Erdoberfläche mit einem noch dazu sehr leichten Pfluge zu verwunden (Col. II. 2).

Schon die ältesten Griechen hielten den Grundsatz fest, daß Gespannstiere einander in Körpergestalt, Größe, Schritt und Kraft einander gleich sein müßten. Daher der Wunsch des Odysseus:

— — — — Trieb' ich ein Joch der trefflichsten Stiere,
Dunkelgefärbt, großwüchsig und Beid' vom Grase gesättigt,
Gleich an Alter und Kraft, von unbezwinglicher Stärke,
Einen Morgen zu ackern und wiche die Scholle dem Pflugschaar,
Sehen solltest du dann, wie gerade Furchen ich zöge.
Hom. Od. XVIII. 370.

Gleichheit der Stiere galt im Volke als schöner Besitz, und der Dichter verschmäht nicht die beiden Helden Ajas, Oileus und Telamons Sohn in diesem Bilde darzustellen.

Wie in der Brach' den starken Pflug zween dunkele Stiere,
Gleich an Muthe selbander, hinziehn, an der Wurzel der Hörner
Quillet ihnen hervor viel Schweiß, es scheidet allein sie
Nur das schön geglättete Joch; sie durchstreben die Furche
Und durchschneiden das Gränzfeld.
Hom. Il. XVIII. 703.

Der Landmann hält mit Recht auf gleich großes und gleich starkes Arbeitsvieh (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12. Varr. I. 20), denn entgegengesetzten Falles werden die Furchen wenig gerade (Hom. Od. XVIII. 374) und der schwächere Partner leidet durch den stärkern bis zum Verderben.

Wohlgefütterte Stiere sind Stolz und Ehre des Bauern, die besten Zaubermittel eines reichen Fruchtertrages (Pl. XVIII. 8. 2). Es ist aber gleich fehlerhaft, sie anzufeisten oder abmagern zu lassen; ihr Körperzustand (corporatura) muß in Maß und Geschick bleiben, starknervig und muskelhaft, nicht mit Fett überladen sein, weil zwiefache Last, des Leibes und der Arbeit, doppelt belästigt. Dem Hausvater liegt ob, auf gute Ernährung seiner Gespanne zu halten, ihnen die in der Religion vorgeschriebenen Feierzeiten zu gönnen (Col. II. 22. Tibull. II. 1. 5) und den Segen der Gottheit über sie herabzurufen. Bring' darum, wenn der Birnbaum in die Blüthe zu treten anfängt, für deine Ochsen einen Opferschmaus (daps). Versprich dem Opferschmaus-Jupiter (J. dapalis) einen Becher (culigna) Weines, wie viel du willst; gieb an diesem Tage den Ochsen, dem Ochsenwärter und allen, welche bei dem Opferschmause beschäftigt sind, Ferien. Hast du das Gelübde gethan, sprich also:

„Oferschmaus-Jupiter, was dir gebührt, laß dir diesen Becher Opferwein in meinem Hause und meiner Familie gelobt sein! Nimm gnädig auf.“ Darauf wasche die Hände (aus der Futilia oder Favissæ), dann nimm den Wein und sprich: „Opferschmaus-Jupiter, zum Segen laß dir diesen Opferschmaus gelobt sein! Nimm gnädig auf den Opferwein!“ (vinum inferius.)

Wenn du willst, kannst du auch der Vesta spenden. Der Opferschmaus des Jupiter besteht in einem Braten von Kleinvieh (assaria pecuina); das Gefäß Wein für Jupiter werde mit einem keuschen Gemüthe gebracht; opfere ohne Verunreinigung (contagio, Cat. 30: 31) des Fleisches und ehelichen Umganges (Tibull. II. 1. 11: I. 3. 25. Ovid. M. X. 434).

Gute Haltung, die Hauptsache bei den Stieren (Cat. 54), hängt großen Theiles von dem Wesen und der Sorgsamkeit der Knechte (bubulcus) ab. Solche Kerle müssen wie die Pferdeknechte nothwendig einige geistige Anlagen, tüchtige Stärke und Muskelkraft haben (Plutarch. Cat. 4) und im Stande sein, durch eine Ungeheuerlichkeit der Stimme und des Körpers sich fürchterlich zu machen, dabei aber doch verstehen, die Körperkraft ihrer Thiere durch Milde zu mäßigen. Ochsenknechte müssen mehr schrecklich scheinen, als wüthig sein, und die Stiere ihrem bloßen Befehle gehorchen. Der Knecht setze sie mehr durch Anbrüllen, als durch Aufschlagen in Furcht, denn sie werden, obwohl zu Schmach und

Elend geboren, bei ungestümer, grausamer Behandlung störrisch, versagen das Joch (Senec. clem. I. 16) und dauern, durch Arbeit und Schläge zugleich entkräftet, nicht lange aus (Col. I. 9). Den Knittel brauche der Knecht nur als äußerstes Mittel bei Widerspenstigkeit; er reize sie nie durch den Stachel, denn dadurch werden sie widersetzlich und ausschlaghaft; bisweilen gebe er ihnen eine Erinnerung mit der Peitsche (Col. II. 2).

Hat der Knecht die Ochsen lieb, wie sein Eigenthum, wird er sie gut halten, gut weiden und nicht, wie es auf fernen, von dem Gebieter selten besuchten oder unter nachlässigen, treulosen Meiern stehenden Villen vorkommt, zu fremden Diensten verborgen oder vermiethen (Col. I. 7). Weil gute Behandlung ihre Gesundheit und lange Dauerhaftigkeit bedingt, muß der Meier unter allen Verhältnissen darauf sehen, daß die Knechte zur Zeit füttern (Col. VI. 3. Cat. 5) und zur Zeit ausmisten; gute Abwartung thut fast mehr, als gute Fütterung. Er gehe ihnen daher nach, damit sie das Vieh williger besorgen, bei der Arbeit nicht übermäßig anstrengen, belasten oder zu schnell treiben, nicht roh behandeln und zur vollen Sättigung füttern. Jede Krankheit, auch die Räude (scabies, Cat. 5) hat ihren ersten Ursprung in Magerkeit, die in manchen Gegenden Italiens im Winter eintritt; abgefallene Thiere erschöpft die Arbeit schneller, die Hitze quält, die Kälte durchdringt sie (Veget. III. 1). Zur bessern Abwartung ist angemessen, die Ochsenknecht-Zelle in die Nähe des Stalles zu verlegen (Col. I. 6). Spannvieh darf zu keiner Zeit eher aus dem Stalle geführt werden, als bis es sich satt gefressen hat; jede Aus- und Anspannstunde ist streng einzuhalten und frühe, sobald nur der Tag graut (πρωτῃ ὑπ' ἀμφιλύκῃ), in das Feld zu ziehen (Oppian. Cyneg. I. 135).

> Eos siehet zuerst vom Karst belastete Bauern,
> Ruft den langsamen Stier unter die Krümme des Jochs.
>
> Ovid. Amor. I. 13. 15.

In den Frühstunden geht die Arbeit leichter von Statten, als am hohen Tage; Menschen und Vieh werden weniger angegriffen und — (Paus. IX. 17)

> Manchmal erblindet der Stier von der Kraft der glänzenden Sonne.

Mit seltenen Ausnahmen (Herod. I. 31) wird pünktlich bis zur Abspannstunde (βελυσις s. βελυτον, Cic. ad Att. XV. 27.

Hom. Il. II. 779. Philostr. im. II. 24) in mäßigem Gange gearbeitet. Durch beeilten Schritt, weite Wege, schwere Lasten und übermäßige Anstrengung ermattet alles Last- und Spannvieh; Schwäche (Veget. III. 1), Fieber oder Durchlauf sind die Folgen davon (Col. VI. 5). Heißt es — man rechnet in Italien wie in Griechenland Mittags- und Abendzeit nach der Stunde des Stierabspannens und nicht blos unter den Bauern (Hom. Od. IX. 49) — auf dem Hofe: „Das Spannvieh kommt aus dem Joche" (τα ζευγάρια ἐκ βϑλυτϑ ἥκει) muß, namentlich am Abend (βϑλύσιος ὥρα), der Stall mit reichlicher Ausstreu von Stroh (Col. VI. 3), Eichen- und Eschenlaub oder Farrenkraut zum weichen Lager versehen sein oder werden (Cat. 5. Col. VI. 2, 23).

In den Ställen ist auf die größte Reinlichkeit, namentlich der Krippen, damit kein Futter vertreten und nicht Ekel oder Krankheit durch das Futter hervorgerufen werde, zu halten (Veget. III. 1). Nachzusehen ist Sache der Meierin (Col. XI. 3). Sie darf insbesondere keine Hühner und Schweine zum Futter lassen, denn wie der Genuß des Krautes „Ochsenmord" (buphonum) tödtlich auf Weidevieh wirkt und der Buprestis, ein langfüßiger, in Griechenland bekannter, in Italien nur zuweilen im Grase vorkommender Käfer (Pl. XXX. 10), wie schon der Name anzeigt, ein solches Gift ist, daß das Thier, welches einen solchen verschluckt, in Folge entstehender Entzündung platzt (Pl. XXII. 36), so stirbt das Stallvieh an Aufblähung und Leibschmerz, wenn es Hühner- oder Schweinekoth*) mitfrißt. Gegen diesen stets gefährlichen Vorfall bewähren sich warme Eingebungen von 3 Unzen Eppichsamen und ein halbes Sextar Eimen mit 2 Pfd. Honig gemischt, worauf man den Patienten zum Gehen zwingt und mit den Händen reibt, bis der Trank offenen Leib schafft; Lauge vom Holze der Ulme oder anderer Bäume, gut gekocht und mit Oel gemischt, soll sich auch wirksam erweisen (Veget. III. 3. Col. VI. 5). Die größte Vorsicht ist in Betreff der Schweine nöthig; hat ein Stier den Koth eines Schweines, insbesondere einer kranken Sau gefressen, wird er sofort von einer Seuche mit ansteckendem Charakter (pestilentia) befallen, die unter verschiedenen Formen bald in nasser, bald in trockener Natur auftritt;

---

*) In manchen Gegenden Deutschlands fürchtet das Landvolk in gleicher Weise Tauben- und Hühnerfedern bei Pferden.

im ersten Falle fließt Schleim (humor) aus Maul und Nase, dem Futterekel und Mattigkeit folgt; im letzteren giebt das Thier zwar keinen Schleim von sich, es frißt aber nicht wie sonst und magert von Tag zu Tag ab. Hat die Seuche ihren Sitz in den Gliedern (p. articularis), hinkt das Thier, ungeachtet die Hufe gesund sind, bald auf den Vorder-, bald auf den Hinterbeinen; oder sie ist beulenartig (p. farciminosa), wo dann über den ganzen Körper Geschwüre (tubercula) erscheinen, die aufgehen und zu heilen scheinen, aber bald an andern Stellen wieder vorkommen. Manchmal hat sie ihren Sitz unter der Haut (p. subtercutanea), wo dann höchst verderbliches Wasser an verschiedenen Theilen vorbricht und abfließt, oder sie ist der Elephantiasis ähnlich, wenn Krätzschuppen von der Größe einer kleinen Linse auf der Haut entstehen. Sie artet sogar in Raserei (mania) aus, wo dann die Stiere ihre Sinne verlieren, nicht sehen, nicht in gewohnter Weise hören, und sehr schnell, auch wenn sie feist und munter erscheinen, verenden. Alle diese verschiedenen Krankheitsformen sind ansteckend. Geräth ein befallenes Thier in eine Heerde, so muß dieselbe, sei sie gezähmt oder wild, sogleich aus dem Besitzthum nach Gegenden entfernt werden, wo kein Vieh zur Weide geht (Col. VI. 5), denn die Krankheit theilt sich durch Weidegras, Trinkwasser an der Quelle und im Stalle durch die Krippe, selbst schon durch den Anhauch den Gesunden mit. Die Leichen müssen über die Grenzen der Villenländerei geschafft werden, denn auch sie verbreiten allgemeine Sterblichkeit, in welcher manche Besitzer die Zeichen beleidigter Gottheit erkennen, aber ihre eigene Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit vergessen.

Auch gegen diese höchst gefährliche Krankheit giebt es Heilmittel. An sandigen, von den Wellen etwas bespülten Seeküsten wächst eine harte, strauchartige Pflanze, Mannstreu (eryngion) mit knotigem, einen Kubitus hohen Stengel und stachlichen, der wilden Distel ähnlichen Blättern, goldfarbiger oder gelblicher (galbineus) Blüthe. Die wohlriechende Wurzel dieser auch wider Schlangen und alle toxischen und akonitischen Gifte, auch gegen Krankheiten der Pferde diensamen Pflanze, grabe man aus und bereite daraus ein Getränk; drei Unzen davon, eben so viel Panaceewurzel und Heusamen wohl abgewaschen, mit einem Sextar Weizenmehl, warmem Wein und Honig oder Sapa, bereite man zu Pillen, deren man täglich neun giebt; außerdem fülle man

noch Blut der Meerschildkröte, oder wo diese schwer zu haben, der gewöhnlichen Schildkröte ein und warte den Erfolg ab. Man kann auch gepulverte Stengel der Casia und des Weihmuths zusetzen und davon eine halbe Unze mit einem Sextar alten Wein dem Stiere in die Nase gießen. — Die Natur der vorgenannten Krankheiten ist bitter; sie lassen sich nach dem Grundsatze, daß Entgegengesetztes durch Entgegengesetztes sich nur heilen lasse, überwinden. Man nimmt daher gepulverten Wermuth, Lupinen, auch Tausendgüldenkraut oder Saufenchel, mischt Alles zu gleichen Theilen mit einem Sextar Wein und giebt täglich 3 Kochlöffel davon mit 3 Unzen Oel dem Thiere ein (Veget. III. 3).

Kommen die Stiere von der Arbeit, müssen sie sich erst verschnauben und kühlen, ehe sie an die Krippen gelegt werden (Col. II. 3). Das erste Geschäft des Jochknechtes (jugarius) sei, das Joch abzunehmen, worauf sie sich gern wälzen (Pl. XVIII. 35. 26), hiernach muß er sie abreiben, auf den Rücken mit den Händen drücken, den Hals mit lauterem Weine waschen und abreiben und wie den Stierkälbern bei deren Bändigung (Col. VI. 2) jedem 2 Sextare Wein durch ein Horn (cornu*) in den Schlund gießen. Hat ein Stier etwa Halserschütterungen erlitten, hilft Blutentziehung aus dem Ohre augenblicklich; gepulvertes und aufgelegtes Aviakraut ist auch gut; hat eine Halsverrenkung Statt gefunden, entziehe man auf der Seite, nach welcher sich der Stier nicht richtet, Blut aus dem Ohre, nachdem man zuvor die größte Ader dieses Theiles mit Ruthen zum Anschwellen geschlagen hat, wiederhole am nächsten Tage den Aderlaß und lasse ihn 2 Tage lang ruhen. Biegt er den Hals nach keiner Seite, ist er aber in der Mitte angeschwollen, entzieht man ihm aus beiden Ohren Blut, um dem sonst nach zwei Tagen eintretendem allgemeinen Halsgeschwulste und der Nervenspannung zu begegnen. Ein goldnes Mittel gegen dieses Leiden besteht darin, daß die Nackengeschwulst mit Wasser aus dem Teiche, aus dem der Stier säuft, angenetzt, getrocknet und dann mit einer Salbe von flüssigem Pech, Ochsenmark, Bockstalg und altem Oel, Alles zu gleichen

*) cornu oder cornum bedeutet in der Kunstsprache der alten Thierärzte jeder Trichter oder trichterartige Vorrichtung von Horngestalt, ohne Rücksicht auf den Stoff, um Flüssigkeiten in den Stierrachen zu bringen (Col. VI. 2. 7: 10. 1: 27. 11: Nemes. cyneg. 228. Veget. V. 14 12. 5). Das Diminutiv cornulum dient, Urin in die Nase eines augenkranken Schafes zu gießen bei Col. VI. 5. 15.

Theilen aufgekocht, eingerieben wird. Versagt der Stier wegen Genickanschwellung das Joch gänzlich, lasse man ihn einige Tage stehen, wasche den Hals mit kaltem Wasser, reibe Silberglätte ein oder lege, nach Celsus Rathe, gepulverte Avia auf (Col. VI. 14).

Kommen die Ochsen mit schmutzigen Füßen vom Wege oder von der Weide, befehle der Meier, dieselben, ehe sie in den Stall geführt werden, mit Wasser abzuspülen oder in dem Weiher auf dem Hofe zu baden (Varr. I. 13), weil der anhaftende Koth Geschwüre erzeugt, die Klauen erweicht, beim Kauen Beschwerden und im Schlafe Unruhe verursacht (Cat. 5. Veget. III. 1). Hufwunden heilen die Landleute dadurch, daß sie die Hörner mit Fett bestreichen (Pl. XI. 45); damit die Füße durch Gehen nicht wund werden, salbt man die Hörner, ehe sie einen Weg antreten, mit flüssigem Pech (Cat. 72. Pl. XXVIII. 81).

Schlägt dem Ochsen das Blut in die Füße, entsteht Lähme; die Klaue fühlt sich warm an und der Ochs läßt dieselbe nicht stark drücken. Steht das Blut noch über den Klauen, zertheilt es sich durch Reiben; hilft das nichts, wird es durch Schröpfen entzogen; sitzt es schon in den Klauen, wird in der Mitte beider mit einem Messer eine leichte Oeffnung gemacht, Essig und Salz aufgelegt, der Fuß mit Spartsohlen überzogen und trockene Stallung geschafft; unterlassene Entziehung des Blutes hat Eiterung zur Folge, die nur langsam geheilt wird. Gleich anfängliche Einschneidungen und Reinigungen, demnächst aufgelegte Lappen mit Essig, Salz und Oel, ferner, altes Schweinefett (axungia) und Bockstalg (sevum hircinum) zu gleichem Gewichte abgekocht, bringt Heilung. Wenn das Blut unten in der Klaue sitzt, werden die äußersten Theile derselben bis aufs Leben eingeschnitten, damit es abfließen kann, und der in Spart eingewickelte Fuß in Leinwand geschlagen; in der Mitte braucht man nur dann eine Oeffnung zu machen, wenn schon Eiterung entstanden ist. — Ist die Lähme Folge von Nervenschmerz, reibe man die Kniee, Kniekehlen und Röhrbeine mit Oel und Salz, bis sie vergeht. Bei Kniegeschwulst sind Umschläge von warmem Essig oder Honigwasser (aqua mulsa) mit Leinsamen oder Hirse oder aufgelegte, mit warmem Wasser und Honig bestrichene Schwämme, in Binden heilkräftig. Ist die Geschwulst mit Feuchtigkeit verbunden, wendet man Sauerteig oder mit Rosinenwein oder Honigwasser abgekochtes

Gerstenmehl an und schneidet, wenn die Eiterung reif geworden, die Stelle mit einem Eisen und legt darauf, wie Celsus angiebt, Lilienwurzel oder Meerzwiebel mit Salz, oder Blutkraut (herba sanguinalis s. πολύγονον), oder Marrubium. Vom Anfange wird fast jeder körperliche Schmerz ohne Wunde mit Bähungen, ist er schon alt, durch Brennung geheilt und darauf am Feuer gebräunte Butter oder Ziegentalg (ustum butyrum vel adeps caprinus) geträufelt (Col. VI. 12).

Bei Verwundung des Knöchels (talus) oder der Klauen durch das Schaar brenne man über der Wundstelle hartes Pech und Fett mit Schwefel und ganz frischer Schmutzwolle (lana sucida) mit einem Glüheisen ein. Dieß wirkt auch bei eingetretenen stumpfen, spitzigen Scherben oder Steinen. Tiefere Wunden werden in einiger Breite ausgeschnitten, gebrannt, der Fuß in Spartsocken gesteckt und drei Tage lang mit Essig begossen. Ist das Röhrbein durch das Schaar verletzt, wird Meerlattig (lactuca marina s. τιθύμαλλος) aufgelegt (Col. VI. 15). Die Etrurier versichern, daß die vom Pflugeisen zerschnittenen Nerven eines Ochsen durch Mariophyllum, bei uns Millefolium, vereinigt und unter Zuthat alten Fettes zusammengeheilet werden (Pl. XXIV. 95).

Wundgeriebene Füße wäscht man mit erwärmtem Ochsenharn, läßt das Thier dann auf noch ganz heiße, eben fertig gemachte Reißigasche treten und salbt die Hörner mit flüssigem Pech und Oel oder Schweinefett. Seltener tritt Lähme ein, wenn die Füße nach der Abjochung mit kaltem Wasser tüchtig gewaschen und die Köthengelenke, Kronen und Spalten zwischen den Klauen mit altem Fett ausgerieben werden (Col. VI. 15).

Das Rindvieh säuft, wie die Pferde und alle Thiere mit zusammenhängenden Zahnreihen, schlürfend. Es darf ihm nie an Wasser fehlen, denn es trinkt sich fett (Pl. X. 93), wie die Schafe (Col. VII. 3). Weidevieh erhält im Winter täglich ein, im Sommer zwei Mal (Varr. II. 5), Stallvieh an einem Weiher (piscina) in oder bei dem Wirthschaftshofe (Col. II. 3: VI. 14. Pallad. I. 31) sein Saufen. Das Wasser braucht nicht gerade ganz hell zu sein, doch sucht es solches gern auf (Arist. VIII. 8); trübes Wasser, wenn es nur keine fremden Beimischungen hat und von guter Beschaffenheit ist, ist unschädlich (Veget. III. 1). Kalt ist's ihm lieber als warm (Arist. VIII. 24). Vor der Tränkung müssen Ar-

beitsstiere einiges Futter gefressen haben; der Ochsenknecht pfeift*), um sie zum Trinken williger zu machen, bringt sie dann in den Stall zurück und füttert reichlicher als vorher (Col. II. 3).

Arbeitsstiere sollten nur im Winter, wenn der Pflug steht, Weidegang haben. Bei Grünfütterung stehen sie stets auf der Lauer, wollen stets Etwas haben, werden naschhaft und müssen Maulkörbe bekommen, damit sie beim Pflügen das Gras nicht abfressen (Cat. 54). In trockenen Lokalitäten ist Stallfütterung gewöhnlich; nur in wiesen- und grasreichen Gegenden ernährt man sie auch auf der Weide. Bei Tage gehen sie im Schatten, sie verbleiben auch wohl über Nacht unter freiem Himmel, so lange es nicht kalt ist, denn Hitze ist eben so schädlich als Kälte. Der Stall (bovile) muß gut beschaffen (Cat. 4), mit Raufen (clatri), am besten mit sog. faliscischen Raufen (faliscae clatratae) und Krippen (praesepia) wohlversehen, trocken, gegen die Morgensonne in der Nähe der Küche und des Herdes und diesem die Krippe zugewendet sein, weil das Feuer und das Licht natürlich heilsam ist, die auf dem Weidegange oder bei der Arbeit aufgenommene Kälte vertreibt, schädliche und ansteckende Dünstungen verzehrt und das Einathmen der Flammen die Gesundheit erhält (Veget. III. 1); schon der bloße Anblick des Lichtes und Feuers macht das Haar glatter (Vitruv. VI. 6. 2). Die Krippen haben die rechte Höhe, wenn ein Spannochs ohne Hinderniß daraus fressen kann. Der Boden sei mit Steinen gepflastert oder mit Sand beschüttet (Varr. II. 5), abhängig, damit das Wasser ablaufe, ohne die Hufe zu verderben oder hinter dem Stande mit Gitterwerk unten versehen (Cat. 4. Pallad. I. 21). Der Innenraum sei nicht beengend. Vitruvius fordert mindestens 10', höchstens 15' Breite für jeden Stand und eine Länge für jedes einzelne Spannjoch von nicht weniger als 7 Fuß. Columella hält eine Breite von 9—10 Fuß zum Niederlegen für hinreichend und glaubt, daß auch der Jochknecht Raum genug habe, seine Dienstgeschäfte zu verrichten. Palladius (I. 21) hält für die einzelnen Jochgesellen 8' Standraum für überflüssig ausreichend.

*) Wie doch manche Gebräuche in der Landwirthschaft und Viehzucht, die in der Natur begründet sind, sich weit verbreiten und lange erhalten! Die deutschen Knechte pfeifen oder rufen, wenn ihre Pferde saufen oder bei der Arbeit „stallen“ sollen.



Im Winter schütze man den Stall gegen Kälte, im Sommer gebe man ihm frische Luft. Alte, sorgfältige Landwirthe verordneten oder gestatteten das Ausmisten an Regen- und Festtagen (Col. II. 15), Neuere verlangen tägliche Säuberung und Unterstreu des nicht verzehrten Futters zum trockenen und weichen Lager (Veget. III. 1).

Von der Arbeit kommende Stiere werden an Halftern (numellae) oder Koppelringen von Leder, Sehnen oder Geflecht (Col. VI. 19) an die Krippen gelegt, das Futter aber wird ihnen in kleinen einzelnen Gaben, nie Alles auf einmal (Col. II. 3), stets zur vollen Sättigung (Veget. III. 1) zugetheilt; das erhält sie bei Kraft und Gesundheit. Das Futter ist durch ihre Arbeit erworben, was sie erhalten, ist die Belohnung ihres Fleißes (Lucret. V. 868) und darum wird kein Landmann damit kargen.

Allenthalben, wo es, wie in Scythien, keine rechten Weiden giebt, haben die Bewohner wenig Vieh (Herod. IV. 23). Grünes Futter ermöglicht starke Viehhaltung; Weidegang ist die beste Ernährungsweise und Grünfütterung, wo die Fruchtbarkeit einer Gegend es gestattet, ohne Zweifel jeder andern Futterweise vorzuziehen, ausreichend aber nur in wasser- und thaureichen Lokalitäten. In etwas trockenen Fluren muß man die Stiere an der Krippe mit Ackerfutter, wie es die Gegend bietet, erhalten. Den höchsten Werth haben Wicken, Kicher-Bunde, Wiesenheu (Col. VI. 3) und recht dürres Grummet (Cat. 4). Da man indeß damit nicht wohl ausreicht, muß mancherlei Laubwerk nachhelfen; Wechsel in den Futterstoffen bewahrt auch das Vieh gegen Ekel (Veget. III. 1). Vorzüglich geeignet ist das Laub der Pappeln und Ulmen, welches man zur Mästung in Griechenland mit Wein übergießt (Arist. h. a. VIII. 6. Geop. XVII. 12); demnächst grasreiches, bei der Aberntung ausgesuchtes, unter Dach und Fach aufbewahrtes, mit Salz eingesprengtes und getrocknetes (Pl. XVIII. 72) Stroh, besonders der Gerste (Cat. 54) und des Weizens; wenn es kurz vor der Reife geschnitten wurde (Pl. XVIII. 72), vertritt es die Stelle des Heues vollkommen; in Nothfällen läßt sich auch das Laub der Steineiche und des Eppichs verwenden (Cat. 54). Die Scheuerabfälle der verschiedenen Früchte, die allenthalben benutzt, hie und da als ausschließliche Stütze angesehen werden, sind zur Ernährung weit weniger geeignet. Die besten sind die der Hirse, dann der Gerste und nächsther des Wei-

zens. Bei voller Arbeit muß das Vieh noch Gerste (Col. VI. 3), Heu und öfterer Erven erhalten; kein Landwirth, der in Betracht zieht, daß es bei weniger und schlechter Fütterung abfällt oder gar verloren geht, wird diesen größern Aufwand scheuen (Veget. III. 1).

Die verschiedenen Jahreszeiten erfordern verschiedenes Futter; unsere Landwirthschaftslehrer haben in dieser Beziehung klare Bestimmungen gegeben. Nach dem von ihnen aufgestellten Futterkalender gebührt im Januar jedem Einzelnen vier Sextare geschrotene und in Wasser eingeweichte Erven (Pl. XVIII. 38) mit Spreu oder eben so viele ganze Modien eingequellte Lupinen oder halbe Modien kleine Kichern mit genüglicher Spreu. Cato rechnet auf das Stück 60 Modien Lupinen und Plinius versichert, daß sich ein Ochs an einem Modius (täglich) satt und stark fresse (Pl. XVIII. 36). Für jedes Joch Ochsen reicht eine Aussaat von 5 Modien; sie erfolge mit Beginn des Frühjahres, denn die, welche im März gesäet werden, sollen schädlich sein, die aber aus dem Herbste hirnwüthig (cerebrosus) machen (Pl. XVIII. 38. Col. II. 11). — In dem bätischen Spanien giebt man statt 12 Pfd. Erven, 16 Pfd. grobes, bis zum Erweichen eingequelltes Schrot der großen Linse mit Spreu (Col. II. 11). Fehlt es an Hülsenfrüchten, kann man einen Modius getrocknete, in Dolien aufbewahrte Weinbeerenkerne (vinacea), die Rückstände des Lauer mit Spreu mischen; noch besser ist, wenn sie mit ihren Hülsen (folliculi), ehe sie ausgewaschen werden, gegeben werden können, denn sie besitzen die Kraft des Futters und Weines und machen das Vieh glänzend, fröhlich und wohlbeleibt. Giebt man keine Körner, ist ein Futterkorb (corbes pabulatoria) von 20 Modien dürres Laub der Pappeln, Feigen, Eschen, Eichen, Ulmen, besonders der atinischen (Col. V. 6), die man sämmtlich um die Feldränder (coronae) der Landgüter pflanzt (Varr. I. 23: 31) und im Frühherbste, ehe die Blätter ganz trocken werden, behaut und entlaubt (Cat. 5), oder 30 Pfd. Heu, wenn Weidegang stattfindet, über Nacht nur 25 Pfd. (Cat. 54), in dessen Ermangelung ein Modius grünes Laub des Lorbeer- oder Steineichenbaumes ausreichend (Col. VI. 3), oder 50 Pfd. Spreu (Col. XI. 2. ext.), wozu noch vor der Saatzeit gelesene, zubereitete, in Wasser aufgequellte Eicheln, für jedes Stück einen halben Modius, oder, sofern die Ernteerträge gestatten, eben so viele geschrotene Bohnen (Col. VI. 3) gesetzt werden können. Eicheln müssen um die

Herbstsaatzeit (Cat. 54) und den kürzesten Tag, zur vollen Sättigung des Viehes, doch nie über das angegebene Maß verabreicht werden (Col. VI. 3), weil es sonst und auch dann, wenn man nicht 30 Tage damit fortfährt, durch Räude büßen muß (Pl. XVIII. 63).

Im Februar reicht dieses Futter aus, im März und April aber, wo die Brachfurche geschieht, muß eine Zulage an Heu bis 40 Pfd. erfolgen. Von den Iden des April bis zu den Iden des Juni wird schon grünes Futter gemäht; in kälteren Strichen kann man damit bis in die Kalenden des Juli fortfahren (Col. VI. 3), wo das Schnellkraut (ocymum) seine Zeit erreicht. Wird es mit den Händen gepflückt, wächst es wieder nach, nicht aber, wenn es mit der Sichel (falcula) abgemäht wird. Damit fährt man fort, bis es dürr wird nnd läßt dann Wicken und Kolbenhirse, bei mageren Stücken, Luzerne, anfangs wenig, später bis 20 Pfd., auf die Mahlzeit nachfolgen. Von den Kalenden des Juli, aber nicht früher, macht man den Anfang mit der auch im Morgenlande (Jes. XXVII. 10) gebräuchlichen Fütterung grünen Laubes, welches unter den Einwirkungen der Regengüsse und beständigen Thaue um diese Zeit reif geworden ist, und setzt sie den ganzen Sommer fort; an dieselbe schließt sich in den Wintermonaten die trockene Laubfütterung an (Col. VI. 3). Den höchsten Werth haben die Blätter und Sprossen der Ulmen (Col. V. 6. VII. 3. de arb. 16), die man zur Verlängerung des Futters und zur völligen Sättigung der Thiere mit denen der Pappel zu vermischen pflegt (Cat. 54). Geringeren Werthes sind die Blätter der Orne und Esche; diese Bäume sind darum von Werth, weil sie sich auf Anhöhen pflanzen lassen, dann folgt die Pappel und zuletzt die Steineiche ohne Stachel, die Sommereiche und der Lorbeer, die jedoch gegen Sommerende, wo andere Bäume nichts mehr hergeben, nöthig sind. Den Wachholder geht das Vieh seiner Stacheln wegen so wenig an, wie die Stachel-Ilex.

Während der Saatzeit im November und December muß Spannvieh so viel Futter erhalten, wie es fressen will. Gewöhnlich genügt für das Paar ein Modius Eicheln oder gequellte Lupinen, oder sieben Sextare mit Wasser angenetzte Erven, oder 12 Sextare gleichfalls angenetzte kleine Kichern im Gemenge mit Spreu zur vollen Sättigung, oder je ein Modius Weinbeerenkerne mit vieler Spreu, oder wenn das alles fehlt, 40 Pfd. stets

gutes Heu (Col. VI. 3). Durch einen Unfall verdorben oder schimmelig (mucidus) geworden, schadet es wie Gift. Kennzeichen der Erkrankung sind unstät umherschweifende Augen und schwankender Gang. Treten sie ein, entziehe man sofort Blut und gebe in wohlriechendem Weine abgekochte und wieder abgeriebene trockene Feigen und auf den Urin treibende Getränke. Dieselben schädlichen Wirkungen hat allzuvieles oder schlechtes Gerstenfutter (Veget. III. 72: 73).

Es ist sehr gut, jährlich vier Mal, gegen Ausgang des Frühjahres, Sommers, Herbstes und Winters, jedem Stücke einen Gesundheitstrank aus einer gleichen Quantität geschrotener Lupinen, Cypressen und Wasser, das eine Nacht unter freiem Himmel gestanden hat, einzugeben. Schlaffheit, Mangel an Freßlust und Unverdaulichkeit verliert sich, wenn man jeden siebenten Tag jedem Stücke nüchtern ein ganzes, ungekochtes Hühnerei (Gargil. §. 3), nach Vegetius (III. 1) mit einer Hemina Salz, einsteckt und am folgenden Tage mit Wein geriebenen Lauch oder Knoblauch, unter Zusatz von Eisenkraut, Raute oder feines Mehl in die Nasenlöcher eingießt (Col. VI. 4. 2). Manche mischen das Futter mit vielem Salze, Manche geben Andorn (marrubium) mit Oel und Wein oder Porreewurzeln oder sabinisches Kraut; wieder Andere glauben durch die Ranken der weißen Rebe oder der Schotenbälge der Erven oder durch die gepulverte Haut einer Schlange mit Wein auf die Gesundheit der Thiere zu wirken. Wohlgemuth (bubula cunila) bewahrt vor Räude und Mangel an Freßlust. Diensam ist geriebener Serpyll mit in Wasser geweichter Meerzwiebel (scilla). Diese Getränke werden jeden dritten Tag zur Reinigung des Magens und zur Anfrischung der Kräfte, drei Hemina's auf das Stück, gegeben. Vorzüglich gesund ist auch Oelschaum, sobald sich das Vieh daran gewöhnt hat. Um es dahin zu bringen, netze man zuerst das Futter damit an, gieße auch etwas ins Trinkwasser und gebe zuletzt von beiden gleichviel zur vollen Sättigung (Col. VI. 4).

II. Das Schaf.

(Ovis, genus ovillum.)

Als der Mensch aus seinem ersten, schuldlosen Zustande heraus trat, fand er im Hirtenleben seine erste Beschäftigung. Er fing die Thiere ein, deren er habhaft werden konnte (Varr. II. 1). Unsere jetzigen Hausthiere sollen die Kureten zuerst gezähmt, auch die ersten Schafheerden gesammelt haben (Diod. S. V. 65) und seitdem

Ist die treue Brust des leicht zu erweckenden Hundes,
Und das ganze Geschlecht der lastentragenden Thiere,
Auch das wollige Vieh, die Zucht der gehörneten Heerden,
Menschlichem Schutze vertrauet.

Lucret. V. 862.

Unser Weideschaf entstammt dem wilden Schafe und gehört zu den allerfrühestens gezähmten Thieren; die Sanftmuth, Gutmüthigkeit (palciditas) und die später so hoch verherrlichte Geduld dieser Thiergattung (Jes. 53. 7. Act. 8. 32. Phaedr. I. 5. 3) zog das noch schuldlosere Geschlecht der frühern Zeit an; sein Fleisch, seine Milch, seine Käse ersetzte die Pflanzennahrung, sein Pelz kleidete den der Wärme bedürftigeren Leib; es deckte das Lager der nothwendig gewordenen Hütte; sein Darm wurde zu Saiten gesponnen (Hom. Od. XXI. 318); sein ruhiges, stilles und gelassenes Wesen (Ovid. Her. XVI. 55) entsprach dem Sinn und Wesen jenes immerhin noch glücklichen Geschlechtes. Diese unter den einsichtsvollen römischen Landwirthen bestehende Annahme (Varr. II. 1: 2: 3), gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Schäferstand fast frühzeitiger als jeder andere in der Kulturgeschichte zum Vorschein kommt (1. Mos. IV. 2. XIII. 5.

XX. 14), und daß sich das Schaf in der Mitte der Stammvölker, unter ihrer Pflege und ihrem Schutze befindet, sobald sie aus der Fabelhaftigkeit der Urzeiten heraustreten (Justin. II. 4. 7. Liv. praef.). Dasselbe folgt dem Menschen auf seinen Zügen und macht nachweislich am allerfrühesten einen wesentlichen Theil seiner Güter, das wichtigste Mittel seines Unterhaltes aus; die asiatischen Wandervölker, die Massageten und Scythen leben jetzt noch einzig davon (Strab. XI. 8). Die Aegypter hatten schon zu den Zeiten der Pharaonen außer Rindern, Eseln und Kameelen ansehnliche Heerden von Schafen; die Thebaner opfern sie, ohne die Ziegen zu beachten (Herod. II. 42); ihr Besitz und ihre Pflege liegt selbst dem königlichen Geschlechte am Herzen und Einer desselben fand für gut, die aus Asien eingewanderten, der Viehzucht kundigen Nomadensöhne, deren Stammväter schon vor und zu Abrahams Zeit (1. Mos. XII. 16) ansehnliche Heerden besaßen, als Aufseher seiner Heerden zu bestellen (1. Mos. 46. 6). Auch hier gab dieser Besitz (1. Mos. XIII. 2: XXX. 43) nicht weniger Ansehen im Volke, wie in späterer Zeit dem Könige von Juda, Hiskias (2. Chron. XXXII. 27) und den griechischen Fürsten des Heroenalters (Hom. Il. I. 101). Allgemein bekannt ist der Heerdenreichthum Labans; der Emir Hiob (I. 3: 42. 12) wurde durch seine siebentausend Stück Schafe, „herrlicher denn Alle, die gegen Morgen wohnen"; David hütete die Heerden der Schafe (1. Sam. XVI. 11: XVII. 15. 34) seines Vaters, ein Besitzthum, welches von den morgenländischen Königen eben so gerühmt wird, wie unter denen des griechischen Volkes. Das Vieh des Augeias, dessen er mehr besaß als zehn Könige (Theocr. XXV. 17), des Thyestes (Hom. Il. II. 106) und anderer Fürsten wurde von ihren Völkern gepriesen und erwarb denselben noch in die spätere Zeit hinüberklingende, auf Würde, Ansehen und Macht bezügliche Beinamen (*πολυάρνην*, *πολύμηλος*, *πολύῤῥηνος*).

Zu Hiobs (42. 11) und Homers Zeit galt das Schaf als ein werthvolles Geschenk unter den Menschen, aber viel früher wurde es als Geschenk für die Gottheit, deren Wohlgefallen zu erlangen, verwendet. Das Schaf, das bei uns zum Sühn- (Juven. XIII. 610) und Dankopfer für Errettung vor Unglück (Pers. V. 167) den Göttern geschlachtet wird, macht den Anfang des gesammten Thier-Opferdienstes. Die Erstlinge der Heerde Abels,

des zweiten Menschen, und das große letzte Sühnopfer des „Lammes“ sind der Anfang und das Ende der Opfer.

Ich habe mich darüber gewundert: daß der Bock, der Rebenfeind, dem Rebengott gefällt, läßt sich verstehen, —

Doch, was verschuldetet ihr, o Schaf', ihr friedsamen Thiere,
Menschlicher Pflege bestimmt, die ihr strotzenden Euter's den Nektar
Tragt und euere Vließ' zu weichen Gewändern uns darreicht
Und im Leben uns mehr, als selber im Tode uns nützet?
Was hat verschuldet der Stier, das Geschöpf ohn' Arges und Schalkheit,
Ganz schuldlos und ehrlich, geschaffen zum Dulden von Mühsal?
Uneingedenk war gänzlich, nicht würdig der Spende der Früchte,
Wer nach eben entnommener Last des Pflugs, des gekrümmten,
Seinen Bebauer zu schlachten vermocht', — wer jenen von Arbeit
Nackend gescheuerten Hals, der so oft ihm das harte Getreidfeld
Hatte verneut und der Ernten so viel ihm gewährt, mit dem Beil schlug!
Und nicht genug, daß geschieht ein so sträflicher Frevel; zur Bosheit
Vorwand nimmt man die Götter sogar, und glaubt, daß dem höchsten
Wesen gefalle der Mord des arbeitduldenden Jochstier's.

Ovid. M. XV. 116.

Mit vollem Grunde läßt sich behaupten, daß die hohen, trockenen, wie Pylos, sandigen Länder für den Menschen unbewohnbar gewesen wären, wäre ihm nicht das Schaf hier eben so, wie das Rindvieh auf feuchten, morschen und weidereichen Niederungen oder Ebenen, zur Seite gewesen; dasselbe ist ganz eigends zum Ernährer und Begleiter der zartgrasige Höhen oder trockene Flachländer bewohnenden Stämme geschaffen; seine Milch und sein Käse macht die älteste, nahrhafteste und gesundeste Speise jener Völker aus (1. Mos. XVIII. 8: 5. Mos. XXXII. 14), welche sie verschiedentlich gut zu behandeln verstehen, auch Gastfreunden vorsetzen und an Fremde verschenken. So ist's nicht blos in dem durch die Bücher der Juden uns bekannter gewordenen Morgenlande, sondern auch unter anderen roheren Völkern griechischer Sagen. Polyphem, der wilde Cyklop, weidet auf seiner Insel ansehnliche Schafheerden, sondert sie nach Alter und Geschlecht in seiner Höhle, genießt deren Milch und den aus dieser sorgfältig bereiteten Käse. Diese große, früh hervortretende Nutzbarkeit des Schafes macht auch erklärlich, daß es als Werthmesser in den Verkehrsverhältnissen angesehen und besiegten Feinden als Tribut oder als Zeichen der Unterthänigkeit aufgeleget wurde. Mesa, der Moabiten-König, der Eigner vieler Schafe in dem durch fruchtbare Thäler, Berge und Felder gesegneten Moab, zinsete

dem Könige von Israel, Ahab, Wolle von hunderttausend Lämmern und von hunderttausend Widdern (2. Reg. III. 4. Jes. XVI. 1). Medien mußte unter seinem Tribut an die Perser doppelt so viel als Kappadocien, jährlich 3000 Pferde, 4000 Maulesel und beinahe 100,000 Schafe liefern (Strab. XI. 10), welche in den Hochebenen Asiens, bei der Stadt Sela, dem nachmaligen Petra, an der Grenze des felsigen Arabiens (2. Sam. VIII. 2), im nördlichen Indien und in dem westlichen Theile des Parapamisus, über welchen Alexander zog, zur Weide gingen.

Reisende erzählen, daß die Indier, ob sie gleich Gold und Erz in Ueberfluß haben, vom Golde nichts oder wenig wissen und griechische für andere Waaren eintauschen. Aehnliche Verhältnisse fanden in der Vorzeit in Griechenland Statt. Ehe es geprägte goldene und silberne Münzen gab, war das Rind und das Schaf das Mittel, Waaren zu bezahlen (Paus. III. 12), und in Rom, selbst als es schon Münzen gab, der Werth, auf welchen Richter bei Festsetzung von Strafen erkannten. Nach einer Verordnung Publicolas wurde Widersetzlichkeit gegen die Consuln mit 5 Ochsen und 2 Schafen bestraft; der Preis eines Schafs war 10, eines Ochsen 100 Obolen (Plutarch. Public. 11), ein Beweis, daß auch das Schaf eine hohe Bedeutung im Verkehr der Zeit hatte, wo das Vermögen der Römer im Schaf- und Viehstande (peculium) ruhten. Sie tritt stärker hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich an dem Schafe der früheste Handel theilweise entwickelte. Die vielfach nutzbare Wolle rief auch den Kunstfleiß weithin bekannt gewordener Völker in das Leben. Die ersten Spuren ihrer Färbung, Behandlung und Verarbeitung, weisen, außer auf Aegypten, auf das Land der Phönicier, welche diese Industrie förderten (Pl. XXXV. 12) und aus den umliegenden, zu Ackerbau und Viehzucht besser als ihr unfruchtbarer Küstenstrich geeigneten Ländern mit einem Rohstoffe von vorzüglicher Güte und Feinheit versorgten. Wir meinen namentlich das Land, „wo die Anger voll Schafe" (Ps. 65. 14) unter dem Hirtenstabe, wie Davids, so Salomos (Eccl. II. 7.: 1. Sam. XVI. 19. Ps. 78. 71) gingen, Indien, Arabien und Medien (2. Chron. XVII. 11). Der Bestand in diesen Ländern war so bedeutend, daß Israel 675,000 Stück zur Beute machen (4. Mos. XXXI. 32) und Josaphat 7700 Widder und eben so viel Böcke zum Geschenk erhalten konnte. Herodot (III. 113) kennt und

beschreibt die auf den süßen, kräuterduftigen, ausgebreiteten Triften Arabiens (Vitruv. VIII. 3. 13. Xenoph. Anab. I. 5. 1) und des nahen Syriens zur Weide gehenden, feinwolligen Schafe, welche die seit Alters mit der Viehzucht wohlbekannten Stammbewohner zur besondern Befriedigung der nothwendigsten menschlichen Bedürfnisse hielten und pflegten. Während die Männer die auf den Weiden zerstreuten Heerden gegen die Anfälle feindlicher Thiere und Horden bei Tage und bei Nacht unter Augen hatten, spannen und webten die in der Stille der Zelte sitzenden Weiber (Diod. S. II. 54) die Wolle zu feineren, die Ziegenhaare zu gröbern Zeugen (Solin. Polyh. c. 36), die Phönicier aber, bekannt auf den Wegen des Wassers und des Landes, holten für ihre Arbeiter, außer Wolle, namentlich aus der von kriegerischen Stämmen bewohnten Umgegend Kedars (Jes. LX. 7. XXI. 16) auch Schafe, Widder und Böcke (Ezech. XXVII. 21), mit denen von hier, wie von Judäa aus, zu Salomos Zeit (Prov. XXVII. 25), ein nicht unbedeutender, weithin zurückreichender Tauschhandel stattgefunden haben mag (Diod. S. II. 54). Der Wolle wegen suchten sie auch Aegypten auf, dem sie, wie der Stadt Damaskus (Ezech. XXVII. 16) und anderen asiatischen Städten ihre durch Schönheit der Arbeit ausgezeichneten, und weit vorzüglichern Wollstoffe, als die in früher (Jos. VII. 21.: 24) und später Zeit noch hochberühmten assyrischen Tempel= (Paus. V. 12), Mantel= und babylonischen Zeuge und Decken (Lucret. IV. 1026. Mart. VII. 28) zuführten. Schon vor Homer (Il. VI. 288) und bis auf Herodot (II. 116) waren dieselben zu Götterhüllen (Paus. II. 11) und zum täglichen Gebrauche geeigneter erachtet, als die Indiens, dessen Shawle jedoch Ktesios rühmt. Die höchste Vollendung gab diesen Zeugen die Färbung; sie, in der gewerblichen Cultur als sidonische bekannt, kamen zumeist aus den Händen der Frauen, welche auch verstanden, Wolle in Mischung mit Flachs zu verarbeiten (3. Mos. XIX. 19.: 5. Mos. XI. 11). In der spätern Zeit wurden die serischen Vließe wegen ihres schönen Glanzes, der die tyrische Purpurfärbung wohl annahm, gerühmt (Boeth. carm. II. 5. 8).

Wie vereinzelt unsere Nachrichten über die Viehzucht der Morgenländer sind, so deuten sie doch auf einen hohen Stand und ein hohes Alter der Haltung und Benutzung des Schafes, obschon weder Sage noch Geschichte angiebt, wer es gezähmt

habe und wo es gezähmt worden sei (Pl. VII. 57). Unzweifelhaft ist, daß das Schaf von wilden Voreltern stammt. Indessen sind die noch jetzt in Phrygien vorkommenden wilden Schafheerden (Varr. II. 1) und die einst nach Gades gebrachten wilden Widder (Col. VII. 2) verschieden von den s. g. Wildschafen (oves ferae), in Aethiopien Nabun geheißen, wie wir sie unter dem Dictator Cäsar zum erstenmale, später öfter in den circensischen Spielen in Rom sahen. Bei dem Nabun fällt die äußere Erscheinung mehr als die Wildheit in das Auge. Der Hals ist dem Pferde, der Kopf dem Kamele, das Fuß und Beinwerk dem Stiere ähnlich; sein rothes Fell ist weiß gefleckt, woher es auch Kameelpardel (camelopardalis) genannt wird (Pl. VIII. 27). Zu diesem Tiergeschlechte gehörten wohl die hundert Stück wilde Schafe, welche der Cäsar Gordian zu den Jagdspielen (Capitolin. in Gord. 3) und der Cäsar Probus, so viel davon aufzutreiben waren, nach Rom bringen ließ (Vopisc. in Prob. 19).

Die Schafe sind in den verschiedenen Ländern verschieden. Der Landwirth überläßt den Dichtern die Erzählungen von den außerordentlich schönen Schafen der Hesperiden (Diod. S. IV. 26) und hält sich nur an die, welche praktische Bedeutung haben. Bemerkenswerth sind ihm die folgender Länder:

A. Asien.

1. Arabien hat Vieh jeder Gattung in Menge, besonders Rinder und Schafe; letztere zeichnen sich durch die Schönheit, in Nabathäa durch die Weiße ihrer Vließe (Strab. XVI. 4) aus und gehören zu den besten der Welt (Pl. VIII. 73). Hier und sonst nirgends findet man Schafe mit großen dicken Fettschwänzen (Diod. S. II. 54) in doppelter Art, deren jede bewundernswerth ist; die eine hat Schwänze in einer Länge nicht unter drei Ellen oder 4½ Fuß, die, wenn sie nachschleifen sollten, sich auf der Erde bald verwunden und aufreiben würden. Es versteht sich aber jeder Hirt so weit auf die Holzarbeit, Wägelchen zu machen, die er ihnen unter die Schwänze bindet, so daß jedes einzelne Schaf seinen Schwanz auf einen eigenen Wagen gebunden hat (Herod. III. 113). In Syrien giebt es Schafe mit Schwänzen von der Länge eines Cubitus; hieran findet sich die meiste (Pl. VIII. 75) der köstlichen Wolle, welche das Vieh dieses von einem betriebsamen Volke bewohnten Landes auszeichnet (Ezech. XXVII. 18).

Jenes gedachten Uebelstandes wegen zieht man jedoch die kurzgeschwänzten vor (Varr. II. 2). — Die andere Art hat Schwänze von der Breite einer Elle (Arist. VIII. 28); vielleicht ist es dieselbe, welche in Indien (Ctes. Ind. 13. 20. 21. Ael. III. 3. IV. 32) und auch in Aethiopien gefunden wird. Die Bewohner des Landes hauen sie ab und binden sie zur Bedeckung ihrer Blöße um die Hüften. Manche umgürten den Leib mit aus Haaren geflochtenen Schürzen, wahrscheinlich wegen der eigenthümlichen Natur des äthiopischen Schafes, welches keine Wolle trägt (Diod. S. III. 8). Dieser Art mögen verwandt sein die röthlichen Schafe der Kreter, dort in der Ebene von Gortynia mit vier Hörnern;

Röthliche Schafe sind dort in Kretas entlegensten Grenzen,
In Gortynias Niederungsland', vier Hörner am Haupte;
Purpurfarbiges Bließ umgürtet die Leiber in Fülle;
Reichlich das Haar und nicht weich, Gaiszotten fast zu vergleichen,
Nicht der Wolle des Schaf's, denn rauh hin starrt es in Barschheit.
Oppian. Cyneg. II. 377.

Gleicher Beschaffenheit ist die Wolle einer Art in Armenien, welche Erinagoras in einem Sinngedichte erwähnt:

Wild ist auch ein Geschlecht der Schaf', wo des Araxes
Fluth der Armenier trinkt, den umhüllet der Filz.
Nicht ist gekräuselt das Haar in weichen Flocken der Wolle,
Einzeln und rauher ihm starrt's als der Ziege des Wald's;
Dreimal schließt sich der Leib der Geburt im Jahr und es füllt sich
Stets das Euter mit Milch; steif hin strotzet der Strich.
Brunck Anal. II. p. 146.

2. Syrien hat seit Alters her berühmtes Vieh; die feisten Lämmer und Widder der Fettweiden Basans, zwischen dem Jordan und dem Gebirge Libanon, an der Grenze der Amoriter, werden öfters erwähnt (4. Mos. 32. 1. 33: Hes. 39. 18. Amos 4. 1. Ps. 22. 13. Jer. 50. 19. Mich. 7. 4. 9). Dagegen haben Kappadocien und Pontus, ingleichen die wasserlosen Berggegenden Lykaoniens, um Orcaorici und Pitnisus Mangel an feinen Schafen; hart- und starrwollige aber giebt es in Folge des rauhen Klima in großer Menge; auf dem an salzigen Quellen reichen Boden gedeihen sie sehr gut. Mehrere, darunter auch der König Amyntas, gewannen durch Schafhandel große Reichthümer (Str. XII. 6).

3. Galatien hat grobe Wolle; die galatischen Flause (*σισύραι γαλατικαί*) sind so bekannt wie die gallischen, Schultern und

Rücken bedeckenden, bis auf die Knöchel herabhängenden, friesartigen, rauhen, zottigen und ungeschorenen Mäntel (saga gallica). Tzetzes (ad. Lyc. 632) bemerkt, daß solche Flause eine Tracht der spanischen Ziegenhirten seien.

4. Phrygien, durch jeden Zweig des Ackerbaues ausgezeichnet, hat in dem westlichen Theile der Landschaft eine Schafzucht vom großartigsten Maßstabe. Der König Amyntas hatte hier 300 Heerden auf der Weide, wozu das Land sich gut eignet. Hochberühmt ist die feine weiche Wolle von Laodicea (Pl. VIII. 73) von weißer, vorherrschend aber und in Folge des Tränkwassers von röthlicher oder brandschwarzer Farbe, wie sie auch in der Umgegend von Troja, Clezomene, Erythrä (Vitr. VIII. 3. 14), Colossä (color colossanus), ingleichen in Paphlagonien vorkommt. Die Wolle aus ganz Phrygien ist unter den Griechen sehr geschätzt (Aristoph. nub. 493), und die von Ancyra und Laodicea so gesucht, wie von Milet (Aristoph. can. 506), der sie vielleicht noch vorzuziehen ist, weil sie bei gleicher Weichheit eine rabenschwarze Farbe besitzt (Strab. XII. 8). Die Ursache liegt in dem den Schafen vortrefflich zusagenden Wasser (Vitruv. III. 8. 14). Laodicea verdankt seinen Wohlstand den Schafen, für deren Zucht die unfruchtbaren westlichen Landestheile am besten sich eignen. Die Phrygier, deren Zeuge nach Athen gehen, gelten in Rom als die besten Wollarbeiter (Plaut. Aul. III. 5. 14) und als die Erfinder des Stickens (Pl. VIII. 74).

5. Kappadocien und Pontus hat wenig feine Wolle (Strab. XII. 2); letzteres große Schafe.

6. Karien's Zucht ist bedeutend; die Schafe, wie in Gadilonitis (Str. XII. 3) und am Halys (Str. V. 12) in Felle geschnallt, haben eine feine Haut, auf welche die Barbaren, in Ermangelung von Byblusbüchern, wie auch auf die der Ziegen, schreiben (Herod. V. 58) und sehr feine Wolle, welche, obschon von Plinius (VIII. 73) in die dritte Rangsorte eingestellt, gelobt, aber theuer ist (Virg. G. III. 306: IV. 334. Col. VII. 2. 3) und wie man aus dem Kirchenvater Hieronymus weiß (ad Ezech. XXVII. 16), nach Tyrus zum Färben gesandt wurde. Die milesischen Schafställe (Tertull. de pall. 3. ext.) und Schafscherer (Tertull. de hab. mul.) blieben noch in christlicher Zeit namhaft; die Decken und Gewande haben, wie die agenorischen Kleider (Mart. II. 43) in Griechenland und Italien eine fast sprüchwört-

liche Berühmtheit erlangt (Mart. II. 43: IV. 19. 12) und den Vorzug vor den einheimischen (Mart. VI. 11). Die Trefflichkeit seiner Purpurteppiche rühmt sogar der Hirt bei Theokrit:

Auf meerpurpurnem Glanze der Teppiche, sanfter wie Schlummer,
Rühmt sie die samische Stadt und wer Miletus bewohnet.
Theocr. XV. 125.

In Rom sind sie hochgeachtet und die Eleganz des angesehenen Mann's und des Sohn's reicher Eltern fordert, daß er Ueberwürfe, Reise- und Jagdkleider (chlamydes), die in dem cadmeischen Tyrus mit Farbe getränkt sind, trage (Mart. VI. 11. 7); selbst herabgekommene Leute kleiden sich, um ihre Armuth unter asiatischer Tünche zu verstecken (Mart. suppos. 13) in diese Stoffe.

7. Lydien weidet, besonders um Smyrna, gepriesene Schafe (Quint. Smyrn. VII. 310); in Sardes sind berühmte Purpurfärbereien (Aristoph. Acharn. 112).

8. Samos, die fruchtbare Insel bei der Küste Joniens, hat eine Schafzucht, um welche sich der Tyrann Polykrates sehr verdient machte, indem er, wie Hunde und Ziegen, auch Wollvieh vom Auslande, namentlich aus Attika und Milet einführen ließ (Athen. XII. 540), das gut einschlug. Die Samier benutzen die jetzt menschenleere, waldreiche, im Westen gelegene Insel Ikaria für ihre vielen Schafe zur Weide (Strab. XIV. 1) und verarbeiten die Wolle zu schönen Zeugen (Theocr. XV. 125).

B. Europa.

1. Griechenland. Weil die Griechen wenig Hornvieh, aber zahlreiche Kleinviehheerden halten, steht die Schafzucht hier sehr gut. Das Klima begünstigt die Pflege, der Boden die Ernährung (Plutarch. Quaest. gr. 10); das Volk versteht Wolle und Haare zu Kleidungsstücken für Männer und Frauen zu verarbeiten. Die zarten, feinen Gewebe und die langzottigen Gewande, deren Anfertigung die alte griechische Hausfrau unter Beihülfe ihrer Sklavinnen übte, rühmt schon Homer (Il. III. 126. X. 135. Od. XIII. 224. II. 117).

Nach der Volksvorstellung soll Hermes zumeist unter den Göttern die Heerden bewachen und bewahren (Paus. II. 3). Darum singt Homer:

Phorbas Sohn, des Heerdebegüterten, welchen Hermeias
Hoch im Volk der Troer geliebt und mit Gabe gesegnet.
Il. XIV. 490.

Die Sage macht das heerdereiche Arkadien, besonders das Waldgebirge Kylene, zu seinem Geburtslande (Pind. Ol. VI. 76. Paus. VIII. 17) und dichtet ihm Lust an dem Hirtenleben desselben fortwährend an. In hesiodeischer Dichtung mehrt und mindert mit ihm Hekate allerlei Heerden.

Gut denn ist sie, zu mehren der Stallungen Vieh mit Hermeias;
Zucht und Triften der Rinder und schweifende Ziegenheerden,
Und schönvliessiger Schaf' Anwachs, wie der Wille sie antreibt,
Macht sie aus Wenigem groß und klein aus Mächtigem wieder.
Hesiod. Theog. 436.

In dem homerischen Hymnus theilt Apollo mit ihm die Sorgfalt über die Heerden. Daher das Gebet:

— Majas Sohn, obwalt' frei nachtende Farren
Hochgehörnte, die Roß' und arbeitselige Mäuler
Und gelbfarbige Leu'n und weißgezähnete Bachen,
Hund' auch und Schaf, und Alles was nähret die Weite der Erde.
Hom. Hymn. in Merc. 487. 565.

Vorzugsweise galt er als Schirmgott des Kleinviehes, wird daher mit einem Widderkopfe abgebildet (Paus. VI. 3: IV. 33) und als Segenbringer dessen, dem die Heerden sich mehren, angesehen.

In dem Opfercultus der Griechen nimmt das Schaf eine größere Stelle als in dem der Römer ein. Als auffallende Erscheinung dabei heben wir hervor, daß den lacedämonischen Königen, wenn sie in den Krieg ziehen, Schafe zum Behuf der Opfer für die Götter und zu günstigen Opferzeichen vor der Schlacht nachfolgen, denen Ziegen als Wegweiser vorangehen, die von den Hirten „Heerdenführer" genannt werden (Paus. IX. 13). Man bringt sie der Athene dar (Hom. Od. IV. 766).

Schafreiche Länder Griechenlands sind, außer Pylos, dem Lande der Lämmer (Hom. Od. XV. 226):

a. Thessalien, das an jeder Viehgattung reiche Land, wird schon von Homer (Il. IX. 391) wegen seines Wollviehes gerühmt; hier, sagt er,

— Könne man Rinder erbeuten und Schafe gefeistet.

Die Stadt Iton nennt er die Mutter der Schafe (Il. II. 680). Die langen thessalischen Gewande, welche die Bewohner dieses nördlichsten und kältesten Theiles von Griechenland tragen (Strab. XI. 14), werden aus Wolle gefertigt.

b. Epirus, das trift- und heerdenreiche, als solches schon von Homer gerühmte (Od. XIV. 100) und durch seine guten Schäfer, besonders um Maledon und Pergamis, auch in Italien wohlbekannte Land, hat unter zahlreichem Weidevieh (Herod. VIII. 19), grob- und feinwollige, befellte Schafe (Varr. II. 2. 1), um deren Zucht sich die Landes-Fürsten Verdienste erworben haben. Der durch seine Größe ausgezeichnete Schlag heißt vom König Pyrrhus der „pyrrhische". Wie überhaupt die großen Thiere mehr Weide brauchen, so auch dieser Schlag; das Land aber hat gutes Futter in Menge und für jede Jahreszeit bequeme Weideplätze (Arist. h. a III. 21. 7). Ob sie größer sind, als die am Borysthenes (Strab. VIII. 3), finde ich nirgends erörtert.

In Hellas sind die Schafe wie auch die Rinder zwar kleiner als in Aegypten (Arist. VIII. 28), dessen ungeachtet aber werthgeachtet.

c. Megaris ist mit Ausnahme der fruchtbaren Ebene um Megara, der sog. Vorrathskammer der Demeter, von dem Berge Kerata bei Eleusis bis zum Skironischen Felsen gegen Korinth hin, ein rauhes, weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignetes Ländchen (Theophr. pl. III. 20); durch dieselbe haben sich die Einwohner zu hohem Wohlstande gebracht (Isocr. de pac. 38). Der Schafzucht befleißigen sie sich in einer Weise, daß sie höhere, geistige Beschäftigungen nichts achten. Diogenes von Sinope, der ihre Trägheit und Unwissenheit kannte, tadelte, als er eine mit Fellen bedeckte Heerde Schafe von in Lumpen gekleideten Kindern weiden sah (Diog. Laert. vit. Diog. Cyn. 2), schärfer, als Moses bei ähnlicher Gelegenheit die Rubeniter und Gediter (4. Mos. 32, 16. 24), ihre fast maßlose Liebe zu Schafen. Er sagte, er wolle lieber der Bock als der Sohn eines Megarers sein, denn dieses Volk sorge besser für seine Schafe, als für seine Kinder (Diog. Laert. VI. 41. Ael. v. h. XII. 56). Außer den befellten gab es auch grobe Schafe, aus deren Wolle Mäntel für die Hundephilosophen (Lucian. Cyn. 5. Peregr. 24) und Leute geringeren Standes in Athen gefertigt wurden (Ael. v. h. IX. 39. Pollux VII. 47. Aristoph. Pax 1002).

d. Das dem vorigen Gau angrenzende Attika sorgt durch hochfeines, sehr werthgehaltenes und grobes Vieh für Wolle und Milch (Varr. II. 2). Schafe machen einen Theil des Reichthums des Landes aus; die Bewohner bringen die Heerden in gefähr-

lichen Zeitläuften in Sicherheit (Thucyd. II. 14). Sie treiben damit Handel bis nach Italien. Reiche Schafhändler, wie Lysikles, der zweite Gatte der Aspasia (Arist. eq. 132), giebt es in Athen. Die attischen, nach Aristoteles (Probl. Sect. 10) gegen klimatische Einflüsse sehr empfindlichen Schafe werden zumeist unter Dach und Fach gehalten und wie die vorher angeführte Aeußerung des Diogenes, die Angabe Varro's (II. 2), des ältern Plinius (VIII. 73) und des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien (Paedag. II. 10) verbürgt, mit Decken überkleidet. Ihre durch hohe Feinheit ausgezeichnete Wolle (Pl. XXIX. 9. Athen. V. 19) behält auch verarbeitet einen weichen Griff (Laber. ap. Nonn. III. 133). Die Landesbewohner befleißigen sich der Schafzucht gar sehr und das Gesetz stellt sie unter seinen Schutz. So ist hier ausdrücklich verboten, Schafe zu tödten, welche noch nicht geschoren sind oder noch nicht geworfen haben (Athen. Deipn. IX).

Nach Plutarch hatte zu Solons Zeit in Athen ein grobwolliges Schaf den Werth einer Medimne Weizens (zu Demosthenes Zeit im Preise von 1 Thlr. 15 Sgr.); Demosthenes schätzt in seinen Vertheidigungsreden 50 Feinschafe zu 1313 Drachmen (pr. Stück 7 Thlr. 25 Sgr.). Lysias führt als strafwürdige Ueberforderung an, daß Jemand ein Lamm für 16 Drachmen (etwa 4 Thlr.) verkauft habe.

e. Arkadien hat überall, um Orchomenos schon zu Homers Zeit (Il. II. 605) einen Reichthum an Ziegen und Schafen (Paus. VIII. 3. 3: IX. 36. 6).

f. Messenien hat außer Ziegen auch andere Heerden. Seine Bewohner rauben bei Homer (Od. XXI. 18) aus Ithaka 300 Schafe sammt deren Hirten. Euripides beschreibt (Strab. VIII. 4) den Gau als

— — — Schön von Früchten
Und von unzähligen Gewässern wohl getränkt,
Für Rinder und für Schaf' ein treffliches Weideland;
Nicht durch des Winters Hauch wird's unfreundlich je,
Noch von der Sonne Viergespann zu sehr erhitzt.

g. Euböa hat sehr fette Viehtriften; im chalkidischen Gebiete haben die Schafe keine Gallenblase (Arist. h. a. I. 17. 6).

2. Spanien hat mehrere und berühmte Arten von Schafen Pl. VIII. 73), deren Wolle, namentlich aus Bätien (Mart. V. 37. VIII. 28. XII. 65. Tertull. de pall. 3) durch einen hohen

Grad von Feinheit (Pl. VIII. 73), Schönheit und Güte sich auszeichnet. Sie ist besser als die von Koraxi an der Küste des Pontus Euxinus (Demosth. in Lucr. 934. 25); die Heerden sind den feinen Fellheerden (προβατεια υποδιφθερα και μαλακης ερεας) zu vergleichen. Den größten Ruhm hat die Wolle von Corduba, welche durch Blüthenweiße auch die des Galesus übertrifft (Mart. IX. 61), deshalb zu Togen (Mart. VIII. 28) und zu Geschenken an Mädchen geeignet ist (Mart. XIII. 45). Hier, sonderlich in Callaizien (Mart. XIV. 137) und Celtiberien (Diod. S. V. 1) giebt es auch grobe Wolle von mehr oder weniger dunkler (niger, fuscus, pullus, Col. VII. 2), goldgelber (Mart. IX. 61. 3) oder röthlicher (Pl. VIII. 73) Farbe, die im Lande zu Mänteln verarbeitet oder gleich der weißen ausgeführt (Strab. III. 2) und zu Lacernen (Mart. XIV. 133. Diocass. LVII. 13. LXX. 35. Mart. V. 8. 12) oder andern Kleidern (baeticati!) benutzt wird. Spanien exportirt jetzt nicht mehr so viele Gewandzeuge, wie sonst; die Zeuge von Setabis sind in Ansehen geblieben (Strab. III. 2).

Wie im Morgenlande (Ezech. XXVII. 21) wird hier ein ansehnlicher Handel nach außen mit Zuchtböcken getrieben; das Stück kostet wohl ein Talent (Strab. III. 2). Die Spanier halten sie hoch und veredeln sie sorgfältig. M. Columella, der Vatersbruder des Junius Moderatus Columella, führte wilde Widder aus Afrika nach Gades ein, brachte sie auf seine Landgüter und benutzte sie gezähmt zur Befruchtung der eingefellten Mütter. Die aus dieser Kreuzung hervorgehenden Lämmer waren grobhaarig und von derselben Farbe, wie die Väter; zu tarentinischen Schafen gesellet, erzeugten die Bastardböcke schon feinwolligere Nachkommen; das nachfolgende Geschlecht behielt das weiche Haar der Mütter, aber die Färbung der Väter und Großväter (Col. VII. 2).

Die guten Widder Spaniens sind der Schafzucht sehr förderlich (Strab. III. 2), aber auf einer Gades gegenüber liegenden Insel mag sie doch noch besser sein, denn die Milch ist dort so fett, daß sie keine Molke ausscheidet und um Käse zu geben, mit Wasser versetzt werden muß. Hier muß den Schafen alle 50 Tage Blut abgelassen werden, wenn sie nicht im Fette ersticken sollen. Ich finde dieß um so beachtenswerther, als die Pflanze, die sie

fressen, trockener Natur ist und doch so fett machen kann (Strab. III. 2).

Wesentlich dieselben Eigenthümlichkeiten finden sich in der Schafzucht Lusitaniens. Die gegitterten Zeuge von Salacia (j. Alcazer da Sol) halten sich, wenn schon abgetragen, noch lange, wenn sie zum abermaligen Gebrauche aufgefärbt werden (Pl. VIII. 73).

3. Ganz Italien ist ausgezeichnet durch Viehzucht und durch Früchte. Seine berühmten Schafe und Wollen gehen gewöhnlich unter dem Namen der Griechischen (Pl. VIII. 73); vorzugsweise heißt so das Vieh von

a. Apulien, weil es aus Asien über Griechenland eingeführt wurde. Das hochfeine Schaf, hier recht eigentlich zu Hause, wird besonders gepflegt, mit attischem gekreuzt (Varr. II. 2. 18) und im Handel gesucht (Plaut. Trucul. III. 1. 5); die Wolle ist zwar kurz aber zart, sehr geliebt und die beste zu leichten Reisekleidern (Pl. VIII. 73. Mart. II. 46), zu den Gewanden des Adels, der Senatoren, Ritter (Mart. VIII. 28), später zu den verschiedenen kaiserlichen Kleidern (Suet. Aug. 82). Sonderlich edle Wolle liefert Luceria (Hor. Od. III. 13. 15. Strab. VI. 3) und Canusium, zwar von röthlicher Farbe (Pl. VIII. 73) aber, wie sich später ergeben wird, nicht minder geschätzt als andere apulische, welche überhaupt den ersten Rang einnimmt.

Ersten Ranges das Vließ Apulia's, Parma des zweiten
Adels, der dritte Preis rühmt das altinische Vieh.
Mart. XIV. 153.

b. Calabrien mit großen, einsichtsvoll gezüchteten Heerden steht hinter Apulien schwerlich zurück; hier wird eine weiße Wolle erzeugt, die in frühern und spätern Zeiten als die beste zum Färben (Pers. II. 65), zu Frauenkleidern (Ael. v. h. VII. 9) und Togen (Mart. II. 43. VIII. 28) angesehen wurde. Die geschätzteste liefert Brundusium (Strab. VI. 3), Tarent (Plin. XXIX. 9), zum Theil von eigenthümlich brauner Farbe (Pl. VIII. 73), und die fruchtbare Ebene, welche der Galesus, etwa 5000 Schritte von Tarent (Liv. XXV. 11), durchfließet. Hier

Wo der dunkle Galesus die gelblichen Fluren befruchtet,
Virg. G. IV. 126.

sind schon die Lämmer-Felle von unvergleichlicher Feinheit

(Mart. V. 37. 2); hier giebt es Weide im Flachlande, in Bergen und

Unter den Fichtenwäldern des schattenreichen Galesus
Propert. II. 34. 7.

erwünschte Kühle, daß das Vieh die Weide nach Erforderniß der Tages- und Jahreszeiten, landwirthschaftlichen Grundsätzen gemäß (Varr. II. 2. Virg. G. II. 195) wechseln kann. Das Wasser des angenehmen Galesus besitzt überdem die Kraft, dem trinkenden Vieh jene gefeierte Weiße (Virg. G. II. 146) zu verleihen, die von keiner italischen erreicht oder übertroffen wird. Nur du, Corduba,

Du besiegst des weißen Galesus Schafe! —
Mart. XII. 63.

Latium hat in der Gegend von Tibur (Mart. VII. 80) gute Schafe und bei Laurentum Schafweiden (Juven. I. 108), aber:

c. Das italische Gallien wetteifert mit den Gegenden am unteren Meere. Die Wolle von Altinum (Col. VII. 2), unter den Euganeern (Juven. VIII. 15), von Mutina, den mit zahlreichen Heerden begangenen Triften von Parma (Mart. II. 43: V. 13. 8), von Patavium (Mart. XIV. 141), Verona (Mart. XIV. 150) wird zu Togen, Tuniken (Juven. III. 179) und andern Kleiderstoffen verarbeitet, unter dem Namen der leukonischen Wolle (l. leuconica) mit begriffen (Mart. XIV. 157) und theilweise der vom Padus, welche als die schönste weiße gilt, vorgezogen; das Pfund der letzteren hat noch nicht über 100 Sesterz. gekostet (Pl. VIII. 73). Fein ist die von Mutina und den Fluß Skutana (j. Panaro), mittelfein die von Patavium, aus welcher die kostbaren Teppiche, die zottigen Handtücher und andere bald auf einer bald auf zwei Seiten zottige Zeuge gemacht werden (Strab. V. 1).

Das narbonnische Gallien ist ergiebig an allerhand Weidevieh (Strab. IV. 1); um Piscennä und die Rhodanus-Mündungen liegt das von alten Tagen an (Aeschyl. Prom. bei Strab. IV. 1) bis auf die neuesten Zeiten als merkwürdig besprochene Steinfeld (j. Craon), in dessen faustgroßen, in Massen aufgelagerten Felstrümmern gutes Gras und herrlicher Thymian hervorsproßt. Tausende von Rindern und Schafen, die aus der Ferne hierher getrieben werden, machen diese Felder nutzbar; die massylischen Schafe

(Stat. Theb. II. 676) in Afrika dürften kaum fetter als diese werden. Ihre Wolle ist schön und der lusitanischen zu vergleichen (Pl. VIII. 73: XXI. 31).

d. Ligurien und die Gegend der Symbrer hat nicht unbedeutende Schafzucht mit grober Wolle, aus welcher die Einwohner Italiens sich Kleider verfertigen (Strab. V. 1). Polentia, in der Nähe der Alpen, liefert eine sehr vorzügliche, tiefgründige, schwarze Wolle (Pl. VIII. 73. Col. VII. 2), die zu Kriegs- und Hirtenmänteln (beta, βαιτης), Winterzeugen (Mart. XIV. 134), Capuchons (Mart. XIV. 137), Trauerkleidern (Mart. XIV. 155. Juven. III. 213), Sklavengewanden (Mart. XIV. 156) und andern Zeugen, wie sie gerade Geschmack und Mode liebt, geeignet ist:

> Rom bekleidet sich mehr ins dunkle, Gallien rothbraun,
> Und diese Farbe gefällt Knaben und Kriegern zugleich.
>
> Mart. XIV. 127.

Die dunkeln Tücher sind besonders darum begehrt, weil sie weniger schmutzen und altern (Mart. XIV. 125) als die hellen.

e. Sicilien treibt mit seiner Wolle Handel nach Rom (Strab. IV. 2); sie ist vorzüglich (Athen. V. 209), vielleicht in Folge der alten Zucht oder der schon in sehr frühen Zeiten aus Griechenland, namentlich aus Messenien eingeführten Zuchtthiere (Diod. S. fragmen. VII. — X. 15), vielleicht des Weidelandes, das von solcher Trefflichkeit ist, daß in der Gegend des Aetna den Schafen alle 40—50 Tage an den Ohren Blut abgezapft werden muß (Strab. VI. 2), weil sie sonst vor Fett ersticken, denn der Tod tritt bekanntlich bei allen Schafen ein, wenn ihnen das Fett um die Nieren zuwächst (Pl. XI. 81); um dies zu verhindern, treiben die Leontiner erst spät am Tage aus, damit sie weniger (Aristot. III. 17), insbesondere aber das vom Morgenthau angefeuchtete nährende Gras nicht fressen.

Auf Sardinien und Korsika kommt und in größerer Anzahl als in Hispanien, ein dem Schafe nicht unähnliches, doch mehr mit Ziegenhaar als Wolle bekleidetes, äußerst schnelles, im Haare dem Hirsche ähnliches Thier, Musmo (Str. V. 2), vielleicht auch Ophion genannt (Pl. XXVIII. 42. 3) vor, aus dessen Felle sich die rohen, räuberischen Inselbewohner Schilde machen. Es begattet sich mit unseren Schafen; die durch diese Kreuzung entstehenden Lämmer nennt man Umbrer (Halbschläger? Pl. VIII. 75). Die Widder sind nicht größer, wie in

andern Ländern, sehen aber aus, wie die äginetische Plastik den wilden Widder darstellt; nur haben sie um die Brust zu viele Wolle, als daß man sie diesen Kunstformen völlig gleichstellen könnte. Die Hörner steigen nicht über den Kopf empor, sondern ringeln sich unmittelbar neben den Ohren (Paus. X. 17). Wahrscheinlich ist das wilde Schaf, Subo, röthlichen Anblicks, glänzender Farbe, wenig gezoddelt, mit 2 starken Hörnern, dasselbe Thier; die Angabe, daß es ins tiefe Meer gehe, wo sich zahlreiche Fische um dasselbe versammeln, um es zu belecken, trägt den Charakter der Fabelhaftigkeit an sich (Opp. Cyneg. II. 382).

In landwirthschaftlicher Beziehung nimmt man zwei Arten an (Col. I. 1); das Haus- und das Feldschaf, oder das feine und das grobwollige Vieh (pecus molle & hirsutum). Beim Ankauf gelten für beide wesentlich dieselben Grundsätze, die Fütterung aber, die Behandlung, Benutzung und Wollverwendung ist verschieden (Col. VII. 2. Pl. VIII. 72). Letzteres läßt sich nach Aristoteles ohne Nachtheil acht Monate melken; seine Wolle ist, wie die der Schafe im Lande der Sarmaten (Strab. VII. p. 307. Aristot. gen. an. V. 3), lang, barsch, Ziegenhaaren nicht unähnlich; unverarbeitet wird sie in die Säcke, welche aus belagerten Städten zur Brechung der Kraft der Mauerbrecher an starken Tauen von der Mauer herabgelassen werden, zu Stopfkissen (Pl. VIII. 73) der Aermeren im Circus (tomentum circense), statt der weißen (t. leuconicum, Mart. XIV. 160) oder gefärbten Wolle (t. coccineum, Petron. c. 18), zu Filzen, Matratzen, Decken, Reisemänteln (lacernae pingues), Hirtenröcken, Sklaven- und Hauskleidern schlichter Leute (turba pallata) und Zeugen, für welche Ziegenhaare sonst gut sind, gebraucht. Grobe Wolle kommt großen Theiles aus Istrien, um den Timavus (Mart. VIII. 28. 7) aus Dalmatien, dessen Hauptstadt Dolonium von Nasika gedemüthiget und deren ganzes Gebiet zu Schafweiden bestimmt würde, aus Liburnien, dem reichen Gebirgslande (Pl. VIII. 72), aus Aegypten, der Gegend von Piscennä in Gallien (Pl. VIII. 73. Mart. IV. 8) theils ungewebt, theils in Tuchen zu wohlfeilen Preisen.

— — — Wohl fettige Flause,
Ueber die Toga zu ziehn, die hart und gröblich von Farbe,
Schlecht noch daneben gewalkt und gekämmt vom gallischen Weber,
Giebt es zuweilen, und Silber so dünn von geringerer Sorte.

Juven. IX. 28.

Auch die Belgier besitzen einen großen Reichthum an Schafheerden mit rauher, kurzhaariger Wolle, woraus sie die dichten Mäntel, die s. g. Länä, verfertigen, mit denen sie nicht bloß Rom, sondern ganz Italien versorgen. In den nördlichsten Gegenden halten die Römer Heerden, welche ziemlich feine Wolle liefern (Strab. IV. 4).

Vornehmere tragen gröbere Zeuge selten, es wäre denn aus Geiz, Abgeschmacktheit, wie bei den Cynikern, oder aus Noth (tunica hirta, Mep. XV. 3. 2. toga hirta, Sil. I. 640). Italien liefert auch grobe Wolle, die unter den Hirten und Bauern gewöhnlicher in Vließen als nach Pfunden, wie die feine verkauft wird (Theocr. XV. 19. Mart. XII. 65), der Verbrauch aber beider Sorten ist, weil unser Volk zu Kleidern, Decken und Tüchern fast allein Wolle verwendet, so stark, daß das einheimische Erzeugniß den Bedarf nicht deckt und wir außer angeführten Ländern, auch Griechenland und Lybien nicht wohl entbehren können (Hork, röm. Gesch. I. 2. 273).

Bei der Haltung des Feinviehes hat man zumeist die Wolle, die sehr begehrt und für das Pfund in einem Preise von etwa 100 Sesterz. (à 1 Sgr. 5 Pf. = 4 Thlr. 15 Sgr., Pl. VIII. 73) ist, im Auge. Ungeachtet der Höhe desselben, kann man zweifelhaft sein, ob sie sich vom Standpunkte des Landwirthes, der nicht beständig in seiner Wirthschaft sein kann, rechtfertigen und nicht vielmehr als Sache des Luxus und der Liebhaberei ansehen läßt (Pl. ep. II. 11. 25). Viele sind dagegen. Bekanntlich ist alles Wollvieh weichlicher als das übrige Kleinvieh; sein schwächster Theil ist der Kopf, die hochfeinen Tarentiner aber sind (oves delicati) gegen alle Witterungseinflüsse höchst empfindlich, vertragen weder Hitze noch Kälte, nicht die geringste ungeeignete Behandlung, noch weniger kärgliche Ernährung (Col. VII. 4. Arist. h. a. III. 21); die Zärtlichkeit des Feinviehes ist fast sprüchwörtlich geworden. Einen verzärtelten Menschen zu bezeichnen, heißt's:

— Weichlicher als das Euganeische Lämmlein.
Juven. VIII. 15.

Die Haltung und Pflege der Feinschafe ist sehr beschwerlich und umständlich. Weil sie auswärts (foris) zu weiden nicht gut vertragen, müssen sie im Stalle, wenigstens in der Nähe der Wohnungen ernährt werden (Polyb. IX. 17); sie verlangen

sehr reinliches, nur nicht zu kaltes Wasser und sehr vieles Futter; wird es ihnen nicht gewährt oder durch die Betrüglichkeit des Meiers entzogen, kommt Verderben über ganze Heerden. Zur vollen Ernährung erfordert das Stück über Winter an der Krippe drei Sextar Gerste oder mit den Schalen (valvulae) geschrotene Bohnen oder vier Sextar kleine Kicherlinge, daneben noch dürres Laub, besonders des Feigenbaumes (Varr. II. 2) trockene oder grüne Luzerne, die auf Milch und Fett wirkt, Cytisus, sieben Pfund Herbstheu oder genügliche Abfälle der Leguminosen oder grasiges Winterstroh, Kleie in nur mäßigen Gaben; dem Gedeihen des Körpers schadet davon zu viel in gleichem Maße, wie zu wenig. Das Weichvieh bedarf doppelt mehr Hirten, als das Landvieh (Varr. II. 2) und doch läßt es dem Herrn nicht vollen Nutzen zufließen, weil der Lämmerverkauf wenig, die Milch gar nichts oder selten Etwas (Calpurn. II. 72) einbringt. Will man zur Zucht absetzen, muß wenige Tage nach der Geburt die Hälfte der Lämmchen geschlachtet und jede ihres Säuglings beraubte Mutter angehalten werden, fremden Kindern ihr Euter zu reichen, weil jedes Lamm zwei Nährmütter zu seinem Gedeihen haben muß, deren Keiner Etwas, wäre es noch so wenig, am Futter gekürzt werden darf, damit sie nicht zu sehr angegriffen, die vollgenießenden Lämmer aber schneller kräftig werden. Das tägliche Anhalten (subruminare) der Lämmer an die Mütter, welche die fremden Lämmer nicht lieb haben, erfordert auch Aufsicht und Sorgfalt. Man hat sodann eine größere Anzahl Böcke zu ernähren, als bei grobwolligen, weil sie entmannt, nach zurückgelegtem zweiten Jahre getödtet und ihre Felle an die Händler verkauft werden, die sie wegen der schönen Wolle theurer als andere bezahlen. — Die Schwäche und Sorgfalt für die Wolle begründet den Gebrauch, daß diese Schafe in Decken eingenäht oder eingeschnallt (pellitae oves), und die Vließe gegen Schmutz verwahrt und mild erhalten werden. Deswegen dürfen sie nicht alle Tage, nie bei Kälte, nie anderswärts, als auf freien, von allerlei Gestrüpp und Brombeeren entblößten Weiden, wo weder Wolle noch Deckgewand (tegumen) zerzauset wird, zur Weide gehen. Große Sorgfalt beansprucht dieses Vieh selbst im Stalle; die Decke muß ihm öfters zur Abkühlung abgenommen, die Wolle von einander gerupft, mit Wein und Oel eingesalbet, bisweilen, wie der Cyklop bei Homer mit dem Leitbocke thut (Od. IX. 450),

in Wasser gebadet werden (Col. VIII. 4). Ihnen besonders dürfte das Gebet der Hirten zur Pales gelten:

Ferne verderblichen Hunger, gieb Fülle der Kräuter und Sprossen,
Wasser auch, Gliedern zum Bad und zum heilsamen Trank.
Ovid. Fast. IV. 767.

Die Ställe (stabula s. ovilia) ferner sind öfters zu reinigen und auszukehren, die Krippen zu säubern, auszuwischen, von ihrem Platze wegzuheben und nach den unter ihnen etwa versteckten Schlangen zu untersuchen (Varr. II. 2. Col. VII. 4. Virg. G. III. 418), welche gerade dieses Vieh am meisten belästigen (Flor. Geop. XVIII. 2. Calpurn. Ecl. V. 86). Darum ist mit Schlangen verhaßtem Eschenlaube, Eichenlaube (Cat. 5), duftigen Kräutern,

Auch mit reichlichem Stroh der harte Boden und Bündeln
Farrenkrauts zu bestreun, damit nicht Kälte des Eises
Schade dem zärtlichen Vieh und Räud' und entstellende Krankheit.
Virg. G. III. 297.

Wenn der Hirt diese Fürsorge anwendet, stellt er sein Vieh schon ziemlich sicher gegen die der Milch der Schafe wie der Rinder nachgehenden Schlangen (Pl. VIII. 14), er bedarf auch nicht die Künste der in Thessalien von angesehenen jungen Mädchen und Frauen, in Italien und Sicilien von den gemeinsten, von Landgut zu Landgut ziehenden, gewöhnlich dem marsischen und sabellischen (Hor. ep. XVII. 28), manchmal auch dem tuscischen Volksstamme angehörigen Vetteln (saga) geübten Künste der Schlangenbeschwörung (pharmaceutria, Ovid. Amor. I. 8. Fast. II. 571), welche, um das Unzeug zu besänftigen, einzuschläfern, des Giftes zu berauben, zu verscheuchen, hervorzuziehen, im Laufe zu hemmen, statt auszustrecken oder zu ängstigen, daß der Hals oder Leib platzt, Weihrauch, Weihwasser, Zaubersprüche, heilige Binden und Räucherungen mit verschiedenen Kräutern anwenden. Die Meier gestatten diesen Zauberinnen nicht wohl Eintritt in die Gehöfte (Col. I. 8), verlangen aber, daß die Hirten der zur Abwehr dienenden Räucherungsmittel kundig seien. Als solche sind namhaft zu machen: Leder, Frauenhaar, Hirschhorn (Col. VII. 4), Ziegenklauen, Federn, Essig (Florent. Geop. XVIII. 2), Stinkmünze (Calaminthe, Aristoph. nub. 648), Zweige des dem Apollo geheiligten Wachholderstrauches (Apollon. Rh. IV. 157. Pl. XXIV. 8), Cedern und andere starke in den Stallungen ange-

wendete Gerüche; gegen Mücken helfen Stallräucherungen von gebrannten Lupinen (Pl. XXII. 74). Der Hirt muß diese Mittel kennen, denn ihm ist die Vorschrift gegeben:

Lern' im Stall anzünden die duftverbreitende Ceder,
Und mit Galbanumqualm grausvolle Chelydern entscheuchen.
Oft, wo lange die Krippe geruht, lag, Tastenden schrecklich,
Dir die Natter versteckt, die scheu vor dem Himmel hinwegfloh;
Oder die häusliche Unke, gewöhnt an Schatten, des Hornviehs
Bittere Pest und die Schafe mit giftigem Geifer bespritzend,
Brütet am Grund. Nimm Stein in die Hand, nimm Keulen, o Hirte;
Und, wie sie Drohungen hebt und mit zischendem Halse sich aufbläht,
Schmettere! Schon verbarg sie das zagende Haupt in den Boden,
Weil der geringelte Leib und der Zug des entferntern Schwanzes
Matt hinzuckt und träge die äußerste Schwingung sich nachschleppt.
Weiter bewohnt unselig Kalabrias Forste die Hyder,
Die mit erhobener Brust einrollt den schuppigen Rücken,
Längs dem unendlichen Bauche mit großen Flecken gesprenkelt.
Jene, dieweil noch ein Bach vorstürzt aus Quellen, noch irgend
Naß vom Frühlinge triefen die Auen, und regnigtem Südwind,
Schaltet im Sumpf: wo sie, hausend am Bord, unmäßig mit Fischen
Stets den finsteren Schlund und quakenden Fröschen sich anfüllt.
Doch wenn in Gluth ausdampfet der Pfuhl und die Erde zerlechzet,
Springt sie ans Trockne hervor und funkelnde Blicke verdrehend,
Tobt sie im Feld, unsinnig vor Durst und von Hitze geängstet.
Niemals lüste mich dann, am off'nen Himmel zu schlummern,
Noch am waldigen Hange gestreckt zu ruhen durch Kräuter;
Wenn sie die Hüll' auszog und erneut im Glanze der Jugend
Nun vom Gewimmel im Neste sich herwälzt, oder von Eiern,
Bäumend zur Sonn' und dem Maul dreispaltige Zungen entschimmern.
Virg. G. III. 413.

Soll das feine Schaf nicht von Fußkrankheit und Räude zu leiden haben, müssen die Ställe warm und reinlich gehalten werden. Der Schäfer streue daher häufig und belege sie mit durchlöcherten Bohlen (tabulae), welche der Feuchtigkeit, der Ursache des Podagra's, Abzug gestatten (Col. VII. 4). Er versehe sie ferner mit besondern Verschlägen zum Absperren der Trächtigen und Kranken, die unter keiner Bedingung mit den Gelten und Gesunden zusammenstehen dürfen (Varr. II. 2).

Die gedachten Schwierigkeiten haben einzelne Schafzüchter bestimmt, die Tarentiner mit Landvieh zu kreuzen und Bastarde zu erziehen.

Es ist nicht leicht, für jede einzelne Gegend gültige Kennzeichen guter Zuchtschafe anzugeben oder eine für eine spezielle Lokalität geeignete Rasse zu bestimmen. Das Schaf verändert Gestalt, Farbe und Haar mit der Lokalität; Wasser und Luft (Juven. XII. 41), Haltung und Pflege, Hoch- und Tiefland erweisen sich darauf von günstigem (Virg. Ecl. IV. 22) oder ungünstigem Einflusse. Fettes und ebenes Weideland erträgt einen großen Schlag, die Wolle aber wird durch das reiche und saftige Futter hart und barsch (lana solox), wie die alte Bauernwolle war (lana osca, Varr. L. L. VI. 3) und die unsere Hirten und Spinnerinnen verschmähen (Ovid. Fast. IV. 773), darum bestimmt Virgil (III. 385) unter besonderer Berücksichtigung des Feinviehes:

— — Fleuch fröhliche Weide;

In armer und gehügelter Lage, wie um Parma und Mutina (Col. VII. 2. 3), ist das Vieh kurz und gedrungen, die Wolle aber zart; in Wald- und Berggegenden, wie um Bari (Strab. VI. 3), ist es klein. Dunkler oder röthlicher Boden, wie um Tarent und Urnum, in der Nähe der Inseln des Diomedes, färbt die Wolle. Letztere Gegend ist vorzüglich zur Schafzucht geeignet, die Wolle aber, obschon weicher als die Tarentiner, erlangt nie einen rechten Grad von glänzender Weiße (Strab. VI. 3). In einer Gegend mit nahen, trockenen Wiesen oder unbestellt liegenden grasigen und dornfreien Ländereien (novalia), läßt sich feines Vieh halten (Col. VII. 2), von dem abzustehen ist, wo sumpfige Wiesen, dornige Felder oder Wälder als Weidetrift dienen, weil rauhes Gestrüpp die Wolle rupft und Räude entsteht, wenn sich die geschorenen Schafe ritzen; die zerrissene Hülle wieder herzustellen, verursacht überdem beträchtliche Unkosten (Pallad. XII. 13). Daher die Regel:

Suchst du der Wolle Gewinn; zuerst sei stachlichte Waldung,
Kletten und Dornengesträuch dir entfernt; fleuch fröhliche Weide.
Virg. G. III. 384.

Außerdem hängt die größere oder geringere Feinheit der Wolle von der besondern Jahreswitterung ab, welche in den Händen der Götter steht (Ovid. Fast. IV. 773).

Bei Beurtheilung eines guten Reitbockes (aries) hat man Abstammung, Gestalt und Nachkommenschaft ins Auge zu fassen.

Er sei edlen, reinen Blutes (boni seminis), hoher und stattlicher Statur (Hom. Od. IX. 426), gut bewollter breiter Stirn, schwarzer gelbfunkelnder Augen, dicht mit Wolle besetzter Ohren; Brust und Blatt seien groß, die Hinterkeulen breit; breit sei auch der Schwanz, dichtbewollt (Pl. XI. 111) und recht lang (Varr. II. 2), der Bauch herabhängend und dicht bewollt, gleich dem Bocke, der den göttlichen Dulder aus der Höhle Polyphems rettete. Er erzählt:

— — — — — — — Ich selber
Wählte mir aus einen Bock, den trefflichsten unter der Heerde,
Faßt' bei dem Rücken ihn fest und unter dem wolligen Bauche
Lag ich versteckt und die Händ' in der Blüthe der Wolle verwickelt,
Hielt geduldig ich aus, viel Sorg' im Herzen ertragend.
Hom. Od. IX. 432.

Die Hoden seien groß, bis an die Schenkel herabfallend (Pl. XI. 110), und diese hoch, das Vließ dicht gestapelt und weich (Pall. VIII. 4. 2), der Körper überhaupt groß und wohlgenährt (Hom. Od. IX. 445. 464), das Gehörn gewunden und nach dem Maule (rostrum) gebogen, weil er dann der Heerde weniger schadet, als wenn es aufrecht und weit von einander steht. Die Kolbenwidder (a. mutili) sind in milden Gegenden vorzuziehen, wo es aber häufige Winde und Regengüsse und wenig Buschwerk giebt, muß man auf Schaf- und Ziegenböcke mit recht großen Hörnern, die das Haupt, den schwächsten Körpertheil (Pl. VIII. 75), gegen Unwetter schützen, halten; in Gestrüpp und Dornen bleiben Hornträger oft, wie Abrahams Bock an der Hecke (1. Mos. XXII. 13), mit den Hörnern hängen.

Im Gefühle der von der Natur ihnen gegebenen Waffen, sind sie stößig (κορυπτίλος, cornupeta), kampfsüchtig und allzu lüstern, verfolgen trächtige Mütter (Long. III. 13) und die Nebenbuhler, wie nöthig diese auch zum Bespringen sind, auf das heftigste oder lassen sie erst aufsetzen, wenn sie selbst, in Folge der Liebesgenüsse, ermattet sind. Die Kolben, weil sie sich wehrlos fühlen, sind friedlicher und sanfter zu den Werken der Liebe. — Die Hirten verstehen indeß die geile Wüthigkeit jener Männchen listig zu dämpfen, indem sie ihnen ein fußlanges, mit Stacheln beschlagenes Brett an die Hörner binden, durch welche sie sich verletzen, wenn sie stoßen wollen (Col. VII. 3); Andere durch-

bohren das Horn in der Krümme, dicht neben dem Ohre (Pl. VIII. 72), ein Mittel, dessen Erfolg Epicharmus aus Syrakus, der mit vieler Sorgfalt über die Heilmittel des Kleinviehes geschrieben hat, verbürget (Col. VII. 3).

Mehr als zwei Hörner haben Widder und Schafe selten; doch sah man im Tempel des Zeus Polieus zu Athen Einige mit drei, Andere mit vier Hörnern (Aelian. XI. 40).

Die häufigen Andeutungen der Alten über die Farbe der Wolle, die öftere Erwähnung der schwärzen, braunen oder röthlichen Schafe (Hom. Od. IV. 135: IX. 426), die fast ängstlichen Vorschriften zur Züchtung der weißen, die öfter aufgezeichneten Rückschläge zu dunkeln oder fleckigen oder fahlen Lämmern (1. Mos. 30, 40), wie auf dem Landgute des Vaters des Cäsar Antonius Diadumenus (Lamprid. Antonin. Diad. 4), so wie die Angabe, daß das dunkle das Lohnvieh der Knechte, das helle das Herrnvieh ausmache (1. Mos. XXXI. 8) und daß manche Gegenden ausschließlich schwarzes Vieh ernähren, könnte zu der Annahme führen, daß Letzteres vordem zahlreicher als jetzt vorhanden, daß das weiße aber, das Product höherer Cultur, seltener gewesen und höher geachtet worden sei. Darum behält auch Laban die weißen Schafe für sich und giebt die gesprenkelten und schwarzen Lämmer unter die Hand seiner Kinder (1. Mos. XXX. 35 ꝛc.). Es ist außer Zweifel, daß das weiße Vieh in höherm Ansehen stand, als das dunkelfarbige, vielleicht weil es seltener war. Darum wählt diese Farbe auch Pan, der, wie Nikander erzählt, die Mondgöttin Selene in der Gestalt eines schneeweißen Widders in einen Wald lockte und plötzlich, in seine wahre Gestalt zurückkehrend, wie Jupiter die Europa, die erschrockene Himmels-Jungfrau umarmte (Macrob. V. 22). Auf dem Kunstwerke des Schildes des Achilles sah man nur das Hochgeachtete und Werthvolle dargestellt, deswegen

— — Auch Heerden der schneeigen Schafe,
Ställ' ingleichen und Hütten und vollgedrängete Hürden.
Hom. Il. XVIII. 584.

Heerden weiß wie Schnee (pecus niveum, Virg. Ecl. II. 20) oder Milch (lacteola ovis, Prudent. Psychom. 794) waren der Ruhm der Könige der Heroenzeit, die Freude der wandernden

Hirtenväter der altasiatischen Völker (1. Mos. 30, 40), sie sind der Stolz des italischen Villengebieters, des Hirtenmeisters und seiner Knechte (Virg. Ecl. II. 20). Zu den meisten Sühn=, Brand= und Dankopfern lassen sich weiße Schafe verwenden; in der symbolischen Sprache des Morgenlandes dienen sie zur Bezeichnung der Herzensreinheit, Unschuld und Sündlosigkeit (Jes. I. 18), und ihre Wolle ist es, welche vorzüglich zur Kleidung des Römers dient (Mart. II. 46), dabei aber noch die Fähigkeit besitzt, jede andere Farbe anzunehmen (Pl. VIII. 73. Virg. G. II. 465. III. 386). Wie viele Sorgfalt solche Heerden auch erfordern, so entnimmt doch der Besitzer, mag er nun Schafe oder Wolle verkaufen, aus ihnen die größten Einkünfte (Mart. IV. 37. Col. VII. 2). Namentlich findet die weiße Wolle im Cultus Nachfrage, zu den meisten Opferspenden, Opferbinden, Infuln (Virg. Aen. IV. 459. Ovid. Her. VII. 100), zu den priesterlichen Kleidern und Hüten. Darum empfiehlt sie jeder Lehrer der Viehzucht und der kundige Dichter giebt den Rath:

— Wähle die Heerde mit seidenen Flocken und schneeweiß.
Virg. G. III. 387.

Indessen hängt weiße Farbe der Schafe nicht immer von dem Besitzer, oft vielmehr von der Gegend oder Tränke ab. Einige Flüsse haben in dieser Beziehung eine wunderbare Kraft; die Schafe, welche ihr Wasser trinken, wenn sie auch weiß waren, werden schwarz und diejenigen, welche im schwarzen Vließkleide zu ihnen kamen, gehen im weißen von ihnen hinweg. — In Böotien kommt der Cephisos und Melas aus demselben See, beide aber sind in ihren Wirkungen gänzlich verschieden. Der Letztere (Schwarzfluß) erzeugt bei Schafen dunkles Wollhaar. — Theophrast erzählt, daß der Aliakmon in Macedonien die Schafe weiß mache; wer schwarze haben will, führt sie zum Arius (Pl. XXXI. 10). Endikus schreibt, daß es in der Landschaft Hestiotis zwei Brunnen, Ceron und Nelea, giebt, von denen der erstere die daraus trinkenden Schafe schwarz, der letztere weiß färbt; trinken sie beide, werden sie bunt. Theophrast sagt, daß der Kratis in Lukanien allen Schafen eine weiße, der Sybaris eine schwarze Farbe gebe; selbst Menschen, welche aus diesem trinken, nehmen ein härteres, krauseres und schwarzes Haar an, während dasselbe durch den

Genuß des Wassers des Kratis schlicht und weiß wird (Pl. XXXI. 9). In Galatien giebt es einen Fluß, der Alles schwarz färbt, in Cappadocien einen, der nur die Farbe der Pferde, nicht aber eines andern Thieres verändert (Senec. Quaest. III. 25). Diese Kraft erstreckt sich sogar auf das Junge im Mutterleibe und die Fähigkeit der Empfängniß (Vitruv. VIII. 3. 14). Der Thespische Brunnen in Böotien und der Fluß Elatum in Arkadien bewirken bei Frauen die Empfängniß (Pl. XXXI. 7), im Gebiete von Troas, Clazomene, Erythräa und Laodicea wirken dasselbe mehrere Quellen und Flüsse, z. B. der Xanthus; die Einwohner treiben daher die Schafheerden in der Sprungzeit täglich dorthin zur Tränke, in der Absicht, die Empfängniß zu fördern oder die Farbe der Lämmer zu verändern (Vitruv. VIII. 3. 14).

Ist die Gegend dem weißen Vieh nicht entsprechend, halte der Gebieter dunkelwolliges, wie der Cyklop bei Homer. Odysseus rühmt dessen

Widder, sehr feist dickbuschiger Vließe,
Groß und stattlich von Wuchs, mit Wolle wie Veilchen gefärbet.
Hom. Od. IX. 425.

Das Alterthum hielt auch dunkles Vieh im Werthe; dem kühnen Manne wird bei Homer ein schwarzes Schaf als Geschenk verheißen;

— — — Wie viele Häupter der Griechen den Schiffen befahlen,
Deren wird ein Jeder ein schwarzes säugendes Schaf ihm
Schenken.
Hom. Od. X. 215.

In landwirthschaftlicher Hinsicht empfiehlt sich's durch stärkere Gesundheit*), die Wolle ist ein gefragter Gegenstand des Handels, weil sie ungefärbt verarbeitet, verschiedentlich verwendet und im Cultus gebraucht wird. Aus schwarzer oder bräunlicher Wolle besteht die Kleidung der Sklaven (Mart. IX. 22. 9), Hirten (Theocr. V. 98), Feldarbeiter, Soldaten, Schiffer, die Toga

*) Riedesel in seinen Reisen durch Sicilien und Groß-Griechenland erzählt: „Am Flusse Galesus weideten vordem weiße Schafe, jetzt lauter schwarze, weil man gefunden, daß die weißen von einem gewissen Kraute sterben, da solches den schwarzen keinen Schaden thut."

der ärmeren römischen Bürger (pulla paupertas, Calpurn. VII. 81); die Mode hat die natürlichen Wollenzeuge auch in den Kreisen beliebt gemacht, in denen sie sonst weniger gewöhnlich waren:

Roma kleidet sich mehr in Braun und Gallia röthlich
Und diese Farbe gefällt Herrchen und Gliedern des Heers.
Mart. XIV. 127.

Die canusinatischen röthlichen Kleider (canusinae rufae s. birri, s. burri) stehen noch in späterer Zeit in der Achtung der Vornehmen (Vopisc. in Carin. 19. Paulin. Nol. ad Nicet. 23), die es dem Kaiser Nero zum Vorwurfe machten, daß er seine Mauleseltreiber (muliones) in canusinatischen Stoffen einhergehen lasse (Suet. Ner. 30. 7). Man lobt die Naturfarbe wegen ihrer Beständigkeit und die daraus gewebten Zeuge wegen ihrer Haltbarkeit:

Dieß canusinische Zeug, ganz ähnlich gerühretem Mulsum
Sei dir geschenkt; freu dich! Fetzen giebt's nicht so bald.
Mart. XIV. 125.

Die schwarze Farbe war von jeher die Farbe der Trauer, des Ernstes, des Todes, die den Göttern der Unterwelt wohlgefällige Farbe. Dunkel hüllt sich der trauernde Römer; am allgemeinen Todtenfeste (19. Febr., sacrum populare) naht er sich mit Opfern schwarzer Schafe für die Manen (feralia) seiner Väter und Kinder (parentalia) zur Versöhnung der Schatten (parentatio). Die Binde (vitta), welche die Altäre umschlingt, ist nicht hellfarbig, wie bei fröhlichen Opfern (Virg. Aen. IV. 459), Traueropfer erfordern dunkle Wollfaden (Propert. IV. 6. 6). Die Götter der Unterwelt, Erebus selbst, empfangen dunkle Schafe (Hom. Od. X. 524) und dunkle Lämmer (Tibull. I. 2. 64. Hom. Od. X. 526), solche auch Cybele, Tellus (Macrob. I. 12. Ovid. Fast. I. 676. IV. 629. Hom. Il. III. 104), Hekate (Apollon. Arg. III. 1032) und Pluto (Lygdam. III. 5: 34) in Uebereinstimmung der schwarzen Farbe dieser Gottheiten. In der rein schwarzen Farbe der Wollvließe liegt eine geheimnißvolle, magische Kraft; sie ist geeignet, wenn man ein Krokodilherz, wenn sie eben vom Schafe, besonders eines Erstlinges, kommt, hineinwickelt, wie das Herz eines schwarzen Schafes (Pl. XXVIII. 29), das Quartanfieber zu heilen (Pl. XXVIII.

28) und bei lösenden und bindenden Zaubereien verwendet zu werden (Geop. XV. 8. Clem. Strom. VII. p. 713). Das theokritische Zaubermädchen befiehlt daher ihrer Gehülfin:

> Wind' um den hölzernen Becher die purpurne Blume des Schafes,
> Daß den Unerbittlichen ich, den Geliebten, beschwöre.
>
> Theocr. II. 2.

Die religiösen und bürgerlichen Bedürfnisse unseres Volkes erfordern schwarze Schafe. Sie eröffnen dieser Wolle weite Verbrauchskreise und gewähren dem Landmanne einen um so größern Absatz, je weniger überhaupt die Römer mit der Schönfärbekunst bekannt sind. Die Anzahl der schwarzen Schafe ist in Italien keinesweges unbedeutend, und nicht ungern sehen es manche Züchter, wenn schwarze Lämmer fallen.

Alles selbstgezogene Vieh ist besser, als das aus der Ferne (Varr. II. 1). Der Villenbesitzer muß selbst Lämmerzucht treiben, und nie dürfen seine Bestände durch Alter untauglich werden. Einem guten Hirten liegt es auch selbst am Herzen, die Stelle der Auswurflinge (oves rejiculae) oder Sterblinge durch eine gleiche Anzahl von Lämmern zu füllen, ihrer wohl noch mehr zu ziehen, zumal er öfters durch die Strenge des Winters oder kalter Witterung getäuscht, selbst alte Schafe in Abgang kommen sieht, die er im Herbste noch für tauglich hielt und nicht zurückwarf (submovere). Einer der am meisten ins Gewicht fallenden Züchtungsgrundsätze betrifft die Böcke. Bei der Auswahl derselben verfahre der Züchter nach den Regeln, die wir auf Grund unserer Gewährsmänner aufstellen, auf das Strengste.

Ueberall bestätigt sich Erfahrung, daß alles junge Vieh mehr auf die Väter, als auf die Mütter schlägt. Wem es daher um eine recht schöne Stammheerde zu thun ist, wähle Zuchtböcke von blendender Weiße (candidi), dem frisch gefallenen Schnee ähnliche: die blaßweißen (albi), wie zerfallender Schnee, erzeugen oftmals eine ins Dunkle fallende Nachkommenschaft, röthliche oder braune Väter aber nicht einmal mattweiße Kinder (Col. VII. 2). Doch müssen auch die Mütter selbst hellweiß sein (Calpurn. V. 71). So

> Lehret Pales mich selbst der Heerden Pflege, wie schwarze
> Gatten der weißen Schafe den werdenden Rücken des Lammes

Wandeln, es nimmer behält die Gestalt verschiedener Eltern,
Sondern von Beiden zeuget in einer fahligen Färbung.

Calpurn. II. 39.

Schafe oder Böcke zur Zucht kaufe man darum nur, wo sie die Wolle noch auf sich haben, weil man sich dann von der gleichmäßig reinen, nicht durch Flecken oder Dunkelung entstellten Haarfarbe besser überzeugen kann (Col. VII. 3), als durch die Zotte, die man geschorenen Widdern an der Brust oder sonst wo zur Beurtheilung der Wolle stehen läßt (Serv. ad Virg. G. III. 445).

Eben so ungeeignet ist es, grobhaariges und feines Vieh zu gatten (Calpurn. V. 70). Ziegenböcke und Schafe erzeugen eine grobhaarige Nachkommenschaft; ein solches Lamm heißt Tityrus, d. i. Rauchpelz (Serv. ad Virg. Ecl. 1. Schol. Theocr. 3 und 7).

Gleichfarbig weiß, wie das Vließ, muß auch Zunge und Gaumen sein. Darum besehe Jeder, er kaufe oder erziehe den Widder, das Maul, insbesondere die Zunge, ob sie schwarz, dunkelbraun, röthlich, gesprenkelt oder weiß aussieht; die Naturkundigen behaupten (Pl. VIII. 72. Arist. h. a. VI. 13) und die Praktiker bestätigen (Varr. II. 2. 4. Col. VII. 2. 6: 3. 1. Pallad. VIII. 4. 2. Calpurn. II. 36), daß die drei erstgenannten Böcke dunkelfarbige, die ferneren bunte Lämmer erzeugen. Die tuscischen Wahrsager geben an, daß ein Widder oder ein Schaf, das mit Purpur- oder Goldfarbe gesprengt ist, Segen und dauernden Ruhm bedeute. Die Landwirthe aber wollen rein weißes Vieh und rathen, weil vom ganz weißen Widder weiße Lämmer fallen:

Aber ihn selbst, und geh' er in glänzender Weiße, der Widder,
Welchem schwarz nur die Zung am feuchten Gaumen sich zeiget,
Ferne du, eh' er mit Flecken die Lämmervließe dir bräunlich
Sprengt, und ein anderer folg' aus wimmelndem Felde gewählet.

Virg. G. III. 387.

Fernere Anforderungen an den Bock sind: Sprunglustigkeit (salacitas) und Zeugungsfähigkeit; —

Lustig zum Sprung' sei der Bock, den empfangenen Samen das Schaf geb'
Wieder, und in dem Stall seien der Lämmer mir viel.
Wolle sprieße hervor, die nimmer verletzet die Mädchen,
Weich und jeglicher Hand fügsam sie sei und fein.

Ovid. Fast. IV. 770.

Die fruchtbarsten Reitböcke entfallen einer Mutter, welche Zwillinge zu werfen pfleget. Dieß bedingt jedoch die Tauglichkeit nicht ausschließlich; es kommt darauf an, daß die Nachkommenschaft gerechten Anforderungen entspreche. Ein guter Bock erzeuget dichtwollige, schöngestaltete Lämmer (Varr. II. 2).

Der Bock ist im dritten Jahre zur Fortzucht am tauglichsten; sprungfähig bleibt er bis zum achten, höchstens bis zum zehnten Jahre (Varr. II. 2. Col. VII. 3), obschon die Kraft mit dem siebenten Jahre ins Abnehmen kommt. Die Behauptung, daß er im Alter tüchtiger sei, namentlich wenn die Hörner verschnitten werden (Pl. VIII. 72), dürfte nur im Gegensatz von ganz jungen Böcken zu verstehen sein.

Bei keiner Thierart dürfen die zur Zucht bestimmten Männchen oder Weibchen fett sein, wenn sie sich nicht unfruchtbar erweisen sollen (Pl. XI. 85). Man gebe daher den Böcken vor und während der Sprungzeit zwar reichliches und kräftiges, aber nicht mästendes Futter. Zwei Monate zuvor werden sie von der Heerde gesondert, allein und besser geweidet und wenn sie in den Stall kommen, noch mit Gerste gestärkt. Luzerne, Lotus und Cytisus ist gutes Bockfutter, das sie zur Befruchtung stärkt (Pallad. VIII. 4), während die Sonderung eine Verzögerung des Geschlechtstriebes zur Folge hat, aber auch die Liebesgluth steigert. Auch die Mütter dürfen in und vor der Bockzeit nicht zu gut genährt werden, weil sie im Zustande der Feistigkeit, wie die Ziegen, unfruchtbar bleiben (Pl. VIII. 76).

Auf neun Schafe rechnet man, ohne Rücksicht auf die Größe der Heerde, einen Bock; jeder Schafzüchter muß daher ein Zehntheil der Gesammtheerde in Böcken unterhalten (Varr. II. 10).

Auf das Geschlecht der Lämmer läßt sich in der bekannten Weise einwirken, daß wenn die rechte Hode des Zuchtbockes mit einem leinenen Faden unterbunden wird, männliche, durch Unterbindung der linken Hode weibliche Lämmer erzeugt werden (Pl. VIII. 72. XXX. 53. Col. VII. 3). Weil dieß indessen bei großen Heerden allzu umständlich und beschwerlich ist, wird die Bestimmung des Geschlechtes der Natur überlassen, in Griechenland der Einfluß einiger Quellen, in Italien des Windes benutzt.

Wenn nämlich die Böcke bei Nordwinde und demselben entgegen aufsetzen und die Heerde ihm zugleich entgegen getrieben wird, fallen mehr Böckchen; mehr weibliche Lämmer hingegen un-

ter gleichen Berücksichtigungen, wenn die Schafmütter (matrices) den Südwind einathmen. Derselbe besitzt eine befruchtende Kraft, weswegen auch unter seinem Regimente der Gärtner am liebsten Bäume pflanzt und veredelt (Theophr. III. 5) und der Landmann sein Korn aussäet. Die Erde nimmt den Samen dann am willigsten auf, die Heerden empfangen dann am sichersten. Wendet sich ein Schaf oder anderes Thier nach der Begattung dem Afrikus, den die Griechen Liba (Südwestwind) nennen, entgegen, so wisse, daß ein Weibchen empfangen ist ((Pl. XVIII. 77. 1).

Viele der an den guten Zuchtwidder gestellten Anforderungen gelten auch für das Zuchtschaf. Dasselbe muß edlen Blutes und wenigstens zweijährig sein, theils weil frühzeitigere Geburt Wachsthum und Kraft des Mütterchens beeinträchtiget, theils weil die Böcke junge Schafe zu verschmähen und älteren nachzugehen pflegen (Pl. VIII. 72), theils weil alle Erstlingslämmer klein, jene aber zu klein ausfallen (Col. VII. 3). Es habe einen herabhängenden, wampigen Hals, langabfallenden Schwanz (Varr. II. 2), weiten, mit dichter und nicht spröder Wolle besetzten Leib, kurze Beine (Pl. VIII. 73), ein starkes Euter mit den dieser Thiergattung verliehenen 2 Strichen (Pl. XI. 96), und einen über den ganzen Körper, zumeist um Hals und Rücken sich ausbreitenden Wollwuchs. Die Kahlbäuche und Leichtfeller (apica, ἄπειχος, s. minae oves, Plaut. Trucul. III. 1. 9) sollte Keiner zulassen (Pl. VIII. 75. Col. VII. 3. Varr. II. 2), sondern, wie auch die mit welkem Euter (minae), bei der Auswahl zurückwerfen. Das Alter erkennt man an den Zähnen.

Einjährige Mutterschafe lassen sich schon bespringen, sie werden auch trächtig (Aristot. V. 14. 5); sie sollten indessen nicht früher als nach dem zweiten, nie später als mit dem achten Jahre zugelassen werden, weil früher und später die Lämmer entweder schwach ausfallen oder ganz ausbleiben (Varr. II. 1. Col. VII. 3). Bis zum fünften Jahre gelten die Schafe als jung; nach dem siebenten fängt ihre Kraft an abzunehmen, oft schon zu fehlen; selten erreichen sie ein Alter von zehn und nur in Aethiopien von 13 Jahren. Mit Beginn der Sprungzeit sind darum die Heerden zu mustern und alle die, welche das zuchtfähige Alter noch nicht erreicht oder bereits überschritten haben, ingleichen die Schwachen und Welken auszusondern, allein zu weiden oder zu verlappen (Varr. II. 2). Brakvieh (oves deliculae) wird je nach

Umständen verkauft oder nach der Weise der Troglodyten (Diod. S. III. 32) für Sclaven und Arbeiter oder sonst in den Haushalt geschlachtet (Cat. 2). Im Verkauf rechnet man gewöhnlich zwei Stück, denen die Zähne fehlen für ein gutes (Varr. II. 2); der so erwachsende Verlust ist sehr beträchtlich und muß darum der Gebieter nicht blos auf Nachzucht bedacht sein, sondern auch die Schafe verkaufen, ehe sie zu alt und wohlfeil werden.

Völker, welche dem Schafvieh den vornehmsten Lebensunterhalt entnehmen, halten, um das ganze Jahr hindurch frische Milch zum Essen, Trinken und Käsen zu haben, keine festen Sprungzeiten, sondern lassen die Mütter der Schafe und Ziegen in allen Monaten und Jahreszeiten werfen. So in Kanaan; in

Libya, wo die Lämmer gleich aufwachsen mit Hörnern,
Dreimal gebären die Schaf in des rollenden Jahres Vollendung;
Dort gebricht es nimmer dem Eigener oder dem Hirten,
Weder an Käse noch Fleisch, noch süßer Milch von der Heerde,
Welche stets darbietet im Jahr milchschwellende Euter.

Hom. Od. IV. 85.

Drei Sprungzeiten unterhält auch der homerische Cyklop und darum fand Odysseus

Alle Körbe von Käse gefüllet; Lämmer und Zicklein
Drängten sich in den Ställen und alle waren besonders
Eingesperrt; die Frühling' allein, allein auch die Mittlern,
Und die zarten Spätling' allein. Es schwammen in Molken
Alle Gefäße, die Wannen und Eimer, in welche gemelkt war.

Hom. Od. IX. 219.

Palladius (XII. 13) berichtet, daß auch in Italien Einige das ganze Jahr hindurch die Schafe sich gatten lassen, um fortwährend frische Milch, die für besonders wohlschmeckend gehalten wird (Virg. E. II. 21), zu haben. So prahlt Polyphem:

Aber auch so, wie ich bin, ich weide dir Schafe bei tausend;
Davon melk' ich mir selbst die köstlichste Milch zum Getränke;
Käse auch mangelt mir nie, im Sommer nicht, oder im Herbste,
Noch im härtesten Frost; schwer voll sind die Körbe beständig.

Theocr. XI. 34.

Bei Calpurnius (II. 70) rühmt sich der Besitzer von tausend feinwolligen Schafen und einer gleichen Zahl säugender Lämmer, ihm werde das ganze Jahr über Käse gepreßt, und der Oberhirt, Korydon:

Frische Milch ist im Sommer bei mir und im Froste nicht sparsam.

Virg. Ecl. II. 22.

Der Herbst und das Frühjahr sind gewöhnlich die beiden Hauptsprungzeiten. Ob man die Böcke im Herbste, gegen die Tagesgleiche, im Frühlinge oder im Sommer einzuwerfen habe (admittere), ist eine mehrfach besprochene Frage. Es wird als Merkwürdigkeit angesehen, daß das Schaf das einzige Hausthier ist, welches ohne Nachtheil in der Brumalzeit werfen kann (Plin. VIII. 72); man giebt Winterlämmern sogar den Vorzug vor Sommerlämmern und hält es für besser, wenn sie sich vor dem längsten als vor dem kürzesten Tage stärken. Manche lassen, wenigstens die Erstlinge, mit dem Palesfeste, bespringen. Die allgemeine Bockzeit (admissurae tempus) tritt mit dem Untergange des Arktur, den 13. Mai, ein und dauert bis zum Untergange des Adlers, 10 Tage vor dem ersten August, so daß die Lämmer vor Ende des October, bis längstens des December (Varr. II. 1. Virg. II. 21.: VII. 15), so lange die Luft gemäßigt und wenn das junge Gras vom Herbstregen gewachsen ist, fallen. Celsus und Praktiker mit ihm, sind der Ansicht, die frühe Bockung, wie in Jakobs Heerde (1. Mos. 30. 40) sei besser, als die spätere, weil die in Stoppel- und Weinfeldern und durch anderes gute Herbstfutter wohlgesättigten Lämmer der Traurigkeit und dem Hunger der kalten, winterlichen Zeit kräftiger widerstehen (Col. VII. 3). Lämmer, welche über die genannte Zeit hinaus erzeugt werden, bleiben schwach; im Morgenlande dienen sie als Lohnvieh für die Knechte (1. Mos. 30. 41). Unsere Alten nannten sie Spätlinge (agni chordi, Pl. VIII. 72. ἔρσαι Hom. Od. IX. 222); zwei derselben rechnet man beim Verkauf gleich einem guten (Varr. II. 2).

Während der Bockzeit muß die Heerde immerfort einerlei Wasser zur Tränke erhalten; ein Wechsel desselben verdirbt den Leib der Mütter und macht die Wolle der Lämmer verschiedenfarbig (Varr. II. 2). Gänzlich zu vermeiden ist kaltes und solches Wasser, das, wie der Fluß Aphrodisium in Pyrrhäa, die Fruchtbarkeit unterdrückt (Pl. XXXI. 7), den Mutterleib abstumpft, die Wolle färbt (Pl. VIII. 72), oder, wie sumpfige Wiesen, Fehlgeburten veranlaßt. Indessen darf es der Heerde nie an Tränkwasser fehlen; Mangel daran erzeugt Lungenkrankheiten (Col. VII. 5) und Magerkeit, denn, sagt Aristoteles, das Schaf trinkt sich fett. Daß die afrikanischen Schafe nur alle vier Tage einmal saufen, wird den Grundsatz nicht umstoßen (Pl. XI. 118).

Daß sich ein Einfluß auf die Farbe der im Mutterleibe befindlichen jungen Thiere von außen äußern lasse, wird von Naturkundigen anerkannt, doch finde ich keine desfalls in Italien angestellte Versuche verzeichnet; unbekannt ist indessen nicht, daß die ältesten morgenländischen Schäfer die durch äußere farbige Gegenstände erregte Einbildungskraft der Mütter zur Rückwirkung auf die Färbung ihrer Leibesfrucht thätig zu machen versuchten. Jakob schälte Stäbe von Haseln, Kastanien und Pappeln theilweise ab und stellte sie in die Höhe, den Schafen gegenüber, in die Tränkrinnen vor die Heerde; der Anblick dieser bunten Stäbe wirkte auf die Empfängniß der Mütter, welche in Folge dessen gesprenkelte, scheckige und bunte Lämmer brachten. In derselben Absicht treibt Jakob das gefleckte oder dunkle Vieh dem einfarbigen, weißen Labans voran, damit dieses auf jenes seine Augen richte und ähnliche Lämmer empfange, seine Lämmer dagegen dürfen nicht nach den weißfelligen sehen und Laban sondert diese auch von seinen weißen ab (1. Mos. 30. 37. 40).

Hat die ganze Heerde Empfängniß gehabt, werden die Böcke, weil sie die Trächtigen allzusehr belästigen (Varr. II. 2) zur abgesonderten Ernährung ausgeschürt; Gleiches ist auch in Absicht der etwa verwendeten Ziegenböcke zu empfehlen und wohl auch der Ziegen, die, wo sie mit Schafen in einer Heerde gehen, zwar die Heerdenführer machen (Paus. IX. 13), aber für trächtige Mütter zu rasch eilen. Weidende Mutterheerden müssen möglichst zusammengehalten werden, insbesondere, wenn ein Gewitter am Himmel stehet. Schafe fürchten Blitz und Donner (Quint. Smyrn. XI. 404); gehen sie einzeln, bewirkt der Donner, daß sie fehl werfen (Pl. VIII. 72).

Schafe gehen 150 Tage, gerade 5 Monate trächtig (Varr. II. 1. 2. Pl. VIII. 76). In diesem Zustande werden sie von den Griechen den ehrwürdigen Göttinnen geopfert (Paus. II. 11). In der Regel bringen sie ein Lamm, bei guter Fütterung aber und guter Art erfolgen auch wohl zwei (Theocr. VIII. 45).

Bei eintretender Wurfzeit muß der Schäfer Aufmerksamkeit und Fleiß verdoppeln, die Hochträchtigen (incientes) und die Kranken in besondre, für diesen Zweck hergerichtete Verschläge (stabula secreta) bringen (Varr. II. 2. 8), die Mütter gegen widriges und kaltes Wetter schützen und sie beim Eintritte der Geburt ganz besonders in Obacht nehmen. In Wehen liegende

Schafe leiden in nicht geringerem Maße, wie kreißende Weiber, sie strengen sich an und fühlen, ungeachtet sie ganz vernunftlos sind, dabei große Schmerzen. Schon um deswillen muß der Schafmeister Kenntnisse der Thierheilkunde besitzen, um den gebährenden Müttern, wie eine Hebamme, Beistand zu leisten, die Lämmer, die eine falsche Lage haben, zurecht zu legen, wenn sie nicht zur Welt kommen (Col. VII. 3) oder den Harmen (chorion) nicht sprengen können (agnus chordus), Hülfe gewähren, und denselben, wie den von Ziegen, aufheben und trocknen. Mit Wein genossen giebt diese Haut ein gutes Hausmittel in Frauenkrankheiten, namentlich zum Treiben der Nachgeburt (Pl. XVIII. 77. XXX. 43).

Fällt ein Lamm unterwegs, muß es der Hirt, gleich dem Rinder weidenden Apollo, der das neugeborne Kalb über die Felder trug (Tibull. II. 3. 22), in seine Arme (Jes. 40. 1. Hor. ep. I. 13. 12) und das von der Geburt geschwächte Schaf auf seine Schultern nehmen (Calpurn. V. 40), die Laabmilch (colostrum), die, wenn sie im Magen des Lämmchens verhärtet, die Laabkrankheit (colostratio, Pl. XI. 96) hervorruft, rein ausmelken (Pallad. XII. 13), im Stalle das junge Thierchen aufrichten, ihm, wenn es nicht trinken will, das Maul öffnen, mit der ausgedrückten Zitze befeuchten, mit Butter oder Schweinefett bestreichen, an den Geruch seiner Mutter gewöhnen und anlernen, daß es sich selbst ernährt. Ist ein Lämmchen schwach oder erkältet, werde es 2—3 Tage in die Nähe von Feuer gelegt oder sammt der Mutter eingesperrt (Col. VII. 3. Varr. II. 2), was auch geschehen muß, wenn dieselbe ihm das Euter versagt. Hat eine Mutter wenig oder gar keine Milch, werden die Lämmchen denen, deren Junge gestorben, geschlachtet, an die Metzger überlassen (Plaut. Capt. IV. 2. 39. Virg. E. I. 24), in die Stadt zum Verkaufe, zum Geschenke für den Patron oder die Geliebte (die schneeweißen sind dazu die geeignetsten (Tibull. II. 5. 38), gebracht, den schützenden Laren, den Feldgöttern zur Abwehr des Hagels, dem Bacchus an den zweiten Vinalien, dem Jupiter an jedem Idus auf dem Capitol (Varr. L. L. p. 47) geopfert worden sind, beigegeben. Die schönsten Opferlämmer Italiens findet man in Aequimetium (Cic. de div. II. 17), die berühmtesten in Cypern; hier die amathusischen der Venus. Der starke Cultusbedarf macht die Lämmer sehr gesucht. Zu Opferzwecken müssen sie ohne Fehl,

sechs (Pl. VIII. 49), nach Andern, auch nach den Satzungen der Juden, acht Tage alt sein (1. Mos. 22. 30.: 5. Mos. 14. 23); so ist's auch unter den Griechen, wo sie, wie Stiere und Schweine, dem Aeskulap (Paus. II. 11) und bei abzuschließenden Bündnissen ungeschoren dargebracht werden (Virg. Aen. XII. 170). Jünger gelten sie in Italien und Griechenland als unrein.

Opferlämmer müssen fett sein. Sie werden daher am Euter mehrerer Mütter gemästet; dieß ist weniger mühsam, als wenn sie künstlich aufgezogen werden; sie gedeihen auch besser, denn Muttermilch ist allem jungen Vieh die eßsamste (Pl. XXVIII. 33); sie kommen dann in gutem Zustande auf die Fettweiden,

Wo auf schwellendem Gras singen gemästeter
Schäflein Hüter vergnügt Lieder zur Feldschalmei
Und erfreuen den Gott, welcher Arkadiens
Heerd' und schattige Berge liebt.
Hor. Od. IV. 12. 9.

Sie können jedoch auch im Stalle erzogen werden (Theocr. ep. V. 8). Die feisten Bocklämmchen gebühren dem Pan, dem Gott der Weiden, Heerden und Ställe (Catull. XX. 14), Sylvan (Mart. X. 92), Priapus, Bacchus, dem Faunus an dem Frühlings- und Winterfeste (Hor. Od. I. 4. 18: III. 18), der Ceres, den Nymphen (Theocr. V. 139. 149. Hom. Od. XVII. 240), in Griechenland dem Weidegott Hermes und Herkules.

Leicht befriedigt ist Hermes, o Hirten, welcher erfreut ist,
Wenn er zum Opfer erhält Honig aus Eichen und Milch;
Nicht so Herkules; einen Widder oder ein fettes
Lamm begehrt er und stets wählt er ein Opferthier sich.
Antipat. Ep. XVIII. in Jak. griech. Anthol. II. 13.

Die weiblichen (agnae) werden zumeist an den Vinalien, Terminalien (Hor. ep. II. 59. Ovid. Fast. II. 652), Ambarvalien (Tibull. I. 1. 23) und Palilien (Calpurn. II. 63), am Geburtstage der Juno und Minerva (Juven. XII. 3) geschlachtet, auch nach einer durch die ganze Welt gehenden Sitte, wie Zicklein und Kälber, in Cypern sogar Schweine, zum Wahrsagen benutzet (Paus. VI. 2).

Die Lämmchen (agniculi) werden, so lange sie nicht leckend springen (lascire), in einem warmen und dunkeln Verschlage (septum) gehalten; wenn sie aber anfangen, muthwillig zu werden, auf einer mit Flechtwerk umzäunten Tenne eingeschlossen, wo sie

sich in jugendlicher Lust abtoben. Es ist nicht unangemessen, was auch Polyphem thut (Hom. Od. IX. 220), Aeltere und Jüngere, Schwächere und Stärkere zu sondern, damit nicht diese von jenen gedrängt werden (Col. VII. 3).

Manche schlagen im Stalle Pfähle, an die sie mit einem Bande von Bast oder anderem leichten Stoffe die etwa 10 Tage alten Lämmer legen, um sie einander fern zu halten und zu verhindern, daß sie nicht den ganzen Tag unter einander umherlaufen oder sich Schaden thun (Varr. II. 2).

Es ist schädlich, wenn säugende Mütter empfangen, denn die Milch verdickt sich käseartig (Pl. XXVIII. 33). Die Böcke bleiben darum von ihnen gesondert, die Lämmer aber im Stalle (agnile), damit sie unbelästigt fressen können (Hom. Od. IX. 217). Abends nach der Heimkehr werden sie den Müttern ans Euter gelassen (id. IX. 245); diese wie jene blöken einander sehnsuchtsvoll entgegen, am meisten dann, wenn zuvor gemolken wird.

— — — In der Hürde des reich begüterten Mannes
Steh'n in zahlloser Schaar die Schaf' zum Melken und blöken,
Sonder Unterlaß, da der Lämmer Stimme gehört wird.
Hom. Il. IV. 433.

Sobald die Lämmer milchsatt sind, werden sie, um nicht getreten zu werden, für die Dauer der Nacht von den Müttern gesondert und erst am Morgen zum Euter zurückgebracht (Varr. II. 2. Col. VII. 3). Später, wenn sie stärker geworden, reicht man ihnen im Stalle Cytisus, Luzerne, frischgeschnittenes Laub (Theocr. XI. 74), bisweilen Kleie und wenn es die Erntebeschaffenheit gestattet, Gersten- oder Ervenmehl; sind sie noch mehr herangewachsen, werden die Mütter in den Mittagsstunden auf die mit der Villa zusammenhängenden Wiesen oder Brachfelder getrieben und auch die Lämmer aus dem Verschlage gelassen, damit sie sich unter der Aufsicht eines Knaben des Gebieters (Virg. Ecl. II. 30), des Sohnes oder der Tochter des Schäfers selbst auf der Weide ernähren lernen, während dem die Mutterheerde unter den Augen des Hausvaters, eines erwachsenen Mannes oder kräftigen Mädchens (1. Mos. 29. 9) in größerer Entfernung triftet. Bei Euripides (Cycl. 27) sieht man die Lämmer an den Abhängen der Hügel von jungen Satyrn geweidet. Hin und wieder kommen auch besondere Lämmerhirten (Lämmeriche), wie Meliböus (Virg.

Ecl. VII. 15) vor, während die Mutterheerde unter einer Sclavin steht.

Unter den Lämmern kommen Krankheiten, sonderlich Fieber, nicht selten vor. Das Nächste, was in diesem Falle geschehen muß, ist, daß man die Leidenden nicht zu den Müttern läßt, damit sich die Krankheit nicht auf diese übertrage. Man milchet daher die Alten abgesondert, mischt zur Milch gleichviel Regenwasser oder Ziegenmilch und füllt den Trank den Fiebernden ein. Die Maulrose (mentigo), in der Schäfersprache die Knochenrose (ostigo), besteht in ekelhaften Geschwüren um Maul und Lefzen, wie bei dem heil. Feuer. Diese den Milchlämmern der Schafe und Ziegen jedes Mal tödtliche Krankheit wird veranlaßt, wenn sie durch die Unvorsichtigkeit des Hirten thaunasses Gras abfressen. Mittel dagegen sind Ysop und Salz, zu gleichen Theilen zerkleinert und damit Gaum und Zunge eingerieben, worauf man die Blattern mit Essig wäscht und mit flüssigem Pech und Schweinefett bestreicht. Andere finden eine Salbe von einem Theile Grünspan und zwei Theilen Schweinefett und zur Waschung der Blattern und des Gaumens geriebene Cypressenblätter mit Wasser vorzüglicher (Col. VII. 5).

Der Mensch bedarf zu seinem Leben Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Mehl, Honig, Wein, Oel, Kleider und Milch (Sir. XL. 31), besonders Schafmilch. Sie nimmt unter den Nahrungsmitteln eine der wichtigsten Stellen ein. Wegen ihrer Fettigkeit ist sie zwar dem Magen nicht so diensam, wie die der Ziegen, welche mehr von Laub und Sprossen als von Kräutern leben, weniger würzig, als die der Kühe, weniger süß und flüssig (Pl. XI. 96) als die der Kameele und weniger kräftig und dick (Pl. XI. 96) als die der Esel, aber lieblichen Geschmackes und nährkräftig (Pl. XXVIII. 33. Diod. S. I. 87). Sie gehört darum zu den geliebten, angesehenen Nährmitteln, deren sich der Mensch in dem ältesten heroischen und jetzt noch im imperatorischen Alter (Col. VII. 2) zu erfreuen hat; sie macht einen wesentlichen Gegenstand der Haushaltung der vornehmen Bewohner der italischen Städte, die gewöhnliche Speise des Landmannes, des Sclaven, des Hirten (Theocr. XI. 36), und dessen Reichthum aus. Im Hochgefühle seiner Vorzüge und Güter, preiset der Schäfer wie der Rinderhirt (Nemes. II. 36)

Wie an schneeigem Vieh' er so reich, wie an Milch so gesegnet.
Virg. Ecl. II. 20.

Die unblutigen Opfer, welche der Hirt der Pales (Ovid. Fast. IV. 766), dem Pan und Priapus, den Nymphen (Hom. Od. XVII. 24) und allen Feldgöttern darbringt und der Gasttrank, der dem Fremden gereicht wird (1. Mos. 18. 8) besteht in Milch der Schafe. Sie giebt das gewöhnliche Hausmittel ab, welches der Landmann bei Krankheiten anwendet; bei Reißen in den Gedärmen, nach dem Genusse der giftigen Fichtenraupen (Pityokampen), Kanthariden, Salamandern und Buprestеn, bei Atrophie, trinkt er sie; er braucht sie zu Klystieren in Koliken, bei Krämpfen nach Schlangenbissen (Pl. XXVIII. 33) und zum Gurgeln bei Mundgeschwüren (Pl. XXX. 11). Obschon weniger würzreich als Kuhmilch, ist sie die fetteste (Pl. XXVIII. 35), deswegen ungekocht dem Magen weniger zuträglich, und doch die gewöhnliche Speise des starken Landvolkes; sie nährt dasselbe besser als Ziegenmilch (Varr. II. 11). Dem Bewohner der Stadt trägt sie der Bauer zu; damit sie nicht säure, geht er schon in der Morgendämmerung von zu Hause fort und ruft sie hier laut auf den Straßen aus (Varr. II. 11. 4). Der Bürger, der wohl weiß, daß Milch die Knochen, Getreide die Nerven, Wasser das Fleisch ernährt, Wein aber Kraft, Blut und gesunde Farbe giebt (Pl. XXIII. 22), bereitet daraus mancherlei Speisen (lactantia, lacticinia, Apic. IV. 2. VII. 11). Der Hirt und Bauer mischt Wein und Milch zum Festgetränk an den Palilien (Ovid. Fast. IV. 779), welches er, wie seinen lautern Wein aus zweihenkeligen, inwendig mit Pech oder Wachs ausgegossenen, äußerlich mit sinnigen Schnitzwerken oder eingelegten Arbeiten verzierten Trinkgefäßen zu genießen pflegt. Solch' einen Becher in drei mit reichen Handlungen durch gelbtraubigen Epheu abgetheilten Feldern, beschreibt der Ziegenhirt Virgils (Ecl. III. 35) und Theokrits:

Ein tiefes Gefäß mit lieblichem Wachse bezogen,
Doppelgehenkelt und neu, das Holz noch riechend vom Meißel;
Welchem hoch an der Mündung umher sich schlinget der Epheu,
Epheu, fleckig vom Golde der Blum Helichrysos, denn durch sie
Kriecht das Gerank, anlachend mit schönfarbigen Träublein.
Theocr. I 27.

Der Werth eines Trinkbechers steigt durch die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen. Ist er in einer berühmten Gegend,

von einem namhaften Künstler (Virg. Ecl. III. 36. Theocr. I. 27. 57.: V. 104), aus seltenem Holze schön gearbeitet, in einem Wettkampfe als Preis errungen, sind Gelübde für ihn gethan, hat ein geliebtes Mädchen den Rand mit ihren Lippen benetzt, gilt er als theures Gut, das der Vater gern auf den Sohn bringt.

Den Gehalt der Milch erfährt der Landmann durch die Nagelprobe; klebt sie an dem Nagel, ohne abzufließen, ist sie von vorzüglicher Güte (Pl. XXVIII. 33). Dieselbe ist abhängig von den Futterstoffen, der Jahreszeit, dem Alter und der Eigenthümlichkeit der Thiere. Gesundes, starkes und junges Vieh, besonders das gewöhnliche grobe Landvieh, giebt stets bessere Milch, als dasjenige, bei dem diese Voraussetzungen nicht zutreffen (Varr. II. 11). Der Grundsatz erhält dadurch eine neue Bestätigung, daß alte Kühe und alte Schafe zu halten oder zu kaufen, nachtheilig sei (Varr. II. 2). Wird das Vieh mit Gerste, Stroh oder trocknem und derben Futter ernährt, giebt es sehr nahrhafte, bei frischer Weide und im Frühjahre mehr wäßrige Milch als im Herbste (Pl. XXVIII. 33), welche auch purgirt, wie die von Kräutern, welche unserem Körper schon Purganz sind (Varr. II. 11). Alles Grünfutter macht reichliche Milch, besonders aber die nahrhafte Cytisusstaude, der Steinklee (Lotus, Trifolium melilotus off. L.), die Medika (Luzerne) und scharfe Pflanzen, wie Serpyll, Ysop und gutes mit Salz bestreutes Heu (Pl. XVII. 9). Dieselbe Wirkung hat Wollkraut (herba lanaria) nüchtern eingegeben und Milchkraut (lactoris, Pl. XXIV. 104) unter Futterpflanzen. Es ist merkwürdig, daß man alles Futter aus der Milch herausschmeckt (Senec. Quaest. III. 21). Giebt es, wie in der Nähe einer Stadt, Gelegenheit, die Milch leicht und gut abzusetzen, wird der Ziegen- und Schafzüchter die von unsern Landwirthschaftslehrern (Varr. II. 2. 19. Pall. XII. 13. 8. Geop. XVIII. 12 und 19), insbesondere von dem göttlichen Dichter gegebenen Regeln zu beobachten haben:

— Ist Milch dein Wunsch, dann Cytisus häufig und Lotus
Selbst in die Krippen zur Hand gebracht und salziges Feldkraut
Dann — schwellen die Euter.

Virg. G. III. 394.

Die Güte der Milch hängt außerdem von der Behandlung ab. Die, welche einige Zeit stand oder nicht gleich nach der Geburt gemolken wurde, ist besser als andere. Die dicke, schwam-

mige Milch, welche gleich nach dem Wurfe gemolken wird (colostra) rechnet der Römer zu den Leckerbissen (Pl. XXVIII. 33); den Namen braucht er, um Zärtlichkeit, Liebe und Wohlwollen auszudrücken (meum mel, meum cor, mea colostra, Plaut. Poen. I. 2. 177). Treulose Hirten, statt sie dem Gebieter zu übergeben, eignen sich dieselbe (Bies in Deutschland genannt) zum Selbstgenuß oder Verkaufe an, es giebt aber auch Heerdenbesitzer, welche die Hirten nur vorschützen, wenn sie bei dem ländlichen Mahle diese Delicatesse nicht auffetzen lassen wollen. So gewinnt das Epigramm Verständniß:

Heimlich entwandte der Hirt, als noch nicht standen die Böcklein
Was von entlammter Gais wir sonst geben als Bies.
Mart. XIII. 35.

Das feine weiße Vieh eignet sich zum Melken nur ausnahmsweise (Virg. Ecl. II. 22. Calpurn. II. 70); manche wollen aber auch das Landvieh nicht also nutzen, um höhern Wollertrag und bessere Lämmer zu erzielen. Wir erkennen diese Ansicht da als richtig an, wo der Zweck der Schafhaltung in Wollerzeugung und Lammverkauf gesetzt wird (Col. praef. VI.), das Euter läßt sich aber benutzen, wo Milch und Käsung Etwas abwirft, sofern nicht Lämmer der ihnen gebührenden Milch, in der Weise des Cyklopen (Hom. Od. IX. 244), beraubt werden. So lange dieselben säugen, muß das Melken überall unterbleiben, sonst magern die Mütter ab, setzen auch wenig Wolle und die Lämmer verkommen (Varr. II. 2). Treulose Hirten, insbesondere Miethlinge, leeren aber auch in dieser Zeit gar oft die Euter heimlich und essen, verkaufen oder verschenken die Milch (Virg. Ecl. III. 5), ungeachtet der strengen Verbote der Gebieter. Gute Hirten erkennen in dieser freilich bis ins höchste Alterthum zurückgehenden Milchbeuterei (Ezech. 34. 3. Hom. Od. XVII. 246) ein Vergehen schon schwererer Art, welches sie den Knechten im Gezänke wohl vorwerfen (Theocr. IV. 3). Der Miethling, Korydon, mußte sich über sein Vieh sagen lassen,

Ach, armselige Dinger, wie übel bestellt mit dem Hirten!

Die spätere Gesetzgebung versuchte dem Einhalt zu thun; der Kaiser Justinian (Imp. I. 2) untersagte Nichteigenthümern die Nutzung der Milch, Wolle und der Lämmer und bedrohte

alles heimliche Melken der Hirten mit Stockschlägen und Verlust des Lohnes.

Die Lämmer müssen vier Monate das Euter (ruma) benutzen, ehe sie (agni subrumi) abgesetzt werden (depellere, Varr II. 2. Virg. G. II. 187. Ecl. III. 82. VII. 15). Gewöhnlich geschieht dies um die Zeit des ländlichen Frühlingsfestes oder gegen Ende des April, beim Aufgange der Plejaden,

Wenn der äußerste Frost sich verzog, schon heiter der Lenz ist.
Virg. G. I. 340.

Sie werden nun allein gestallet und geweidet (Virg. Aen. IX. 565. Quint. Smyrn. VIII. 371), oft mit Ziegenlämmern zusammen, in einiger Entfernung von den Müttern, so daß sie dieselben sehen und hören können und sich nicht in Sehnsucht nach ihnen abblöken und verkümmern (Phaedr. III. 15. 1. 3). Große Märsche sind den Lämmern so schädlich, wie Hitze und Kälte. Am leichtesten ist die Entwöhnung, wenn sie im Stalle schon gutes Futter erhielten; unter die Altheerde sie einzumischen, ist nicht gut, es darf wenigstens erst geschehen, wenn sie die Mütter und Euter vergessen haben (Varr. II. 2). Ueberall aber ist es besser, eine Lämmerheerde, wäre sie auch mit Zicklein gemischt (Virg. Ecl. VII. 15) zu machen, welche besonders auf Angern geweidet wird;

Wenn das Plejadengestirn emporsteigt und auf den Anger
Weidet das zärtliche Lamm, wenn schon der Lenz sich gewendet.
Theocr. XIII. 25.

Die besten Lämmer behält der Eigener zur Zucht; die Schäfer erkennen solche daran, daß sie im Winter den Reif an sich behalten, den Schwächlinge abschütteln. Die breitschwänzigen halten die Kälte auch besser aus als die langgeschwänzten und krausen (Aristot. VIII. 10). Auf entlegenen Meiereien behält man sämmtliche Lämmer zur Zucht und Weide, der Stadt aber näher führt der Besitzer selbst einen Theil zu Markte oder verkauft sie zu Opfern oder an die Metzger, ehe sie auf die Weide gehen (Col. VII. 3) vom Euter ab (Catull. XX. 12) oder wenn sie schon abgesetzt, geweidet und ans Gehen gewöhnt sind (Virg. E. II. 21. I. 53. Phaedr. III. 15. 13). Hat Pan, der Schutzgott der Heerden und Ställe, die Empfängniß gesegnet und Krankheiten gewehrt (Catull. XX. 13), wird durch Lämmerververkauf, selbst an die Metzger, die Gutsrente ansehnlich gesteigert,

denn Lammfleisch ist keine zu verachtende Kost und namentlich sind die Köpfe, wie auch der Kälber und Ziegen, sonderlich die Gehirne eine leicht verdauliche, Kranken zu empfehlende Speise (Cels. II. 22). Nur müssen die Lämmchen fett sein, wie Isaak's Schlachtböckchen (1. Mos. 27. 9); mageres Lammfleisch ist eine schlechte, wohlfeile Kost und wird darum von Horaz (1. Ep. XV. 35) mit Kaldaunen zusammengestellt. Jenes läßt sich, wie das der jungen Zickelchen (Jud. VI. 19. 1. Sam. 16. 20. 1. Mos. 27. 17) in mannichfaltiger Zubereitung für den Tisch des Feinzünglers verwenden (Apic. VIII. 6); der Hirt genießt es gern (Theocr. V. 140) und macht manchen Müttern den Schmerz, ihnen das Kind wegzunehmen.

— — — Hirten treiben hinweg von den wolligen Schafen
Lämmer, daß sie sie schlachten und sich zum Mahle bereiten;
Aber es trippeln die Mütter mit unabläſſigem Blöken
Rings um die Ställe herum, wo sie nicht mehr finden die Kinder.
Quint. Smyrn. V. 493.

Zum Fleischansatz hilft das Hammeln viel; nie darf jedoch ein Schaf- oder Ziegenböckchen zum Hammel (vervex) gemacht werden, wenn es noch nicht fünf Monate alt ist (Pl. VIII. 75. Varr. II. 2). Die angemessenste Zeit dazu ist in kalten Gegenden von den Iden des März bis zu den Iden des April, in wärmeren schon von den Iden des Februar (Col. XI. 2), nirgends früher, als bis der rauhe Winter gemildert, die Sommerhitze aber noch nicht eingetreten ist (Varr. II. 2). Die besten Tage sind die des abnehmenden Mondes. Lämmer, die sich durch Gestalt oder Wolle auszeichnen, oder von einer gewöhnlich Zwillinge werfenden Mutter stammen (Col. III. 10. Varr. II. 2) verbleiben zur Zucht, denn Zwillinge beiderlei Geschlechtes vererben die ihnen aufgeerbte Fruchtbarkeit auf ihre Nachkommen. Das bei der Kastrirung abgehende Blut fängt der Hirt wegen der ihm eigenthümlichen Heilkraft auf; es dient wider den üblen Geruch unter den Achseln, wenn die Haare ausgerissen sind und hält den Bartpflaum zurück. Deswegen brauchen es auch die Sklavenhändler, um den jungen Leuten, die sie zum Verkauf ausstellen, ein jugendliches Ansehen zu geben und deren Milchbart zurückzuhalten (Pl. XXX. 13).

Das Schaf ist nach dem Bau seiner, obwohl nur durch die untere Kinnlade verbreiteten, wie bei allen Wiederkäuern geschlos-

senen (continui) Zähne (Pl. XI. 61) eben so, vielleicht noch mehr als das Rind, zum Weidegange bestimmt. Diese Ernährungsweise ist thatsächlich (Dionys. H. I. 79) in reichgesegneten Ländern, wie Italien und Sicilien, die älteste, wohlfeilste, natürlichste und am leichtesten ausführbare. Dadurch ist zwar die Natur des an sich schon weichen Schafes, weil es den Kopf beständig dem Erdboden nähern und die denselben umgebende schwere Luft einathmen muß, verderbt (Senec. Quaest. IV. 24), sie entspricht aber den Verhältnissen Italiens, dessen kurze und milde Winter nicht nöthigen, die Heerden, wie in Germanien, Thracien und scythischen Ländern, beständig in bergenden Ställen zu verstecken. Hier findet sich vieles ungepflügte Weideland für Schafe und Ziegen und noch viel größere und bewundernswerthe Strecken für Pferde und Rinder. Reichliches Sumpf- und Wiesengras, durch Thau und Rieselgräben gewässertes, den ganzen Sommer hindurch abzuweidendes Heidegras erhält die Heerden, wie zahlreich sie auch sind, in fortwährend gutem Stande. Die Luft des Landes ist in den verschiedenen Jahreszeiten herrlich und so mild, daß die Erzeugung der Thiere durch übermäßige Kälte und Hitze so wenig leidet, wie das Wachsthum der Früchte (Dion. H. I. 37). — Asien soll alle Länder der Erde durch die Größe seiner Weideflächen übertreffen (Cic. Manil. 6); die Triften Lybiens nennt die Pythia „die Gefilde der Heerden" (Herod. IV. 157); sie sind auch votrefflich und den Hirten wohlbekannt (Hom. Od. IV. 85).

Oftmals Tag und Nacht und ganz in der Folge den Monat
Weidet die Heerd', und durchstreift Einöden und herbergt
Nie; so endlos streckt das Gefild' sich! Alles im Zuge
Führet der afrische Hirt, sein Teppichdach und den Hauslar.
Virg. G. III. 341.

In diesem, nach dem Worte der Pythia, „reizenden Lande" (Herod. IV. 160) halten sich Schafe und Ziegen, wie in Arabien, auf unermeßlichen Flächen ausgezeichnet (Diod. S. II. 54); keine Grenze und kein Eigner gebietet, die Heerde zu drängen;

Frei in der Eb'ne gehet der Hirt, dem ohne Begrenzung
Unverbotene Thale das Vieh durchdringet; gesammt folgt
Alles nach Vätergebrauch dem pönischen Wächter des Hornvieh's,
Dard' und cydonischer Beller und Dach und funkelndes Feuer
Aus dem Geäder des Steins, und der Milchkuh Luft, die Syringe.
Sil. II. 441.

Der zahlreiche Stamm der Nasamonen läßt seine Heerden sogar ohne Wächter am Meere und geht in die Gegend von Augila zur Herbstlese der dortselbst in großer Menge wachsenden Datteln und anderer Früchte (Herod. IV. 172). Man berichtet, daß die vom Nil überschwemmten, unangebaut zur Weide liegen bleibenden Felder Aegyptens Ueberfluß an Futter und noch den Vortheil gewähren, daß die Schafe zwar nicht dreimal wie in Lybien (Hom. Od. IV. 86), aber doch zweimal werfen und zweimal Schuren geben (Diod. S. I. 36: 87), — daß Arabien, das an allerlei Zahmvieh so reiche Land (Diod. S. III. 46), dessen Schaf- und Ziegenheerden den nomadischen Völkerschaften in Milch und Fleisch vollen Lebensunterhalt gewähren (Diod. S. II. 50), daß selbst, wie auf der Insel Hespera im Tritonischen See (Diod. S. III. 53) das Bedürfniß des Brodes entrückt wird, und daß es durch seine vielen aromatischen Pflanzen mit Wohlgerüchen so überfüllt sei, daß die an der fernen Küste Vorbeischiffenden die Düfte wahrnehmen und die Ambrosia der Fabeldichter einzuathmen vermeinen (Diod. S. III. 46), — doch keins dieser Länder,

Auch nicht der Meder gehölzreich wallendes Fruchtland,
Ganges, der herrliche, nicht, noch der goldgetrübete Hermus,
Buhlen stolz um Italias Ruhm; nicht Baktra noch Inder
Und Panchaia ganz mit des Weihrauchs fetten Gefilden.
Hier ist ewiger Lenz und in fremden Monden der Sommer;
Zweimal tragendes Vieh, zweimal auch ergiebig der Obstbaum;
Aber zerreißende Tiger sind fern und grausamer Löwen
Zeugungen; kein Akonitum betrog unglückliche Sammler,
Nicht unermeßliche Kreise bewegt durch den Staub noch versammlet
Sich so mächtigen Zuges die schuppige Schlang' im Geringel.
Virg. G. II. 135—139. 149—154.

Hier, in Ebenen, in Wäldern, Gebirgen und an den Meeresküsten, giebt es unermeßliche, sich in den roseischen Gefilden schon über Nacht verjüngende, gesunde, köstliche Weideflächen (pascua) für Rinder (Hor. Od. I. 31. 6), Schafe (Hor. Od. II. 6. 10) und Schweine, die unter der Gunst unseres Himmels großen Theiles das ganze Jahr zu benutzen sind. Wo etwa ein Strich nicht gute Sommer- und Winterweide zugleich bietet (Varr. II. 1), ziehen die Heerden im Winter nach denen, deren mildes Klima und freudiger Graswuchs die kalten Monate überdauern läßt, besonders nach Küstenebenen; dagegen im hohen Sommer, wenn der Sirius aufgeht (Hor. ep. I. 27. Ep. II. 2.

177), nach schattigen, kühlen Gegenden. So wandern sie im Sommer aus den unter der Sterne Gluthendampf lechzenden (Hor. ep. II. 3) Ebenen Apuliens und der bösen Luft des Busens des zur Vieh- und Baumzucht sonst wohlgeeigneten Tarent's (εὔβοτος, εὔδενδρος), dessen Tausende von Sclaven auf den Triften schon kurz nach dem Bacchanalprocesse erwähnt werden, weil hier im Sommer das Vieh Tod und Verderben finden würde, tief in das Samnitische, wo, wie in Lucanien, der Viehstand geringer, die Luft kühler und gesunder ist. Meine Heerden überwintern in Apulien und haben ihre Sommerweide auf den reatinischen Gebirgen (Varr. II. 1). In diesen Landstrichen, in dem skantischen Walde in Kampanien, in den Sila in Bruttium, in den bis an das tyrrhenische Meer und den tarentinischen Busen fast bis ans Meer reichenden Bergen, Waldungen und Waldrücken finden sich große Strecken jener wichtigen (Cic. leg. agr. II. 1), der Staatsdomäne (ager publicus) gehörigen, an die Publikanen (scriptuarii) verpachteten Triften (publica pascua), auf denen jeder Viehhalter (pecuarius) gegen ein Weidegeld (scriptura) seine Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde und Maulesel, nach vorgängiger Angabe der Stückzahl, die in ein schriftliches Verzeichniß aufgenommen wird (Cic. pr. leg. Manil. 6), weiden lassen kann. In den älteren Zeiten wurde es mit der Angabe weniger genau genommen und Viele ernährten hier ihr Vieh ganz ohne Triftgeld, bis die Aedilen, durch einen Volksbeschluß ermächtigt, die Viehhalter, welche ihre Stücke falsch oder gar nicht angaben, mit einer Strafe (multa) belegten (Ovid. Fast. VI. 283). Ganz besonders streng wird verfahren, seitdem diese Triften verpachtet worden sind; zu meiner Zeit würde der, welcher nicht aufgeschriebenes Vieh hier weiden lassen wollte, nicht bloß gegen die censorischen Gesetze stark verstoßen (Varr. II. 2), sondern auch die Zahl der desfalls Bestraften vermehren (Liv. X. 23. 47. XXXIII. 42. XXXIV. 53. XXXV. 10. Ovid. Fast. V. 290).

Das Vieh findet auf diesen Grasflächen Jahr aus Jahr ein volle Nahrung und der Staat hat durch öffentliche Triftwege (calles publicae) gesorgt, daß sie ohne Unbequemlichkeit und Schaden bezogen werden können. Außerdem fördern noch die Privatweiden der den Landgütern nahe liegenden Felder, Wälder, Wiesen ꝛc. die Viehzucht. Sollte der eigenen Villa die auslängliche Trift fehlen, so giebt es Andere, die entweder gar kei-

nen Viehstand haben, fremdes Vieh aber ins Weidefutter und in den Stall nehmen (Varr. I. 21), sei es gegen Bezahlung, sei es in der Weise des Vertrages, den Polychares mit dem Spartaner Euäpheus schloß (Paus. IV. 4), gegen Antheilsnutzung vom Vieh. Wie bedenklich dieß unter der Treulosigkeit fremder Hirten sein kann, so wird doch dem Futtermangel vorgebeugt. Kurz, Weide giebt es überall und das Klima gestattet, die Schafe fast fortwährend im Freien zu unterhalten. Nur wenn der gewöhnlich heitre Himmel sich in Wetter- oder Regenwolken verhüllt oder Schnee herabwirft, beziehen die Heerden die Stallungen, überwintern aber in milden Gegenden im Freien und treiben nach verdunstetem Nachreife an die Meeresküste, ins Feld, wo stets Etwas grünt, oder bis in den Januar, und wo es kälter, bis in die Kalenden des April (Col. XI. 2), damit dem Heuertrage nicht Eintrag gethan werde (Col. II. 2), auf Wiesen.

Man unterscheidet gewöhnlich zwei Weidezeiten: Sommer- und Winterweide (pastio aestiva, p. hiberna). Andere machen eine dreifache Abtheilung:

1. Frühlingsweide (p. verna), vom 7. Febr. bis zur Sommerwende.

2. Sommerweide, welche gegen den Frühaufgang der Plejaden (Theocr. XIII. 25., um den 22. April bis 10. Mai), die den beständigen Frühling und die heitre Jahreszeit ankündigen (Grat. Cyneg. 58), anfängt und mit der Herbstgleiche endigt.

3. Herbst- oder Winterweide, von der Herbstgleiche oder vom Untergange der Plejaden (vom 20. October bis gegen den 8. oder 10. November), mit dem die stürmische Jahreszeit eintritt.

Ob man diese oder jene Eintheilung beliebt, — der Kalendertag hat mehr Bedeutung für Triftpächter oder Verpächter, als für Hirten und Villenbesitzer, die auf eigenen, ums Gut gelegenen Feld- oder in lukanischen zu kalabrischen hinzugekauften Waldweiden (Hor. Ep. II. 2. 177) ihr Vieh ernähren. Sie sind nicht an den Monatstag gebunden und haben nicht Ursache, eines guten Gehegeplatzes und gesunden und reichen Weiderevieres wegen zu eilen oder besorgt zu sein, es möchte ein Anderer das in ihrem Bezirke wachsende Gras unbefugt abhüten. Ein solcher Mann richtet sich nach dem Wetter und zieht aus

Im erneueten Lenz, wann schon ihr Getriller die Vöglein
Angestimmt und Nester die kehrende Schwalbe sich ankleibt;

Wann nun keimt vom lenzlichen Grase die Wiese und Waldflur,
Wann erblühen die Wälder und jüngt das grünende Jahr sich,
Venus nun und die Gluth der hitzigen Brünstigkeit funkelt,
Und muthwilliges Vieh empfängt den springenden Gaisbock.

Calpurn. Ecl. V. 16.

Jetzt ist die beste Zeit; Himmel, Erde, Luft und Meer ist dann von dem Rufe der lauen und befruchtenden Zephyre geöffnet (Virg. G. III. 322); den Hirten leidet es nicht mehr daheim; der Bauer auch will nicht mehr im Stalle halten;

Nicht mehr freut sich die Heerde des Stall's noch des Heerd's der Pflüger
Und Silberreif umgraut nicht mehr die Anger.

Hor. Od. I. 4. 3.

Zuvor giebt's aber Geschäfte für Meier und Hirten. Das Vieh ist genau zu zählen und dem Schäfer einzeln zu übergeben, das Herren- und Knechtvieh (peculium) zu sondern, und wie Rinder und Ziegen, insonderheit die Lämmer, mit Theer, Erdharz (Calpurn. V. 83) oder andern klebenden Stoffen mit Eigennamen an der Schulter zu zeichnen. Dieß ist überall Brauch und geschieht selbst auf der Insel Kyrnos, wo doch das Vieh, ohne daß es besonders gehütet wird (Diod. S. V. 14), so sicher geht, und nöthig, um absichtlichen oder zufälligen Verwechselungen und Streitigkeiten vorzubeugen. Schon im Januar, vor den Kalenden des Febr. (Col. XI. 2. 18), bis äußerstens im April beginnt die Zeichnung (Col. VII. 9. Pall. II. 16); bald nachher, wird wenigstens in milden Gegenden, der Schur wegen, das Tarentiner Vieh mit Oel der Wurzeln des Wollkrautes (lanaria) oder Struthium (Cels. V. 22.: VI. 5. Pl. XIX. 2.: XXVI. 12) gesalbt (Col. XI. 2. 35) und alle Weidegeräthschaft in volle Bereitschaft gesetzt.

Bevor der Hirt an den Palilien sich oder sein Vieh nicht entsühnet, der Pales das gelobete Lamm nicht dargebracht (Calpurn. II. 63), den Faunus, den Genius der Gegend und den Hauslar nicht unter Salzdinkel-Spende angerufen, ist das Austreiben nicht gerathen (Calpurn. V. 27).

Hirt, entführ' die gesättigten Schaf' aufgrauenden Tages;
Naß spreng' über sie hin, Reißig kehre die Erd'.
Laubig Gesproß und Geäst' sei geheftet zur Zierde dem Schafstall
Und der gedehnete Kranz deck' die geschmückte Thür.

Bläulich Gedämpf wall' auf, entquollen lebendigem Schwefel,
Und vom schwefligem Qualm blöke berühret das Schaf.
Brenn' Oliven, die männlichen, Kien, sabinisches Kräutrich
Und inmitten des Herd' knistre der Lorbeer in Gluth;
Und das Körbchen mit Hirs' nachfolge dem Kuchen von Hirse,
Sehr der ländlichen Kost freut sich die Göttin des Dorf's.
Füg' ihr Kübel und Speis' und ist zerleget die Speise,
Fleh' bei laulicher Milch, Pales, die wohnet im Wald;
Sprich: gedenke der Heerd' ingleichen der Meister der Heerden,
Meinen Ställen entweich' Schaden, gewendet von dir.
Trieb auf heiliges Land, saß unter heiligem Baum ich,
Oder entnaschte das Schaf Gras, wo Leichen verbrannt,
Trat ich ein im verbotenen Hain und scheuchten die Nymphen
Meine Blicke zur Flucht, oder den Gott, der halb Bock;
Hab' mit der Hipp' ich beraubt des schattenden Zweiges den Gotthain
Und deß' Blätter im Korb krankem Schaf' ich gereicht, —
Ach, vergieb mir die Schuld! — Nicht bring' bei Hagel es Schaden,
Daß sich gelagert das Vieh, ländlichem Heiligthum nah;
Nicht, daß es trübte den See, sei schädlich! Verzeihet ihr Nymphen,
Daß der gebadete Fuß dunkel die Welle gemacht.
Du, Göttin, versühn' für uns die Quellen und Quellen —
Mächt', sühn' Götter zerstreut, wo ein Hain auch ergrünt.
Nicht ihr Dryaden erscheint und nicht ihr Lippen Diana's,
Nicht auch Faunus, wann drängt er im Mittag das Feld.
Seuchen scheuche du weit; laß Menschen und Heerden gesund sein
Und der wachsamen Hund' muntere Schaar sei gesund.
Gleich voll sei mir die Heerd' am Abend so wie am Morgen;
Nicht bethräne mein Aug' Felle entrissen dem Wolf.
Schmählicher Hunger sei fern! Gieb Füll' an Sprossen und Weidgras
Und an Wasser zum Trank und den Gliedern zum Bad.
Voll sei das Euter beim Melken! Es fülle die Schüssel der Käs' mir
Und die flüssige Molk' träufle durch's dünne Gehord.
Sprungsam sei auch der Bock; es gebe die Gattin den Samen
Wieder und in dem Stall' sprossen der Lämmer mir viel.
Wolle treibe hervor, die nimmer ein Mädchen verletzet,
Weich im Griff und der Hand paßlich, sei sie auch zart.
Ja es gescheh', was ich fleh! Wir wollen über das Jahr dann
Hirtenwalterin, dir machen den Kuchen recht groß.
Also sühne die Göttin; gewendet gen Morgen die Blicke,
Sprich dreimal das Gebet; wasch' die Hand dann mit Thau.

Ovid. Fast. IV. 735.

Es ist auch gut den Schafen jetzt ein Gesundheitspulver aus Asche der Viper, die mit Salz in einem Topfe verbrannt worden ist (Pl. XXX. 38), einzugeben.

Hat man ein krankes Schaf, welches schon im Stalle nicht

gut fressen wollte, unterbinde man ihm den Schwanz*) und reiße die Wolle aus; der Schwanz stirbt zwar unterhalb des Bandes ab, das kranke Thier aber frißt gleich (Pl. XXIX. 10).

Ist dieß alles besorgt, bezieht der Schäfer die Weide; sie steht, wie die Heerde, unter dem Schutze des Priapus (Paus. IX. 31), der Segen und Gedeihen giebt und Verehrungen fordert. Auf der Weide beachte der Hirt folgende Regeln.

1. Wegen der anfänglichen, um die Zeit der Blättertriebe häufigen Stürme (Quint. Smyrn X. 67) und unbeständigen Witterung,

— Nicht zu weit von der Kripp' entfernte Kräuter
Suche du auf, oder die Triften zu sehr entlegener Waldung,
Weil noch unstät Zeus die Frühlingstage vollendet!

Calpurn. Ecl. V. 43.

2. Die Heerde muß vollständig ernährt werden, denn wenig gut genährtes Vieh bringt mehr ein als vieles, welches Mangel leidet (Col. VII. 3). Reicht die Weide zur vollen Sättigung nicht aus, muß an der Krippe nachgefüttert werden. Mangel erzeugt Räude (Col. VII. 5).

3. Die Weide muß möglichst trocken liegen, denn alle Kräuter von trocknem Lande sind gleich denen aus kalten und nördlichen Gegenden kräftiger (Pl. XXIX. 119). Sumpfweiden sind der Gesundheit und dem Geschmacke des Fleisches (Aristot. h. a. VIII. 10) nachtheilig. Am liebsten weidet man Mutterschafe und Lämmer in der Nähe des Gutes, auf Brachäcker, abgeerntete Stoppelfelder, deren Aehren, Gräser und um die Tenne vorhandenen Abfälle reichliches Futter geben, oder auf trockne Wiesen (Pall. XII. 13), die zur Erzielung volles Graswuchses von Zeit zu Zeit umgebrochen, angesäet, gemergelt (Pl. XVII. 4), unter Umständen auch wohl abgebrannt werden. Frisch angelegte Wiesen dürfen mehrere Jahre gar nicht, ältere nicht zu lange behütet werden.

4. Zu den für das Triftreich schädlichen Pflanzen gehört das berühmte Kraut Laserpitium, bei den Griechen Silphion genannt, in Folge dessen das Schaf gleich schläfet und die Ziege

*) Ich bezweifle, daß die Römer oder Griechen den Mutterlämmern den Schwanz, wie in deutschen Schäfereien geschieht, abgeschnitten haben. Ich habe wenigstens dafür bis jetzt keinen Beweis gefunden.



nießet (Pl. XIX. 15), der Strauch Rhododaphne (Rhododendron) mit rosenähnlicher Blüthe und strauchartigem Zweige (Pl. XVI. 32), das Blutkraut oder Wegegras (herba sanguinaria s. polygonum), das den Leib krampfhaft auftreibt und einen übelriechenden Speichelfluß verursacht (Pl. XXVII. 91. Col. VII. 5). Stellen, wo sie wachsen, muß der Hirt vermeiden, mehr noch jene Futterkräuter, welche ganze Heerden verderben und die Weide ganz unmöglich machen. Wo sie vorkommen, muß man eine andere Ernährungsweise wählen oder, wie auch da, wo das Wasser zur Tränke nichts taugt (Col. VII. 5), das Vieh in eine andere Gegend bringen. Hier läßt sich erkennen, wie treffend die Bemerkung Cato's ist, der, als er gefragt wurde: Wann ein Landgut den sichersten Gewinn abwerfe, die Antwort ertheilte: Wenn es gute Weide hat. Indessen wolle der Gebieter nicht vergessen, daß auch an den Stellen, wo das Futter sonst gesund und gut zu erwachsen pfleget, manchmal Luftgifte einwirken, unter denen es verderbet.

Dieß entstehende Gift und dieser verpestende Lufthauch
Senkt sich plötzlich herab aufs Wasser, haftet an Saaten,
Oder an anderer Nahrung der Menschen und Futter der Thiere;
Oder er bleibt vielleicht im Luftkreis hangen und wenn wir
Dorther athmend die Luft einzieh'n, die mit ihm vermischt ist,
Saugt nothwendig mit ihr der Körper auch giftige Theil' ein.
Dieß ist der Grund, daß oft auftritt ansteckende Seuche
Unter gehörnetem Vieh und erkranket die langsame Blökheerd'.

Lucret. VI. 1124.

5. Die Weide muß frei sein von Dornen und Gestrüpp, sonst wird die Wolle zerzauset, die Bedeckung zerrissen, das Auge gefährdet und die häufig vorkommende Räude, insbesondere nach der Schur, hervorgerufen (Col. VII. 5).

6. Der Hirt darf das Vieh nie bei starker oder feuchter Hitze, auch nicht bei Kälte treiben. Ist es heiß, suche er schattige, ist es kalt, sonnige Plätze (Col. VII. 5). Er beobachte ferner die Regel: Weidest du im Sommer, laß Vormittags dein Angesicht gegen Westen, Nachmittags gegen Osten (Theocr. V. 103) gerichtet sein, sonst schadest du deiner Heerde eben so sehr, als wenn du sie im Winter und Frühjahr auf bereifte Anger treibest (Pl. XVIII. 76). Weide auch nicht dem Boreas entgegen, denn trifft er dein Vieh auf die Stirne, bekommt es trübe

und triefende Augen; die Sonne um den Aufgang des Hundssternes erzeuget Krankheiten des Gehirnes (Col. VII. 5).

7. So weit möglich, muß Schafvieh gegen kalte Regen geschützt werden (Col. VII. 5).

— — — — Wenn frostiger Regen
Tief zum Leben hinab eindrang, und des schaudernden Winters
Graulicher Reif, ist schändende Räud' der Schafe Verderben.
Virg. G. III. 440.

8. Märsche und Mühseligkeiten magern das Vieh ab (Arist. VIII. 10). Der Schäfer darf es daher zwar nicht allzu langsam, aber in Rücksicht auf seine Schwäche und die ihm mit den Schweinen gemeinsame Langsamkeit (Strab. VIII. S. 659. Calpurn. II. 12), nicht zu schnell treiben, nicht hetzen, nicht auf weiten Wegen angreifen. Er begleite die Heerde, namentlich wenn sie krank ist, in mäßigem Schritte, lasse das Vieh, wie es seine Natur ist, fortwährend fressen (Arist. VIII. 10), und er ziehe fort ohne Uebereilung; mäßige Bewegung ist diensam, starke dagegen schädlich, sonderlich für mattes Vieh (Col. VII. 5).

9. Der Schäfer muß das Schaf, das sanfte Thier, sanft behandeln und mehr als Führer, denn als Gebieter sich erweisen. Wenn er die Heerde zusammenzieht, drohe er mehr mit Zuruf (Theocr. V. 100—103) und Stab; er werfe nicht mit dem Spieße unter sie, gehe nie weit von ihr, lege sich nicht hin und setze sich nicht nieder. Schreitet er nicht voran, so stehe er, denn sie verlangt als Schuldigkeit die hohe Augenwarte ihres Hüters, damit die Langsamen und Trächtigen nicht zurückbleiben, die Schnellern und nicht mehr Trächtigen sich nicht vereinzeln und er selbst weder durch ein Raubthier oder durch einen Dieb getäuscht werde (Col. VII. 3). Fremde Hirten stehlen das Vieh von der Heerde weg; so raubt Menalkas aus Damons umherstreifender Ziegenheerde einen Bock (Virg. Ecl. III. 16); bei Calpurnius wird ein ertappter Dieb an den rückwärts gebogenen Händen, wie der homerische Ziegenhirt Melanthios von Telemachus (Od. XXII. 173), im Schafstalle aufgehängt (Virg. Ecl. III. 73).

Im Frühlinge kehrt Abends das Vieh kälterer Gegenden in die bedeckten Ställe und wird, wie dort, wo der Weidegang den ganzen Winter über statt hat, früh erst ausgetrieben, wenn die höhere Tagessonne den oft starken Thau oder Reif, die Ursache des Maulgrindes der Lämmer, abgetrocknet hat. Ein Erfahrener

(Col. VII. 3) stellt die Regel auf: „Im Winter und in den Morgenstunden des Frühjahres ist die Heerde innerhalb der Gehege zu halten, bis der Tag den Fluren den Eisfrost entzogen hat. Bereiftes oder stark mit Thau befallenes Gras verursacht Leibschmerz und Durchfall.“ Deshalb ist auch die Tränke zu beschränken (Varr. II. 2).

Wenn mit Ausgang des April die Witterung beständig schön geworden, können Tarentiner und Lämmer nahe, freie Triften (pascua), Landschafe aber bebüschte Waldthäler (saltus) und oft mehrere tausend Schritte von den Winterstallungen belegene Waldtriften (Varr. II. 2. Virg. Ecl. VIII. 2. 15: G. III. 322), in deren Kühle sie von jungen Laubsprossen und frischen Bergkräutern gesättigt, gleich Rindern und Ziegen vortrefflich gedeihen (Virg. G. III. 131), beziehen.

— Wenn längere Tag' die durstende Hitze daherbringt
Und nicht häufig die Hitze dem wechselnden Gotte sich ändert,
Jetzo vertraue die Heerde dem Wald; jetzt fernere Kräuter
Suche! Calpurn. Ecl. V. 50.

Um die Zeit, wo die Waldtriften bleibend bezogen werden, hat man in Berglanden einen Anblick, als wenn Colonien auszögen. Die zahlreichen Hirten mit Knechten, Weibern, Kindern und Hunden führen die Geräthschaften zum Kochen, Milchsammeln, Käsen, zur Jagd (Varr. II. 27) die Hürden und Netze aus Stäben, Reißig, Stroh, Farrenkraut, Hanf, Brod und andere Leibes- und Mundvorräthe auf Eseln, schlechten Pferden, sonderlich Stuten, oder auf Ochsenwagen bei sich. Wie die morgenländischen Hirtenvölker ihre Haus- und Familiengötter, die Rahel dem Laban stahl (1. Mos. 31. 34), auf die Wanderungen mitnahmen, so lassen die italischen Meister und Knechte die Bilder der schützenden Laren des Hauses ihrer Herren, welche zugleich die ihrigen sind, der Feld-, Wald- oder der Heerdengötter in ihrer Begleitung sein und stellen sie auf den Stationen unter einem Baume, in der Nähe ihrer Hürden und Hütten auf. So soll es auch in Libyen sein (Sil. II. 444).

— — — Alles im Zuge
Führt der afrische Hirt, sein Teppichdach und den Hauslar,
Rüstung und amykläischen Hund und kretischen Köcher.
Virg. G. III. 336.

Auf den Plätzen, welche sie längere Zeit gastlich zu bewohnen gedenken (hospitia), angelangt, ist es ihnen wie den herumziehenden Arabern (Jes. 13. 20) die vornehmste Sorge, eine wohlgelegene, sichere und unbesetzte Stelle (vacuum, Lucan. IV. 684) zum Altar, für den Lar (Calpurn. V. 25) zur Hürde und Wohnung auszusuchen.

Die Hirtenhütten (casa, Stat. Theb. XII. 268, tugurium s. mapale, Mart. VIII. 55), einfach und ärmlich wie sie sind, erinnern an die Hütten des romulischen Geschlechtes, deren eine noch jetzt (Dion. Hal. I. 79) an der Ecke von Palantium gegen die Rennbahn hin, unter dem Namen „Hütte des Romulus" (casa Romuli), vorhanden, zur Erinnerung an die Zeit der alten Einfachheit, wo die Senatoren im Schafpelz (pelliti patres, Prop. IV. 1. 11) und, wie Seneca (Ep. 90) angiebt, in Hütten von aufgerichteten Gabeln, die das abhängige Dach von Reißig, Rohr oder Stroh trugen und deren von Ruthen geflochtenen Wände mit Lehm überzogen waren, wohnten, sorgfältig erhalten wird. Die bestimmten Wärter müssen diese Hütte sorgfältig bewahren, Alles, was Zeit und Wetter verdirbt, ausbessern, den alten Zustand aber unverändert und ohne Verschönerung lassen. Die Barraken der Berg- und Waldhirten haben gewöhnlich keine innere Wand, ein Dach aus bloßen Sparren, welches mit Stroh, Rohr, Gesträuch, Rasen, Laubsprossen, Moos, Farrenkraut (Theocr. III. 13. XXI. 7) seltener mit Brettern oder Wildhäuten gedeckt ist. Dergleichen sah man auf dem Schilde des Achilles:

Waldtrift bildet' auch ein der hochgefeierte Hinkgott
Voll weißvliessiger Schaf' in der lieblichen Tiefe des Bergthals,
Ställ' auch und zweigumschattete Zelte, dergleichen auch Hürden.
Hom. Il. XVIII. 587.

Die leichten, flüchtigen Hütten werden zwar von den Stürmen oft umgeworfen (Stat. Theb. I. 365), sie bauen sich aber leicht; Jakob auf der Flucht vor den ihm mit Verwandten und Knechten nacheilenden Laban, konnte sie daher auf dem fruchtbaren heerdereichen (Kohel. IV. 1) Gebirge Gilead (1. Mos. 31. 25) und das nomadisirende Volk Kedar in den Ebenen Arabiens aufschlagen (Kohel. I. 5. Ps. 120. 5). Eine solche bewohnt der andesische Ziegenhirt, Meliböus, in den Bergwäldern Mantuas (Virg. Ecl.

I. 68) und mag darin so zufrieden gewesen sein, wie der Oberhirt Korydon, der den schönen Alexis einladet:

> O gefall' es dir nur mit mir des schmutzigen Landes
> Niedriger Hütte Bewohner zu sein und zu spießen den Kronhirsch.
>
> Virg. Ecl. II. 29.

Wo sie zahlreich sich finden, geben sie den Gegenden eine Mannichfaltigkeit des Anblickes (Apoll. Rh. IV. 1248). Hier ruhen die Hirten auf dem dürftigen Lager von Laubsprossen (Virg. E. I. 79), Gras, Moos, Farrenkraut oder gebreiteten Fellen, in der Kühle der Nacht oder des Abends (Calpurn. Ecl. V. ext.), die in Italien, wie im Morgenlande (1. Mos. 31. 40) um so empfindlicher ist, je mehr die Hitze des Tages den Körper in Schweiß versetzt (Cels. II. 1); hier finden sie bergende Zuflucht gegen die oft entsetzlichen Gewitter des Hochsommers und glauben sich um so geschützter, wenn sich darin das Fell eines Seehundes befindet, der, wie man sagt, das einzige Seethier ist, welches der Blitz nicht beschädigt (Pl. II. 56). Sie sind Sammelplätze Bekannter und Unbekannter; gar mancher Wanderer nimmt hier Einkehr (Mich. II. 12); hier verbringen Hirten und Hirtenmädchen zärtliche Stunden (Theocr. III. 13. XI. 44), küssend, schäkernd, tändelnd, die Lust der schadenfrohen Cythere verborgen genießend. Oenone schreibt deren eingedenk an Paris:

> Oft inmitten des Vieh's ausruhten wir unter dem Laubdach,
> Gras mit Blättern gemischt gab uns das bräutliche Bett;
> Auf dem Lager von Stroh und des Heu's anschwellender Fülle
> Wehrt' die niedre Hütt' ab den graulichen Reif.
>
> Ovid. Her. V. 13.

Fehlt die Hütte, birgt sich der Hirt, wie der Cyklop (Theocr. XI. 44) oder David (1. Sam. 24. 4) in einer Felsgrotte (Pl. II. 56), unter Sträuchern und Baumästen oder übernachtet, besonders in unsichern Gegenden oder bei gutem Wetter ohne jedes Obdach unter freiem Himmel, wie das gemeine Volk an dem Feste der Anna Perenna.

> Gruppen hier ohne Dach, nur Wenige schlagen Gezelte;
> Anderer Hütt' ist gedeckt mit dem laubigen Zweige des Baumes;
> Hier steh'n errichtet die Stäbe des Rohr's statt starrender Säulen,
> Und das schirmende Dach giebt das gespannete Kleid.
>
> Ovid. Fast. III. 527.

Die nächste Sorge richtet der Hirt auf die Wahl eines angemessenen Hürdenplatzes. Jede Art der Stallung der Schafe

muß trocken, zur leichtern Reinigung abschüssig, von Schutt gereinigt (cruderatum) und womöglich gegen Mittag (Col. VII. 3), nach Varro (II. 2) besser östlich gewendet sein, denn das Schaf, obwohl ihm die Natur die stärkste Bekleidung unter allen Thieren gab (vestitissimum animal, Lucian. Cyn. 5), verträgt eben so wenig Kälte, wie dumpffeuchte Sommerluft (aestivus vapor); Unrath und Feuchtigkeit erzeugt Klauenseuche und Räude (Virg. G. III. 299. Varr. II. 2). Die Lagerstelle wird mit Flechten und Netzen zur Sicherung des in dem Gehege (cohors, septum, stabulum) übernachtenden Viehes umzogen (Virg. G. III. 537. Aen. IX. 59), auf welche gar häufig, besonders in der Morgen- und Abend-Dämmerung, herumschleichende Wölfe,

— — von brennendem Hunger gepeinigt,
Wenn sie von ferne den Laut herblökender Schafe vernommen,
Rennen. Apoll. Rh. I. 1244.

Gerade so legen auch die morgenländischen Nomadenvölker, die Gebiter und Rubeniter auf Gilead und im Lande Jaeser (4. Mos. XXXII. 1. 16. 24), und die Araber in Babylonien zuerst Hürdenplätze an.

Im Sommer werden alle Triften mit grauendem Morgen bezogen (Varr. II. 2. 10—12. Calpurn. V. 52. Col. VII. 3. 23. Pall. XII. 13. 4. Florent. Geop. XVIII. 2. Apoll. Rh. II. 165), weil der aufliegende und vom Lufthonig versüßte Morgenthau, nach weitverbreiteter Vorstellung, das Product der Morgenröthe (Ps. 110. 4. Sil. XV. 439) oder des Mondes (Virg. G. III. 337) oder der Schweiß der Sterne in heitern Nächten (Pervigil. Vener. 20), eine gesunde und angenehme*) Nahrung für das Vieh ist, die Kühle die Freßlust begünstiget und die milde Sonne dem Hirten angenehm ist (Nemes. I. 8). Die Vortrefflichkeit der afrikanischen Heerden hat ohne Zweifel einen Grund mit in den thauigen Sommernächten des Landes (Pl. II. 62), über deren Zuträglichkeit Alle einverstanden sind (Virg. Ecl. VIII. 15. Nemes. Ecl. I. 7. 8). Drum

*) So sehr auch die Schäfer des kälteren Deutschland das thaufeuchte Gras der Morgen vermeiden, so sehr beachten die Hausfrauen diese Zeit beim Pflücken der Rosen zu Rosenperlen, Rosenbrötchen, Rosensuppen u. dgl. Sie sollen dann wohlduftiger und lieblicher sein.



Früh mit dämmerndem Lichte des Lucifer eil' in die kahlen
Felder hinaus, wenn der Morgen noch jung und graulich der Rasen
Blinkt und lieblich der Heerd' auf zartem Grase der Thau ist.
Virg. G. III. 324.

Hier beten die Hirten zuerst zu den Nymphen, dann zum Pan (Long. III. 38) und andern Feldgöttern. Vielleicht hatte Damon und Alphösiböus auch ein Gebet verrichtet, die sich mit ihren Rindern in einem durchströmten Bergthale des thessalischen Pindus, wo sie in Sommerhürden übernachtet, finden (Virg. Ecl. I. 79), als

Kaum entflohn am Himmel der Nacht kaltathmender Schatten,
Wenn noch lieblich der Heerd' auf zartem Grase der Thau ist.
Virg. Ecl. VIII. 14.

Sollte ein Wetter drohend aufsteigen, darf der Austrieb niemals gewagt werden, weil die Schafe bei Unwetter nicht gehen. Durch Regen, Hagel und Gewitter sind schon ganze Heerden umgekommen (Aristot. IX. 3). Es warten deswegen

— — Ab Schafhirten im Stalle den finstern
Sturm, wenn drohend ein Wetter heraufzieht, hin sich am Himmel
Jagt das Gewölk' und Regen herabgießt, leuchtend die Blitze
Zucken und Jene, wie wohl sie herausziehn möchten zur Weide,
Bleiben zurück im Gehöft', bis der Sturm aufhöret zu toben
Und sich verlaufen die wild vom Gebirg' herströmenden Wasser.
Quint. Smyrn. VIII. 379.

Ist das Vieh am Morgen wieder überzählt, öffnet der Hirt die jeden Abend zu verschließende Thüre aus eschengewundenem Flechtwerk (Calpurn. I. 40) und führt es, nachdem Melken und Säugen besorgt, unter Locken, Lippenschmatzen oder Pfeifen an der Spitze vorangehend (Apollon. Rhod. IV. 675) zur Weide. So der Cyklop:

Aber sobald erschien die rosenfingrige Eos,
Zündete Feuer er an und melkte die Ziegen und Schafe
Nach der Ordnung und legte ans Euter der Mütter die Lämmer,
Und dann trieb der Cyklop mit gellendem Pfeifen die Heerde
Auf Bergweiden. Hom. Od. IX. 308.

Sollte die gewöhnlich gedrängt abziehende Heerde jetzt oder sonst dem auch dem guten evangelischen Hirten bekannten Rufe (Joh. X. 4) nicht folgen wollen, fasse er ein Stück, am besten ein Männchen (Aristot. IX. 3), bei dem Horne, ziehe es ein Stück fort und die Uebrigen werden nachkommen (Pl. VIII. 75).

Unter Flötengetön, Citherspiel (Theocr. ep. 5) und Gesang führen die homerischen Hirten ihre Heerden (Hom. Il. XVIII. 526), wie jetzt noch in Griechenland (Sophocl. Philoct. 215) und Italien. Mit erwachendem Frühlinge klingt's und singt's aus Wald und Flur, Berg und Thal, früh und spät. Die Querflöte (αὐλὸς πλάγιος, πλαγίαυλος), die einfache Flöte (αὐλός, tibia), erstere von Pan, letztere von Pallas erfunden (Bion. III. 7) und die Syrinx, die Erfindung des gekränkten Pan (Long. II. 34),

> Jene Pfeife von Rohr in stets abnehmender Ordnung,
> Wo mit Wachse sich fügt immer ein kleinerer Halm,
>
> Tiboll. II. 5. 31.

ist die stete Gefährtin der einsamen Hirten, ihre Lust, ihr Zeitvertreib. Die Töne der mit Wachs in einander befestigten, an den Bindestellen mit ehernen Bändern gefügten (Long. II. 35) und verschönerten Röhren der Syrinx (Mart. XIV. 61. Long. I. 4), welche sie um ihre Lippen spielen lassen, unterbrochen von Gesang, Schalmeien und Glöckchentönen, klingen mannichfaltig, am Lieblichsten in stillen Morgen- und Abendstunden, aus den reichbesetzten Triftgegenden; das Echo hallt die Klänge wieder (Hor. Od. I. 17. 6. Coluth. 46); Menschen, Thiere, sogar Bienen versammeln sich um die flötenden Hirten (Paus. IX. 30), welche die Instrumente selbst zu verfertigen verstehen. Das Anwachsen von den ersten drei (Theocr. I. 3) auf sieben (Ovid. M. XIII. 784), neun (Theocr. VIII. 18), zehn, elf, zwölf, zwanzig (Virg. E. II. 36. Ovid. M. II. 682) oder auf hundert Röhren, wie die Polyphems bei Ovid, welche Berge und Meereswogen durchschmettert, mag das Geschick in Verbindung der Halme, der Gebrauch, die Anlage und die Liebe zur Musik darthun. Virgil's und Theokrit's Hirten verstehen nicht alle die Kunst, man sieht aber, daß der ein schlechter, von den Göttern wenig begabter Hirt erscheint, werth des Spottes und unwerth der Zuneigung eines Mädchens, der nicht ohne Beihülfe eines Meisters eine Syringe fertigen, ordnen (Mosch. III. 83), bessern, spielen und in den Tönen derselben, wie Daphnis, Lieb' und Leid (Nemes. I. 49), Lust und Schmerz des Herzens, auszudrücken vermag (Theocr. ep. 2). Mühe und Kunst findet in Wettgesängen, welche veranstaltet werden, oft Ruhm und Preis, dankbarer Sinn aber treibt sie bei besonderer Veranlassung, namentlich im Alter (Long. I. 2),

das Instrument dem Pan (Theocr. ep. 2), Faunus (Nemes. I. 14) oder den Nymphen (Long. I. 16) als Weihgeschenk an einer heiligen Fichte, Buche oder Eiche aufzuhängen und Liebe sie an Mädchen zu verschenken (Theocr. V. 134. Long. I. 14). Stirbt ein Hirt, wird sein Lieblingsinstrument zerbrochen (Long. I. 31. Anthol. Pal. VII. 637).

Die einröhrigen Pfeifen, wie jene aus den Halmen (calamus) der Gerste, des Hafers, Rohres, Schierlinges (Virg. Ecl. I. 2. II. 26. III. 27) und die Tibie oder die Flöten aus orchomenischen sog. Flötenrohre (αὐλητικος) im kopäischen See, aus Lotus, Buchsbaum, Eselsknochen und Hollunder, verstehen sie so fertig zu brauchen, daß man in nächtlicher Stille das Saitengetön von Satyrn, Nymphen und Faunen zu hören glaubt. Theokrits Rinderhirt (XX. 28), gewiß auch mancher Andere, ist außer der Syringe auch der Tibie (αὐλος), der Rohrpfeife (δωναξ) und der künstlichen Krummtibie (πλαγυκυλος) mit einem krummen Aufsatze von Horn, die bei der Feier der phrygischen Mutter namentlich gebraucht wird, kundig. In jeder Zeit und Beziehung erheitert und verschönert Musik das Leben der Hirten (Virg. Ecl. I. 1); sie würzet ihr Mahl (Quint. Sm. VI. 175), belebt Wälder und Felder, giebt auch in Ständchen (κωμος) der sehnsüchtigen, begünstigten oder verschmähten Liebe und Liebesklage Ausdruck; sie erleichtert das Leid, lindert den Schmerz, entzückt das Herz (Long. I. 14); sie lockt Reisende in die Hütten und verirrte Weidethiere an die Tränk- oder Hürdenplätze. Der Meisterspieler ist der Gegenstand der Achtung, Ehre (Virg. Ecl. VII. 25), Nacheiferung, aber auch eines sicherlich entschuldbaren Neides (Virg. Ecl. II. 31. 35). Wenn er sich lobt, so preiset er nur seine Kunst (Theocr. XI. 38. Nemes. II. 83. Virg. Ecl. II. 24), die selbst alten Hirten noch das Wohlgefallen der Hirtinnen erwerben kann.

Auch in den Hütten verstummt die Musik nicht; Gesang, Saitenspiel und Pfeifengetön wechselt und so schön, daß Merkur und Pan sich freuen und daß, wenn die Felshöhlen-Wände die gebrochenen Töne der Flöte wiederhallen, die unwissenden Landleute glauben, eine Jungfrau habe hier ihre Wohnung, deren Rufen und Singen Jene beantworten (Lucians Saal 3). Ueber die Musik vernachlässigt Mancher, wie Paris, sogar die Heerde (Coluth. 112).

Nach Manilius bläset der unter den Böckchen geborne Hirt die Syrinx am besten. Die Liebe zur Musik ist Allen angeboren und die Kunst wird durch manche unter ihnen gehende Sage (Nemes. I. 25) von der Syrinxkunst des Pan und Sylvan, der Flötenliebe der Faune, von den Meistern Linus, Arion, Amphion und Orpheus, die durch Töne oder Lieder das Unbewegliche beweglich, das Todte lebendig machten, durch Erzählungen aus Arkadien, das Mährchen von der Syrinx (Long. I. 24), und die Gewalt der Kunst über das Weidevieh, das sie besonders liebe (Sil. II. 445), sie lockfamer (Virg. E. VI. 28. Calpurn. IV. 60) und die Raubthiere sanfter mache (Virg. E. VIII. 2), verherrlicht. Himerius kannte Schäfer, die den Stab selten brauchten, vielmehr, wie Bion mit dem Liede (Mosch. III. 82), nur mit der Syringe weideten, der bei Longus (I. 27) die Rinder so zu folgen gewöhnt sind, daß sie, am Gestade gelockt, aus dem Raubschiffe mit Gebrüll in's Meer springen. Die Sauheerden Griechenlands, sagt Polybius (XII. 2), sind gewöhnt, dem blasenden Hirten nachzugehen und aus den vermischtesten Haufen sich zu sondern. Wer mag's bezweifeln, da wir wissen, daß, wenn Hortensius in seinem großen Garten vor den schmausenden Gästen einen verkleideten Orpheus auftreten ließ, sich eine große Anzahl der darin gehaltenen Hirsche, Eber und anderer Parkthiere, um Futter entgegen zu nehmen, versammelte.

Singend, flötend, pfeifend geht der Hirt der Heerde voran, wenn er sie zur Tränke führt (Hom. Il. XVIII. 527), wenn er Abends in die Hürde einkehrt, wenn er sie Morgens ausführt. Euripides (Rhes. 551) schildert in einem lieblichen Gemälde, die in der Morgendämmerung, wenn die Nachtigall schlägt, unter dem Klange der nächtlichen Syringe erfolgenden Auszüge der Heerden auf die Weiden.

Sobald die Sonne aufgeht, beginnen die Züge auf die Triften; die Heerden werden zuerst eine Strecke fortgetrieben, um ihnen durch stärkere Bewegung stärkere Freßlust zu erregen. Das erste Geschäft der Hirten hier besteht in einem Gebete vor Allem an die Nymphen, dann an Pan (Long. II. 38); das Vieh genießt das thaufeuchte Gras (Nemes. I. 7) bis gegen die, sei es nach dem Verhalten der Thiere, sei es, wie unter den Morgenländern (2. Reg. 20. 10. Jes. 38. 8), nach der Schattenlänge des Körpers (Calpurn. IV. 168), dem Stande der Sonne oder der Richtung

einzelner Pflanzen, namentlich der Lupine (Pl. XVIII. 36), der blaublühenden Sonnenwende (heliotropium, Pl. XVIII. 67. XXII. 29. Varr. I. 46) oder des Sonnenblickes (helioscopium, Diosc. IV. 165. Pl. XXVI. 42) gefundene vierte Tagesstunde. Wenn es um diese Zeit wärmer wird und gegen den längsten Tag (Theocr. XVI. 94)

— — — — helltönend die braungeschwingte Likade,
Sitzend auf laubigem Sproß den Sterblichen Sommergesang nun
Anhebt, der als Kost und Getränk nur duftiger Thau ist,
Und die Länge des Tags von frühem Morgen durchschwirret,
In der gewaltigsten Gluth, wenn Seirios dörret die Glieder,
Hes. Scut. 393.

treibt der Hirt zur Tränke des lauteren Wassers (Pall. XII. 13. 4) eines See's, Flusses (Calpurn. IV. 168), einer Quelle, oder wie Labans Heerden (1. Mos. XXX. 38) und Polyphems Schafe (Eur. Cycl. 47) an Tränkrinnen (ληνοί) aus Eichenholz, Thon oder Blei (Vitruv. VIII. 7), gelegt, um die Tränke zu erleichtern oder das Vieh abzuhalten, damit es nicht einen Feldgöttern geweiheten See oder den Nymphen, den Pflegerinnen der Aecker und Viehweiden, heiligen Born berühre und trübe (Ovid. Fast. IV. 459). Ich nehme mit Vielen die Vorschrift an (Col. VII. 3. Pallad. XII. 13. 4. Propert. IV. 4. 5):

Hat den Durst die vierte der Himmelsstunden entzündet,
Und durchschwirr't Baumreben der Sang schwermüthiger Grillen,
Führe zum Brunnen das Vieh und hinab zum niederen Landsee,
Aus steineichenen Rinnen die laufende Quelle zu trinken.
Virg. G. III. 327.

Um die Tränkstellen, besonders in trockener Jahreszeit und Gegend, versammeln sich Gais-, Rinder- und andere Hirten regelmäßig mit ihren Heerden (Calpurn. II. 5). In Griechenland (Herod. VI. 137) und im Oriente fällt bei diesen Zusammenkünften, besonders auf Grenzen, des Wassers wegen in Brunnen oder Cisternen, oft Zank, Streit und Kampf vor (1. Mos. 13. 7: 21. 25: 26. 15. Diod. S. III. 33), und anders ist's nicht in dem wasserarmen Apulien (Hor. Od. III. 30. 11) und andern ihm ähnlichen Ländern zwischen früher oder später ankommenden, um ihr Vieh besorgten Hirten; oft auch waltet hier Eintracht und Friede und sie kürzen die Zeit mit Wettgesängen (Calpurn. II. 5). Groß ist ihre Scheu vor den

Quellen; sie gelten ihnen als heilige, dem Pan, Priap, Satyr (Lucian. Bacch. 6), insonderheit Nymphen geweihte, mit bezeichnenden Namen (Paus. VI. 22) belegte Stellen, deren göttliche sie bewahrende Obwalterinnen (fontinalia) sie bewohnen, die Sprudel treiben. Gewöhnlich mit Lorbeeren, Ahorn (Propert. IV. 4. 7), Cypressen, Myrthen, rebenumschlungenen Pappeln und Weiden umpflanzet (Theocr. ep. IV.), von Epheu und Weinranken umschattet (Lucian. Bacch. 6), oder sonst wie eingefaßt (Herod. VI. 74. Virg. E. II. 59), stehen in ihrer Nähe Altäre und Tempel; zu Ehren der sie schützenden Gottheiten schüttet man Blumen, Wein (Paus. V. 15), Oel, Kuchen (Aeschyl. Sept. 275), bei außerordentlichen Veranlassungen Geld (Paus. I. 34), kleine Münzen und Opferblut ein, bringt denselben ein Lamm, Böckchen (Hor. Od. III. 13. 4. Propert. II. 15. 14), ein Schaf (Ovid. Fast. III. 300); man hütet sich, das heilige Wasser durch Urin, Haar- (Long. I. 12) oder Händewaschen, Baden, Schwimmen, Ausfangen der Fische (Paus. VII. 22) zu verunreinigen, zu verletzen oder durch Tränkvieh berühren und trüben zu lassen. Schafe von einem Quellborn abzuhalten, ist viel leichter, als Schweine (Virg. Ecl. I. 59), welche die Schwemme lieben; indessen hat jeder Hirt wegen Entweihung desselben durch sein Vieh sich am Palesfeste zu sühnen (Ovid. Fast. IV. 755) oder den Quellnymphen zu dem Zwecke Opfer zu bringen. So geschieht es in der allerfrühesten Zeit:

Ringsum war auch ein Hain von wasserliebenden Pappeln
Ganz in die Runde gepflanzt und herab floß kaltes Gewässer,
Hoch aus dem Felsengeklüft; ein Altar auch stand auf der Höhe,
Wo den Nymphen des Quells die Wandrer pflegten zu opfern.
Hom. Od. XVII. 208.

Hirten sind Lieblinge der Nymphen; Homer und Bion bei Moschus sind

Beide begeisterter Quellen Erkohrene; Jener erquickte
Sich an Pegasus Born und dieser am Trank Arethusa's.
Mosch. III. 77.

Unter Anrufung derselben dürfen sie das Wasser der Quellen trinken (Theocr. VII. 91. Virg. Ecl. III. 85. VII. 21. X. 10. 55) und werden dadurch zum Gesange göttlich begeistert oder in ruhmwürdigen Künsten von ihren Schutzholdinnen gelehret. So der Hirt:

— — — — Mein Lykidas, anderes Vieles
Lehreten Nymphen auch mich auf bergiger Weide der Rinder,
Treffliches, welches vielleicht vor Zeus Thron hin das Gerücht trug.
Theocr. VII. 91.

Hirt, wenn du nach den angegebenen Zeichen die Nähe des Mittags merkest oder diese Gluth unter deinem aus Schlachtfellen oder Binsen gemachten Hirtenhute (galerus) nicht mehr aushalten kannst (Calpurn. I. 7), so treibe, namentlich in den heißen Tagen der Ernte in den Schatten (Pl. XVIII. 76), denn dann ist das Vieh matt und satt, das Weidegras welk und unschmackhaft (Varr. II. 2) und die in sehr vielen Gegenden fast zahllosen, blutdürstigen Insekten*) quälen entsetzlich. Du mußt aus der Sonne dich um so mehr entfernen, als die Empfindlichkeit des Schafes gegen Hitze und Kälte gleich groß ist (Col. VII. 3); du findest Kühlung in schattigen Thälern, in der Nähe von Felsen, in epheuumrankten Grotten (Prop. IV. 4. 5), unter weitästigen Bäumen (Calpurn. I. 10. Varr. II. 2). Die nach so frühem Aufbruch müde Heerde nimmt die Ruhe gern an, bedarf Bach und Schatten (Hor. Od. III. 29. 24) und athmet gelagert mit offenem Munde oder in beschleunigten Zügen die kühlige Luft ein (Virg. Ecl. II. 8).

Drum in der Mittagsglut erspäh' ein schattiges Thal dir,
Wo mit stämmiger Kraft Zeus uralt ragender Eichbaum
Weit die gewaltigen Aest' umherstreckt, oder wo finster
Vom Steineichengehölz ein heiliger Schatten sich senket.
Virg. G. III. 331.

Der Hirt selbst, müde und von der Tageshitze verschmachtet (1. Mos. 31. 40), ruhet, überwacht von dem Meister, wie Tityrus (Virg. E. I. 1), in dem Gewölbe eines nahen, weitspreizenden Ulm-, Eich- oder Buchbaumes (Nemes. III. 3. Mosch. III. 20), auf dem kühlen Moose einer Quelle (Theocr. IX. 9), im Schutze eines überhängenden Felsens, oder auf den Krummstab gelehnt, oder in schläfriger Behaglichkeit in Sylvans Dickicht (Hor. Od.

*) „Höchst belästigend in Italien sind die kleinen, leise schwirrenden Mücken (zampane). Bei einem Nachmittagsschlummer, dem ich mich mit entblößten Augen überließ, ward mir die rechte Hand und der Arm bis zum Ellenbogen von diesen kleinen Teufeln zerstochen; daraus entstanden plötzlich geröthete Anschwellungen und Blasen, deren peinigendes Jücken, zumal wenn Wasser daran kommt, so unerträglich wird, daß man laut aufschreien möchte.“ Stahr, Italien I. 270.

III. 29. 23). „Am heißen Mittag, schreibt Pratinas an Epigonos (Alciphr. III. 12. 304), wählte ich mir eine windliebende Fichte und kühlte unter ihrem Schatten den Brand. Hatte ich mich erquickt und erfrischt, gedachte ich der Musik zu huldigen; ich nahm die Syrinx und eilte mit der Zunge darüber hin, einen stöhnenden Laut mit den Lippen entlockend und es entschallte mir ein süßes hirtliches Lied. Indessen, ich weiß nicht wie, von dem Wohllaut entzückt, strömten mir rings von allen Orten her die Ziegen zu, horchten gierig dem Liede und vergaßen die Hagbäume und das Gesträuch zu nagen. Mitten unter dieser Wonne ahmte ich den Sohn Kalliope's nach. Dieses theile ich dir mit, daß du weißt, daß ich eine gesangliebende Heerde habe." Der theokritische Ziegenhirt scheut sich, die Syringe jetzt zu blasen, um den um diese Zeit auch ruhenden Pan nicht vom Schlafe zuwecken; Andere üben zur Ergötzung der Rinder (Long. I. 26), und Schafe (Ovid. Tr. IV. 1. 12) die Pfeife (Mosch. III. 20) oder Waldgesänge, bald allein, bald mit andern Hirten, bald mit Mädchen (Long. I. 12), denen sie sich, wie der Jüngling Amaryllis (Theocr. III. 11), der Meister Korydon (Virg. Ecl. II.) und der junge Cyklop (Theocr. XI.) durch zärtliche Lieder (Ständchen) zu erkennen geben oder deren Lob sie, wie Tityrus (Virg .E. I. 1. 31),

Im Walde den Pan nachahmender Wohllaut,

feiern.

Ein guter Hirt, wenn er im Mittag, wo glühende Hitze daherweht, in der Dichte des Schattens, die Glieder gedehnt, in der Betäubung der Schläfrigkeit, ausruht (Virg. Cul. 154), trägt seine Heerde auf dem Herzen und hält sie im Auge; nie entfernt er sich weit von derselben, allein läßt er sie nicht leicht. Gilt es, sich im Wettgesange zu messen, eine Hirtin zu grüßen, auf Vogelfang und Jagd zu gehen, oder nach der Hürde zu kehren, überträgt er das Wachthalten inzwischen dem gewilligen Freunde, einem Miethlinge (Virg. Ecl. V. 12. IX. 23) einem Sklavenknaben (Theocr. III. 3); wegen Räubern (Hor. Ep. I. 7. 86) und Raubthieren (Quint. Smyrn. I. 524. XIII. 133) beruhigt, darf er nun nicht fürchten, daß sie durch ein panisches Schrecken aufgescheucht (Long. II. 19), verscheucht oder von selbst veranlaßt werde, nach dem nahen Tempelhain (Virg. Cul. 107), der geweihten Quelle, dem gottgeheiligten Baume aufbrechen oder

von dem Grase des vielleicht unfernen Platzes fressen werde, wo der Leichnam eines Menschen verbrannt wurde (Ovid. Fast. IV. 740). Er selbst lasse sich auch in solcher Ruhestunde nicht beikommen, Früchte im heiligen Obstwalde zu pflücken.

Bei der durstigen Natur des Schafes und dem Einflusse des Saufens auf Wohlbeleibtheit (Arist. VIII. 10) darf die Tränke nicht gering geachtet werden. Dahin wird in der kälteren Jahreszeit das Vieh täglich nur einmal geführt (Varr. II. 2), im Herbste lieber an nördliches, als an südliches Wasser; im Sommer dagegen wird zwei Mal getränkt, das letzte Mal bei oder nach Sonnenuntergang (Nemes. I. 87. Calpurn. V. 60)*), worauf es die durch die Abendkühle wieder erfrischten und lieblich gewordenen Kräuter von Neuem und zur vollen Sättigung grafet,

Bis zu der Sonn' Abschied, wenn die Luft der kühlige Abend
Mäßiget und die Gefilde der Mond schon thauig erfrischet,
Und Alcyone tönet am Strand, in den Hecken der Goldfink.
Virg. G. III. 335.

Je mehr sich die Tagesschatten verlängern, um so mehr muß der Hirt die Heerde zusammenziehen (Calpurn. X. 66. Nemes. II. 67. Virg. Cul. 203); tritt an den sonnig vergoldeten Hochbergen, Hesperus (Hom. Il. XXII. 318),

— — Der himmlische Stern vor,
Deß' Glanz am lieblichsten funkelt, — — —
Wenn er das Licht ausstrahlt in dem dämmernden Dunkel des Abends,
Apoll. Rh. II. 40.

oder steiget die düstre Nacht auf und suchet der Vogel im leichten Genist seine Herberge (Calpurn. V. 63), geht sie, der Hüter voran (Coluth. 109), nach den mit Netzen oder Flechten (Calpurn. I. 38) umzogenen Gehegen (Pl. XVIII. 53) der Bergtriften, auch der Ackerfelder, die Mancher nicht besser, als durch Hordung (cohors, αὔλις) glaubt fruchtbar machen zu können. Er lockt und leitet mit der Syringe, der, auch wenn sie Pan auf des Mänalus heiliger Höhe bläset, alles Vieh willig nachziehet (Sil. XIII. 320). Lust ist's zu sehen (Hor. ep. II. 65), wenn Abend's

— — Hinter dem Tritt des gefildburchweidenden Hüters
Ziehen der Schaf' an Tausend, mit Gras zur Fülle gesättigt,

---

*) Ueber die Tränke im Stalle habe ich keine Vorschrift gefunden und kann daher nicht angeben, ob sich darin Tränkkübel befunden haben, oder ob man an's Wasser trieb.

Nach dem Geheg'; er wandelt voran, auf tönendem Rohre
Hirtengesang anstimmend in Lieblichkeit.

Apoll. Rh. I. 575.

Am Raschesten bewegen sich die heimkehrenden Schafe bei etwas kalter Luft; die Hirten wissen, daß sie

— — Beim Anbruch
Herbstlicher Nacht von der waldigen Trift hineilen zum Stalle.

Quint. Smyrn. XIII. 69.

Jederzeit folgen sie williger und rascher, wenn sie gewöhnt sind, in der Nähe der Ställe Salz in Trögen (canales) oder in Mischung mit Futter zu finden (Pallad. XIII. 13); dasselbe ist ihnen Bedürfniß und dem grünen wie dem trocknen Futter eine Würze, ein Reizmittel zugleich für die Thiere, ohne welches Ekel gegen das Futter entsteht (Col. VII. 3). Salz macht Appetit, es wirkt auf die Milch, verbessert deren Geschmack und wirkt noch, wie auch bei dem Rindvieh, auf die Lieblichkeit des Käses (Pl. XXXI. 41). Aristoteles (VIII. 10) rechnet auf 100 Weideschafe je nach fünf Tagen einen Medimnos Salz und versichert, daß dieß zur Gesundheit und Wohlbeleibtheit beitrage, er will auch, daß es zur Futterkleie gesetzt werde, um größern Durst zu erregen, daß man im Herbste zur Milchvermehrung mit Salz bestreute Kürbisse füttern solle, und glaubt bemerkt zu haben, daß die Euter in der Wurfzeit durch Salzgaben anschwellen.

Unter allen Vierfüßlern sind die Schafe die wehrlosesten und dümmsten. Schaf! ist daher unter Griechen und Römern (Aristoph. nub. 1198. Plaut. Bacch. V. 2. 3) ein Schimpfwort; „Schöps" oder „Hammel" (vervex) dient zur Bezeichnung eines einfältigen Menschen (Plaut. Merc. III. 3. 6. Senec. const. 17. Juven. X. 50). Gedankenlos verlaufen sie sich in Einöden, gehen des Winters aus dem Stalle und bleiben, von Schnee oder Regen überrascht, stehen wo sie stehen, sollten sie auch umkommen (Aristot. IX. 3). Die eintriftende Heerde muß jeden Falles an der verschließbaren Thüre (Calpurn. I. 39) im Beisein des Meisters oder Meiers durch den Hirten (Coluth. 102. Aeschyl. Pers. 985) überzählt werden (Virg. G. IV. 34. Ecl. III. 32. Theocr. VIII. 15), es könnte ja ein Stück verloren, verlaufen, gestohlen, treulos verkauft, im Wettkampfe verspielt (Calpurn. II. 6) oder heimlich geschlachtet sein. Ist Eins auf der Weide verendet, hat der Schäfer jetzt auch das Fell abzuliefern, diejenigen aber, wel-

che abhanden gekommen oder vom Wolfe zerrissen sind, muß er, wie wehe ihm das auch thut (Stat. Theb. III. 51. Ovid. Fast. IV. 766), wie Jakob (1. Mos. 31. 39) und die hebräischen Knechte nach dem Gesetze (2. Mos. 22. 13. Amos 3. 2) vom Spargute ersetzen.

Die Felle der dem Wolfe zur Beute gewordenen Schafe haben wenig Werth, denn außer dem, daß sie zerrissen sind, ziehen die aus denselben verfertigten Kleider Läuse (Motten?) stärker an, als Sterblings- oder Schlachtfelle*) (Aristot. VIII. 10). Solches Fleisch soll auch ungesund sein.

Findet sich bei der Ueberzählung, was jedoch bei einem tüchtigen Schäfer nicht so leicht vorkommen darf (Col. XI. 1), daß sich ein Stück von der Heerde entfernt, verloren oder verlaufen hat, so eilt er es zu suchen und wenn er's funden, „legt er's auf seine Achseln mit Freuden" (Luc. XV. 4. Hesek. 34. 11. 16. Jer. 50. 6); zuletzt wird die Heerde nach ihrem Befinden durchmustert (Col. XI. 1). Auf diese Weise wird dem Verluste und dem Betruge der Schäfer, die auf der Stelle fertig sind, wenn sie ein Schaf verloren, verkauft oder gegessen haben, zu behaupten, der Wolf habe es gefressen (Long. I. 12), vorgebeugt.

Demnächst geht's zum Essen, meist bei Sternenschein.

Hesperos, goldenes Licht, der lieblichen Göttin von Kypros,
Hesperos, heiliger Schmuck der dunkeln Nacht, o du Trauter,
So viel dunkeler als der Mond, wie hell vor den Sternen,
Heil dir, Trauter! Ich geh' zum fröhlichen Schmause der Hirten.
Bion. VIII. 1.

Zuletzt finden noch Tänze, kunstlose, unbeholfene, wie von Hirten sich nicht anders erwarten läßt (Antonin. Liber. 31), statt, die Schafe aber, obschon gegen den Schlaf gleichgültiger als Ziegen, legen sich zur Ruhe und zum Wiederkauen nieder (Arist. IX. 3).

Schafe sind gesellig und unter einander verträglicher als Ziegen; sie lassen sich abrichten und versammeln sich auf den Pfiff der Hirten (Arist. IX. 3), einzeln aber gehorchen sie, wie Cato sagt, dem Führer nicht wohl (Plutarch. Cat. 8) und müssen deßwegen gekoppelt geführt werden (Parthen. Nic. VII. 3). Die

*) Nach den Beobachtungen deutscher Hausfrauen soll Sterblingswolle weniger gut halten als Schurwolle, leichter auch Mottenfraß werden.

Heerden können darum groß sein; über die Größe derselben giebt es jedoch kein in der Natur gegründetes Gesetz und es bleibt Jedem überlassen, sie stärker oder schwächer zu machen. In der Gegend von Pompeji sieht man Schafheerden von sechshundert Stück (Senec. Quaest. VI. 27); Atlas, der König von Mauretanien, ließ ihrer tausend zusammengehen (Ovid. Met. IV. 634); ein Kundiger (Col. VII. 3) gestattet solche Anzahl. Auf Heerden von tausend Stück ist Idas (Calpurn. II. 67) und Polyphemus stolz (Theocr. XI. 34). So groß findet man sie auch in Griechenland (Apoll. Rh. I. 575); der Berghirt, der die weiblichen Lämmer schon eingemischt, rühmt:

Tausend schwärmen mir Lämmer umher auf sikulischen Bergen.
Virg. Ecl. II. 22.

Ein Anderer rühmt:

Tausend weid' ich der blökenden Lämmer unter den Eutern
Und so viel tarentinische Mütter gewähren mir Vließe.
Calpurn. II. 68.

Noch ein Anderer wünschet:

— — — — Daß unzählige Schafe
Tausende dort von der Weid' der grasigen Auen gemästet,
Durch die Gefild' herblökten!
Theocr. XI. 34.

Es versteht sich zwar von selbst, daß die angegebene runde Zahl, wie die tausend Rinder des Kuhhirten Idas (Nemes. II. 35) ein Mehr oder Weniger so gut zuläßt, wie die der hundert Schafe in der Wüste (Luc. XV. 4) oder der dreihundert Weidestiere des Aristäus auf Cea (Virg. G. I. 15), doch halten die Hirten darauf, daß ihre Heerde nicht in geraden, sondern in ungeraden Zahlen aufgehe, welche wegen ihrer Untheilbarkeit unter den Göttern geliebt, als unsterbliche angesehen (Virg. E. VIII. 75) und unter den Menschen als die männlichen und machtvollen geehrt sind (Pl. XXVIII. 5). Die Natur hat dieselben bevorzugt (Pl. II. 48), sie bringen dem Landwirthe Gedeihen (Geop. XVIII. 2). Darum legt die Meierin der Glucke Eier, die in ungerader Zahl aufgehen, unter (Col. VIII. 5) und der Kranke beobachtet sie bei den Schnecken, welche er genießt (Pl. XXX. 15).

Auf hundert Landschafe rechnet Atticus wenigstens einen, auf eben so viel Tarentiner zwei Schäfer (Varr. II. 2). Ich für

meine Person halte schon auf achtzig Weideschafe Einen. Bei großen, aus etlichen Tausenden bestehenden Heerden lassen sich Einige weniger halten, als bei kleinen, von gewöhnlich nur 7—800 Stück (Varr. II. 10).

Die Mendesier in Aegypten halten die Ziegen heilig und erweisen deren Hirten besondere Ehre, namentlich aber Einem, dessen Tod den ganzen mendesischen Kreis in Bewegung versetzt (Herod. II. 46). In Italien ist's anders; hier sind die Ziegenhirten am wenigsten geachtet, vielleicht wegen ihrer Armuth, schlechten Kleidung oder Lästernheit; wegen ihrer Ueppigkeit (Virg. E. III. 6. Long. I. 16. II. 11) und Lotterhaftigkeit müssen sie sich manchen Spott gefallen lassen. Theokrits (VI. 7) Galatea setzt darum den Polyphem, Nisa, den Rinderhirten, Mopsus (Virg. Ecl. VIII. 34) zum dürftigen Ziegenhirten herab. Rinderhirten gelten als männliche (Virg. Ecl. III. 6. Theocr. III. 8), aber als rohe, grobe, ungeschlachtete Kerle. Schäfer stehen am meisten im Ansehen; sie sind vorzüglich im Besitz medicinischer, magischer und anderer Kenntnisse, kundig der Musik und des Gesanges und haben häufig ein kleines Spargut (peculium) in Vieh, das sie entweder vom Vater geerbt, vom Herrn geschenkt, durch Darlehen, die er ihnen, wie Cato seinen Knechten (Plutarch. Cat. 21), um etwas verdienen zu können, gemacht oder, wie Laban dem Jakob, durch Aussetzung eines Heerdeantheiles, durch Abknappen von ihrem Deputate (Ter. Phorm. I. 1. 9. Senec. ep. 80), durch Funde oder sonst auf eine Art sich erworben haben. Der Herr hat auf das Spargut keinen Anspruch, aber er giebt ihnen, wenn bei der Erwerbung nichts Anderes festgesetzt worden ist (Varr. II. 10), die Weide unter seiner Heerde frei (Varr. I. 2). Sparsam, wie sie sind, suchen sie das Eigenthum zu vermehren, verkaufen, wie die Rinderhirten (Virg. Ecl. I. 33) den Nachwuchs in die Stadt (Virg. E. I. 21) und sammlen, bedacht für ihre künftige Lage (Plaut. Asin. III. 1. 37), den Erlös, sich oder den geliebten Hirtinnen die Freiheit zu erkaufen. Es giebt wohlhabende Sklaven (Senec. benef. III. 28) und Hirten, denen Vieh (peculiares, peculatoriae) weislich lieber ist, als Geld (pecunia sine peculio fragilis, Cels. L. 79. de Leg.). Die weniger Rathschäftigen verkaufen es, geben das Geld nutzlos für Mädchen aus, kehren mit leerer Tasche aus der Stadt (Virg. E. I. 33), begehen

wohl noch Diebstähle an anvertrautem Vieh (peculatus), an dem, wie Festus sagt, alle Unterschleife zuerst gemacht worden sind.

Daß die Schäfer ein zahlreiches werthvolles Herrengut unter sich haben, giebt ihnen, den Ziegenhirten mit kleinen Heerden gegenüber, Bedeutung, es erwächst dadurch aber auch dem Eigener die Sorge, für die Waldweiden vorsichtige und kräftige Leute zu wählen, welche in allerlei Waffen und Kenntnissen Bescheid wissen. Auf dem Villenplane können allenfalls Knaben und Mädchen hüten, aber

Dort im Gebirge, wo Stachelgesträuch' und Dornengerank' wächst,
Theocr. III. 57.

passen weder Kinder noch Greise, welche die weiten, rauhen Triftzüge nicht aushalten, nicht wohl laufen, den Wurfspieß nicht geschickt führen, am Tage vor Hitze, des Nachts vor Frost umkommen möchten.

Hirten müssen stark, gewandt, leicht beweglich, gut zu Fuße, voll Muth und Geschick zur Abwehr der Räuber und Raubthiere, namentlich der um die Zeit ihrer Würfe nach Futter umherschleichenden Wölfinnen, voll Kraft sein, die das Brot, die Medicin und den Hausrath nachtragender Packthiere zu belasten, so wie die mit allerlei Lebensmitteln gefüllte Hirtentasche (πηρα, Theocr. I. 54. Long. I. 6) zu tragen im Stande sind. Sie müssen ferner unverdrossen, unverschlafen, jagdkundig, gesund, gegen die Witterung wenig empfindlich und mit leichter Kleidung zufrieden sein (Varr. II. 10). Auf den Märkten sind sie sorgfältig auszuwählen, denn manche Völkerschaften, z. B. die Bastuler und Turduler aus Spanien, eignen sich gar nicht als Hirten; Andere, wie die Gallier, nur für Last- und Zugthiere (Varr. II. 10); wieder Andere, wie die Arkadier, für Schafe und Ziegen (Virg. Ecl. VII. 4). Geübt vom Hause aus in Musik, Kenntniß und Behandlung des Viehes, behalten diese in Folge der römischen Siege in Griechenland und durch Händler zu uns gebracht, wie die aus Acharäa in Attika und Lykope in Aetolien (Theocr. VII. 70), ihre Neigung zum Hirtenleben bei und verpflanzen ihre Sitten; sie sind stark und kräftig, vielleicht etwas zu faul, lümmelig (arcadium germen! Ἀρκαδιον βλαστημα!), einfältig und deswegen weniger zu Meistern als zu Hirten geeignet. Auf den größern Landgütern nämlich sind die Hirten einem Hirtenmeister (magister), dessen erster Gebieter der Meier (villicus) ist,

untergeordnet. Der Meister führt die nächste Aufsicht über die Hirtenknechte, deren Leistung, Hütung und Behandlung des Viehes; er hat sie über die Zeit der Weide, Ruhe und Tränke zu unterrichten (Long. I. 8), zum sorglichen und treuen Dienste anzuhalten (Varr. I. 2), das Vieh im Winter wie im Sommer unter Mitaufsicht zu nehmen, sich mit der Größe des Weiderevieres bekannt zu machen, das Futter einzutheilen (Varr. II. 1), die Triftgänge zu bestimmen, bei der Zählung und Zeichnung zugegen zu sein, die Stücke, die auf die Weide gehen (Auson. epigr. 68) oder zu Hause bleiben, abgeschafft, begatten oder begattet werden sollen, zu bestimmen, kurz Alles zu thun, was der Herr, wäre er gegenwärtig, in seinem Vortheile selbst thun würde. Für diesen höhern Dienst sind Leute von guten Anlagen, die im Lesen und alle dem, was auf dem Lande schön ist (Long. L. 7), von erprobter Treue, Muth, Kenntniß der Localitäten, Erfahrung im Gebrauche der Waffen, Bekanntschaft mit Thierheil-, Schrift- und Kräuterkunde, zumal auf den Bergweiden, erforderlich. Dahin folgt der Meister im Sommer den Knechten, theilt ihnen die festgesetzte Kost zu, läßt sie Abends sämmtlich, bei Tage nur die, welche zu einer Heerde gehören, zusammen essen, nimmt die Milch in Empfang, läßt die Käse bereiten, und hält die stets auslänglichen Geräthschaften, Pfeile, Bogen, Hürden und Netze unter seiner Aufsicht. Für Zahl und Erhaltung des Viehes verantwortlich, muß er die Knechte unter scharfe Controle nehmen, das Buch über den Bestand führen und dasselbe vorlegen, so oft der sich Gebieter oder Meier gut findet, das Vieh zu überzählen (Col. I. 8) oder wie um die Iden bis zu den Kalenden des Junt bräuchlich, über Anwachs und Verlust Rechnung legen lassen (Col. XI. 2. 44). Damit dem Herrn durch Krankheiten der Hirten oder der Schafe nicht so leicht Verlust entstehe, muß er, geschriebener Gesundheitsregeln und Schriftsprache kundig, auch im Stande sein, das Receptbuch in der Hand, krankes Vieh ohne Arzt zu heilen (Varr. II. 1 und 9) und die gewöhnlichen Präservative anzuwenden, wozu namentlich Eingebungen von Salz (Pl. XXIX. 38) gehören.

Schäfern und Hirten verdanken wir die Beobachtung mancher Naturerscheinungen (Plutarch. Camill. 3) und die Entdeckung für Thiere und Menschen schädlicher oder heilsamer Pflanzen, ihrer Standörter und der Kräfte ihrer Stengel, Blätter und Wurzeln. Solche Entdeckungen machten sie bei dem Besteigen unwegsamer

aber kräuterreicher Gebirge, bei dem Aufenthalte in entlegenen Einöden, meist ganz zufällig, manchmal auch durch ihr Weidevieh oder ihre Hunde; die Art und Weise des Gebrauches lehrte, außer eigener Beobachtung, der Aeltere dem Jüngeren. Man findet unter diesen Leuten viele Kenntniß der Kräuter und Heilmittel, wie sie Hermes, der Freund der Hirten und Heerden, dem Helden von Ithaka an die Hand giebt (Hom. Od. X. 280). — Schade nur, daß die, welche sie besitzen, damit heimeln und Andere nicht unterrichten wollen, als ob sie selbst Etwas durch Mittheilung verlören (Pl. XXV. 6). Vieles von dem, was Demokritus, Theophrastus, Juba und Andere über die Kräfte der Pflanzen lehren, ist unzweifelhaft zuerst von Hirten beobachtet, deren Namen uns sogar bekannt geworden sind. So fand Melampus zuerst, vielleicht auf dem kräuterreichen Oeta, die Nießwurz (elleborus s. veratrum); er bemerkte, daß diese Pflanze bei den Ziegen Durchfall verursache, daß die durch deren Genuß entstehende Milch zur Heilung des Wahnsinnes bei Menschen dienlich sei; er erprobte sie bei den Töchtern des Proteus, Königs von Tyrinth, welche von Bacchus rasend gemacht waren. Jeder tüchtige Meister muß diese Pflanze mit ihrem spannhohen, ferulartigen Stengel kennen und wissen, daß die schwarze Art (Melampodium) Pferde, Ochsen und Schweine tödtet, bei dem Menschen Erbrechen verursacht (Paus. X. 36), als Räucherung in den Häusern und unter gewissen feierlichen Gebetformeln als Sprenge angewandt, gegen Bezauberungen der Schweine (Theophr. Pl. IX. 11) und Schafe dienlich ist (Pl. XXV. 21). Leidet ein Schaf, Esel oder Stier am Nasenflusse, so ziehe er ihm einen Zweig derselben durch die Ohren, welchen er am folgenden Tage, aber zu derselben Stunde, wieder herausnimmt; mit Weihrauch, Wachs, Pech oder Pechöl heilt er damit die Räude (Pl. XXV. 22) und kann um so zuversichtlicher auf Erfolg rechnen, wenn er beim Abschneiden einen Kreis mit dem Degen beschrieben, sein Gesicht gegen Morgen gewendet, im Gebete die Götter um Erlaubniß zu seinem Vorhaben angerufen und einen Adler gesehen hat, der sich meistentheils zeigt, wenn Nießwurz geschnitten wird (Pl. XXV. 21). Die Wurzel der von den viehreichen Marsen entdeckten Consiligo (Pl. XXV. 48), durch das Ohr der Schweine und Schafe gezogen, hilft auf der Stelle gegen Lungenkrankheiten (Pl. XXVI. 21), die Milch des wilden Feigenbaumes gegen den Stich giftiger Thiere und den

Biß der Hunde (Pl. XXIII. 64). Dieselbe Wirkung haben die abgekochten Wurzeln des bittern Mandelbaumes (Pl. XXIII. 75) oder der Wallnüsse mit Zipollen, Salz und Honig aufgelegt (Pl. XXIII. 77), die Blätter aber der Chameläa (Seidelbast), besonders wenn sie vor Sonnenaufgang gesammelt sind, gegen Augenkrankheiten des Schaf- und Lastviehes (Pl. XXIV. 82). Bestreicht sich der Hirt mit Oel und Aron, fliehen ihn die Schlangen, führt er im zunehmenden Monde aufgegrabenen Dracunculus bei sich, ist er vor ihnen auf seinem Lager völlig sicher (Pl. XXIV. 93). Nach Seneca (Quaest. II. 22) kennen die Hirten auch mehrere leicht entzündliche Hölzer, als Maulbeerbaum, Lorbeer und Epheu, welche Plinius (XVI. 50) darum die hitzigen nennt, weil sie gerieben, am leichtesten Feuer fangen (Apoll. Rh. I. 1184), wo der seinem Gebrauche nach bekannte Feuerstein nicht angewendet wird.

Wir führen dieß an, um nach Varro zu erweisen, wie nothwendig Kräuterkunde dem Meister ist. Cato (60. 160) verlangte noch die Kenntniß einiger Bann- und Zauberformeln, durch deren Aussprechung er Knechte und Vieh gegen die Einwirkungen böser Geister und dämonischer Menschen zu schützen und die verderblichen Kräfte der Natur unschädlich zu machen vermöge (Pl. XVII. 47). Diese Wissenschaft ist um so nöthiger, als es wohl keinen Menschen giebt, der sich nicht vor Flüchen und Bezauberungen fürchtete (Pl. XXVIII. 4) und fürchten müßte. Er halte darum von der Heerde die Beschreier ab, wie sie nach Isigonus und Nymphodorus in Afrika, auch unter den Triballiern und Illyriern vorkommen, die das Schafvieh loben und dadurch zum Tode bringen oder durch ihren Anblick bezaubern und Alles tödten, was sie zornigen Auges ansehen (Pl. VII. 2), ingleichen Personen, welche einstmals von dem Zahne einer Schlange oder eines Hundes verletzt worden sind, sofern sie sich nicht zuvor gewaschen haben, denn das einmal empfangene Gift ist von solcher Dauer und Wirksamkeit, daß es bei den Schafen Fehlwürfe verursacht (Pl. XXVIII. 6), ferner die Neidischen, deren bloßer Blick Schafen und Lämmern schadet (Virg. Ecl. III. 103) und gleicher Weise die, welche mit Geld in der Hand über trächtiges Vieh wegfahren, denn dieß ist ihm eben so schädlich, wie brütenden Hühnern; wäre es geschehen, muß das Geld abgewaschen und das Vieh, das geheilt werden soll, übersprengt werden (Pl. XXXIII. 25).

Aus der großen Anzahl der Besprechungsformeln bieten wir ihm nur Einige. Bei Verrenkungen spreche er bis Heilung eintritt: In Alio. S. F. Motas Vaeta Daries. Dardaries Astataries Dissunapiter und halte während dem ein 4—5′ langes gespaltenes Rohr mit zwei andern Leuten in der Hand, — oder: Huat Hanat Huat Ista Pista Sista, Domiaabo Damnaustra, oder: Huat Haut Haut Ista Sis Tar Sis Ardannabon Dunnaustra. (Cato 160).

Gegen Mandelgeschwulst leistet ihm folgendes magische Mittel sehr gute Dienste. Am vierzehnten Tage des Mondes, früh Morgens, ehe man die Hände gewaschen, nimmt man dem Lastthiere alle Stricke und sonstigen Beschwerungen (impedimenta) ab, bestreicht die Halsmandeln mit dem Zeigefinger (digitus medicinalis, s. salutaris, Suet. Oct. 80), doch nur der zu magischen Verrichtungen wunderkräftigen linken Hand (Col. VI. 5. 3. Scribon. 163. Pl. XXI. 143: XXVII. 36. 117. XXIV. 104. XXVIII. 33. Geop. XIII. 8. 6) und spricht leise folgenden Betsatz*) einmal aus (Gargil. cur. 19):

*) Es ist dies eine von den vielen Besprechungsformeln (cantio, carmen, ἀοιδή, ἐπαοιδή), mit denen die Tuscier, wie unsere Verbüßer, Krankheiten der Menschen und Thiere zu heilen versuchten. Mögen sie sich vor dem erkennenden Verstande nicht rechtfertigen lassen, so verdienen sie doch Beachtung als Erscheinungen aus der Zeit der Kindlichkeit jedes Volkes, das ihnen gerade so traut, wie das Kind dem Vaterworte, und aufhört zu weinen, wenn der Vater seine Stoß- oder Schnittwunde überstreicht und dazu Einiges sagt. Manche Besprechungsformeln wurden nur einmal, andere dreimal hergesagt. Aus Marcellus Empiricus setzen wir Einige hier bei: Ist in das Auge eines Menschen ein Splitter oder etwas Aehnliches gekommen, sprich dabei dreimal und spucke dabei jedes Mal aus: Tetune resonco bregan, gresso, oder: In mon deromarcos axatison, oder: Os gorgonis basio. Wird dieses letzte 3 × 9 gesagt, läßt sich auch ein fremder Körper aus dem Schlunde ziehn. Um ein Gerstenkorn am Auge zu vertreiben, nehme man 9 Gerstenkörner, berühre mit ihren Spitzen das Geschwür und sage jedes Mal: φεῦγε, φεῦγε, κριϑή σε διώκει! Ist das Gerstenkorn im rechten Auge, berühre man es mit den Spitzen der drei Finger der linken Hand und sage unter jedesmaligem Ausspucken drei Mal: Nec mula parit, nec lapis lauam fert, nec huic morbo caput crescat, aut si creverit, tabescat. Gegen die Bräune mit Geschwulst des Zäpfchens, nimm eine Weintraube und sprich drei Mal: uva uvam emendat, oder schreibe folgenden Spruch auf ein Stückchen Papier, welches der Kranke um den Hals binden muß: Formica sanguinem non habet, nec fel; fuge ne cancer te comedat. Wenn Jemand den Wurm am Finger hat, berühre er eine Wand und sage drei Mal; Pu, pu, pu, numquam ego-te videam per

„Der Stein trägt keine Wolle, der Regenwurm hat keine Augen, die Mauleselin bringt keinen Samen; Casta war ein grünsaftiger Baum, und durch Menschenhand ist er abgehauen und zu Kohle gemacht worden: Bist du Beule, bist du Geschwulst, hebe dich weg! die Zange wird dich tödten; Wurzeln kannst du nicht schlagen."

Der Sage nach gingen die Hirten der ältesten Zeit auf Pan's Befehl ohne Leibbedeckung:

Selber nackend der Gott gebeut den Meistern die Nacktheit,
Nicht bereit war ein Kleid wenig bequemlich zum Lauf.
Ovid. Fast. II. 287.

Jetzt macht ein Pelz (Ovid. Met. II. 680) mit (pastoria pellis) oder ohne Aermel, also ein Ueberwurf, ihr vornehmstes Kleidungsstück aus (Eur. Cycl. 75). In solcher Tracht sieht man sie abgebildet (Borion. Antiq. Tab. 87. Goraeus. II. n. 9); so erscheint selbst Pan mit einem Rehfell (Stat. XIII. 310). und wie Paris (Coluth. 105) im Gais- oder Bockfell, in gleicher Tracht der Gaishirt Lykidas:

— — — — Es verkannte
Keiner ihn, der ihn sah, so erschien er ganz wie ein Gaishirt,
Denn er hatte des rauhen und stark umzottelten Bockes
Weißliches Fell um die Schultern, von frischem Labe noch duftend.
Theocr. VII. 15.

Um den Leib schließt sich ein Gewand, um den Busen mit einem geflochtenen Gurt, den eine Schleife, bald eine Schnalle (fibula) hält, von grober Wolle, in Spanien von Spart (Pl. XIX. 7), in Indien von getrennten Flußbinsen (Herod. II. 98) oder anderem geringen Stoffe gefertigt. In der rechten Hand (Ovid. Fast. I. 177) führt der Hirt einen Stab (pedum, agolum),

---

parietem repere. Bei Kolikschmerzen sagt man 3×9 Mal: Stolpus a coelo cecidit, hunc morbum pastores invenerunt, sine manibus collegerunt, sine igne coxerunt, sine dentibus comederunt, cf. Schuch ad Gargil. p. 34. Welcker, Alterthümer der Heilk. bei den Griechen, 1850. S. 64. Der Kaiser Konstantin verbot den Theil der Zauberei, der zu schädlichen Zwecken gebraucht wurde, auf das Strengste, erlaubte aber die magischen Mittel und demnach auch Zaubersprüche und Zaubergesänge gegen Wetterschaden und Krankheiten; diese Bestimmungen gingen auch in die Justinianische Gesetzgebung über. Erst später verbot die weltliche und geistliche Gesetzgebung unbedingt jede Art Zauberei. S. Görres christl. Mystik III. 58.

gewöhnlichst aus wohlgetrocknetem Olivenholz (Hom. Od. IX. 320. Theocr. VII. 18. Ovid. M. II. 681. Apoll. II. 34), Wachholder oder Dornen, nicht selten mit knotigem Schafte, auf den sich Damon (Virg. Ecl. VIII. 16) und jener thebanische Gaishirt (Cul. 97) beim Beginn ihrer Gesänge, Andere ausruhend, lehnend stützen; sie halten ihn um so werthvoller, je gleichmäßig schöner die Knoten vertheilt sind. An demselben ist ein Haken, das Vieh an den Beinen zu fassen und eine lange, eiserne Pike, die ein Ring von Erz oder Kupfer im Schafte befestigt.

Die Griechen nennen den Hirtenstab (pastorale baculum, Sil. XIII. 310) „Krummstab" (καλαυροψ), „Keule" (κορυνη) und „Hasenspieß" (λαγωβολος), weil er nicht nur unter die Heerden, um sie scheu zu machen, geworfen (Virg. Ecl. III. 96), sondern auch zur Jagd (Virg. Ecl. II. 29) und zum Kampfe, wie von David gegen Goliath (1. Sam. XVII. 40. 49), gebraucht wird. Krummstäbe waren eine bedeutende, vielleicht die erste Waffe jener vielen Hirten und Schäfer, der so handfesten Leute und geübten Läufer, welche in der Gegend von Capua sich an die aufständischen Fechter unter Spartakus anschlossen (Plutarch. in Crass. 9).

Der Krummstab, das gewöhnliche Attribut des Pan (Sil. XIII. 310) und der Schaf- und Kuhhirten, auch im Oriente (1. Mos. XXXII. 10: XXXVIII. 18: 2. Mos. XII. 11), scheint den Deutschen unbekannt zu sein. Man kann dieß daraus entnehmen, daß die Gesandten der Teutonen, denen auf dem Forum ein Gemälde eines Hirten mit dem Stabe gezeigt wurde, auf die Frage, wie hoch sie dasselbe schätzten, die Antwort gaben: „Wir mögen solch' einen Kerl nicht lebendig und nicht geschenkt haben".

Desto höhern Werth legen die italischen Hirten auf denselben, besonders wenn der Stock fest, stark, rings umknotet (Apoll. Rh. II. 34), oben mit glänzendem Erze beschlagen (Apoll. Rh. IV. 973) und mit Metallbuckeln schön ausgelegt ist (Virg. Ecl. V. 90). Kommen Hüter verschiedener Heerden zusammen, so ist der Krummstab oft der Gegenstand des Gespräches; dieser ist stolz auf die Schönheit (Virg. Ecl. V. 12. 88) des Seinen, Jener rühmt den eines Andern (Theocr. VII. 18); er ist der Gegenstand des Begehres, der Preis des Wettgesanges und ein würdiges Geschenk, welches diese genügsamen Menschen sich machen oder den

Feldgöttern geloben. So wird beschenkt Menalkas (Virg. Ecl. V. 88) und Theokrit's Waldhirt von seinem Freunde Lykidas:

— — — Doch mit freundlichem Lächeln, wie vorher,
Gab mir den Stab zum Geschenk die gastliche Gabe der Musen.
Theocr. VII. 128.

Zur Vertheidigung, zum Zuschlagen (Long. I. 12); zum Jagen und Treiben des Viehes giebt es schwerlich ein besseres Instrument, in dessen Gebrauche die Meister ihre Knechte zu unterweisen haben. Beim Aus-, Ein- und Zusammentreiben sollen sie mehr die Stimme, seltener den Stab und diesen nur drohend anwenden, um so gleichsam die Kraft, die in ihm liegt, mit der Milde des lockenden, rufenden oder pfeifenden Tones zu verbinden (Col. VII. 3). Hätten sich aber Einzelne zerstreut, so dürfen sie wohl, wie Tityrus (Virg. E. V. 96), die zu nahe am Bergstrome kletternden Gaisen oder Kälber, die Irrgänger,

— — — Die da unten des Oelbaumes
Sprößling' abnagen, das Unglücksvieh! he, Sitta, du Weißfell!
Theocr. IV. 44.

mit demselben, vielleicht auch mit einem Steine (Eurip. Cycl. 51) unter Anschreien zurückwerfen. Pythagoras sagt, daß der Stab, wenn er von der Stechpalme (acrifolia) genommen ist, von selbst an das Thier herabrollt, auch wenn es aus Mangel an Kraft des Werfenden nicht erreicht worden ist (Pl. XXIV. 72).

Die Meister halten darauf, daß sich die Knechte im Gebrauche des Krummstabes üben; sie müssen desselben kundig sein nicht allein für die schon angegebenen Fälle, sondern auch, wenn sie von wilden Thieren, wie Aktäon von Hunden (Stat. Theb. IV. 574) oder Räubern überfallen werden (Calpurn. I. 40), oder wenn sie Jagd auf Hirsche, Schweine, Hasen, Wachteln, Gänse, Enten, Trappen (Long. II. 12) ꝛc., ihre gewöhnliche Nebenbeschäftigung (Virg. G. I. 308: II. 530: III. 404), ausüben wollen, für welche sie Bogen, Fallen, hohldurchlöcherte Wachtelpfeifchen (Leonid. Tar. 12), Rohrpfeile (Virg. Ecl. X. 59) und Hasenspieße, dergleichen einer dem schönen Daphnis geschenkt wurde (Virg. E. III. 12), bei sich führen (Virg. E. II. 29). Ein guter Hund, wie Lakon den Seinen rühmt,

Mit mir weidet ein Hund, ein wachsamer Würger des Raubwolf's,
Den verehr' ich dem Knaben, um alles Gewild zu verfolgen,
Theocr. V. 106.

kommt dabei sehr zu Statten. Flieht er vor Wölfen (Hor. ep. 6. 2), so taugt er nicht wohl.

Der tägliche Gebrauch und die Kenntniß der verschiedenen Waffen machte die Hirten schon mehr als einmal dem Staate gefährlich. In Sicilien thaten sie sich haufenweise zusammen, legten sich auf Räubereien, verwüsteten die Anlagen; Eunus, der Anführer der Aufständischen, bemächtigte sich sogar Enna's (Strab. VI. 4). Nach Beendigung des Sklavenkrieges durfte deswegen in Sicilien eine Zeit lang kein Knecht eine Waffe führen; Cicero erzählt, daß ein Hirt, der mit dem Jagdspieße einen Eber erlegt, statt, wie er gehofft, eine Belohnung zu erhalten, von dem Prätor an's Kreuz geheftet worden sei.

Den Hirten, die beständig in der Nähe der Villa bleiben, giebt der Gebieter eine Sclavin zum Weibe; weiter wird er nichts begehren (Varr. II. 1 und 10). Cato, in der Ueberzeugung, daß die Sclaven vorzüglich durch den Geschlechtstrieb zur Liederlichkeit verleitet würden, that dieses auch; er erlaubte ihnen um ein bestimmtes Geldstück den Umgang mit seinen Mägden, verbot aber Allen den Verkehr mit andern Weibspersonen (Plutarch. Cat. 21). Hirten, die in Waldbergen, ohne nach Hause zu kommen, hüten und in Hütten wohnen, müssen Weiber bei sich haben, denn diese folgen der Heerde, halten die Männer bei derselben und vom Herumschweifen ab, sie vermehren das Gesinde durch Kinderzeugen, machen dadurch die Viehzucht einträglicher und stehen in Thätigkeit und Fleiß den Männern nicht nach; sie müssen Kochholz zusammentragen, Speise bereiten, die Geräthschaften bei der Hütte bewachen, die Milch besorgen, bei dem Hüten mit helfen. Um aber ihre Männer zu fesseln, müssen sie schön sein. In Illyrien und Liburnien sieht man kraftvolle Hausmütter, die bei eintretenden Geburtswehen sich ein kleines Stück vom Arbeitsplatze entfernen und Kinder, die sie mehr gefunden als geboren zu haben scheinen, zur Welt bringen; gleich nach der Geburt nehmen sie das Kind, vielleicht gar noch ein anderes, tragen es fort, gehen an ihre Geschäfte und holen Holz zusammen, mit dem Kinde bebürdet. Unsere städtischen Kindbetterinnen, die in ihrer Weichlichkeit mehrere Tage nach der Entbindung hinter dem Vorhange liegen, sind mit diesen kräftigen Weibern, die Mütter und Ammen zugleich, unter mancherlei schweren Arbeiten ihre Brüste zum Säugen darreichen, gänzlich

nicht zu vergleichen. In den gedachten, von einem üppigen, geilen Menschenschlage bewohnten Ländern (Arnob. IV. 132) kommen auch die s. g. zwanzigjährigen Jungfern vor*), welche, ehe sie heirathen, der Volkssitte gemäß, umherschweifend, sich mit Jeden, der ihnen gefällt, meist ganz umsonst, gewöhnlich um ein Geringes, abgeben und das Dichterwort auf sich anwendbar machen:

Theils ergiebt sich das Weib aus gegenseitiger Neigung,
Oder durch Mannes Gewalt und übermäßiger Lustgier
Oder um ein Geschenk von Eicheln, Birnen und Beeren.
Lucr. V. 561.

Außerdem beschenken und bezahlen die lüsternen liebesglutigen Hirten die Mädchen mit Aepfeln, Rosen (Long. II. 17 III. 21. Theocr. XI. 10), Feigen, Weintrauben, Milch und Dingen, die sie in ihrer Tasche bei sich führen (Long. III. 13). Die unbeweibten Hirten laufen den Weidemädchen nach und überlassen die Heerde sich selbst (Varr. II. 1); ihre so erzeugten und gleichsam im Stalle geborenen Kinder (Stat. Theb. I. 580), „Rauchpelze" (tityri) genannt, sind meist schön und nicht selten von den Göttern geliebt.

Die Anfertigung der Körbe, Seigen, Käseformen, der Decken und Matten aus Ruthen, Binsen, Halmen oder Haaren, der größern Kisten (Ovid. M. II. 545) und was sonst an Geräthschaften zur Schäferei oder Viehzucht gehört, macht einen Theil der Winterbeschäftigungen der Hirten aus, denen sie sich nicht entziehen dürfen (Virg. E. II. 73. Long. III. 3). Verstand sich doch selbst der rinderweidende Apollo dazu:

Leichtes Binsengesims' ward dann zum Körbchen gewebet;
Durch das Geflochtene blieb schmal für die Molke ein Weg.
Tibull. II. 3. 15.

In dem Hause des Colonen verrichtet die Hausmutter das Geschäft des Melkens der Schafe, Ziegen und Kühe, die sich in ihrer Melkzeit, Morgens und Abends nach dem Eintreiben (Hom. Od. IX. 245. 308) von selbst dazu stellen (Hor. ep. XVI. 49). Sie ist's, die

*) Im Salzburgischen giebt es noch jetzt solche herumschweifende Hirtenmädchen, denen Kinder zu haben nicht als Schande gilt; diese heißen „Weidekinder".



Das muntere Vieh in Flechtenställe schließt, und ihre
Euter, welche strotzen, leert.

Hor. ep. II. 45.

Bei den großen Heerden liegt es den Hirten (Theocr. XI. 35) nebst Weibern, Töchtern und Weidemädchen ob; der Meier oder die Meierin, auf fernen Triften der Hirtenmeister, ist dabei zugegen, um leichtfertiges Melken, Unterschleife der durch ihre Treulosigkeit und Dieberei allbekannten Hirten (Virg. E. III. 16), unstatthafte Behandlung der Milch zu hindern oder auch den Fliegen wehren zu lassen,

Die umsummen im Hof die milcherfüllten Eimer.

Hom. Il. XVI. 640.

Von großer Wichtigkeit sind die Milchgefäße. Die Melkkübel (mulgaria, mulctralia) sind nach Athenäus sich oben verengende, unterwärts erweiternde, den s. g. Schleifkannen ähnliche Gefäße, welche die Hirtenleute um so werther achten, wenn sie kunstfertig oder aus schönem, seltenen Holze gemacht sind (Theocr. V. 104). Die Milch zum sofortigen Gebrauche kommt in besondere Gefäße, die aber, welche länger aufbewahrt oder zur Käsebereitung kommen soll (Hom. Od. IX. 245. Leon. Tarent. 35), wird in Bütten oder Bottiche gethan, wie dergleichen die Scythen auch für Roßmilch haben (Herod. IV. 2). In der Hütte des viehreichen Cyklopen im triftreichen Sicilien fand sie Odysseus sehr groß; er erzählt:

Er füllt' unverzüglich mit der gemelkten Kühe Milch
Sich seinen Trinknapf —, zehn Fässer hielt er wohl —
Und stellt' den Epheubecher auf, drei Ellen breit,
Wenn wir ihn richtig schätzten, wohl viere tief!

Eurip. Cycl. 389.

Bekanntlich übernachten die groben Heerden auf Waldweiden in freien Gehegen, welche die Hirten, wie im Morgenlande (1. Mos. 31. 40), auch auf der Flur von Bethlehem in der großen Geburtsnacht, nach Sonnenuntergang umwandeln und bewachen,

Denn der Wolf vom Gebirg', von Qualen des Hunger's gestachelt,
Steiget herab und gierig zu sättigen sich, zu dem großen
Pferche der Heerd' er sich schleicht, ausweichend Männern und Hunden,
Die wachsam in der Näh' der Hut obliegen den Schafen,
Und übersteiget den Zaun des Pferch's leis tretenden Fußes.

Quint. Smyrn. XIII. 44.

Oft stößt ihnen in solchen Nächten der Ziegenmelker (αἰγοληθήλης) auf; dieser Vogel, der größte Heerdenfeind, von der Größe einer Amsel, kann bei Tage nichts sehen und besucht darum die Ställe des Nachts, setzt sich an die Euter, sonderlich der Ziegen und saugt sie aus.[1] In Folge dieser Gewaltthätigkeit werden sie blind und die Euter sterben ab (Pl. X. 56).

Italisches Klima gestattet zwar in den Mittagsstunden des Winters auszutreiben, in der rauhen Jahreszeit aber bedürfen die Schafe bedeckte Ställe (ovilia, stabula), wie die Ziegen (caprilia). Man legt die Winterställe an einer schaurigen Stelle der Villa und so an, daß sie mehr nach Osten als nach Süden blicken (Varr. II. 2. 7: 3. Virg. G. III. 302). Columella aber (VII. 3. 8) verlangt südliche Richtung, weil das Schaf, trotz seines Wollpelzes, sehr frostig sei. Damit sie im Winter warm bleiben und die Lämmer in dem engen Raume nicht so leicht gedrängt und verletzt werden, müssen sie niedrig und mehr breit als lang sein (Col. VII. 3. 8). Auf jedes Stück Kleinvieh rechnet man mindestens 4½□', nicht über 6□', so daß ein Bestand von 1000 Stück einen Stallraum von 4500—6000□' Fläche erfordert. Der Stall sei durch einen geräumigen Vorhof, der gegen Bären (Hor. ep. XVI. 51) und Wölfe, die Dämmerungsschleicher (Stat. Theb. X. 43), mit einer hohen Mauer zu umgeben ist, gesichert; hier kann das Vieh im Sommer, wenn es nicht im Gebirge geht, übernachten. Ueberall sei der Stall fest verwahrt, denn sonst könnte geschehen (Virg. Aen. IX. 59),

Daß der Wolf im Stalle aufschreckt die zahllosen Schafe,
Wenn sich an winternden Tagen der gräuliche Räuber hineinschleicht,
Täuschend die Hut scharfwitternder Hund' und selber der Schäfer
Und ausforschet, was flugs er in stürmendem Rasen ergreife,
Viele der Schaf' anschelend zugleich; aus jeglichem Winkel
Drängt sich das bange Gefühl Hintarmelnder.

Apoll. Rh. II. 123.

Der Boden sei abhängig und mit Platten ausgelegt, damit er leichter ausgemistet und reinlich gehalten werden könne (Varr. II. 2. 7). Feuchtigkeit darf nicht eindringen und Harn nicht stehen bleiben, sonst verdirbt die Wolle, das Klauenwerk und die Haut durch Räude, die sich auch alsbald zeigt, wenn Schafe in Ställe kommen, in denen Esel, Maulesel oder Pferde gestanden haben (Col. VII. 5). Zur Beförderung der Reinlichkeit gebe der Knecht täglich (Virg. G. III. 295) weiche und frische Einstreu von

Stoppelstroh (Virg. G. I. 289. III. 294), Laub, insbesondere Eichenlaub (Cat. 5), Farrenkraut und andere Pflanzen, deren Geruch Schlangen und sonstige schädliche Thiere fliehen (Virg. G. III. 414), er miste oft aus und lasse den Besen dann folgen (Calpurn. V. 116). Nicht minder reinlich halte er Futterkörbe und Krippen, weil das Vieh dann besser frißt (Col. VII. 3); die Hochträchtigen und Kranken, besonders die Räudigen, sperre er in die angebrachten Verschläge (Varr. II. 2. 7).

Wie auf der Weide müssen Schafe auch im Stalle reichlich, stets zur völligen Sättigung, gefüttert werden; eine kleine gut ernährte Heerde bringt mehr ein als eine große, die Mangel leidet (Col. VII. 3. Varr. II. 2): Kärgliche Nahrung hat Magerkeit und Räude im Gefolge (Col. VII. 5). Das Futter der Rauchschafe braucht weniger ausgesucht zu sein, als das der Tarentiner; denn jene fressen Alles, was man ihnen giebt, — Eschen-, Oelbaum-, Olivenzeidellaub (*κοτινος*, Arist. VIII. 10), Spreu, Weintrestern, Laubsprossen der Ulmen, Pappeln, Eichen (Virg. G. IV. 446), die besser nähren, wenn sie in den Morgen- und Abendstunden des Juli und August (Col. XI. 2) bei abnehmendem Monde geschoren und im Schatten getrocknet sind (Virg. G. II. 400). Gefallenes Laub wird nicht geachtet, wohl aber Weinlaub und Rebengesproß.

Drum betrachte mit Ernst, wie die Zeiten des nahenden Winters
Du zu ertragen vermagst; wenn öffnet die Zäune das Weinfeld
Und der geborgene Winzer gelesene Trauben dahinträgt,
Auf, und scheer' mit der Hippe Gesträuch und Zweige voll Leben;
Dann gebührt's die Sprossen, die zarten, in Hampfeln zu sammeln;
So lang mußt du sammeln die Blätter, so lange der Saft steht,
Grün es noch ist und zitternde Schatten nicht lichtet der Südwest.
Frommen wird's dir dereinst, sie aus der Scheuer des Heustall's
Vorzulangen, wenn das Ende des Jahres das Vieh stallt.
Calpurn. V. 95.

Cytisus (Virg. G. II. 431. IV. 394) und Luzerne sind das beste Milch- und Mastfutter. Herbstheu (Grummet, cordum) von abgebrannten Wiesen ist zarter und wohlschmeckender, als reifes Sommerheu. Weil beides in der Nähe von Rom theuer ist, füttert man viele Wicken, die gut nähren, besonders wenn sie vorher mit Salz besprengt sind. Salz verbessert alle Futterstoffe, auch die Kleie, die nur mit Maßen gefüttert werden darf (Varr. II. 2). Nie darf dasselbe fehlen (Virg. G. III. 395).

Um die Wolle vom Schmutze zu reinigen, die Gesundheit zu befördern und der Räude zu wehren, sind die Schafe jährlich mehrmals zu baden. Hat man den ersten Zweck im Auge, darf nach den priesterlichen Satzungen das Geschäft nur an Werktagen, sonst aber kann es an Festtagen vorgenommen werden (Virg. G. I. 272. Col. II. 22. Macrob. III. 3. ext.) Zur Schweißreinigung der Wolle werden die Tarentiner gewöhnlich dreimal (Col. VII. 4) in den ersten Tagen nach der Frühlingsgleiche (Pl. XVIII. 67. 2) bis in den April (Col. XI. 2. 35) gegen die Schur und nach derselben gewaschen; öfterer ist weder nöthig noch statthaft, denn wer die Nymphen ohne dringende Veranlassung stört, handelt, wie Varro sagt, sündlich. Weil die Schafe wegen ihrer Weichlichkeit Flußbäder nicht gut vertragen, bereitet man sie zur Schur durch künstliche Wäsche; als gutes Wollwaschmittel dient die eingemachte Wurzel des Wollkrautes (radix lanaria s. radicula). Sie trägt außerordentlich viel zur Weiße und Weichheit der Wolle bei (Col. XI. 2. 35), und macht dieselbe mit Ei zu Umschlägen bei Augenflüssen geeignet (Pl. XXIX. 11).

Eine besondere Wäsche der Schafe kurz vor der Schur und für dieselbe kommt bei den Römern nicht vor; die Vließe werden gewaschen. Zu der sonst gewöhnlichen, mehrmaligen Schafwäsche werden sonnige Tage und reines Flußwasser gewählt; Salzwasser macht die Wolle bärsch, es befördert Räude und andere Hautkrankheiten:

> Drum wird sämmtlich die Heerd' in süßer Fluth von dem Schäfer
> Wohlgeschwemmt und der Widder mit triefendem Zottel im Strudel
> Untergetaucht, der gerafft im tragenden Strome hinabschwimmt.
>
> Virg. G. III. 445.

So weit der Erdkreis reicht, werden die Schafe geschoren; dieß muß geschehen, weil sie ihr Vließ nicht für sich, sondern für uns tragen und dasselbe ihnen zur Last wird (Philostr. im. I. 9). Ich finde bei keinem Schriftsteller eine genauere Angabe über die dabei stattfindende Behandlung derselben; das Morgenland hat die hier sich erweisende Schwachheit, Sanftmüthigkeit und Geduld des Schafes, „das verstummt vor seinen Scherern und seinen Mund nicht aufthut" gepriesen (Jes. 53. 7. Act. VIII. 32), selbst zum sittlichen Vorbilde erhoben.

Die Tage der Schur (tonsura, volsura) gelten im Morgenlande als festliche (1. Mos. 21. 19: 38. 12), an denen sich, wie

bei Nabal, dem Manne zu Carmel, von 3000 Schafen und 1000 Ziegen, außer Schäfern auch Freunde und Gastfreunde zusammen finden, zwar lustig und guter Dinge sind, an Speise und Trank, bisweilen zur Ueberfülle, sich ergötzen, aber in Mitleid auch der Armen gedenken (1. Sam. 25. 2. 8. 36: 2. Sam. 13. 23). Auch in Italien waltet unter dieser Arbeit fröhliches Wesen (Hor. ep. II. 17).

Die Griechen wählen dazu den zwölften Tag des Frühlingsmonates (Hes. op. 11),

Wenn der Weih' schon wieder erscheint und meldet die mildere Jahreszeit,
Ziemt's die Schaf' zu versammlen zur Schur; dann kündet die zwitschernde Schwalbe,
Daß die Zeit jetzt ist, zu vertrödeln den Pelz und ein dünneres Röckchen zu wählen.

Aristoph. Av. 712.

Der Hirt bei Calpurnius (II. 79) schiert den Ersten des wärmeren Monats. Indeß besteht in Italien keine allgemeine und feste Schurzeit, weil die Sommerwärme hier früher und dort später eintritt. Wetterzustände müssen dazu die Richtschnur sein, denn das geschorne Schaf soll nicht der Kälte, das ungeschorne nicht der Sonnenglut ausgesetzt werden (Col. VII. 4). Die Meisten scheren zwischen der Frühlingsnachtgleiche und Sonnenwende, wo die Schafe schon schwitzen, denn dann werden sie von der Hitze nicht gequält, die Luft ist aber warm genug, um die Wolle des Schweißes theilhaftig zu machen, der ihr, wie man glaubt, zuträglich ist (Varr. II. 11. Geop. XVIII. 8. Pl. XVIII. 67. 2). Palladius bestimmt (VI. 8) für gemäßigte Striche den Mai, in kältern wird erst von den Iden bis zu den Kalenden des Juni (Col. XI. 2. 44) —, Rauchvieh in der Gersten- und Heuernte geschoren (Varr. II. 11).

Es giebt in Italien und Sicilien (Theocr. XXVIII. 12) einzelne Wirthschaften (Col. VIII. 14), welche jeden sechsten Monat, also jährlich zweimal, selbst dreimal (Plaut. Bacch. V. 2), nach spanischer Sitte, scheren, weil sie durch diese Wiederholung die Menge der Wolle in ähnlicher Weise zu mehren vermeinen, wie das Heu durch zweimalige Wiesenmahd. Ich glaube, daß Doppelschuren Mühe machen und keinen Nutzen bringen (Varr. II. 11).

Die Schur ohne Rücksicht auf den Mond vorzunehmen, halte ich nicht für gut. Ich richte mich wenigstens dabei nach demselben. Der Kaiser Tiberius berücksichtigte bei dem Haarscheren den Neumond (Pl. XVI. 73); Varro auch. Er sagte: weder meine Haare noch meine Schafe lasse ich scheren, wenn der Mond alt wird (luna senescens), denn, sprach sein Vater zu ihm als Kind: „Wer sich bei abnehmendem Monde das Haar schneiden läßt, wird kahlköpfig" (Varr. I. 37).

Vor der Schur wird die Heerde überzählt, jedes einzelne Stück untersucht, ob es wegen Räude und Pusteln einer vorgängigen Kur unterworfen werden müsse, auch nach der Farbe und Beschaffenheit der Wolle gesondert:

Sondre zuvor das Vieh und hast du die Stücke bezeichnet,
Sperr' Gleichhaarige ein; die lange Woll' und die kurze
Komm' nicht zusammen, nicht milde mit barscher, nicht weiße mit brauner.
Calpurn. V. 69.

Damit keine Flocken (flocci) verloren gehen, werden den Schurschafen Decken untergelegt. Das Geschäft wird an heiteren Tagen, zwischen der vierten und zehnten Stunde vorgenommen, weil bei wärmerem Sonnenschein geschorene Wolle ihren natürlichen Fettschweiß behält, sich milder greift, mehr in's Gewicht fällt und besser in der Farbe wird. Die Flocken werden aufgelesen, dann die Wolle eingerollt oder in Binsenstricke gebunden (Calpurn. V. 66), sie heißt dann entweder Fell (velumen) oder Vließ (vellus, Varr. II. 11). Der Meier oder die Meierin führt dabei die Aufsicht; er überzählet die Vließe oder Rollen nach der Stückzahl und liefert sie, soweit sie nicht zum Bedarfe der Hausgenossenschaft kommen, dem Hausvater zum Verkauf ab (Cat. 2).

In den frühesten Zeiten wurde die Wolle so wenig wie das Ziegenhaar abgeschnitten (Varr. II. 1), sondern flockenweise, wahrscheinlich mit Zangen (volsellae)*) ausgerupft (vellere). Die

*) Die Römer bedienten sich, statt Scheeren, nur eines scharfen Messers. Scheeren in unserem Sinne hatten sie nicht. Das Instrument, das unter dem Namen forfex (Mart. VII. 95), forficula, forceps, διπλη μαχαιρα erscheint, ist nur auf Zangen und Zwickeisen zu deuten. Der Bart des Mannes wurde mit demselben oder mit zwei scharfen, übereinander gelegten Messer von verschiedener Größe abgeschnitten. Diese antike Scheere scheint die Veranlassung zu der spätern Erfindung unserer genieteten Schneider- und Haarscheere und der gebiegelten Schafscheere gewesen zu sein. Böttiger, Sabina S. 267. 338. Becker, Gallus von Rein I. 117. III. 135.

ersten Schafscherer (tonsores) kamen erst um Alexanders Zeit aus Sicilien nach Italien, wo die Cilicier (Mart. VII. 95) und Cyniphier (Mart. VIII. 51) als die besten galten. Indessen giebt es hier noch Gegenden (Pl. VIII. 73.: XXIX. 9), wo sich jener altväterische Gebrauch erhalten hat. Die zu rupfenden Schafe müssen drei Tage zuvor hungern, weil, wie man glaubt, die Wurzeln der Wolle dann weniger fest sitzen (Varr. II. 11). Die besten Landwirthschaftslehrer verwerfen dieses Verfahren und verlangen, daß die Schafe bei dem Scheren möglichst geschont werden sollen. Ganz in ihrem Sinne schrieb der Kaiser Tiberius an die Statthalter der Provinzen: Sache des guten Hirten sei es, die Schafe zu scheren, nicht aber ihnen das Fell abzuziehen (Suet. Tib. 32).

Das geschorene Schaf wird noch am Schurtage an den Wundstellen zuerst mit Theer bestrichen, dann mit der Brühe abgekochter Lupinen oder Wein gewaschen (Juven. V. 24), oder mit Salbe gesalbt, aus weißem Wachs und Schweineschmalz oder aus Weinhefe und Oelschaum, beides zu gleichen Theilen gemischt. Drei oder vier Tage nachher, wenn die aufgestrichene Fettigkeit sich in die Haut gezogen hat, wird die Heerde an die Küste zum Bade im Meerwasser getrieben; liegt dieselbe zu fern, wird sie in gesalzenem, einige Zeit abgestandenen Regenwasser, oder in Flüssen tüchtig (Virg. G. III. 445) gebadet. Nach einstimmiger Ansicht der Kundigen (Cat. 96. Col. VII. 4. Pallad. VI. 8. Geop. XVIII. 8), auch Celsus', sichert man auf diese Weise das Vieh gegen Räude und Zecken (ricini) und befördert Weiche und Länge der Wolle. Die Decken der Feinschafe aus Leder oder Leinwand werden inwendig mit obiger Salbe auch ausgestrichen und dann wieder aufgelegt (Varr. II. 11. 7).

Die Räude, die am meisten vorkommende Krankheit, entsteht durch kalte Regengüsse (Virg. G. III. 440), ungeeignete Stallung, Futternoth, Magerkeit, Mangel an Streu (Varr. II. 2) und Reinlichkeit, durch Unterlassung der Salbung, Verwundungen durch Disteln und Dornen auf der Weide, auch durch Schnitte bei dem Scheren. Drum

— — Wenn dir das Schaf des abgelegten Vließes
Nackende Rippen enthüllt, sorg' eifrig, daß ihm die Haut nicht
Ritze die schneidende Scheere, damit nicht heimlicher Eiter
Deck' in verborgener Wund' ein Blätterchen. Calpurn. V. 72.

Ihr Auftreten giebt sich zu erkennen, wenn sich das Schaf beißt, mit dem Horne oder Fuße kratzt, an Bäumen oder Mauern reibt; lichtet man die Wolle auseinander, erscheint die Haut rauh, gleichsam pustelig. Schleunige Hülfe ist erforderlich, weil durch ein einziges Krätzschaf eine ganze Heerde, zumeist Jungvieh, mit sammt den Ziegen, in ganz kurzer Zeit angesteckt werden kann. Unter den vielen bekannten Mitteln ist die vorhin erwähnte, auch bei anderem Vieh präservativisch anzuwendende Salbe (Cat. 96) empfehlenswerth, besonders unter Beimischung geriebener weißer Nießwurz (Col. VII. 5),

Oder man salbt den geschorenen Leib mit bitterem Oelschaum,
Welchem man Silberglätt einmischt und lebenden Schwefel,
Sammt idäischem Pech und geschmeidigem Wachs, auch die strenge
Nießwurz und die Zwiebel des Meeres und dunkeles Erdharz;
Auch nicht schneller bezwang ein Rettungsmittel die Drangsal,
Als wenn einer mit Stahle beherzt das Haupt des Geschwüres
Oeffnete. Nahrung gewinnt und lebt im Verborgnen das Uebel;
Weil der Wunde zu nahn mit heilender Hand sich der Schäfer
Sträubt und faul dasitzend die Götter um Besserung anfleht.
Virg. G. III. 448.

Weil diese zusammengesetzte, kräftige Heilsalbe nicht allethalben zu haben ist, kann man auch schwarze Nießwurz mit Weihrauch, Wachs, Pech oder Pechöl anwenden (Pl. XXV. 22) oder mit Oeldrüse gekochte Lupinen (Pl. XXII. 74) oder den ausgepreßten Saft des im Frühjahre vor der Samenbildung geschnittenen Schierlings mit Wasser und Salz, der in einem irdenen wohlverstrichenen Topfe ein ganzes Jahr in dem Miste gekocht hat, oder auf zwei Dritttheile eingekochten Oelschaum, oder auf heißen Platten erhitzten alten Menschenurin. Einige lassen den Urin auf ein Fünftheil einkochen und mischen dann flüssiges Pech, geriebenes Salz oder gepulverten Schwefel bei. In allen Fällen ist erforderlich, daß die Pusteln zuvor mit einer scharfen Scherbe oder mit einem rauhen Bimssteine wund gerieben (Col. VII. 5) oder mit einem Messer geöffnet sind (Virg. G. III. 453).

— — — — — Oeffnest du solche
Nicht mit dem Stahl, ach kläglich zernagt durch bröklichen Ansatz
Fressende Jauche den Leib und zieht das morsche Gebein nach.
Calpurn. V. 75.

Ist in Folge des schmerzenden Ausschlages oder durch an=

dere Veranlassung (Varr. II. 1) Fieber eingetreten, lasse man den Kranken unter den Augen, an den Ohren oder zwischen den beiden Klauen zu Ader (Col. VII. 5), denn es

Frommt, die kochende Hitze des Blutes zu dämpfen, und unten
Zwischen den Klauen des Fußes die springende Ader zu schlagen.
Virg. G. III. 460.

Schafe leiden häufig an Fußlähme (clavus), bald in Folge von Schmutz, der sich zwischen den Klauen ansetzt, bald von Wundreibungen der Köthen, bald von hier sich bildenden Blattern, auf deren Mitte ein dem Hundehaare ähnliche Borste, unter welcher eine Made steckt, erscheint. In den beiden ersten Fällen helfen Umschläge von Alaun (alumen), Schwefel und Essig in Mischung, oder junge Granatäpfel, die noch keine Kerne haben, mit gestoßenem Alaun und Aufguß von Essig oder Kupfergrünspan, ferner gebrannte Galläpfel mit herbem Wein. Die Blattern müssen mit einem Messer umschnitten werden, worauf glühender Talg mittelst einer brennenden Kienfackel eingeträufelt wird. Bei dem Schnitte verfahre man recht sorgfältig, denn Verwundungen unter der Schnittstelle lassen wegen des eintretenden Giftteiters unter keinen Umständen Genesung hoffen (Col. VII. 5).

Lungenkrankheiten kommen am häufigsten im Sommer vor, wo das Vieh wegen herrschenden Wassermangels Durst leiden muß. Sie lassen sich wie bei Schweinen heilen, wenn man dem Kranken die Pflanze, welche die Thierärzte Consiligo nennen, durchs Ohr zieht. Celsus räth Schafen mit anbrüchischen Lungen so viel Essig, wie ein Jedes verträgt, einzugeben, oder drei Heminen alten, laulich gemachten Menschenurin durch ein Hörnchen in das linke Nasenloch zu gießen und einen Sextar Schweinefett ins Maul zu stecken (Col. VII. 5).

Es giebt ansteckende und unheilbare Krankheiten, denen ohne die größte Gefahr für ganze Heerden nur mit dem Schlachtmesser zu begegnen ist. Anzeichen sind: wenn ein Schaf nicht gehen und fressen kann, traurig sich fortschleppt, von der Heerde sich absondert, den Speichel laufen läßt, das Maul aufsperrt, kurz und schwer athmet, in den Augen und über den ganzen Leib Hitze hat.

Siehst du ferner ein Schaf, das oft zur Ruhe des Schattens
Einkehrt, auch unlustig die oberen Kräuter nur kostet,
Oder träge dem Zuge nachschleicht, und mitten im Felde
Weidend sinkt und allein heimkehrt in der Späte des Abends:

Eile die Schuld mit dem Stahle zu bändigen, ehe voll Schreckens
Durch unsorgsames Volk die raffende Pest sich verbreitet!
Nicht so häufig durchtobt herwinternder Sturm die Gewässer,
Als unzählbare Seuchen die Trift; nicht strecket die Krankheit
Einzelne Häupter dahin; nein! ganze Lager auf einmal,
Hoffnung und Heerde zugleich, und den sämmtlichen Stamm des Geschlechtes.

Virg. G. III. 464.

Zu diesen höchst gefährlichen Krankheiten gehört: Das heilige Feuer (sacer ignis), von den Hirten pusula genannt. Diese sehr ansteckende, weder durch Arznei noch durch Schnitt heilbare Seuche, tritt mit krebsartigen Geschwüren und Bläschen (papulae s. pustulae), die immer weiter um sich greifen, auf. Bei jeder Berührung entsteht Entzündung mit brennendem Schmerze. Umschläge von Ziegenmilch schaffen zwar Linderung, sie halten das Sterben der Heerde auf, nicht ab. Celsus (V. 28. 4) erklärt die Geschwüre für äußerst hartnäckig; er unterscheidet aber eine zweifache Form. Bei der Einen erweisen sich die Giftbläschen röthlich, rauh, zusammenhängend, brennend; die aus ihnen fließende Feuchtigkeit frißt um sich; bei der Andern entzündet sich die Haut ohne Erhöhungen und fällt ins Bläuliche.

Menschen werden dadurch angesteckt; sie tritt aber auch bei ihnen von selbst auf.

Heiliges Feuer erhebt sich, den Leib durchkriechend und brennet,
Welchen Theil es immer ergriff und umschleicht die Gelenke.

Lucret. VI. 660.

Plinius (XXVI. 73) versichert, daß es mehrere Arten des heiligen Feuers gebe. Wenn es um die Mitte des Leibes des Menschen gehe, heiße es Gürtel (zoster s. zona, circinus), der, sobald er sich schließt, zum Tode führt. Der höchste Grad der Krankheit (therioma, Cels. V. 28. 3) tritt in dunkler Bläue und mit häßlichem Geruche auf, woraus der fressende Herpes, nach Scribonius „Gürtel" genannt, sich erzeugt. Lucretius (VI. 1164) vergleicht die Pestbeulen mit den brennenden Geschwüren des heiligen Feuers*):

---

*) Die gegen Ende des 11. Jahrh. über ganz Europa verbreitete, vorzüglich in Frankreich herrschende hitzige, bösartige Krankheit, das Antonsfeuer (Antoniusf. ignis S. Antonii, ignis sacer) war eine der Krankheit des Alterthums ähnliche Rose, nach dem heil. Antonius genannt, weil dessen in der Kirche zu Sct. Didier la Mothe, später Sct. Antoine, aufbewahrten Gebeine Wunder dagegen thaten, was Veranlassung zu der Hospitalbrüderschaft des

Gleichsam von eingebranntem Geschwür erröthet der ganze
Leib, wie wenn durch die Glieder sich heiliges Feuer verbreitet.

Dagegen verordnet Plinius die Wurzel des Frauennabel (Cotyledon), Hauswurz (Aïzoon) und den Saft von Bingelkraut (Linozostis) mit Essig, gegen die Andere mindergefährliche Hauswurz, geriebene Schierlingsblätter, geschnittene, dann über Most gehangene, geräucherte und zuletzt in Wein oder Essig zerstoßene Alraunwurzel (mandragoras). Auch sollen Umschläge von Myrrhenwein, ein Sextar Münze, eine Unze lebendiger Schwefel mit Essig gerieben, Ofenruß mit Essig (Pl. l. l. XVI. 69) oder Hollunderblüthe (Pl. XVI. 69) diensam sein. Bolus von Mendes in Aegypten, ein Pythagoräer, glaubt, daß man wegen der Unheilbarkeit der Krankheit die Schafe öfters auf dem Rücken besehen und dasjenige, an dem man Spuren finde, sofort lebendig und auf den Rücken gelegt an der Schwelle des Stalles in eine Grube scharren und das gesunde Vieh darüber hinweggehen lassen müsse, wodurch die Krankheit beseitigt werde (Col. VII. 5).

Die Gelb- oder Bleichsucht (bilis, morb. arcuatus) läßt sich in der Sommerzeit durch Urin von Menschen, den man dem kranken Vieh zu trinken giebt, heilen (Col. VII. 5).

Gegen Schleimfluß (pituita) dienen Sprossen der Ochsen-Cunila oder der wilden Nepeta, mit Wolle umwickelt in die Nase gesteckt und so lange gedreht, bis das Schaf nießt (Col. VII. 5).

Keins unserer Hausthiere hat eine höhere Bedeutung im Götterkulte, als das Schaf, und in mehrfacher Beziehung tritt die Wolle als symbolisches Zeichen auf. So namentlich bei Hochzeiten, bei welchen Diejenigen, von denen eine Braut ausgestattet wird, die Brautführer und sämmtliche Anwesende scherzend Talassio rufen; dieß bezieht sich, wie man glaubt, auf den Friedensvertrag zwischen Römern und Sabinern, in welchem bestimmt war, daß die Frauen den Männern keine andere Dienstleistung schuldig sein sollten, als in Wolle zu arbeiten und soll die Braut erinnern, daß sie zu diesem und keinem andern Zwecke in das Haus ihres Mannes geführt werde (Plutarch. Rom. 15), der nach alter Sitte in weißer Toga bei der Hochzeit erschien. Auf Wollarbeit, als vornehmste häusliche Be-

heil. Antonius gab (1093), dem auch die Bestie der franzöf. Revolution ein Ende machte.

schäftigung weiblicher Hände, beziehen Manche auch den Gebrauch, daß sich Sclavinnen mit Spinnrocken, Spindeln und Wolle im Gefolge der Braut zu befinden pflegen, daß die Hausthürpfosten derselben mit weißen Wollbinden behangen sind und daß sie den ersten Tritt ins Haus über die Schwelle, welche sie jedoch nicht berühren darf, auf das ausgebreitete Fell eines Schafes zu thun hat (Pl. XXIX. 9. Lucan. II. 33), welches vom Flamen geschlachtet worden ist. Von symbolischer Bedeutung ist, daß die Tempelpfosten, die Opferthiere, die heiligen Zweige mit Wollfäden umwickelt, daß Wollknäuel den Laren zur Sühne aufgehangen (Fest. p. 121 und 237) und die unteren Leibestheile gebährender Frauen mit vor Götterbildern gefertigten Wollbinden umwunden werden (Tertull. de anim. 39), ingleichen daß die Fetialen, wie die Fides, in weiße Wollgewande gekleidet sind und Wollfäden oder Wollbinden um das von dem Zweige eines glücklichen Baumes umkränzte Haupt tragen (Liv. I. 32), daß die an den Lupercalien zum Abschlachten der Ziegen gebrauchten Messer mit in Milch eingetauchter Wolle gleich wieder abgewischt werden (Plutarch. Rom. 21). Nach einem vieldeutigen Sprüchworte haben die Götter wollene Füße (dei lanatos pedes habent, Macrob. S. I. 8); der Name der Priester (flamines pr. filamines) stammt von jenem Wollfaden (fila), den sie auch dann, wenn sie ihren gewöhnlichen Spitzhut (apex) nicht tragen, umwinden. Er dient, wie die Wollbinde, sie mit der Gottheit in einer äußeren Beziehung zu erhalten (Klausen, Aeneas II. 1077), deren auf sie hinschauendes Auge dann stets das ihm anhaftende Zeichen findet, welches bei den Priestern des Jupiter aus dem weißen Vließe des ihm zur Sühne geschlachteten Opferthieres gefertigt wird. Die Wolle wird Nymphen und andern Feldgöttern als Opfer dargebracht; auch die Demeter zu Phigalia empfängt, griechischer Landessitte gemäß, außer Baumfrüchten, Weintrauben, Bienenwachs und andern unblutigen Gaben, welche man auf den Altären mit Oel begießt, unverarbeitete und ungereinigte Wolle, deren Fülle und Gedeihen von der Erdmutter abhängig ist (Paus. VIII. 42. 11).

Jeder kennt die medicinische Kraft der Wolle, besonders der frischgeschorenen mit dem in ihr enthaltenen Fette. In Zäpfchen oder aufgelegt führt sie todte Leibesfrüchte ab, stillt Mutterflüsse, mit Essig oder Rosenöl auch Nasenbluten und Ohrenschmerz; sie

heilt binnen sieben Tagen den Biß toller Hunde, Schrundstellen der Haut, Beulen durch Schlag oder Fall, Kopfweh, Magenblähungen, mit kaltem Wasser oder Oel angefeuchtet, weibliche Krankheiten, besonders Mutterentzündungen (Pl. XXIX. 9), mit Urin und Asche Hundebisse, auch der tollen (Pl. XXVIII. 18) und reizt mit Fledermausblut die Weiber zur Wollust, wenn sie ihnen unter den Kopf gelegt wird (Pl. XXX. 49). Binden (culcita lanea, Plaut. Mil. IV. 4. 42) von roher ungewaschener Wolle (lana succida) mit Essig, Oel oder Wein sind schmerzstillender, beißender, adstringirender, laxirender und heilender Wirkung (Pl. XXIX. 9); man braucht sie gegen Kopfschmerz (Mart. XII. 89), Augenschmerz (Plaut. Mil. V. 37), Augenfluß (Pl. XXIX. 21), Geschwulst, Contusionen, Verrenkungen (Suet. Dom. 17), Nervenschmerz; trocken oder mit Salz, Raute oder Schmalz gegen alte Geschwüre, mit Honig, Essig, Wein, Wasser und Oel gegen Wunden. Sie heilt, eingetaucht in siedenden Salpeter, Schwefel, Essig, Theer und täglich zwei Male so heiß, wie möglich aufgelegt, Lendenschmerz, mit kaltem Wasser den Fingerwurm (Pl. XXIX. 9), mit Rosenöl oder Spinnensaft den Ohrenschmerz, mit Rabenmist den Husten der Kinder (Pl. XXIX. 39: XXX. 47).

Am heilkräftigsten ist die Wolle eines Widders, besonders eines galatischen, tarentinischen, attischen oder milesischen; die Halswolle ist die beste. Ganz frisch geschoren und umbunden stillt sie Blutungen; mit Honig Zähne und Zahnfleisch gerieben, giebt lieblichen Odem; als Räucherung heilt sie den Wahnsinn; zu Asche verbrannt dient sie zur Heilung von Wunden, Brandstellen und Schrunden, Fisteln, Ohrengeschwüren; sie giebt auch Augensalbe. Zu diesem Behufe ziehen Manche die gerupfte Wolle der geschorenen vor, schneiden die äußersten Spitzen ab, feuchten dann Honig an und verbrennen sie in einem irdenen, ungebrannten Gefäße zu Pulver; Andere legen Stückchen Kienholz unter, befeuchten die Wolle mit Oel, thun die Asche in kleine Gefäße, gießen Wasser auf, zerreiben sie dann mit der Hand, lassen die Masse sich setzen und fahren in dieser Weise fort, bis sie auf der Zunge einen gelind adstringirenden, aber nicht beißigen Geschmack spüren. Die Asche, die zur Reinigung der Augenlieder diensam ist (Pl. XXIX. 9), aber auch gegen Jucken der Scham gebraucht werden kann (Pl. XXX. 22), wird aufgehoben.

Vom Schafe ist auch der Schmutz (oesypus) heildienlich; der Wollschmutz der Widderwolle dient gegen das Jucken der Schamtheile (Pl. XXX. 22), der der attischen Schafe in der Wolle und zwischen den Schenkeln zu unzähligem Gebrauche; als abgekochter Extrakt (oesypum) ist er wie der abgekochte Mist eines Krokodiles aus Aegypten gut gegen Hautausschläge und Sommerflecken und ein sehr beliebter Toilette-Artikel einer Römerin (Ovid. A. a. III. 213. rem. I. 353). Die Bereitungsart ist verschieden, folgende die beste. Man rupft nämlich die frische Wolle zwischen den Beinen aus oder sammelt bei der Schur allen hier befindlichen Schmutz, läßt ihn bei gelindem Feuer in einem metallenen Gefäße sieden, abkühlen, schöpft das obenschwimmende Fett in ein irdenes Gefäß und läßt die Masse noch einmal kochen. Die fettige Materie wird dann in kaltem Wasser gewaschen, durch ein leinenes Tuch geseihet und so lange in der Sonne getrocknet, bis sie weiß und durchsichtig wird, worauf man sie in einer zinnernen Büchse aufbewahrt. Kennzeichen der Aechtheit sind: der eigenthümlich widrige Geruch des Schmutzes, die Unauflöslichkeit und weiße Färbung beim Reiben in der Hand mit Wasser. — Der geläuterte Schafschmutz ist sehr diensam bei Entzündung der Augen, Verhärtung der Augenlider, bei Ausschlägen oder Thränen der Augenwinkel; mit Gänseschmalz heilt er Geschwüre an Augen, Mund und Zeugungstheilen; mit Steinklee und Butter Entzündungen der Gebärmutter, Risse und Auswüchse am Gefäß (Pl. XXIX. 9).

Der Schmutz, der sich in Form kleiner Kugeln an die Schafschwänze setzt, ist, trocken zu Pulver gestoßen, ein herrliches Mittel für die Zähne, selbst wenn sie schon ausfallen wollen, und bei fressenden Schäden des Zahnfleisches. Reine Schwanzwolle, mit oder ohne Schwefel, aufgelegt, ist gegen verborgene Schäden diensam, die Asche davon bei Schäden der Zeugungstheile.

Das in der Wolle enthaltene Fett dient mit Rosenöl wider Schäden am Gefäß (Pl. XXX. 20), mit Honig und Bleischlacken bei Karfunkeln an der Schaam und bei Geschwüren (Pl. XXX. 33), mit korsischem Honig gegen Gesichtsflecken (Pl. XXX. 10), mit Frauenmilch und Bleiweiß wider Podagra (Pl. XXX. 23), mit Myrrhen und Wein, wie Schafblut und Schafgalle, wider Fallsucht (Pl. XXX. 27), Schlaflosigkeit (Pl. XXX. 48) und Wassersucht; letztere Krankheit beseitigt auch der Schmutz am Euter

(Pl. XXX. 31), der Ohrenschmutz aber Blutschwären (Pl. XXX. 34), Wunden, krebsartige und fressende. Schäden werden mit Wollfett, das mit Gerstenasche und Eisenrost zu gleichen Theilen versetzt ist, geheilt; es verzehrt den Rand von Geschwüren, schafft die Auswüchse von Fleisch hinweg, füllt die Wunde und bringt sie zur Narbe (Pl. XXX. 39).

So vielfach nützlich ist das Schaf für das sterbliche Geschlecht! — Zur Abhülfe seines Elendes dienen auch einzelne Theile seines Leibes. Die Schenkel, in Leinsamen gekocht und mit Wasser genommen, sind ein Erquickungsmittel in der Ruhr (Pl. XXX. 19). Die Asche davon heilt Gelenkbrüche (Pl. XXX. 40), von Lämmerschenkeln Schäden, welche nicht zur Narbe kommen wollen (Pl. XXX. 39). Die Lunge, besonders von Widdern (Pl. XXX. 39), heilt Gelenkbrüche, Podagra (Pl. XXX. 23) und giebt Narben wieder Farbe (Pl. XXX. 41); die von Lämmern ist gut gegen wunde Füße (Pl. XXX. 23).

Brühe einer gebratenen Widderlunge stillt das Jucken an den Schaamtheilen und vertreibt Warzen (Pl. XXX. 22). Die Milz hilft wider den Ileos, die stärkste Art der Kolik (Pl. XXX. 20), wenn sie geröstet mit Wein aufgelegt wird. Die Leber und mehr noch die Bärmutter, kurirt Nyktalopen (Pl. XXIX. 38), d. h. Leute, welche bei Nacht wenig oder nichts oder bei Tage wenig und bei Nacht mehr sehen. Die Galle wird zu Augenmedicin (Pl. XXVIII. 40), mit Weibermilch gegen Verletzungen und Verrenkungen (Pl. XXX. 22) gebraucht.

Zu Asche gebranntes Schaffleisch heilt Schäden an den Geschlechtstheilen (Pl. XXX. 22); der Talg, mit herbem Wein gekocht, Ruhr, Darmgicht und alten Husten (Pl. XXX. 19), Warzen und Jucken an den Schaamtheilen, namentlich in Mischung mit Asche, Bimsstein und Salz (Pl. XXX. 22), Podagra, mit geröstetem Salze Beulen (id. XXX. 22), mit Alaun Frostflecken, mit Weiberhaar Verrenkungen (id. XXX. 23), Wurm am Finger, Nägelgeschwüre (Pl. XXX. 37) und Nasenbluten (id. XXX. 38). Das Gehirn, auf das Zahnfleisch gelegt, befördert das Zahnen kleiner Kinder (Pl. XXX. 47).

Die höchste Bedeutung hat die Wolle, insofern sie zu Zeugen verarbeitet wird. Arkadischer Sage nach soll Arkas, derselbe, welcher nach Triptolemus Anweisung die Kunst Brot zu bereiten und Kleider zu machen lehrte, der Erfinder davon sein (Paus.

VIII. 4. 1). Zu dem Ende wird sie zuvörderst (mit Wasser, Seifenkraut, Wein) gewaschen, vom Unrath gesäubert (Aristoph. Lisystr. 574) und dann, zur Reinigung von schmutzigen Locken und Flocken (sordes succidae), durch ein eisernes, kammartiges Instrument (pecten, carmen, Lucret. IV. 377) gezogen (lanam trahere, ducere, producere, Ovid. M. IV. 34. Tibull. I. 6. Claudian. Eutrop. II. 385), nachdem sie, um sie mild zu machen (mollire, Ovid. M. II. 411), zuvor gefettet und geölt worden ist. Die Krempelung (carminatio), eine schmutzige und schmierige Arbeit, bei der es häßlich riecht (Plaut. Aul. III. 5. 34. Arnob. II. 70), soll eine Erfindung der Athener sein (Justin. II. 6. 5), die Eloster, nach der gewöhnlichen Annahme, wie die Wollbereitung (lanificium), gewiß Männer machten und lange Zeit ausschließlich betrieben (Justin. I. 3. 3). Erst später ging sie, mit der Spindel zugleich, im Morgenlande und Abendlande, auf die Frauen über.

Früher zwang die Natur die Männer die Woll' zu bereiten
Als das Weibergeschlecht; der Mann ist geschickter zur Arbeit,
Weit sinnreicher zu jedem Geschäft und künstlichem Werke.
Aber der rohe Bauer des Feld's wandt ihnen zum Schimpf das
Um der weiblichen Hand das Geschäft zuschieben zu wollen,
Und sich selber vielmehr gewöhnten zu rauherer Arbeit
Und in hartem Geschäft, abhärteten Hände und Glieder.

Lucret. V. 1353.

Wahrscheinlich können die Wollkämmer (caritores, lanarii carminatores, pectinatores lanarii, pectinatores) jetzt in Rom zu einer Genossenschaft (sodalitium) vereinigt, den Ursprung ihres Geschäftes in frühen Zeiten suchen.

Nach kirchlicher Sage soll der Engel, der Maria zu Nazareth grüßte, die Jungfrau mit der Spindel in der Hand gefunden haben. Der Landessitte würde eine solche häusliche Arbeit entsprechen, wie denn auch in dem alten Griechenland Wollarbeit die vornehmsten Frauen, im Kreise der Mägde, beschäftigte. Die Königstochter Nausikaa fand ihre Mutter

— — Sitzend am Herd, umringt von dienenden Weibern,
Drehend die zierliche Spindel mit purpurner Wolle.

Hom. Od. VI. 51.

Dazu ermahnt Hektor die Andromache (Il. VI. 490) und Telemach seine Mutter Penelope (Odyss. I. 346). In späterer Zeit jedoch schämten sich die Wohlhabenden häuslicher industrieller

Arbeit (Xenoph. Mem. II. 7. 7); wie sie am Spinnen und Zeideln keine Freude hatten, mochten sie eher gern Liebeshändel anspinnen (Aristoph. nub. 556). Denselben Gang nahm die Beschäftigung in Rom, wo die alten Hausfrauen schon unter den Königen (Pl. VIII. 74) mit ihren Wollmädchen (lanificae, Claudian. Eutrop. II. 380. Tibull. II. 1. 10) in dem während des Winters geheizten Atrium (Vitruv. VI. 10. Virg. G. II. 242) die Wolle krempelten und verarbeiteten (Ovid. Fast. II. 741. Liv. I. 57. Ter. Andr. I. 1. 47). Später, wo Unfleiß und Luxus, Spiel und Theater, Bäder und Reisen mehr anzogen als die Hausarbeit, fiel sie den Sklavinnen, noch später den Eunuchen zu (Claudian. Eutrop. II. 382. 458), welche sie in einer eigenen Stube (textrinum, textrina), ohne daß sich die Hausfrau im Entferntesten darum bekümmerte, verrichteten (Col. praef. XII. 9), mit Ausnahme Einiger, die, eingedenk ihres Berufes, mit dem größten Fleiße bis tief in die Nacht spannen (Senec. tranq. 1. Mart. VI. 4. Apuleg. III. p. 600); der Kaiser Augustus, der überall um die Gunst des Volkes buhlte, erheuchelte für diese häusliche Gewerbthätigkeit eine solche Theilnahme, daß er nicht leicht ein anderes, als ein von seiner Gemahlin, Schwester und Tochter gearbeitetes Gewand anzog (Sueton. Aug. 73).

Alle Wolle, die nicht in der Krämpel sitzen bleibt, kommt zur Verarbeitung. Die Aufsicht führt auf den Gütern die Hausfrau oder die Meierin, in der entarteten Stadt ein Spinnmeister (lanipendus) oder eine Spinnmeisterin (lanipenda, Col. praef. XII. Juven. I. 68). Diese wie Jener, dem Sklavenstande angehörig, hält die Arbeiterinnen zum Fleiß an, theilet den Wollkämmerinnen (lanificae) oder den Spinnmädchen (quasillariae) die täglich zu spinnende Quantität (pensum) zu, wieget sie ab (Ovid. M. VI. 19. Trist. IV. 1. 13 Her. III. 75) und nimmt Wolle oder Garn wieder in Empfang. Das Gewicht muß dann unter Zurechnung von Schmutz und Brot (quisquiliae) passen, wo nicht, wird das Pensum zur Strafe vergrößert (Prop. IV. 7. 41.: III. 15. 15), das arme Mädchen auch wohl geschlagen, gestoßen, angespuckt oder sonst in einer Weise behandelt (Petron. Sat. 132. 626), welche Geschrei und Thränen auspreßt und das Spinnliedchen (ὠδὴ ἐριουργούντων) verstummen macht, unter dem sie vergaß, daß sie zu dem verachtetsten weiblichen Hausgesinde gehört (sordidissima pars familiae, Tibull. IV. 10. 3. Juven. II.

55 xc.) und welches ihr die reichlich zugemessene Tagesarbeit erleichterte (Pollux. IX. 125). Denn

Gern auch singet die Sklavin und drehet die emsige Spindel,
Denn der munt're Gesang kürzt und versüßet die Müh'.
Ovid. Trist. IV. 1. 13.

Das Verfahren ist folgendes: Die Wolle wird um den gewöhnlich aus Wolle gefertigten Wocken (Rocken, colus lana amictus, ἠλακάτη), der bei besondern Veranlassungen schmuck und zierlich aufgeputzt ist (Pl. VIII. 74. XXIX. 9. Plut. Quaest. rom. 31) gelegt; die Spinnerin hält ihn in der Linken, zieht mit der Rechten aus und dreht den naßgemachten Faden (udum stamen, Tibull. I. 3. 85. Sen. Herc. Oet. 373) mittelst der in kreisförmigen Schwingungen bewegten Spindel (fusus, κλωστήρ, Pl. XI. 27. Catull. 64. 313. Ovid. A. 695.: M. VI. 22), wickelt denselben dann auf Knäuel zum Verbrauch und legt ihn in ein, bei Homer (Od. IV. 131), länglich rundes Körbchen (quasillum).

Spinnen und Weben sind wenig einträgliche, in Rom verachtete Beschäftigungen; Alter, Noth und äußeres Elend treiben zu denselben.

Und auch Mikylos sah ich (gewaltige Schmerzen erduldend)
Wolle des Schaf's abkrämpeln und mit ihm krämpeln das Weib auch,
Fliehend des Hungers Gewalt im grausigen Kampfesgetümmel.
Crates 3.

Weber und Spinnerinnen gehören zu den ärmsten Leuten, die, mögen sie auch früh aufstehen und Abends lange sitzen, dennoch wenig (Virg. Aen. VIII. 407), kaum das Nothdürftigste verdienen. Dieß bezeugt des Leonidas von Tarent

Grabschrift einer alten Weberin.

Abendlich und frühmorgens vertrieb sich häufig die alte
Platthis den Schlaf und sie hat stets sich des Mangels erwehrt.
Etwas stets zu der Spindel und zum mitschaffenden Rocken
Sang sie, den Thoren bereits grauenden Alters genaht,
Etwas am Webstuhl auch, in dem Frühlicht immer sich drehend
In Athenä'as Bahn unter der Chariten Schutz
Die mit gerunzelter Hand auf gerunzeltem Kniee den Faden,
Der für den Webstuhl genügt, rundete lieblich und schön.
Achtzig Jahr' alt ging sie des Acherons Wasser zu sehen,
Platthis, nachdem sie so schön Schönes und Vieles gewebt.

So arm und gedrückt war das Loos dieser Arbeiterfrauen

schon zu Homers Zeit, wo ihnen auch schon die Wolle abgewogen wurde:

Wie die Wag' steht, wenn ein Weib, lohnspinnend und redlich
Abwägt Woll' und Gewicht und die Schalen beid in gerader
Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen.

Die ärmlichen Zustände der so viel beschäftigten Etrurier und hosentragenden Gallier können als nächster Beweis uns dienen, daß durch Spinnen und Weben wenig zu gewinnen ist. Das Loos derselben ist,

Arbeit, Kürze des Schlaf's und die Hand am tuscischen Wollvließ
Fleißig bemühet und hart.

Juven. VI. 208.

Darum wünschet der Dichter dem Mädchen:

Sie, die Keinem getreu war, muß von dem Alter gebeuget,
Darbend gewundenes Garn spinnen mit zitternder Hand,
Knüpfet für Andre um Geld grobfadiges Trum ans Geweb' an,
Zieht Wollklumpen heraus säubernd aus schneeigem Vließ.
Sie schaun lachenden Herzens die Schaaren der Jugend und sagen,
Daß sie im Alter mit Recht trage der Uebel so viel.

Tibull. I. 6. 77.

Dessenungeachtet sind die Arbeiter beider Geschlechter voll Heiterkeit und Sangluft bis in's Alter.

Manche mit Weben vertieft in dem Dienst treufleiß'ger Minerva
Singet, anschlagend den Rand tönt das Gewebe dazu.

Tibull. II. 1. 65.

So erscheint auch Circe:

— — Sie sang mit melodischer Stimme
Webend ein großes Gewand.

Hom. Od. X. 222.

Die Wollweberei soll, wie Varro (fragm. p. 363. ed. Bip.), vielleicht bestimmt durch die leichten, feinen Gewande von der Insel Cos, angiebt, eine Erfindung der Coer, nach Andern der Aegypter sein. Wir gehen nicht weiter auf Prüfung der Angaben ein und bemerken, daß auf den italienischen Villen Webstühle aufgestellt (Varr. I. 2), und neben den Spinnerinnen Weber und Weberinnen gehalten werden, deren Arbeitsschirmerin Minerva ist (Claud. in Eutrop. I. 273. Ovid. M. IV. 33. Tibull. II. 1. 65). Wo die Hausfrau selbst mit arbeitet, webt sie die feineren Gewande, die webenden Sclavinnen (textrices) das gröbere Zeug für das Gesinde; entgegengesetzten Falles gehen auch jene zarten

Stoffe (Mousseline), die, wie Seneca im Unwillen über die Zuchtlosigkeit seiner Zeitgenossen schreibt, den Körper nicht schützen, die Schaam nicht decken, die Ehebrecherinnen aber durchschimmern lassen, aus den geschickten Händen der Sklavinnen hervor (Senec. Controv. II. 15. Ep. 90).

Der Webstuhl (tela, t. jugalis, Cat. 10), dem, welchen der Deutsche kennt, nicht ganz unähnlich, steht aufrecht; demnach wird auch der Aufzug (stamen), der durch einen mehr länglichen als viereckig gebildeten Kamm (pecten, arundo, Ovid. M. VI. 55) aus dünnen Rohrstäbchen läuft, zusammen geschlagen wird (ferire percutere) und die Lage des Einschlages (subtegmen) eingerichtet. Je nach der Härte, Weichheit oder Gröbe des Einschlages oder Aufzuges halten die Weber noch eine andere Art Blatt (spatha, Senec. ep. 90. Hes. Op. 559), das weiter gezäunt ist. Den Einschlag führt ein gewöhnlich aus Buchsbaum gefertigtes Webschiffchen (radius) von einer Seite zur andern (Ovid. M. VI. 132. Digest. XXXII. 1. 6. XI. 1. 27).

Schwarze Wolle wird nicht gefärbt; die schwarzen Kleider der Römer haben die natürlich unverfälschte Wollfarbe (lugentes vellere lanae, Mart. XIV. 157); zum Färben tauget nur die weiße, an welcher die Farben so fest haften, daß sie wohl verschießen, nicht aber wieder vertilget werden können (Quintil. I. 5).

Farbe der Purpurschnecke vereint zum einzigen Körper
So sich mit Wolle, daß nichts von einander vermag sie zu trennen;
Nicht mit Neptunischer Fluth vermöchtest du nie sie zu waschen,
Nicht wenn mit allen Wogen das Meer ausspülen sie wollte.
Lucret. VI. 1073.

Verschossene Wollentücher lassen sich zwar wieder auffärben; am öftersten geschieht dieses bei den groben aus der Gegend von Piscennä (Pl. VIII. 73), sie erlangen aber ihre erste Schönheit nie wieder (Hor. Od. III. 5. 28). Indessen wird ein großer Theil der weißen Wolle ungefärbt verarbeitet, und um ihr eine schöne Helle zu geben, mit der Schwefelsorte geräuchert, welche Ergula heißt (Pl. XXXV. 50).

Zu allererst färbte man in Roth, später erst in Hochgelb, Grün, Violett und Blau (lana conchyliata, purpurea etc.); die Färbekunst in Purpur sollen die Bewohner von Sardes in Lydien erfunden haben (Pl. VII. 57). Wahrscheinlich gehört sie den Küstenländern Kl.-Asiens, wo der Purpur zu Hause ist, an, von

woher die Syrer, Assyrer und Babylonier ihr desfallsiges Bedürfniß befriedigt haben mögen (Virg. G. II. 464. Ezech. 27. 16). Die Kunst verbreitete sich über Italien, wo Satura in den pontinischen Sümpfen die besten, Tarent die berühmtesten Schönfärbereien hat (Pl. IX. 63), die aber doch die tyrischen nicht erreichen. Diese hier gefärbten Zeuge sind die besten, aber auch die theuersten, daß eine Luzerna wohl 10,000 Sesterz. kosten kann (Mart. VIII. 10). Auch die Gallier färben, zwar nach einem andern Verfahren, als die Parther (Pl. VIII. 73), aber sehr schön in Purpur (Mart. VI. 11. 7); ihre getränkten Wollzeuge gehen unter fremdem Namen nach Italien und tragen, wie ihre Gespinnste (Mart. XIV. 160. Juven. VI. 538) und Stopfkissen (tomenta, Pl. XIX. 2) bei, unsere gefärbten und ungefärbten Zeuge und Garne im Preise herabzusetzen.

Unter Griechen und Römern steht keine Farbe so hoch wie der Purpur; unsere Fasces bahnen ihm den Weg; dem Jüngling giebt er Würde; er veredelt jedes Kleid, unterscheidet den Ritter vom Senator und wird bei Triumphzügen mit Gold vermischt. Sie wird aus dem in einer weißen Schlundader enthaltenen Safte der sog. Purpurschnecke (ostrum, purpura) bereitet, von welcher man mehrere Arten kennt, die sich durch Nahrung, Boden und Aufenthalt unterscheiden, aber auch je nach ihrer Verschiedenheit dunklere und hellere, violette, bläuliche, hochrothe und andere Färbungen mit mehr oder weniger Glanz erzeugen. Sie findet sich an vielen Küsten des Mittelmeeres, des gätulischen Oceans (Hor. ep. II. 2. 181) und Griechenlands, namentlich Lakoniens, dessen Schnecken für sehr gut gelten, aber doch nicht mit denen von Tyrus zu vergleichen sind. Der tyrische Purpur wird für den besten gehalten, die Stadt hat so viele Färbereien, daß sie den Aufenthalt den Fremden unangenehm machen, sie ist aber durch dieselben zu Reichthum, Ansehen und Namen gelangt. Aller Purpur spielt etwas ins Dunkle und erhält von dem Sonnenlichte einen solchen Glanz, daß er mit dem reinsten Bergthau gewässert scheint (Philostr. I. 28); die tyrische Schnecke verleiht diesen Glanz im höhern Maße, als die griechische und lakonische. Der hier gewonnene Purpur hat eine dem geronnenen Blute dunklige und glänzend schimmernde Farbe.

Der Purpur wird so gewonnen, daß man die fleischigen Theile des Muschelthieres unter Abschäumen kocht, dann zur Probe reine

Wolle eintaucht und den Saft so lange siedet, bis sie die gewünschte hellere oder dunklere Farbe angenommen hat. In den meisten Fällen sind dazu fünf Stunden erforderlich, worauf sie gekrempelt, von Neuem eingetaucht und wieder gesotten wird, bis sie alle Farbe eingesogen hat. Auf funfzig Pfund braucht man von der Farbe der sog. Meertrompete (buccinum), die auf Felsen lebt und auf Klippen gesammelt wird, gegen zweihundert Pfund, sie taugt aber allein nicht wohl, denn sie verschießt und wird darum mit der eigentlichen, auf dem Meeresgrunde lebenden Schnecke, der sog. pelagischen, versetzt, von der man auf obige Wollpfunde nur 110 Pfd. braucht und dadurch die prächtige Amethystfarbe gewinnt. Um der Wolle den tiefen, schönen Glanz der tyrischen Färbung zu geben, wird sie zweimal gefärbt (l. dibapha), zuerst in roher und ungekochter pelagischer Purpurfarbe, dann in Buccinitfarbe, welche die zu starke Schwärze der Ersteren mildert. So zweimalige Färbung galt früher, wo das Pfd. Purpur etwas über 1000 Denar kostete (à 4 Sgr.) als Luxus; das war in den Zeiten der Einfachheit, wo der ältere Cato einen ihm erbschaftlich zugefallenen babylonischen Teppich von gewirkter Arbeit auf der Stelle verkaufte (Plutarch. Cat. 4); später ists anders geworden. Der Ober-Aedil, P. L. Spinther, unter Cicero's Consulate, war der Erste, der sich doppelt gefärbten Tuches bediente, was ihm, obwohl er nur die Prätexta so auszeichnete, sehr übel genommen wurde; jetzt werden alle Tücher zum Schmucke der Mädchen und Frauen (Tibull. II. 2. 15), zur Kleidung der Männer, zur Bequemlichkeit, selbst zur Ausstaffirung der Speisezimmer zwei Mal gefärbt. In ähnlicher Weise hat auch in Ansehung der verschiedenen Purpurfarben Geschmack und Mode gewechselt. In der Jugend des Cornelius Nepos stand der violfarbige Purpur in Ansehen und Begehr, später der rothe von Tarent (Hor. ep. I. 10. 27. II. 1. 207). Horaz rühmt den violetten und Plinius (IX. 62) sagt, daß die röthliche Farbe schlechter sei, als die schwärzliche.

Die Purpurpreise sind verschieden; am niedrigsten stehen sie, wo die Schnecken sich am zahlreichsten finden, und steigen mit dem Verbrauche. Unter der Regierung des Kaisers Augustus, wo der violette Purpur stark in Mode war, kostete das Pfund 100 Denare; jetzt kosten 100 Pfd. der Meergrundschneckenfarbe nie über 50 Nummen (à 1 Sgr.) und eben so theuer ist die Bucinitfarbe,

die halb mit Wasser, halb mit Urin verdünnt, jene belobte Blässe giebt und um so matter wird, je trockener die Wolle ist.

Zur Färbung braucht man ferner einige Pflanzen. Hierher gehört:

1. Der Wau (lutum luteum, herba lutea); er giebt der Wolle und Leinwand ein hohes Citrongelb oder Dottergelb, mit Blau versetzt ein lebhaftes Grüngelb (Tibull. I. 8. 52. Virg. Ecl. IV. 44. Pl. XXXIII. 26).

2. Die Färberröthe (rubia, Pl. XIX. 17., rubia tinctorum) mit stachlichtem Stengel, rothem Samen und Knoten, um welche Blätter im Kreise herum sitzen, ist in Italien, sonderlich in der Gegend von Rom, am besten; die Pflanze ist sehr gesucht und gewährt, so wie das Seifenkraut dem Pöbel, der die Pflanze sucht und verkauft, guten Verdienst. Sie schlägt von selbst aus, wird aber auch nach Art der Erven gesäet und kommt in den Provinzen in großer Menge vor. Die Färber setzen Kreide, die Pflanze Hysginus und andere Blumen zu, um helleres oder dunkleres Roth zu erzeugen (Vitruv. VII. 14. 1).

3. Helxine, ein seltenes, nicht allerwärts vorkommendes Gewächs, das aus der Wurzel viele Blätter treibt; aus der Mitte schwellt ein Gewächs wie ein Apfel hervor, das von den Blättern bedeckt wird (Pl. XXI. 56).

4. Sandix, nach Hesychius eine Staude mit scharlachfarbener Blume, ist vielleicht dasselbe Gewächs, mit welchem Gratius (Cyneg. 86) die Federn der Wildscheuche und Vopiscus den wollenen Purpurmantel gefärbt glaubte, der dem Kaiser Aurelianus aus Persien gesandt, von so göttlichem Glanze war, daß der römische Purpur dagegen aschfarbig erschien (Vopisc. Aur. 29).

5. Waid (isatis, vitrum), mit welchem die Britannier den Körper blau oder meergrün färben (Vitruv. VII. 14. Caes. b. g. V. 14. Marcell. empir. 23), ersetzt mit Taubenmist den Indigo, und wird in Italien zum Wollfärben gebraucht (Pl. XX. 2. 5).

6. Kokkus (coccus), ein Strauch von der Höhe des Dornstrauches, dem Mastixbaum ähnlich, nur daß die Blätter schwärzer und zarter sind; trägt eine Frucht wie Nachtschatten, von der Größe der Kichererbse. Man findet denselben in der Gegend von Ambrosus, wo er wie in Jonien und im übrigen Hellas den oben angeführten Namen führt; in der Landessprache der Galater im Norden von Phrygien heißt er Hys. Die Frucht ist zur Färberei

sehr gelobt (Pl. IX. 62. Hor. S. II. 6. 102. Diosc. IV. 46), noch mehr aber das an derselben entstehende mückenähnliche Thierchen, das davonfliegt, sobald es beim Reifen derselben ans Tageslicht kommt. In neuerer Zeit wird die Frucht geerntet, ehe die Thierchen sich bewegen können, um sie zum Wollfärben zu benutzen (Paus. X. 36. Pl. XXII. 2). So erlangt man die scharlachrothenen Gewande (coccinea indumenta, Lampr. in Alex. 42. c. lucernae, Mart. XIV. 131. c. vestes, Mart. IV. 28), welche die römischen Rothröcke (coccinati, Suet. Dom. 4. Mart. I. 97) prangend tragen. Bisweilen wird Purpur zugesetzt (Vitruv. VII. 14).

III. Die Ziege.

(Genus caprinum.)

Du hast, o Landmann, deine Aufmerksamkeit nicht einzig auf Acker, Feld und Vieh, sondern auch auf den Himmel, den Mond, den Stand der Sonne in den zwölf Zeichen (Virg. G. I. 252), auf die Stellung der Planeten und die Zeichen der Sterne zu richten, weil von dem Einflusse der Himmelskörper das Wachsthum deiner Saaten, die Gesundheit und das Gedeihen deiner Heerden abhängt. Sie sind es, welche auf Regen, Reif, Schnee, Wind, Wärme, Hitze, Thau, Kälte (Pl. II. 39) wirken. Vor Allem gebührt es auf den Orion

— — — Und des Arktur's Erscheinung
Sammt dem Gestirn der Böcklein zu schaun,

Virg. G. I. 204.

welches letztere, ein rauhes Gestirn (Pl. XVIII. 69), zu manchen Zeiten die Witterung verändert (Pl. II. 39). Du kennst das Gestirn des Widders, welcher in Aegypten am zweiten (Col. XI. 2) oder fünfundzwanzigsten April seinen Frühaufgang (Pl. XVIII. 66. 1), am neunundzwanzigsten September seinen Spätaufgang hält (Pl. XVIII. 74), und der Stern erster Größe, in der linken Schulter des Fuhrmannes, nicht weit von den Böckchen, die am achten Mai aufgehende Capella (Ziege), die, wenn sie den achten October ihren Spätaufgang hält, Regen und Unwetter bringt (Pl. XVIII. 66. Ovid. Fast. V. 113. Theocr. VII. 53) und dem Weinstocke von so verderblichem Einflusse ist, daß die Phliasier sich zur Abwendung desselben bewogen fanden, das Bild einer ehernen Ziege auf dem Markte zu Phlius aufzustellen, dasselbe mit Gold zu schmücken und

ihm göttliche Ehre zu erweisen (Paus. II. 13). — Wie kommt es denn aber, daß die Ziege an den Himmel versetzt worden ist? — Wisse, daß der neugeborne Jupiter von der Rhea der Themis, von der Themis der Nymphe Amalthea übergeben wurde, welche auf Kreta den jungen Himmelskönig durch eine Ziege, die Tochter der Sonne, säugen ließ, nach anderer Sage aber selbst eine Ziege, Aega, gewesen sein und die Nährung besorgt haben soll (Callim. H. in Jov. 46. Apollod. I. 1. 6). Diese Ziege brach einst an einem Baume eins ihrer Hörner ab; die Nymphe brachte dasselbe mit Obst und grünen Kräutern gefüllt dem Jupiter, der es aus Dankbarkeit unter die Sterne versetzte (Ovid. Fast. V. 120). Dieß war die Veranlassung zu dem berühmten Horn des Ueberflusses (cornu copiae), welches in der Dichtkunst und Plastik der Griechen und Römer häufig als Symbol aller Fülle, des Segens und Gedeihens erscheint. Nach anderer Erzählung versetzte er die ihn ernährende Ziege unter die Sterne, nach wieder einer Andern brach er der Ziege Amalthea selbst ein Horn ab, gab dasselbe den Töchtern des Königs Melisseus, und verlieh ihm eine solche Segenskraft, daß es sich, ausgegossen immer von selbst füllte (Apollod. I. 1. 6.: II. 7. 5), die Ziege aber machte er unsterblich, indem er ihr unter den Sternen einen Platz anwies (Arat. Phaenom. 156), nahm das Fell dieser Ziege (αἰγις) als Kleid oder zur Bekleidung seines Schildes (Aegis), dessen er sich im Kampfe gegen die Titanen bediente. Wenn er donnern will, rührt er es an und nahm damit zugleich den ehrenden Beinamen „Ziegenträger" (Aegisführer, αἰγιοχος) an (Hom. Il. XV. 308. 318. 229: XVII. 593. Diod. Sic. V. 70). Mag diese Sage auch noch so wunderbar klingen, so deutet sie doch sicherlich auf das hohe Ansehn, welches die Ziege schon in der ältesten Zeit unter den Griechen genoß (Varr. II. 1).

Die Zucht der Ziegen ist in Italien schwerlich so stark, wie in Griechenland, besonders in dessen trockenen und sonst weniger fruchtbaren Landschaften (Plutarch. Quaest. gr. 10). In den Wäldern der gewundenen Berghöhen Arkadiens, Lakoniens und Böotiens weiden außer Rindern und grobwolligen Schafen, zahlreiche Ziegenheerden, welche hier die trefflichsten Kräuter und Sprossen (Virg. G. II. 43) und ein mildes, ihnen sehr gut zusagendes Klima finden, ihrerseits auch die Bewohner in den Stand setzen, durch ihren Ertrag die wichtigsten Lebensbedürfnisse zu be-

friedigen. So war es hier von jeher und darum hat die Ziege in der Sagengeschichte dieses Volkes eine so bedeutende Stelle. Ziegenhirten waren es, welche den kaum geborenen Sohn des Thyestes, Aegisthus, den seine Mutter Pelopia ausgesetzt hatte auffanden und mit der Milch einer Ziege (αἴξ, αἰγος) ernährten; den Herakliden Caranus zeigten in unbekannter Vorzeit Ziegen den Weg nach Edessa auf Grund eines Orakelspruches. Er bemächtigte sich mit seiner argivischen Colonie der Stadt, welche er zum Sitze seiner Herrschaft erwählte und in Anerkennung dieser Dienstleistung „Ziegenstadt" (Aegea) nannte. Daher führte die Stadt auch eine Ziege auf ihren Münzen (Justin. VII. 1. 7. Vellej. I. 6. 5), die macedonischen Könige wählten sie zu ihrer Grabstätte (Diod. S. XIX. 52), zierten ihre Helme, wie viele Abbildungen erweisen, mit Bockhörnern und trugen am Kopfe oder an der Stirne Ammonshörner, die Sinnbilder Macedoniens, des rechten Ziegenlandes. Weit wichtiger aber ist für die Religion geworden, daß es eine Ziege war, welche, indem sie in den Schlund der delphischen Orakelstätte gerieth, in Verzuckungen fiel und dadurch Veranlassung zur Entdeckung des Platzes wurde (Diod. S. XVI. 26. Plutarch. de def. or. 42), ohne dessen rathenden Gott kein bedeutendes Unternehmen weder von Privaten noch Staaten begonnen werden konnte (Xenoph. Anab. III. 1. 4). Mit Beziehung auf diesen wunderbaren Ursprung tragen die delphischen Münzen das Bild der Ziege; eine solche wird auch in Delphi als vorbereitendes Opfer geschlachtet.

Man erzählt, daß Dionysos den Böotiern selbst gerathen habe, anstatt der bisher ihm geopferten Knaben eine Ziege als Sühnopfer jährlich zu bringen (Paus. Boeot. 8); somit würde diese Thierart die Menschenopfer der rohen Zeiten ersetzt haben. Gewiß hat in Griechenland die Ziege eine höhere religiöse Bedeutung als in Italien, — die höchste in Lacedämonien. Die Bewohner des Landes sind die einzigen unter den Griechen, welche sie der Juno, wie sie dieselbe nennen, der Ziegenesserin (αἰγοφαγος) und zwar darum opfern, weil sie derselben von Herkules, dem sie im Kampfe mit Hippokoon und dessen Söhnen beigestanden hatte, aus Dankbarkeit und in Ermangelung anderer Opferthiere dargebracht war (Paus. III. 15). Hohe Wichtigkeit und vielen Bedarf hat hier namentlich der Cultus des Pan. Er, in Italien und Sicilien der Beschützer und Segensherr der wilden

und zahmen Heerden und der Mehrer ihrer Fruchtbarkeit (Ovid. Fast. II. 271), wird mit einer Ziege, einem Bock oder Böckchen geehrt (Catull. XX. 15. Theocr. I. 4); seine Priester, sonst nackend, bedecken sich an den Lupercalien, seinem Feste (πανεια), den 15. Febr., mit Ziegenfellen und schlagen die ihnen begegnenden, sich selbst ihren Schlägen darbietenden Frauen, mit aus Ziegenhäuten geschnittenen Riemen, welche die magische Kraft besitzen sollen, Leibesfruchtbarkeit zu erwecken oder die diesem Vieh im hohen Grade eigenthümliche Brünstigkeit, wodurch es nach Lucians Zeugnisse, außer Kühen, auch zu Opfern für die Venus geeignet wird (Plaut. Poen. II. 1), auf sie überzutragen; hier aber ist der Gott nicht blos Gott der Hirten und Heerden, sondern, nach einer sich auch unter den Arkadiern vorfindlichen Vorstellung, der Erreger plötzlicher, ohne sichtbare Ursache sich unter einer Masse von Menschen oder Thieren, namentlich unter Kriegsheeren, ausbreitender Schrecken (panicus terror, πανεια, πανικος φοβος), wie man dieselben bisweilen bei weidenden Heerden bemerkt. Einen solchen Schrecken erregte Pan unter den Persern in der Schlacht bei Marathon und verhalf so durch seine Macht den Athenern zum Siege (Herod. VI. 105). Vor der Schlacht gelobten die Griechen auf Vorschlag des Kallimachos oder Miltiades dem schreckbaren Machtgott so viele Stiere zu opfern, wie Feinde erschlagen werden würden (Ael. v. h. V. 2. 15); als aber nachher eine der Anzahl der erschlagenen Perser — es sollen 64,000 Mann gewesen sein — gleichkommende Anzahl Stiere nicht aufzutreiben war, beschlossen die Sieger, entweder eben so viele Ziegen wie Stiere geopfert waren, oder was das Richtigere scheint, ihrer jährlich 3—500 Stück zur Erfüllung des Opfers dem siegverleihenden Pan darzubringen. Man kann nach derselben auf die Ziegenmenge dieses Landstriches einen Rückschluß machen! — Noch zu Xenophons Zeit wurde die letztangegebene Anzahl geopfert. Bei Lucian (Δις κατηγ. 10) begrüßt ihn Mercur als „Kriegshelden der Athener" und er versichert, daß ihm in Athen jährlich 2—3 Mal ein auserlesener, unverschnittener Bock, der eine tüchtige Ausdünstung um sich verbreitet, geopfert werde. Als schreckbarer Kriegsgott stand er in der Vorzeit dem Zeus, mit dem er auf dem kretischen Ida erzogen worden war, gegen Typhon (Apollod. I. 6) und die Titanen bei (Hygin. Astr. II. 28) und bewährte sich noch, als in späteren Zeiten die Gallier

unter Brennus einfielen, als Helfer der Griechen. Ueber Nacht nämlich sendete er Wahnsinn über die Barbaren, daß sie sich in zwei Theile trennten, einander nicht erkannten, ihre Sprache nicht verstanden, nicht einmal die Form ihrer Schilde bemerkten und ein furchtbares gegenseitiges Gemetzel anfingen, in welchem 10,000 Mann umkamen (Paus. X. 23. 5).

So ziemlich alle zahmen Thiere können auch wild vorkommen. So giebt es z. B. wilde Pferde, Rinder, Schweine und Schafe; man kennt die wilden Hunde in Indien und weiß, daß sich in den Hochländern Asiens (Xenoph. Cyrop. I. 5) die wilde Ziege noch findet (Aristot. h. a. I. 1. part. an. I. 3. 4). Der wilden Ziegen giebt es aber mehrere, nicht sämmtlich mit sichern Namen zu belegende Arten, deren vorzügliche medicinische Kräfte die Aerzte rühmen (Pl. XXVIII. 42. 5). Die Naturkundigen berichten von denselben manches Merkwürdige. So stellte Alkmäon, ein Pythagoräer aus Kroton, der sich als Arzt und Philosoph Ansehen erwarb, die Behauptung auf, daß die wilden Ziegen durch die Ohren athmeten (Arist. h. a. I. 11. 1); Archelaus schreibt dasselbe (Varr. II. 3. Pl. VIII. 76). Vielleicht trägt diese Eigenthümlichkeit bei, ihren Odem wärmer und ihre Begattung hitziger als bei den Schafen zu machen. Andere erzählen, daß bei ihnen ein schmaler Gang für den Athem durch die Mitte der Zähne und Hörner gerade ins Herz und in die Lungen führe,

Und wenn Einer umstreicht mit Wachs die Hörner der Wildgais,
Sperret er ab die Wege des Lebens, die Bahnen des Athems.
Oppian. Cyneg. II. 341.

Die elterliche und kindliche Liebe soll bei keinem Thiergeschlechte so groß sein, als bei den wilden Ziegen;

Wunderbar pfleget die Mutter die zarten, noch hülflosen Kinder,
Und es pflegen die Kinder die greisende Mutter im Alter.
So wie Menschenkinder die Eltern, gefesselt von Banden
Schmählichen Alters, belastet am Fuße, geschwächet in Händen,
Zitternden Leibes, sich dunkelnder Augen, in jeglicher Liebe
Sorglich pflegend, vergelten die drückende Last der Erziehung,
Also hegen die Kinder der Gaisen die Alten, die theuern,
In der Schwäche des Alters, wenn traurige Fessel den Leib hält;
Futter reichen sie dar, thaufeucht, gepflückt in der Blüthe
Mit der Schneide des Zahns und tragen auf äußerster Lippe
Her von dem Flusse Getränk, entschöpft dem dunkeln Gewässer;
Auch mit feschender Zung' belecken gänzlich den Leib sie.

Hast du gefangen im schlingenden Stricke die Mutter allein erst,
Kannst du auch greifen sobald mit der Hand die zärtlichen Lämmer,
Meinen mögest du auch, sie wolle verscheuchen die Kinder,
Denen sie bittend von fern entgegenruft im Geblöke:
Fliehet hinweg mir, theuere Kinder, verderblichen Jägern,
Und macht nicht gefangen die elende Mutter, noch kindlos.

Oppian. Cyneg. II. 343.

In den wasserlosen Gegenden Afrikas giebt's eine Art, welche nach Maßgabe der dortigen klimatischen Verhältnisse den Durst lange ertragen muß, aber auch als Mittel gegen den Durst dient. Die gätulischen Hirten finden in ihrem Körper Blasen, welche, angefüllt mit dem heilsamsten Safte, sie in den Stand setzen, ohne Quellwasser lange auszuhalten (Pl. X. 94).

In diesem Erdtheile findet man wieder eine Art, deren Hörner nach dem Kopfe zu stehen (Pl. VIII. 79).

Nicht viel größer als unsere Schaf' und zottigen Ziegen,
Aber eiligen Fußes im Lauf' und tapfer zum Kampfe,
An dem Haupte gewaffnet mit krummgewundenen Hörnern.

Opp. Cyneg. II. 327.

Ob die wilde Ziege Homers (Il. III. 24) Gems oder Steinbock sei, läßt sich nicht feststellen. Die Erstere hat Hörner, die wie Haken nach hinten gebogen sind (Pl. XI. 45); Talg und Milch gemischt, ist heilsam gegen Schwindsucht (Pl. XXVIII. 67).

In Aegypten und Libyen lebt die wilde Ziege, Onyx, in großer Menge, deren große, scharfe Hörner gute Vertheidigungswaffen abgeben (Diod. S. III. 27). Der Onyx hat die Sonderbarkeit, daß er sich dem Hundsstern, sobald er aufgeht, zuwendet, ihn ansieht und ihn durch Nießen begrüßt (Pl. II. 40). Die Römer halten dieses Thier in ihren Thiergärten, in denen es sich jedoch nur vier Jahre hält, worauf es abmagert (Col. IX. 1. 17). Der Onyx ist ein gräßliches Thier, von weißer Farbe wie Frühlingsmilch; die Backen sind schwärzlich, die Hörner schwarz, spitzig, härter als Erz, Eisen und Kiesel, giftig und hohl. Sein Sinn ist kühn und grausam; er fürchtet weder den bellenden Hund, noch das grunzende Schwein, noch den heiseren Stier, eben so wenig die traurige Stimme des Panthers oder das entsetzliche Brüllen des Löwen; selbst vor den Menschen scheut er sich nicht und man hat mehrere Fälle, daß er sogar die Jäger erstochen hat. Sieht der Onyx die Hauer des Ebers, die Zähne des Löwen

den mordsüchtigen Bär, so senkt er sein Haupt, wartet den Angriff ab und durchbohrt den Feind mit Leichtigkeit; das Blut fließt in Strömen, aber der Onyx kann sich von der Leiche des erlegten Gegners nicht wieder losmachen und stirbt mit ihm (Oppian. venat. II. 445).

Die Dama hat nach vorn gekrümmte Hörner (Pl. XI. 45); sie kommt in unsern Thiergärten vor (Col. IX. 1. 7). Gordian brachte deren 200 und Probus 1000 Stück zu den Jagdspielen nach Rom (Capitol. Gord. 3. Vopisc. Prob. 6).

Der Katoblepas oder Katoblepon in Libyen und im westlichen Aethiopien, um die Quellen des Nil, ist ein wildes Thier, kleinen Körpers, schwacher Beine; es hat hohe, struppige Augenbrauen, wilde, mit Blut unterlaufene Augen, die immer zur Erde gerichtet sind. Sein Kopf ist unförmlich groß und weil er zu schwer ist, immer zur Erde gesenkt, wodurch er das Ansehen des Stieres erhält. Die Gesenktheit seines Blickes und Kopfes ist ein wahres Glück für Alle, denn der Mensch, der dem Thiere ins Auge sieht, bleibt auf der Stelle todt (Pl. VIII. 32). Im Zustande der Boshaftigkeit geht ein giftiger Hauch aus seinem Schlunde, welcher Thiere und Menschen unter Krämpfen tödtet. Seine Nahrung besteht aus giftigen Wurzeln (Ael. VII. 5).

Der Strepsiceros, in Afrika Abdax genannt, hat aufwärts gerichtete, schraubenförmig gewundene Hörner, die am Ende glatt und spitzig sind (Pl. XI. 45).

Die Dorkas in Libyen ist sehr schnell, wird aber doch von dem libyschen Pferde eingeholt; man fängt sie in Netzen (Ael. XIV. 14).

Die Kemas, rasch, schnell wie der Sturmwind, geht mit ihren geraden, schönen Hörnern auf den Jäger los, schwimmt gut und lebt von Wasserpflanzen (Ael. XIV. 14).

Die wilde Ziege (ἄγριος αἴξ, Gems? Steinbock?) hält sich auf Klippen auf (Hesiod. Scut. 405) und hat sechzehn Faust hohe, zur Jägerei brauchbare Hörner, welche dazu oft verziert werden.

Schnell entblößt er den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
Schönem Gehörn, dem er selbst die Brust von unten getroffen,
Als er dem Felsen entsprang; am gewähleten Ort ihn erwartend.
Zielt und durchschoß er die Brust, daß rücklings am Fels er hinabsank;
Sechzehn Hand breit ragten empor am Haupte die Hörner.

Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
Glättete Alles genau und beschlug's mit goldenem Rande.

Hom. Il. IV. 105.

In Samothrace giebt es eine Art wilde Ziegen, welche die Römer Rota (rota) nennen (Varr. II. 1. 5).

In Griechenland findet man wilde Ziegen in Argos (Paus. II. 23) und auf dem Taygetus, auf welche, wie auf die dort vorhandenen Schweine, Hirsche und Bären Jagden gemacht werden (Paus. III. 20). Cicero (de nat. II. 50) gedenket einer Art auf Creta, die, wenn sie von Giftpfeilen getroffen, eine Pflanze, Dictamnus, aufsuchen, fressen und dadurch bewirken, daß das Geschoß ihrem Körper entfällt (Ael. v. h. I. 10).

Die kleine Insel Capraria (Caprasia, *Αἰγίλον*) im tyrrhenischen Meere, zwischen Populonium und der Nordspitze Corsica's (Varr. II. 3*), wie Capreä, der berüchtigte Aufenthalt des Tiberius, die ägetischen Inseln, dem Vorgebirge Lilybäum gegenüber, wahrscheinlich auch Caprasia in Bruttium und Caprä auf der istrischen Halbinsel, sollen von den Ziegen den bezeichnenden Namen erhalten haben.

Wilde Ziegen kommen in Italien auf den Gebirgen von Fiscellum und Tetrica vor; sie springen, wie Cato in seinen Uranfängen schreibt, von 60 Fuß hohen Felsen herab (Varr. II. 1. 5: II. 5).

Wenn Plinius (VIII. 83) die Bemerkung macht, daß es in Afrika keine Ziegen gebe, so können wir uns schon nach dem bisher Gesagten des Zweifels an der Richtigkeit um so weniger enthalten, als Aristoteles sagt (VIII. 28), daß in Libyen keine wilden Ziegen vorkämen und die Sage geht, daß Herkules die Ziegen aus Afrika zu uns gebracht habe (Varr. III. 1). Man weiß auch, daß die Aegypter, welche das Heiligthum des Mendes haben oder dem mendesischen Kreise angehören, wie die Thebaner zwar Schafe und keine Ziegen opfern, aber die Böcke heilig halten und einen derselben an dem Jahresfeste des Zeus schlachten, abziehen, mit der Haut des widderköpfigen Gottes umhängen und ihn dann in einer heiligen Gruft begraben (Herod. II. 42).

---

*) Jetzt giebt es auf der nicht beständig bewohnten Insel Tavolara bei Sardinien viele wilde Ziegen. Cetti berichtet, daß dort im vorigen Jahrh. Jagden gehalten wurden, auf denen bei 500 Stück erlegt wurden.

Wo die Ziege zuerst gezähmt worden sei, wer sagt es? In den Hochländern Asiens ist's vielleicht geschehen. In Indien sollen sie nach Ktesias, wie auch die Schafe, größer als bei uns sein (Ael. IV. 32). Gewiß ist sie eines der nutzbarsten Thiere, deren Ertrag an Milch, Käse und Fleisch von starkem Zuwachs hoch geschätzt wird. (Florent. Geop. XVIII. 9). Bei eben nicht schwerer Pflege geben sie

— — Milch in gesegneter Fülle;
Denn je voller geschäumt vom geleeretem Euter das Kübel,
Desto fröhlicher strömt aus gezogenen Brüsten der Reichthum.
Virg. G. III. 308.

Die Milch ist sehr nahrhaft, gesund und, weil die Ziege viel bitteres und anziehendes Laub genießet, zu jeder Jahreszeit, besonders im Frühlinge, schmackhaft, namentlich mit Honig gemischt.

In Italien pflegt man zwei Arten, dünn- oder kurzhaarige und zottige, mit und ohne Hörner (Col. praef.). Die Zoddelziegen, von vorzüglicher Güte auf den grasreichen, durch Sage und Geschichte bekannten, mit zahlreichen Kleinviehheerden besetzten Angern Numidiens und Libyens (Herod. IV. 155: 172. Polyb. XII. 3), erlangen in den Gegenden von Cinyps (im heutigen Tripolis) die größte Vollendung. Die italischen Gutsherren halten die Böcke wegen ihrer langen Bärte (Mart. VII. 95.) und Zoddeln hoch und ließen schon in früherer Zeit dergleichen von dorther zur Veredlung des einheimischen, wie es scheint, meist kurzhaarigen Viehes (Theocr. III. 5) und auch Scherer (Mart. VIII. 51) kommen (Virg. G. III. 306. Mart. VII. 95. 14); auch von den sicilischen Hirten werden diese langgezoddelten, gewöhnlich weißen, sog. libyschen Böcke, ungeachtet ihrer Stößigkeit, hochgehalten (Theocr. III. 5), sie nutzen durch Kämmen ihr Haar und sind stolz auf dieselben (Long. IV. 10). Vielleicht war es eine libysche oder durch libyschen Vater veredelte Ziege, welche Manalkas, Gais- und Schafhirt zugleich, wegen ihres gekräuselten Haares und ihrer Zuthulichkeit rühmt (Theocr. IX. 18).

Ein sehr schöner, großer Schlag findet sich auch auf der Insel Madia (Melos), woher wir ebenfalls Zuchtböcke zur Kreuzung kommen lassen. Diese Art scheint eine Verwandtschaft mit denen Kleinasiens zu haben, wo die Ziegen, wie Schafe und Ka-

ninchen vorzüglich langes, weiches und feines Haar haben. Die von Phrygien, Cilicien und Lycien sind wegen

— Bart's und greisenden Kinn's und niederwallender Zotten

Virg. G. III. 212.

weithin gerühmt; sie werden in ihrem Vaterlande (Varr. II. 11. 11. Aristot. VIII. 28), wie auch um die Syrten (Pl. VIII. 76) und in Celtiberien jährlich gerupft oder geschoren (Aristot. VIII. 28). Aus ihrem Haare bereitet man grobe Tücher, die sog. cilischen Zeuge (cilicia, cilicina), die am besten aus Tarsus kommen und nach ihren Erfindern benannt sind. Man braucht sie zur Bekleidung für das Landvolk, die Soldaten (Herodot. VII. 92), die Einsiedler (Paulin. in ob. Cels. 451. Sulpic. vit. Mart. 1. 7), zu Reisemänteln und Kleidungsstücken der Trauernden (Apoc. 6. 12), für welche sie wegen ihrer dunkeln Farbe wohl passen. Außerdem wird das geschorene Ziegenhaar noch zu Decken der Zelte (2. Mos. 26. 7) und Hütten (2. Sam. 7. 2), zu Schirmen gegen Wind und Wetter (Veget. IV. 6. Ulpian. XII. 17. Dig.) zu Säcken, Segeln, Schiffsseilen, zu Matratzen (Sulpic. Sev. ep. 1), zu Mänteln der Soldaten und Matrosen, zu Sklavenkitteln (Paulin. ep. 7), zu Schäferüberwürfen (Long. II. 2. IV. 2. 3), zu Schafdecken, zu Seilen und Schnüren an die Ballisten und Katapulten, zu Bändern an die Sägen, zu Schirmen an die Kriegsmaschinen gegen Pfeile und Brandfackeln, zur Verhängung der Belagerungsthürme (Joseph. b. j. III. 7. 30), zu Lappen, zum Poliren der Waffen, vornämlich zu Stoffen verarbeitet, die gegen Feuchtigkeit ausdauern sollen. So verwendet insbesondere der Italer (Sil. III. 274) diese Haare

Für des Lagers Gebrauch und zur Hüll' armseligen Schiffern.

Virg. G. III. 313.

Die Hirten flechten sie über Winter (Long. III. 3), wie die Bauern zu Röcken und Kitteln (tunica cilicia). Martial kennt auch Kappen aus Ziegenhaar, die Glatze zu bedecken (Perücke!), und Socken (udones, Ulpian. XXV. 4), namentlich aus Barthaar.

Aus dem Barte des stinkenden Bockes gemacht, nicht aus Wollhaar,
Kannst in cyniphischer Hüll' du verbergen den Fuß.

Mart. XIV. 138.

Die vorhin genannten Länder eignen sich wegen ihrer Waldhöhen vorzüglich für diese Zucht; die Ziege liebt bergiges, steiniges Land

Und schroff hängende Hügel, allwo Tamariskengebüsch steht,
Theocr. V. 101.

oder Bergwälder, wie Ithaka hat (Hom. Il. II. 632. Od. I. 186), weit mehr als Ebenen (Varr. II. 1. 3). Darum ist sie so zahlreich auf den felsigen Inseln Naxos (Athen. XII. p. 540), Samos und Ithaka (Hom. Od. IV. 606), von der es heißt:

Ziegen und Rinder in Meng' ernährt es; rings ist Gehölz hier
Jeglicher Art und zur Tränk' darin unversiegende Bäche,
Hom. Od. XIII. 246.

ingleichen auf dem wilden Gebirge des arkadischen Lycäus, des thessalischen Pelion (Pl. XXV. 53), des böotischen Kithäron (Eurip. Phoen. 808), des euböischen Telethrius und in den Berglanden des italischen Galliens, wo die Sprossen des dichtverwachsenen Buschwerkes und kleiner Bäume, wie Arbutus, Alaternus, Brombeeren, Dornen, Wildölbäume, Thymus (Hor. Od. I. 17. 6) liebliches Futter gewähren (Col. VII. 6). Wie die Gemsen, klettern die Ziegen auf die steilsten Höhen und die rauhesten Felsen. Während das langsame Schaf das Gras der fruchtbaren Ebenen gemächlich abweidet und dem Hirten gestattet, sein Lied zu flöten, muß der Ziegenhirt seinen Heerden rufend und springend weithin folgen, denn

Sieh', die Gaisen erklimmen Steinwänd' und abschüssige Felsen
Und die Euter geschwellt bringen dem Böckchen sie dann! —
Ovid. Rem. 179.

Unbekümmert um den Hüter gehen sie hier ihrer Nahrung nach, schützen sich klüglich vor Gefahren, die sie auf Anhöhen selbst auskundschaften, und erweisen in Umgehung derselben waghalsige Schnelligkeit und fest berechnete Geschicklichkeit (Virg. G. III. 316); die Wahrnehmung Mucians giebt dafür einen Beleg. Er sah zwei sich auf einem schmalen Stege begegnende Ziegen; keine konnte neben der andern vorbei, keine zurück, und herabzuspringen war wegen des reißenden Stromes nicht möglich. In dieser Bedrängniß legte sich die Eine nieder und ließ die Andere über sich weggehen (Pl. VIII. 76).

Die Ziegen heißen vorzugsweise „Nagethiere“ (caprae, Varr. II. 3) wegen ihrer üblen Neigung, an Gebüschen, Sträuchern, Bäumen und Saaten zu „nagen“ (carpere). Die Schafe fressen auf der Weide anhaltend und bleibend, die Ziegen aber gehen schnell weiter, suchen nur die Spitzen (Arist. VIII. 10), schälen

die Stämme, naschen von der Seite und verstümmeln alle Pflanzen von oben. In den Gesetzen über die Colonien ist darum bestimmt: Niemand soll Ziegen weiden, wo junge Bäume oder Sträucher stehen (Varr. I. 2. 17); bei den Verpachtungen pflegt man vorweg zu bedingen, daß der Pächter dieses den Pflanzungen schädliche Vieh (Virg. II. 196) nicht auf Ländereien weide, die mit Weinstöcken oder anderen Bäumen um- oder durchpflanzt sind (Varr. II. 3). Am verderblichsten sind sie der Rebe und dem Oelbaum, der unfruchtbar wird, wenn ihn eine Ziege nur beleckt oder in den ersten Sprößlingen verbeißet (Pl. XV. 8). Gern gehen sie auch an den Oleaster:

Bärtigen Ziegen behaget so sehr zu naschen den Oelstrauch,
Als ob Ambrosia sich und Nektar darüber ergösse,
Da doch nirgend ein Blatt so bitter dem Menschen hervorgrünt.
Lucret. VI. 971.

In dieser Schädlichkeit liegt die Ursache, daß die Sternkundigen die Ziege zwar an den Himmel versetzten, ihr aber eine Stelle innerhalb der zwölf Zeichen des Thierkreises versagten (Varr. II. 3) und daß Ziegenböcke dem Rebenerfinder, Bacchus, geopfert werden, um so die Schuld zu büßen, welche sie dem Weinstocke verursachen (Varr. II. 17).

— — — — — — — Das erste der Opfer
Fiel, wie billig, denk ich das Schwein, weil Saaten mit krummem
Rüssel heraus es wühlt' und die Hoffnung des Jahres vernichtet;
So auch der Bock, der Reben benagt an des rächenden Bacchus
Altar, ward er erwürgt und beide bezahlen die Schuld nur.
Ovid. M. XV. 111.

Andere Grundsätze sind im Cultus der Minerva geltend. Dieser Göttin opfert man kein Ziegenvieh, weil es derselben wegen des Schadens, den es an Oelbäumen anrichtet, verhaßt ist (Pl. VIII. 76). Nur einmal im Jahre wird ihr auf der Burg zu Athen eine Ziege geopfert, außerdem darf sich keine dort sehen lassen (Varr. I. 2. 18).

In Arabien sind sie am begierigsten nach Spezereistauden, als ob sie den Werth derselben kennten, vorzüglich aber nach dem Ladanum (cistus ladaniferus, *L.*); sie nagen dessen zarte, von süßem Safte geschwellte Zweige ab und wischen die dann abfallenden Safttropfen in ihren häßlichen Bart, in welchem sie sich durch den auffallenden Staub zu kleinen Kügelchen formen,

die von der Sonne getrocknet werden. Daher kommt es, daß sich im Ladanum häufig Ziegenhaare finden. Das Ladanum von Cypern, welches neuerdings das ächte heißt, ist ebenfalls ein durch die Naschhaftigkeit dieses Viehes erzeugtes Produkt. Wenn sie nämlich des Morgens, wo über der Insel gewöhnlich Nebel liegt, Epheublüthe fressen, setzt sich an den Kinnbärten eine Fettigkeit an, mit der sich, sobald der Nebel gefallen, der Erdstaub vermischt. Dieser klebrige Haarschmutz wird sodann mit Kämmen abgenommen und kommt als Ladanum zu uns (Pl. XII. 37).

Bei Begründung und Haltung einer Heerde richte Jeder sein Augenmerk auf geeignete Zuchtthiere, deren wesentliche Kennzeichen nachfolgen (Varro III. 3). — Der gute Bock (caper s. hircus) stamme von einer Mutter, welche jährlich zwei Junge bringt (Varr. II. 3); er sei sichtlich ausgezeichnet durch großen Körper, dicke Keulen, platte Nase, vollen und kurzen Hals und Nacken, lange Gurgel, eingekerbte, lange (Pl. VIII. 76), schlaffe und schwer bewegliche Ohren, die bei der syrischen Rasse eine Spanne und vier Fingerbreiten lang sind (Arist. VIII. 28. 3), durch kleinen Kopf, dichtes, glänzendes und recht langes Haar (Varr. II. 3. Col. VII. 6), welches in Italien (Varr. II. 1) zugleich mit der Wolle geschoren wird (Calpurn. V. 68). Zwei unter dem Kinne herabhängende Fleischglöckchen (verruculae s. mammulae, Col. VII. 6), lassen auf edle Art (Pl. VIII 76) und Fruchtbarkeit schließen (Varr. II. 3). Behangene Vorderseite hält man recht hoch (Pl. VIII. 76). Der ganze Leib muß dicht und lang gezoddelt sein, wie der des Hirten bei Theocrit (III. 4) und der des Lykidas (Theocr. VII. 15). Ein Solcher wird sich eignen zum Opfer für Priapus, ihm werde er gelobt!

Ja, ich schlachte die Färse, den zottlichen Bock und das Lämmlein,
Das ich im Stalle erzog. Gütig vernehm' es der Gott.

Theocr. ep. V. 16.

Böcken und Gaisen hängt unter dem Kinne ein Zopf Haare, der s. g. Bocksbart (barba hircina); deswegen heißt das Ziegenvieh auch Bartvieh (p. barbigerá, Lucret. V. 898). Bei dem Bocke tritt er sehr bald und stärker als bei der Ziege ein; bei der Schur werden die Barthaare von denen der übrigen Körpertheile allein gethan (Calpurn. V. 68). Den stärksten Bart haben die cinyphischen Böcke; in Arabien schwitzt aus demselben das zu vielen Salben und zu Räucherungen dienliche Ladanum, wie

das Harz aus dem Holze (Herod. III. 112). Der Bart macht die Zierde des Bockes aus; im Vertrauen auf denselben geht er der Heerde voran; seine natürliche Heftigkeit legt sich, wenn man denselben streichelt; er wird demüthig, wenn man ihn abschneidet und läuft im Gefühle der Schmach zu keiner andern Heerde (Ael. VII. 26. Pl. XXVIII. 56). Der schöne bartige Bock ist auch ein erwünschtes Opfer des Priapus (Catull. XIX. 15) und die Freude der Knaben, wenn sie ihn im Gespanne mit purpurnen Zügeln leiten.

Wahrlich, o Bock, es legten die Knaben die purpurnen Zügel
Auf und den Knieriem fest um den bezotteten Mund,
Roßwettkämpfe zu spielen umher um des Gottes Behausung,
Daß die Erfreueten Du sänftiglich tragest dahin.

Anyte 4.

Jeder Bock weiß sich gleichsam Etwas auf seinen Bart und ist stolz auf denselben.

Sieh hier Bromios Bock, den gehörneten, wie er so trotzig,
Wie so stolz er herab blickt auf den zottigen Bart;
Darum brüstet er sich, weil rosige Hände der Nais
Oft ihm das struppige Kinn auf dem Gebirge gefaßt.

Anyte 9.

Faßt Jemand Einen am Barte, so stutzen die andern Alle und gaffen wie die Ziegen, wenn eine ein gewisses Kraut käuet (Pl. VIII. 76. Arist. IX. 4).

Columella (VII. 6) verlangt schwarzes Glanzhaar. Die schwarze Haarfarbe gilt bei anderm Vieh als das Zeichen der Kraft, indessen sind die weißen, die zahlreich in Macedonien vorkommen, geachtet (Theocr. VIII. 40: III. 5), und zu fröhlichen Opfern zu brauchen: So im Gelübde:

— Den Altar wird der weißliche Bock, der gehörnete, färben
Welcher des Terpentins äußerste Spitzen benagt.

Theocr. ep. I. 5.

Auch zur Kleidung der Hirten lassen sich die Weißfelle benutzen. Ein Solches trägt Lykidas, nach Landessitte, um seine Schulter und

— — Erscheinet ganz wie ein Gaishirt
Denn er hatte des rauhen und dichtgezobbelten Bockes
Weißliches Fell um die Schulter von frischem Labe noch riechend.

Theocr. VII. 14.

Weiße Böcke müssen aber öfters gebadet werden als dunkele, weil sie, durch den im Kitzel der Wollust ausgesprützten Samen ihr Gesicht schwärzen (Arist. VI. 29. 4).

Die italischen und sicilischen Hirten weiden Ziegen mit und ohne Hörner (Theocr. I. 4. VI. 145. Virg. Moret. 22). In Libyen werden die gehörnten Widder sogleich mit Hörnern geboren und zwar nicht nur die Männchen, wie Homer (Od. IV. 85) angiebt, sondern auch die Andern; im Pontus aber, in der Gegend des Scythenlandes, fallen sie in Folge der Kälte hornlos und sind darum im Ansehn (Arist. VIII. 25: 28) den Schafmüttern ähnlich. Die Hörner der Ziegen sind wie die der verschnittenen Schaf- und Ziegenböcke, insgemein schwächer (Pl. XI. 45). Ob ungehörnte oder gehörnte Ziegen (p. mutilum s. cornutum) gezüchtet werden sollen, ist zweifelhaft. Die stumpfhörnigen rühmt, wegen ihrer Ergiebigkeit an Milch, der Hirt, der damit nach Hirtenweise ein Geschenk machen will:

Dir sei die Gais geschenkt, die stumpfgehörnte, zum Lehrgeld
Welche bis über den Rand stets voll die Gelte mit Milch füllt.

Theocr. VIII. 86.

Andere sehen mit Verachtung auf das des Stirnschmuckes entbehrende Vieh:

Schmählich das kolbige Vieh und schmählich das graslose Blachfeld,
Schmählich der Strauch ohne Blatt und das Haupt ohne Haar.

Ovid. A. a. III. 249.

Als Heerdanführer und zur Fortzüchtung gestattet Columella (VII. 6) nur kolbige oder hornverstümmelte Böcke. Die Hirten theilen großen Theiles diese Ansicht, denn, sagen sie, die Hornträger sind wegen der ihnen im höchsten Grade eigenthümlichen Muthwilligkeit und Ausgelassenheit kaum zu beaufsichtigen (Pl. VIII. 76), wegen ihrer Stößigkeit und Ueppigkeit trächtigen Müttern höchst schädlich und so kampflustig unter sich, daß ihre aufeinander klappenden Hörner abspringen (Long. I. 12. 25). Die aus fremden Landen eingeführten sind am kampfsüchtigsten (Arist. VIII. 28); sie gehen wohl gar auf den Hirten, wenigstens wenn er ihnen unbekannt ist. Daher die Warnung:

— Aber den Rammbock
Scheue mit weißlichen Zotten, den Libyer, oder er tunkt dich; —

Theocr. III. 5.

Deswegen beraubt man Böcke und auch Ziegen (Theocr. VIII. 85) ihrer Kopfzier, wenn schon Gehörnete als dem Pan wohlgefällige Opfer (Theocr. I. 5) gelten; in Gegenden, wo es viele Unwetter giebt, halten sie sich, weil der Kopf gleichsam mit einem Dache verwahrt ist, besser als die Kolben, die zumeist für heitere Gegenden passen (Col. VII. 2). Sie haben ferner den Vorzug eines viel dichteren, zum Scheren oder Rupfen wohlgeeigneten Haares (pili, Varr. II. 1. 11), das mit zunehmenden Jahren (Pl. XI. 94) und nach Kreuzungen mit der Rasse aus Ancyra in Nordphrygien (j. Angora — angorische Ziegen! —) stärker wird und unter dem Namen Ziegenwolle (lana caprina, Hor. ep. I. 18. 5) bekannt ist.

In Griechenland wird auf hochgehörntes Ziegenvieh seit Alters (Diod. S. fragm. F. 13) großer Werth gelegt. Man erzählt, daß die Hafenstadt von Aegira, bei Homer Hyperesia, ihren jetzigen Namen demselben verdanke. Die Bewohner der Stadt wurdeu nämlich einmal von den Sicyoniern mit einem Einfalle bedroht, glaubten sich aber denselben nicht gewachsen; sie brachten daher alle Ziegen im Lande zusammen, banden ihnen Fackeln an die Hörner, welche sie mit Eintritt der Nacht anzündeten. Die Sicyonier, dadurch auf die Vermuthung gebracht, es seien Hülfstruppen zu den Aegiraten gestoßen, von denen das Feuerzeichen herrühre, zogen wieder in ihre Heimath zurück, die Hyperesier aber gaben ihrer Stadt den jetzigen Namen und errichteten der Artemis Agrotera, durch deren Hülfe sie auf jene List gekommen zu sein vermeinten, an der Stelle, wo die schönste Ziege an der Spitze des Zuges sich niedergelassen hatte, einen Tempel (Paus. VII. 26).

Den Bock guter Art kennzeichnet ein großer, tief abhängender Hodensack und Sprunglust. Der Geschlechtstrieb erwacht bei Allen sehr früh; die schalkhaften Böckchen und Böcke dienen im Cultus, gleich den Ziegen, wegen ihrer zeugungslustigen Natur, als Opfer der Venus, der Vorsteherin der Zeugungen (Plaut. Poenul. II. 1. Virg. Aen. I. 419). Ihre Salacität ist so groß, daß sie schon im zartesten Alter (Ovid. M. XIII. 791) selbst noch am Euter versuchen, sogar mit der Mutter Blutschande voreilig zu treiben (Col. VII. 6). Ihre maßlose, schon im Blicke sich ausdrückende Wollust (Virg. Ecl. III. 8), die sie zu Versuchen mit eigenen Töchtern (Ovid. M. X. 328), Hirtenmädchen und zur

Begattung mit Schafen treibt, ist sprüchwörtlich (senex hircosus, Plaut. in Merc. III. 3. 14) und erschöpft ihre Kraft vor der Zeit. Der Bock in einem Alter von sieben Monaten schon zur Fortzeugung tauglich, ist im fünften Jahre dazu nicht mehr geeignet und ehe er das sechste vollendet, zum Greise gealtert (Col. VII. 6). In der gedachten Petulanz liegt der Grund, daß der Flamen Dialis eine Ziege so wenig wie einen Hund anrühren oder nur nennen darf. Die Thessalier halten auch die Ziegenmilch für stimulirend (Pl. XXV. 11. 42); die Ueppigkeit der Böcke scheint auf die sie stets umgebenden Ziegenhirten überzugehen. Wie in Deutschland die Schneider wegen ihrer Zaghaftigkeit bekannt und aus unbekannter Ursache „Böcke" genannt sind, so müssen bei uns die Ziegenhirten nicht selten den Vorwurf unmännlicher Ueppigkeit und bockähnlicher Geilheit hören. So spricht Priapos zu dem in Liebe vergehenden Daphnis:

Kuhhirt wirst Du genannt; doch ein Gaishirt scheinest Du jetzo!
Sieht die meckernden Ziegen der Gaishirt brünstig geliebkos't,
Schmachtend zerfließt sein Auge, daß nicht er selber ein Bock ward.

Theocr. I. 86.

Die Geilheit ist die Ursache, daß die Gatten und Männer der Heerde (Mart. III. 93. Ovid. A. a. I. 522. Hor. Od. I. 17. 8. S. I. 2. 27) so widerlich riechen. „Bocken" oder „wie ein Bock stinken" (hirquitallire, olere hircum, Hor. S. I. 4. 92) sagt man von Menschen, deren Ausdünstung den Odem versetzen möchte und eine Schmach, wenn's von Einem heißt:

— — — Die Felle der Böcke
Riechen bei dir fürwahr noch schlimmer als selber du riechest.

Theocr. V. 51.

Der Geruch theilt sich sogar, hauptsächlich in der Begattungszeit (Aristot. VI. 29), dem Fleische mit (Mart. III. 24. 6); es wird schlecht und nimmt einen widerlichen Geschmack an, der jedoch vergeht, wenn man ihnen am Schlachttage erst Gerstenbrot fressen und zerlassenen Laser trinken läßt (Pl. XXVIII. 81). Schade nur, daß dieß so schwierig ist, denn die Böcke, wie sie in ihrer Klugheit sehr gut wissen, daß der Speichel des Menschen den Thieren schädlich ist, so auch und vorher, wenn sie geschlachtet werden sollen; darum rühren sie dann kein Futter an (Ael. VII. 26). Dessen ungeachtet verschmäht das gemeine Volk solches Fleisch nicht. Bei Lucian (Δις κατηγ. 10) sagt Pan: „Zu mir,

der ich den gewaltigen Sturm der Barbaren zurückgeschlagen habe, kommt man jährlich 2—3 Mal, mir einen auserlesenen, unverschnittenen Bock, der eine tüchtige Ausdünstung verbreitet, zu opfern. Das Fleisch verschmauset man dann."

Der üble Geruch verliert sich durch die Castration, ein Geschäft, mit dem sich herumziehende Tuscier besonders zu befassen scheinen (Mart. III. 24). In Folge derselben tritt eine Veränderung der ganzen Körpergestalt ein. Die Böcke werden, wie alle Thiere, langschaftiger (Aristot. IX. 50), aber muthloser, die Hörner schwächer, aber die Hörnerknoten, das erwünschte Kennzeichen zur Beurtheilung des Alters beim Ankaufe, vergehen nicht (Pl. XI. 45).

Auf eine Heerde von 100 Ziegen rechnen Manche eine gleich große Anzahl Böcke, Andere erst Einen auf zehn, funfzehn oder zwanzig Mütter (Varr. II. 3). Bei Longus (IV. 10) erhält der Hirt auf 50 Ziegen 2 Böcke.

Die Ziege hat, wie das weibliche Schwein und Schaf, weniger Zähne als der Bock (Aristot. II. 3), sonst wesentlich dieselben Merkmale der Güte. Die Zuchtziege (Col. VII. 6) stamme von fruchtbarer Mutter, weil Fruchtbarkeit forterbt (Col. III. 10); sie trage am Halse zwei Hängeglöckchen (mammulae pensiles), ein recht großes, milchreiches Euter mit zwei Strichen (Pl. XI. 95), daß es auch der Nachbar lobt (Hor. S. I. 1. 110), sie gebe viele fette Milch (Col. VII. 6), nähre die Lämmer gut, halte sie fleischig (Geop. XVIII. 9). Man kauft lieber große als kleine (Varr. II. 1), kurz solche Ziegen, wie sie der Hirt rühmt:

Eine Ziege bekämst du mit Zwillingen, dreimal zu melken,
Die zwo Böcklein nährend, zugleich zwo Gelten dir vollmilcht.

Theocr. I. 26.

Dieß gründet sich auf Aristoteles (VI. 10) und Columella, nach denen die gute Ziege häufig zwei (Theocr. III. 35. V. 84. VIII. 45), manchmal drei, in seltenen Fällen sogar vier Lämmer bringt (Pl. VIII. 75); die gute Fütterung trägt zu Doppelwürfen zwar viel bei, doch auch die Gegend; in mancher Gegend sind nach der Versicherung des Hirten Zwillingsgebärerinnen gewöhnlich (Theocr. VIII. 45). Sie melkt der Hirt gern (Theocr. VI. 84) und auf solche muß der Hausvater halten; denn

Hier ist häufiger Zucht, hier Milch in gesegneter Fülle.

Virg. G. III. 308.

Die Eigenschaften der Milchfülle und Doppelgeburten besitzen zumeist die Abkömmlinge von Zwillingsmüttern und die folbigen Ziegen (Col. VII. 6: 8. Theocr. VIII. 84. Arist. VI. 19). Unangenehm ist, wenn zwei Mütter drei Böcke werfen (Col. VII. 6).

Die röthlichen Ziegen sollen die besten zum medicinischen Gebrauch (Pl. XXVIII. 47), die schwarzen die zuchttauglichsten sein; weiße sind aber dazu nicht verachtet (Theocr. III. 34. VIII. 49), nur müssen sie zur Erhaltung oder Wiederherstellung ihres Haarglanzes, vielleicht auch zur Vertilgung der Zecken, welche sie, wie die Schafe und Hunde, belästigen (Aristot. V. 21), von Zeit zu Zeit, bei warmem Wetter, in ein Flußbad gebracht werden. Dieß scheint ihnen selbst angenehm zu sein und daher die Verheißung:

Meine gehörnten Ziegen, o freut euch! Morgen, ja morgen
Bad' ich euch alle gesammt in dem sprudelnden Born Sybaritis!
Theocr. V. 145.

Wer zu einer guten Art Ziegen kommen will, muß Selbstanzucht treiben, starke Lämmer von guten Müttern und von Zwillingen das stärkste wählen. Bei Neubegründung einer Heerde dürfte es zweckmäßiger sein, einen ganzen Stamm als Einzelne aus vielen Heerden anzukaufen. Letzteres ist zwar leichter als jenes, zumal in Unteritalien, wohin aus den griechischen Emporien, die bedeutenden Schwein- und Ziegenhandel treiben, und aus Seestädten des ligurischen Meeres ganze Schaaren zusammengekaufter Ziegen gebracht werden; abzusehen aber von andern Nachtheilen, hält sich so zusammengebrachtes und einander unbekanntes Vieh nicht wohl zu einander, es zertheilt sich gruppen- oder familienweise, die fremden Böcke werden von den einheimischen stoßend, am Aergsten in der Begattungszeit, verfolgt. Aus Asien oder Afrika eingeführte Böcke sind auch, wie alle Thiere in diesen Erdtheilen, bösartiger als die Unsrigen (Arist. h. a. VIII. 28) und gehen sogar auf den Menschen (Theocr. III. 5).

Um und vor der Zeit der Begattung treten bei Schafen und Ziegen monatliche Reinigungen ein, die nach derselben Anfangs mit wenigem, später mit vielem Blutabgange wiederkehren. Der Geschlechtstrieb regt sich am stärksten im Frühlinge (Calpurn. V. 22); weil aber die Würfe dann in die heißen Tage fallen, ziehen Viele den Herbst zur Bockung vor, damit die Lämmer in kühlerer Zeit, wo es auch junges Gesproß und Laub giebt, bei

dem sie sehr gut gedeihen sollen. Schädlich jedoch ist es, die Böcke in kalten Wintertagen zuzulassen, weil dann, bei der großen Empfindlichkeit des Ziegenviehes gegen Kälte, häufig Fehlwürfe entstehen (Col. VII. 6).

Schafe und Ziegen, obschon im ersten Jahre fortzeugungsfähig (Aristot. V. 14), dürfen vor Vollendung desselben nicht begattet werden; werden Jährlinge (annicula) zu Müttern, muß man ihnen das Lamm sogleich wegnehmen, damit sie nicht säugend entkräften. Junge Ziegen dürfen nicht früher als gegen Ende des zweiten Lebensjahres, besser erst im dritten (Pl. VIII. 76), namentlich wenn die Lämmer zur Zucht verbleiben sollen (Col. VII. 6), besprungen werden. Zweijährigen können sie einige Zeit, bis zum Verkauf an die Händler belassen werden. Ueber drei Jahre sollte man auch nicht warten, denn ihre Fruchtbarkeit nimmt in Folge der häufigen Geburten frühzeitig ab (Col. VII. 6) und hört mit dem achten Jahre gänzlich auf. Bei uns erreichen die Ziegen kein höheres Alter, in Aethiopien aber von 10—11 Jahren (Arist. VI. 19. Pl. VIII. 75).

Die Milch tritt bei den Ziegen erst nach der Geburt ein; sie zu gewinnen, lassen die Bewohner des thessalischen Oeta nicht Eine belegen; sie reiben das Euter derjenigen, welche sie nicht tauglich halten, stark mit Nesseln und der dadurch entstehende Schmerz bewirkt die Absonderung der Milch, die zuerst blutig, dann eitrig, zuletzt aber wirkliche Milch und in demselben Maße wie bei Lammziegen abgesondert wird (Aristot. III. 20. 3). Der Deutsche auch macht seine Ziegen in ähnlicher Weise „klopfmelk".

Die Ziegen läßt man in der Regel im November empfangen, damit sie im März, wenn die Knospen der Gebüsche Müttern und Jungen sich entfalten, gebären (Virg. G. II. 517), oft aber auch im Frühjahre oder im Sommer, wo dann die Lämmer im Herbst fallen (Virg. Ecl. I. 14. III. 34. VII. 9). Mit Herbstende muß die Zeugung, zu welcher stets, weil dieses Vieh heißes Wetter eben so wenig wie kaltes verträgt, mildes Wetter zu wählen ist (Col. VII. 6), vollbracht sein.

Die Ziegen vertragen zu keiner Zeit allzunahrhaftes Futter. Schlagflüsse, welche oft ganze Heerden und gerade die bestens Genährten wegraffen, entstehen davon (Col. VII. 6). Für sichere Empfängniß ist Fettheit der Böcke (Arist. III. 18. V. 14) und

der Mütter besonders nachtheilig und sie dürfen namentlich in höherem Alter, wo die Anlage, fett zu werden, stärker hervortritt, nur mäßig gefüttert werden. Ohne diese Vorsicht

Trägt plattnasige Gais zwar den schmutzigen Herrn,

Ovid. A. a. II. 486.

sie bleibt aber unbefruchtet (Pl. VIII. 76). In mittlerem Stande belegt erfolgt die Empfängniß sehr leicht, meist bei dem ersten Sprunge, es wäre denn, daß gleich darauf Regen einfiele (Arist. VI. 19) oder der Sprung bei Tage (?) erfolgt wäre (Pl. VIII. 76).

Nach vollendeter Begattung werden Männchen und Weibchen getrennt, jene in's Feld, diese in Ställe gebracht, wo sie, wie die Widder, reichlicheres Futter, sonderlich Gerste, zur Stärkung erhalten. Trächtige Ziegen werden, wie trächtiges Rind- und Schafvieh, leicht wohlbeleibt; sie fressen auch mehr als die leeren, dürfen aber nicht zu viele Eicheln erhalten (Aristot. VI. 18. Col. VII. 6), die Fehlwürfe erzeugen.

Die Zeit der Trächtigkeit dauert vier (Varr. II. 3) bis fünf Monate (Varr. II. 2. Pl. VIII. 76. Aristot. VI. 19). Die kurze Trachtzeit macht möglich, daß Manche jährlich zwei Mal werfen (Virg. E. I. 10. III. 34. VII. 9. G. II. 150) und also vom dritten bis zum achten Jahre zwei Lämmer angenommen, vierundzwanzig Junge liefern kann. So ist's wenigstens, Gesundheit und unverkümmerte Nahrung vorausgesetzt (Aristot. VI. 19), in warmen Gegenden, namentlich bei den Ungehörnten, die im siebenten Monat nach der ersten Empfängniß gewöhnlich sich zu begatten wieder anfangen. Hält in der Zeit der Trächtigkeit kaltes Wetter an, verlammen Alle leicht (Pl. VIII. 76).

Es währt lange, ehe ein Menschenkindchen Vater und Mutter kennen lernt; aber gleich nach der Geburt (Ael. V. 25)

Kennt das meckernde Böckchen die wohlgehörnete Mutter,
Und das wollige Schaf das stutzige Lämmchen.

Lucret. II. 368.

Drei Monate behalten die Lämmer (hoedulae, Hor. Od. I. 17. 8), diese niedlichen, allerliebsten Dingerchen, welche die Hirten bis zum Küssen lieb haben und deren muthwillige, drollige Sprünge die Hirtenkinder nachmachen (Long. I. 8), das Euter, dann werden sie von den Müttern, die sich wieder begatten, gesondert, und wo sie unter der Altheerde zur Weide gehen, zur

Abwehr von dem Mutterenter, um das Kinn mit einer Stachelbinde (capistrum) versehen.

Mancher wehrt von den Müttern sofort die gesonderten Böcklein,
Und umheftet die Schnauz' von vorn mit gestachelter Binde.

Virg. G. III. 398.

Bei starken Zuchten werden besondere Lämmerheerden gebildet, die von dem Gebieter oder dem Althirten einem Jünglinge oder vom Vater, wie von Mykon (Calpurn. V. 5), dem Sohne, anvertraut (Theocr. VIII. 63), zugezählt und allabendlich überzählt werden (Virg. Ecl. III. 33); während dem hütet Jener die Altheerde selbst. So erziehen die Hirten ihre Kinder für ihren Stand und machen sie dazu durch frühe Gewöhnung tauglicher wie die, welche denselben später wählen. Diese Nachfolge im väterlichen Berufe erscheint mir als hoher Vorzug dieser armen Menschen, so daß ich wohl ausrufen möchte:

— — O wie glücklich der Mann, den kindergesegnet,
Spät in dem ärmlichen Haus langsames Alter befällt!
Er führt selber die Schaf', der Sohn die Lämmer zur Weide,
Und dem Ermüdeten wärmt Wasser zum Bade das Weib.

Tibull. I. 10. 39.

Die stärksten, von einer dreijährigen Mutter stammenden und die als Zwillinge gebornen Lämmer wähle Jeder zur Zucht; einzeln Geborene rühmt Demokritus wegen der ihnen beiwohnenden Heilkräfte (Pl. XXVIII. 42. 5). Die, welche nicht gehen bleiben sollen, werden zu Opfern für die den Hirtengesang befördernden Musen (Theocr. V. 80), für die Nymphen und andere Feld- und Heerdengötter ausgezeichnet, verschenkt, verkauft oder verspeist (Pl. VIII. 76). In allen Fällen bedürfen Zickelchen, um fröhlich heranzuwachsen und anzufleischen, gute Pflege und Nahrung. Fette Böckchen sind eine nicht unbeliebte Speise des Hirten (Theocr. I. 6) und des italischen Landmannes, welche er Gästen selbst an Festtagen vorzusetzen, sich nicht zu scheuen braucht (Hor. S. II. 2. 121). Der griechische Bauer genießt im Frühlinge zur Stärkung für die Sommerarbeit

Fleisch vom Erstling' der Gais und dazu rothfunkelnden Rothwein

Hesiod. op. 592.

mit demselben Wohlgefallen, wie der Morgenländer (1. Mos. 27. 9. 16), dem nur verboten war, sie vom Euter weg zu kochen, oder der Gutschmecker in Rom, der die Milch- und Gaislämmchen be-

sonders als zarte Delicatesse rühmt (Apic. VIII. 6) und namentlich auf tiburtinische einladet:

> Aus tiburtinischer Flur wird eins der fettesten Böcklein
> Kommen, so zart, wie keins in der Heerd', unkundig des Krautes,
> Wagt es noch nicht zu benagen Gesproß der niederen Weide;
> Milch hat mehr es, als Blut.
>
> Juven. XI. 65.

So lange die Lämmchen an der Mutter stehen, können sie milchfett werden; ihrer lüsternen, naschhaften Weise wird durch Zugaben von Blüthenbüscheln der Ulme, Sprossen des Mastix und der Weide (Nemes. I. 16. Juven. XI. 65), von Cytisus, Eibisch, Epheu und Arbutus, mit welchem auf dem Helikon auch die Alten gefüttert werden (Paus. IX. 28) und von anderem zarten Laube (Col. VII. 6. Pall. XII. 13), wie es der Hirt bei Theokrit (XI. 73) anräth und bei Virgil (Ecl. II. 30) thut, entsprochen. Den Winterlämmern, denen die Weide fehlt (Long. I. 21), gebührt ganz besonders nahrhaftes Futter, wozu sich außer den getrockneten Blättern der Ulme, Esche (Col. V. 6), des Mastix, auch Cytisus (Theocr. V. 127), Epheu (Virg. G. III. 307), Aegilos, die Sprossen des immer grünenden Arbutus eignen. Dabei

> Aber verschleuß auch nicht immer das Heu in der Strenge des Winters.
>
> Virg. G. III. 321.

So wachsen sie kräftig heran und können, wenn in der Mitte des Februar oder gegen Ende des römischen Jahres

> — — — Der kalte
> Wassermann absinkt und des Spätjahrs Ende befeuchtet,
>
> Virg. G. III. 304.

oder wenn die Plejaden aufgehen und Pales gesühnt ist, die Ställe mit der Weide vertauschen (Virg. G. III. 322. Varr. II. 2. 10. Hor. Od. I. 4). Der erstauswandernden „Zicklein grauliche Schaar mit munter hinschlendernden Hüter" gewährt einen fröhlichen Anblick, den Meleager in seinem schönen Frühlingsgemälde nicht vermissen läßt.

Die Angabe des gelehrten Aristoteles (VIII. 10), die Lämmer seien gesunder als die Ziegen, die Ziegen aber kräftiger als die (Schaf-) Lämmer, ist mit Einschränkung aufzunehmen, denn das Ziegenvieh fiebert beständig, ist nie ganz gesund und gegen Hitze, Kälte und Regen sehr empfindlich. Ungesunde Weide können sie nicht vertragen; darum preiset Horaz die günstige Lage

seines anmuthvollen Landgutes in der Nähe des Lucretilis im Sabinerlande, wo der schnellwandelnde Faunus

Abwehrt Sommergluth von Ziegen-
Heerden mir und auch die Regenwinde.
Gefahrlos suchen schweifend im sichern Wald
Erdbeeren auf durch's Dickicht, und Thymian
Die Weibchen meines derben Gaisbocks.
Weder vor grünlichen Schlangen beben
Die Zicklein, noch vor Wölfen, dem Mars geweiht,
Sobald das Thal, o Tyndaris, widerhallt
Und Ustikas, des sanftgesenkten,
Glattes Gestein von Schalmeientönen.

Hor. Od. I. 17. 2.

In Berücksichtigung ihrer schwächlichen Natur dürfen die ersten Triftzüge nicht weit gehen, denn

Nimmer verläßlich ist Treu' des Lenzes; bald heiterer Stirne
Lächelt er an, bald führt er in nächtlich dunkeler Wolke
Regen herauf und entreißt die Lämmchen, die armen, im Gießbach.

Calpurn. V. 46.

Der Aufbruch beginnt eine Stunde nach Aufgang der Sonne,

Säume dann nicht nach Aufgang der Sonn' den Schafen die Auen,
Dickichte Ziegen zu geben, so bald sie über den Bergwald
Lenkte die Bahn und erwärmte die erste Stunde der Tageszeit.

Calpurn. V. 29.

Im Fortschritte des Sommers geht's vor Anbruch des Tages fort, zum Genusse des vom Morgenthau versüßten, nachtfrischen Grases (Virg. G. III. 326. Nemes. I. 8);

— — Wenn längerer Tag die durstende Hitze daherbringt,
Und nicht häufig der Himmel dem wachsenden Gotte sich ändert,
Jetzo vertrau' die Heerden dem Wald, jetzt fernere Kräuter
Such; doch wand're das Vieh vor Tag aus; feuchtende Kühlung
Macht dann süßer die Kost.

Calpurn. V. 50.

Die Milch ist nie so schmackhaft als im März und April, wo die jugendlich ausgesproßten Spitzen der Gräser, Kräuter, Bäume und Sträucher im Milchsafte von dem Zahne des Viehes gleichsam geschoren werden. Am liebsten gehet es an Labruska (Virg. Cul. 51), Thymus (Hor. Od. I. 17. 5), Cytisus, Aegilus, Mastix, Melisse, Cistus (Theocr. V. 128), an Erlen und andere Busch- und Baumspitzen (Arist. VIII. 10), vor allem an Weiden (Virg. Cul. 54), wegen der ihnen eigenthümlichen Bitter-

keit; die Rinden der Bäume und Stämme schälet es gern ab. Brombeeren und Dornen sind nicht schädlich, eben so wenig Schierling (Lucret. IV. 644). Ja,

Bärtige Ziegen siehet man oft sich mästen von Schierling,
Trotzdem, daß er dem Menschen ein heftiges, tödtliches Gift wird.

Lucret. V. 897.

Rhododaphne aber (Pl. XVI. 32) und Aegalethron (Ziegentod, Azalea pontica, *L.*) ist tödtlich.

Wenn Orthagoras in seinen indischen Erzählungen angiebt, daß die Ziegen in dem Dorfe Koptha mit getrockneten Fischen gefüttert würden (Ael. XVI. 35), so dürfte er unter Römern schwerlich Glauben finden.

Die Ziegen halten sich auf der Weide nie recht zusammen; die üble Neigung, sich zu zerstreuen, wird dadurch noch gefördert, daß man sie in buschige, hügelige und felsige Gegenden treiben muß, wo sie sich, vielleicht in Folge ihrer zwei nur in der Oberkinnlade befindlichen Vorderzähne (Pl. XI. 61) zwar besser befinden und nähren, als auf Ackerlande der Ebene (Col. VII. 6), aber auch mehr vereinzeln (Varr. II. 3). In den Gebüschen bleiben die Weibchen hinter den eiligern Böcken zurück; diese gehen hierher, jene dorthin, kundschaften nach Gefahren, suchen nach Futter, entspringen den Hunden, verstecken sich vor Feinden; auch die Lämmer folgen den Müttern bergauf und bergab, bis diese ihre Zeit ersehen;

Eingedenk dann kehren sie selbst und führen die Zicklein
Heim, mit strotzendem Euter sich kaum aufmühend zur Schwelle.

Virg. G. III. 316.

Diese Unstätigkeit (Long. I. 17) macht das Geschäft der Hirten äußerst schwierig, besonders in Heerden, die von Schafen und Ziegen gemischt sind. Bald müssen sie durch Dornengestrüpp, bald über Abhänge, bald Einzelnen, bald Vielen vorangehen oder nacheilen, hier die abseits Laufenden locken, dort die Eiligen einhalten, die Springer scheuchen, dennoch aber — der Meier gebietet — die Heerde langsam treiben und gelassen behandeln. Man wird zugeben, daß die Erfüllung der letzten Anforderung für den guten Zustand und die Milchergiebigkeit von höchster Wichtigkeit (Col. VII. 6), aber schwer ist. Wer durch eigenen Anblick weidender Ziegenheerden sich von der Schwierigkeit ihrer

Hütung nicht überzeugt hat, nehme folgende Schilderung ihres Verhaltens zur Hand:

Schon im rosigen Licht verscheucht Aurora das Dunkel,
Als ein Hirt aus den Ställen zur fröhlichen Weide die Ziegen
Vorwärts trieb und des hohen Gebirg's Felsgipfel hinan klomm,
Wo hellflimmerndes Gras die gebreiteten Hügel gepolstert.
Jetzo im Wald und Gebüsch und jetzt im Thale zerstreuet,
Bergen sie sich; jetzt hurtig nach jeglicher Seite sich wendend,
Schlüpfen sie weit zum schroffen Geklüft' des verödeten Felsens;
Abgemäht wird grünendes Gras mit nippender Schnauze,
Auch der hängende Zweig des Erdbeerbaumes gerupfet,
Gierig die Frucht auch gekostet der Waldreb' unter Gesträuchen.
Diese mit rupfendem Biß' entrafft herschwebende Sprossen,
Bald der biegsamen Weid und bald der Erle, die aufschießt;
Diese durchwühl't des Gestäudes nach saftige Ruthen; und jene
Nagt hochher von dem Bord, vorstehendem bildenden Wasser.

Virg. Cul. 43.

Die Hirten würden so mannichfaltige Anstrengungen nicht aushalten, wären sie nicht von Jugend daran gewöhnt, und wären sie nicht starke, kräftige, rüstige Leute, eben so gewandt, den Ziegen auf die Felsen nach zu klettern (Ovid. Her. XVI. 55) wie unter Gestrüppen sich durchzuwinden. Hunde helfen ihnen weniger als den Schäfern, sie erleichtern sich aber die Schwierigkeiten, indem sie Leitböcke halten, jeder einzelnen Ziege einen bestimmten Namen beilegen (Theocr. V. 146) und alle gewöhnen, ihrem Pfiffe, Zurufe oder dem Tone ihres Hornes zu folgen (Long. IV. 10).

Mit der vierten Tagesstunde führt der Hirt sein Vieh zur Tränke (Virg. G. III. 327), sodann wieder zur Weide, unter Mittage zur Lagerung im Schatten eines Thales, Felsens oder Baumes (Virg. G. III. 331. Hor. Od. I. 17. 4. Virg. Cul. 106. Calpurn. V. 2), bis sich die Luft gekühlt und die erquickliche Abendweide begonnen hat. Diese ist nie zu lange auszudehnen, denn die Ziegen ruhen und schlafen gern, lieber als die Schafe, und kommen zur Zeit, ermüdet, von selbst, als ob sie zur Ruhe gebracht sein wollten. Wie die Schafe lagern sie, familienweise, mit einander zugewendetem Gesichte, doch nur bis zum Untergange der Sonne, nach welchem sie sich, wie die Hirten behaupten, nicht mehr ansehen können und darum auch das Gesicht von einander abwenden (Pl. VIII. 76. Aristot. IX. 3). In der Nacht sollen sie gleich gut wie am Tage sehen; dieser Eigenthümlichkeit

sich theilhaftig zu machen, essen die lusciösen Leute (lusciosi), nach griechischem Ausdruck die Nyktalopen (Blödsichtige), d. i. Solche, welche in Folge eines, besonders schwarzen Augen eigenen Fehlers, nur bei Tage sehen, um auch in der Dämmerung sehen zu lernen, Ziegenleber in herbem Wein gekocht (Pl. VIII. 76), sie trinken Bockblut, oder lassen den Dampf gekochten Ziegenfleisches an die Augen ziehen oder bähen die Augen mit Ziegenleber. Man glaubt überhaupt, daß aus Ziegenstoffen bereitete Medicin den Augen dienlich sei; Ziegengalle mit Honig dient gegen Dunkelung der Augen, Ziegenmist und Honig gegen Augenflüsse, Ziegenmark wider Augenschmerz, Ziegengalle, Honig und Kohlsaft als Salbe gegen Augenlider, wenn man zuvor die Haare ausgerupft hat (Pl. XXVIII. 47).

Weil die Luftverhältnisse in Italien mit seinen gelinden Wintern und großen Theiles feuchten Sommern sehr wechseln, bald frühlings-, bald herbstartig sind (Pl. II. 51.) und viele Gewitter vorkommen, so müssen die Hirten sehr bedacht sein, alle Viehheerden, insonderlich die Ziegen, zu schützen. Letztere scheinen ein Gefühl dafür zu haben, daß ihnen die Nässe schädlich, die Kälte tödtlich sei und suchen daher selbst (Paus. II. 23)

— — — — Schutz vor dem Sturm unten am Vorberg,
Wenn er kalt herwehend den Schnee und den schaurigen Hagel
Bringt; sie aber, obschon nach den Weideplätzen begierig,
Setzen sich nicht, weggehend, dem Sturm' aus, sondern sie bleiben,
Bis er verbraust, beisammen im Obdach felsiger Schluchten,
Weidend in Haufen umher in dem Dickicht unter dem Schutze
Schattiger Zweige, so lang bis das Wetter vertobt ist.

Quint. Smyrn. VII. 133.

Die Zärtlichkeit der Ziegen begründet die Forderung, daß die freien Sommerställe schaurig, südlich, oder südöstlich angelegt und mit Reißig oder Laub ausgestreut werden müssen (Varr. II. 3). Schlimm ist's, wenn über Nacht ein Unwetter kommt! — Die Hirten sollen die Hürden bei Nacht bewachen, damit nicht der Wolf unter der Heerde würge, oder der Dieb, vielleicht gar der treulose Nachbar sich ein Stück stehle (Mart. VI. 19). Wegen ihrer Frostigkeit (Virg. G. III. 319) werden die bedeckten Winterställe gegen den Winter-Sonnenaufgang oder Süden (Virg. G. III. 303) angelegt, warm gehalten (Varr. II. 3) und, sofern nicht eine natürliche Felsunterlage vorhanden (Col. VII. 6), mit Feldsteinen oder gebrannten Steinen ausgepflastert, damit Koth und

Mist täglich weggeschafft und ein trockenes Lager gewährt werde. Man streut den Ziegen weniger als den Schafen, man streut aber

— — — — — Damit nicht Kälte des Eises
Schade dem zärtlichen Vieh, durch Räud' und entstellende Krankheit.

Dieselben Materialien, wie bei den Schafen, werden dazu genommen, am gewöhnlichsten weiches Laub. Darum rühmt der Hirt, daß seine Ziegen

Wandeln auf Mastixlaub und der Erdbeerbaum ist ihr Lager.
Theocr. V. 128.

Auf Weiden (Hor. Od. I. 17. 7) und in den Ställen sind die Schlangen, besonders die grünlichen, sehr gefährlich. Der Hirt räuchere darum mit Ziegenhorn, Ziegenhaaren (Pl. VIII. 50), Hirschhorn, oder er führe einen Hirschzahn bei sich, oder er salbe sich mit dem Mark oder Talg eines Hirsches oder Hirschkalbes, denn den Schlangen ist nicht blos der Hirsch und sein Odem, sondern jedes seiner Glieder eben so sehr zuwider, wie das Blut oder Gehirn des wilden Schweines (Pl. XXVIII. 42).

In dem von vielen Bergen und Gewässern durchschnittenen, ziegenreichen gallischen Italien hält man, in Gemäßheit der unruhigen, beweglichen Natur dieses Viehes, lieber mehrere als große Heerden, denn diese lassen sich schwerer leiten und sind verheerenden Krankheiten stärker unterworfen. Zählen sie 50, höchstens 100 Häupter (Long. II. 10), wie sie im salentinischen und casinatischen Gebiete vorkommen, sind sie stark genug (Varr. II. 3). Die Erfahrungen des Ritters Gaberius mögen zum Beweise dienen, wie nachtheilig große Heerden sein können. Er hatte in der Nähe der Stadt ein Landgut von tausend Juger; von einem Hirten, der täglich zehn Ziegen zur Stadt trieb, hörte er, daß ihm täglich jede einen Denar (etwa 3 Sgr. 9 Pf.) einbringe. In Hoffnung auf einen verhältnißmäßig eben so großen Abwurf, kaufte er auf der Stelle tausend Ziegen; seine Hoffnung aber täuschte, denn in kurzer Zeit verlor er sie alle durch Krankheit (Varr. II. 3), Kommt solch' ein Unfall vor, darf zum Ankauf einer neuen Heerde nicht eher geschritten werden, bis die Jahreszeit vorüber ist, welche die Krankheit hervorgerufen hat (Col. VII. 7). Am schlimmsten sind die Pestausbrüche auf den fernen Sommerweiden; den Hirten bleibt nichts übrig, als die Leichname

— — — — Habichten dort, scharfklauigen, scharfes Gebisses,
Die auf starrender Klippe mit Lärm und Geschrei sich bekämpfen,
Wenn sie die Gais des Gebirges ereifert

Hes. Scut. 400.

zu überlassen und die Felle dem Eigner zu erhalten. Sie machen einen nicht unbedeutenden Gegenstand des Verbrauches und Handels jetzt noch aus. Wie nämlich die Athener jetzt noch auf Ziegenfellen schlafen (Arist. nub. 10), und die leibeigenen Bauern des ältesten Griechenland's (Diod. S. IV. 49. Pausan. II. 23), oder die rohen Einwohner des libyschen Gebirges, der Scheidegrenze von Aegypten (Nicaeten. I. 1. 2), oder die Gätulier und Sardinier durchgängig, die Lycier sogar im Kriege (Herod. VII. 93) sich damit bekleideten, so benutzen sie die niedern Volksklassen in Italien und ohne alle Bereitung zu demselben Zwecke. Als sicilischer Hirt trägt Lykidas ein Bockfell über die Schulter (Theocr. VII. 15) und den armen Moretus

Umhüllet der Balg der gezobbelten Ziege.

Virg. Mor. 22.

In Griechenland hat sich die alte Tracht ebenfalls erhalten; darum heißen in den Trauerspielen alle an Vätersitte festhaltenden Leute „Fellmänner (διφθερίαι)“, in den Lustspielen so alle Landleute (Varr. II. 11. 11). Die Kleidung der Priester des Pan besteht aus dem Felle eines geopferten Gaisthieres; und er verschmähet es so wenig, daß die Hirten dasselbe ihrem Schutzgotte als Weihgeschenk an einem seiner Lieblingsbäume, manchmal unter besonderer Inschrift, aufhängen.

Teleson hat dir, o Pan, Gaiswandelnder, Ziegenbeklauter,
Hier ein Fell auf der Flur an die Platane gespannt.

Leonid. Tarent. 34.

Außerdem bedarf das häusliche und gewerbliche Leben in Italien sehr viele Ziegenfelle. Bauern und Hirten ruhen auf denselben über Nacht; der Schmidt läßt damit seine Blasebälge beschlagen (Hor. S. I. 2. 19); sie dienen zu Schläuchen (Hor. S. I. 4. 19) u. s. w.

Was soll ich endlich über den Gesundheitszustand der Ziegen sagen? Nichts, als was ich schon sagte: Sie sind nie gesund. Archelaus hat dies behauptet (Pl. VIII. 76) und Varro nach ihm. Deswegen habe der Meister schriftlich aufgezeichnete Recepte, damit er sich bei gewissen Krankheiten, besonders bei Wunden durch Verletzungen in dornigem Gebüsch und Hornkämi-

pfen (Varr. II. 3) zurechtfinde. Bei manchen Unfällen kommt ihnen ihre schon gedachte Klugheit zu statten. So heilt die Ziege ihre mit Blut unterlaufenen Augen dadurch, daß sie sich eine Binse hineinstößt und das Blut herauslaufen läßt; der Bock thut dasselbe an einem Dornstrauche (Pl. VIII. 76).

Häufig fallen die Ziegen bei der größten Munterkeit und besten Leibesbeschaffenheit plötzlich, in ganzen Heerden, nieder, meistentheils in Folge allzureichlicher Ernährung. Tritt dies bei einem oder bei zwei Stücken ein, muß der Meister Allen Blut entziehen, die Tagesweide verkürzen und volle vier Mittagsstunden in dem Gehege halten. Werden sie von Schlaffheit befallen, gebe er Rohr als Futter und einen Trank von klar gestoßenen Weißdornwurzeln mit Regenwasser. Schlägt dieses Mittel nicht an, ist das Vieh zu verkaufen, wo nicht, abzuschlachten und das Fleisch einzusalzen. Bei Wassersucht hat der Hirt unter dem Vorderbuge einen leichten Schnitt in die Haut zu machen und die entstandene Wunde nach Abträufelung des schädlichen Wassers mit flüssigem Pech zu heilen. Schwellen nach dem Lammen die Geburtstheile an, gieße er einen Sextar Mostkochsaft (defrutum), in dessen Ermangelung guten Wein, ein und lege Wachssalbe (cerotum) auf (Col. VII. 7).

IV. Der Hund.

(Genus caninum.)

Der Hund (canis) gehört, weil er nicht mit Grasfutter ernährt wird, nach Ansicht der Rechtsgelehrten, zwar nicht zu dem landwirthschaftlichen Kleinvieh, aber zu dem halblauten Villenzubehör (instrumentum semivocale); demgemäß wiesen ihm Varro (I. 21) und Columella in ihren Wirthschaftsbüchern eine Stelle zu und wir dürfen ihn unsern landwirthschaftlichen Bildern um so unbedenklicher einreihen, als er nicht blos zum Vergnügen, sondern hauptsächlich zum Nutzen und Vortheile des Menschen geschaffen ist.

Es ist schwer, die vielfachen guten Eigenschaften dieses mit so vortrefflichen Anlagen ausgestatteten Hausthieres erschöpfend aufzuführen, welches, das Pferd etwa ausgenommen (Pl. VIII. 61), wie kein Anderes, seinen Herrn kennet, liebet und schmeichelt, ihm Wacht hält im Hause und Hofe, ihn auf Wegen und Jagden begleitet und von Haß gegen jeden Fremden erfüllt ist. Die fast unglaubliche Spürhaftigkeit, die Jagd-Gewandtheit, der Muth gegen die stärksten Raubthiere zogen den Hund schon in den frühesten Zeiten und fast überall in die Nähe der Menschen (Cic. nat. II. 63). Es dürfte nur wenige Länder geben, wo man ihn nicht kennet, oder, wie in Delos und den heiligen Inseln (Xenoph. verat. 5), nicht duldet und nur wenige Völker welche, wie einige morgenländische, seine Beißigkeit, Gefräßigkeit (Jes. 56. 11), Unverschämtheit, Unreinlichkeit, Unzüchtigkeit, Kargheit und Gierigkeit öfterer als seine Klugheit, Gelehrigkeit, Wachsamkeit, Schmeichelhaftigkeit, Anhänglichkeit und Muthigkeit

(Arist. h. a. I. 1) erwähnen und über seine Vorzüge stellen. So namentlich die Juden, welche ihn verachten (Eccles. 9. 4), öfters mit dem Schweine zusammenstellen (Jes. 66. 3. Matth. 7. 6. Hor. ep. I. 2. 26: II. 2. 75) und selten anders, als zur Bewachung der Heerden und Häuser (Hiob. 30. 1. Jes. 56. 10), zum Vergnügen erst in spätern Zeiten (Tob. 5. 16. Matth. 15. 27) halten. Wir lassen dahin gestellt, ob die Ursache der Abneigung in der Wildheit und Bösartigkeit der asiatischen Rassen (Ps. 22. 17. 21), die sich nicht leicht an Herren gewöhnen, hungrig des Nachts die Gassen, bei Tage die Felder durchstreifen, gefräßig sind (Jes. 56. 11), gefallenes und zerrissenes Vieh zur Nahrung sich machen, auch menschliche Leichname herumschleifen, verzehren und Anlaß zu der Redensart gegeben haben, — „die Hunde werden dein Blut lecken, dein Fleisch fressen" zur Bezeichnung des gewaltsamen oder schmählichen Todes dessen, dem kein ehrliches Begräbniß zu Theil wird (1. Reg. 14. 11: 16. 4: 21. 19: 22. 38. 2. Reg. 9. 10. 36. Ps. 59. 7. 15. Jer. 15. 3), oder sonst wo liegt.

Die ältesten und berühmtesten Völker dagegen, die Griechen, die Aräer in Samaria, am meisten die Aegypter zeichneten den Hund aus. Letzteren ist er nicht blos Haus= und Heerdenwächter, sie halten ihn so werth, daß sie ihn auf Denk= und Grabmälern abbilden, sich von den im Süden wohnenden Völkern, neben lebendigen Löwen und Schakalen, Hunde als Tribut geben lassen, den Tod eines Haushundes als den großen Trauerfall im Hause ansehen, bei welchem die Hausgenossen Leib und Kopf bescheren; den Leichnam begraben sie in heiligen Gräbern, Jeder in seiner Stadt (Herod. II. 66—67). Sie rühmen vom Hunde, daß er der Leibwächter des Osiris und der Isis gewesen oder der den Osiris suchenden Isis vorausgeeilt sei, durch sein Heulen seine Bereitwilligkeit mitzusuchen ausgedrückt und Thiere wie Menschen, die ihr gefährlich hätten werden können, abgehalten habe. Aus Rücksicht auf diese den Landesgottheiten erwiesenen Dienste, stellen sie den Anubis, den Gott, bei dem sie schwören, mit einem Hundskopfe dar, lassen Hunde die Procession am Isisfeste eröffnen und unterhalten das alte Gesetz, daß auch die Wölfe, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Hunden, göttlich verehrt werden (Diod. S. I. 87. 88). Der Hund ist ihnen heilig; einen District im Lande benannten sie nach ihm, vielleicht mit Rücksicht

darauf, daß der Nil das Land zu bewässern anfängt, wenn der Hundsstern am Himmel aufgeht (Ael. X. 45). — In Hyrkanien, dessen starke Hunde zur Hirschjagd (Lucret. III. 750) und zum Kriege (Ael. VIII. 38) vorzüglich geeignet sind, hält das Volk für das beste Begräbniß von Leichen, wenn sie von Hunden zerrissen werden. Jeder ernährt, nach Maßgabe seines Vermögens, deren eine Anzahl, welche ihn nach seinem Tode einst zerfleischen sollen (Plutarch. an vitios. 3. Cic. Tusc. I. 45); denen, die dazu nicht Vermögen genug haben, werden sie eben so auf öffentliche Kosten gehalten, wie das römische Volk seit langen Jahren mehrere auf dem Capitole aus anderer Absicht unterhielt (Cic. pr. Rosc. 20).

So weit zurück und so weithin Nachrichten gehen, tritt zwischen Hund und Menschen eine diesem wie jenem von der Natur eingepflanzte Zuneigung vor. Er erscheint auch im Morgenlande als Hüter und Wächter an der Thür des Reichen (Luc. XVI. 21), wie an der Hütte des armen Mannes (Tob. VI. 1: XI. 9); er macht ein Zubehör der Burgen der griechischen Herrscher der ältesten Zeit (Hom. Od. XIV. 29) und der Palast-Höfe ägyptischer Könige aus (Theocr. XV. 43) und bewacht die erhabene Schwelle Evanders (Virg. Aen. VIII. 461); er vertheidigt Leben und Eigenthum auf den Kriegswagen der Cimbern (Pl. VIII. 61), auf den Gehöften der Güterbesitzer (Lucian. Luc. 18) und um die Laubhütten der Hirten in Apulien und Bruttium; er folgt den Wanderern am Wasser des Tigris (Tob. VI. 1) und den reichen Römern auf die Prachtvillen bei Tibur. Gelehrte (Arrian. venat. 5) und Heldenjünglinge ziehen ihn auf, wie Odysseus seinen Argos; Achilles ernährte ihrer neun (Hom. Il. XXIII. 171) und überall darf er dem Tische des Reichen und des Sclaven (Phaedr. III. 7. 22) sich nahen. Er theilt die Kost des stolzesten Gebieters (Hom. Od. XVII. 309. Matth. XV. 27), und ist doch auch zufrieden, wenn er sich nur von den abfallenden Brosamen seines Tisches sättigen kann.

Bei andern Hausthieren fragt der Gebieter nach dem Ertrage ihrer Haltung nicht, aber bei dem Hunde. Der Römer, der ihn nicht selbst füttern und erziehen mag, bringt ihn zeitweilig in fremde Kost und Lehre (Mart. XI. 70. 1), nimmt ihn später erst zum Vergnügen an, schmückt ihn mit einem Halsbande, das seinen Namen trägt (Morcelli de stil. inscript. lat. II. 2. 3),

führt ihn an Leitriemen, begrüßt ihn zärtlich (catulus, catula, catella), läßt ihn unter oder in seinem Bette schlafen (Prop. IV. 3. 55. Lucian. φιλοψ. 27. Mart. I. 110), sich von ihm auf Reisen und Jagdabenteuern begleiten und schützen. Die Liebhaberei geht in die höchsten Stände. Alexander hatte in seinem Gefolge einen selbstaufgezogenen Hund, Peritas, den er sehr liebte; als ihm in Indien das Thier verloren ging, wurde der König so tief ergriffen, daß er zu dessen Andenken eine gleichnamige Stadt erbaute (Plutarch. Alex. 61). Der Kaiser Nero gestattete dem Prätor Aulus Fabricius, Hunde zum Ziehen der Wagen abzurichten und sie statt der Pferde auf die circensische Rennbahn zu bringen (Dio Cass. LXI. 6). Heliogabal hielt ihrer eine namhafte Anzahl, darunter vier von ausgezeichneter Größe, die er vor seinen Wagen spannte; mit diesem Gespann fuhr er in den Räumen des kaiserlichen Palastes und als Privatmann auf seinen Landgütern und fütterte sie mit Gänselebern (Lamprid. Heliog. 21. 28). Der Kaiser Hadrian, der große Jagdliebhaber, war auch ein großer Freund von Hunden und ließ ihnen, wie seinen Pferden, Denkmale*), gewiß nicht ohne Grabschriften**), setzen (Spart.

*) Man gedenket dabei an Friedrich II., der, wie in mancher anderer Beziehung, auch in der Liebhaberei zu Hunden dem Cäsar ähnlich war. Der König hatte stets 3—4 Windspiele um sich, wovon das eine der Günstling, die anderen dessen Gesellschafter waren. Der Günstling lag stets neben ihm, auch in seinem Bette und bekam das Futter aus seiner Hand. Er liebte die Hunde, weil er behauptete, sie hingen ihm mehr an als die Menschen und ohne Nebenabsichten; Biche und Alkmene leben mit ihm in der Geschichte. Alle hatten ihre Gräber auf der Terrasse von Sanssouci; in einer trüben Stunde wollte sich der König selbst unter sie begraben lassen. Als die vom Feinde gefangene Alkmene wieder zurückkam, sprang sie auf den Tisch, wo der König gerade schrieb, und legte die Vorderpfoten zärtlich um seinen Hals; Biche nahm ihm zweimal die Feder aus der Hand, als er zu lange in die Nacht hinein geschrieben hatte. König Heinrich III. wendete jährlich 100,000 Goldgulden auf Lyoner Hündchen, deren er immer einige in einem Korbe am Halse hängen hatte, selbst in Audienzen und in der Kirche. Karl II. ging nie ohne Hunde in den Staatsrath und sein Nachfolger Jakob rief in einem Sturme: „Kinder, rettet mir nur meine Hunde und Malborough." Katharina I. rettete einst einen Verbrecher, gegen den der Zaar ungemein erbittert war, indem sie seinem Hunde, Lisette, eine Bittschrift an das Halsband steckte, und Peter verzieh lachend.

**) Ziemlich im classischen Geiste ist gehalten die nachstehende „Grabschrift" von Haug:

Zierlich wedelndes Hündchen, so mußte des finsteren Gottes
Herrischer Ruf auch dich ziehen hinab in die Nacht!

Adr. 20). Wie den homerischen Helden dieses ihr Lieblingsthier bei deren Leiche geopfert wurde (Hom. Il. XXIII. 171), so ehren es viele Römer im Tode durch Denkmale, deren Inschriften den Namen, das Vaterland (Theophr. charact. 23), die Abstammung, die Eigenschaft und Todesart angeben. Hunderte solcher Grabmale (*κυνοσσημα*) mit den Abbildungen der Hunde findet man in Gärten und Weinbergen, auf Aeckern, in Feldern und Wäldern. Bemerkenswerth ist insbesondre die Liebe zu kleinen Hunden unter den Städtern (Mart. VII. 87); nicht blos Männer unterhalten sie, mehr vielleicht Knaben und Jünglinge, Mädchen und Frauen der vornehmsten Familien. Aemilius Paulus ließ seine Söhne nicht allein in den griechischen Künsten und Wissenschaften, Grammatik, Philosophie und Rhetorik unterrichten, sondern er hielt ihnen auch Hundemeister und Lehrer der Jägerei (Plutarch. Aemil. P. 7). In Athen ist das Gemach des streng abgeschlossenen weiblichen Geschlechtes immer von Sklaven, oft auch von Hunden, selbst Molossern, bewacht (Hor. Od. III. 16. 2); die Klage desselben lautet:

Des Buhlens wegen versiegeln auch die Männer jetzt
das Fraungemach und legen Schloß und Riegel vor,
Uns abzusperren und Molossenboggen gar.

Aristoph. Thesmoph. 423.

Liegt der stumme Wächter nicht vor der Thüre, macht er die einzige Gesellschaft des eingeschlossenen Weibes aus (Eurip. Hippol. 633); in Rom aber ist der Hund der freie Freund und Geselle des weiblichen Geschlechtes. Cornelia, die Tochter des Aemilius Paulus, hielt ein Lieblingshündchen, welches Persa hieß. Man erzählt, daß Aemilius nach dem Auftrage, gegen den Macedonier Perseus ins Feld zu ziehen, zu Hause von seiner ihm entgegen eilenden Tochter empfangen worden sei; sie erzählte

---

Oftmals hast du im Schatten die grasenden Heerden bewachet,
Ruhig im Busche dabei lauscheten Hirtin und Hirt.
Aber nahete sich mit stürmenden Tritten ein Fremdling,
Weckte dein warnender Ruf leise die Träumenden auf.
Treuer Wächter der Liebe! so fahr' in Frieden hinunter,
Und das Scheusal der Nacht, Cerberus, schrecke dich nicht.
In Elysiums Hainen, von frommen Hirten bewohnt,
Sei dir ein Schattenvoll weidender Lämmchen bescheert.
Und wenn mich und das Mädchen hinab ein freundlicher Gott einst
Führt, aus Myrthengebüsch, belle du wedelnd uns an.

dem Vater betrübten Gesichtes, ihr Hündchen sei gestorben. Aemilius, vielleicht durch den Klang des Namens veranlaßt, nahm die Erzählung anders auf, als das Mädchen dachte; denn er erkannte darin eine glückliche Vorbedeutung und zog voll Hoffnung auf einen glänzenden Triumph in den Krieg (Valer. Max. I. 5). Einer vornehmen Römerin steht es nach unsern Sitten wohl an, sich zu Vergnügen und Kurzweil ein Schooßhündchen (catellus, catella), gewöhnlich von der Malteserrasse, zu halten, ihm im Hause jede Bequemlichkeit, Pflege und Zärtlichkeit zu erweisen, es zu baden (Mart. I. 110), zu liebkosen (Mart. I. 84), das Lager mit ihm zu theilen (Propert. IV. 3. 55) und der Aufsicht einer Sklavin anzuvertrauen. Geht die Gebieterin aus, trägt diese das liebenswürdige Geschöpf in der Stadt nach (Athen. XII. 3); ist das Wetter rauh, wird es, wie der geliebte Knabe des Trimalchio (Petron. 64), mit einem grünen (fascia prasina) oder einem anders gefärbten Tuche eingewickelt; die Matrone nimmt es im Reisewagen (rheda) mit auf das Landgut und giebt ihm die zärtlichsten (Lucian. de merced. conduct. 34), von der Beschaffenheit der Haare, der Gestalt, der Augen (Propert. IV. 3. 55), dem Geburtsorte, der Größe entlehnte oder allgemein liebkosende Namen; um nichts würde sie das Hündchen hergeben, nicht verschenken, nicht verkaufen; im Wochenlager pflegt sie es selbst und sorgt für die Jungen wohl mehr als für die eigenen Kinder. Der Dominus selbst hält das Hündchen der Domina lieb und werth, denn es umbelfert und umspringt ihn ja, wenn er kommt, es stellt sich ungebehrdig gegen den Fremden und Clienten und ist so gelehrig! Wehe dir, Sabina, wenn du meine Murrhina auf das Pfötchen getreten hättest, sagte Tullia drohend zu der sich ihrem Ruhepolster auf Befehl nahenden Sklavin! — Auch Männer erfreuen sich ihrer Schooßhündchen. Man erzählt, daß Theodorus, ein geschickter Musiker, ein Malteserchen gehalten habe, welches von solcher Anhänglichkeit war, daß es sogar in den Sarg seines todten Herrn sprang und sich mit dessen Leiche begraben ließ (Ael. VII. 40).

Die Liebe der Menschen zu dem Hunde hat mancherlei Ursachen. Zumeist erwerben die guten Eigenschaften desselben unsere Liebe; die Zahl derselben ist so groß, daß ich zweifelhaft bin,

Was ich rühm' vom Hunde zuerst; waghalsig die Kühnheit;
Scharf die Witterung; Stärk' zu verfolgen das eilige Jagdthier;
Jetzo spürt er's auf in die Lüfte gehaltener Nase,
Und jetzt sucht er die Fährt', die Schnauz' zur Erde gesenket;
Bald verräth er das Wild durch Gebell' und rufet anschlagend
Her den Gebieter, und will es entfliehn bereiteten Waffen,
Setzet nach ihm der Hund quer über Felder und Hügel.
Ovid. Halieut. 75.

Hervorstechend sind die Ueberlegsamkeit, Gelehrigkeit, Abrichtungsfähigkeit und andere geistige Fähigkeiten des Hundes. Dafür vorliegende, zweifellose Beweise will ich, als Augenzeuge, um Einen vermehren (Plutarch. de solert. anim. p. 973). Ein Tausendkünstler im Theater des Marcellus zu Rom zeigte einen merkwürdig abgerichteten Hund, der allerlei Kunststückchen ausführte, zuletzt Gift bekommen, davon betäubt werden und sterben sollte. Er nahm das Brot mit dem vorgeblich darin verborgenen Gifte, fraß es auf, fing alsbald an zu zittern und zu wanken, den Kopf, als ob er ihm zu schwer würde, zu senken, legte sich endlich nieder, ließ sich hin und her schleppen, tragen, ohne sich zu rühren, und streckte sich, ganz wie ein Todter; sodann rührte er sich wieder, erst schwach, später stärker, that, als ob er aus tiefem Schlafe erwacht wäre, hob den Kopf, sah sich um und ging freundlich wedelnd zu dem, der ihn rief. Alle Zuschauer, darunter auch der alte Herr, Kaiser Vespasianus, waren davon gerührt. — Für die kluge Anhänglichkeit an seinen Herrn bürgt folgender Zug. Ich habe, schreibt Arrian (de venat. 5), eine selbstaufgezogene Hündin, die immer wohlgemuth, eifrig in ihrem Berufe, auch schnellfüßig ist, daß sie es zuweilen mit vier Hasen aufnimmt. Dabei ist sie sanft und hat mich und meinen Jagdgefährten, Magillus, über Alles lieb; von freien Stücken verläßt sie uns niemals. Gehe ich aus, geht meine Hündin mit; sie läuft voraus, sieht sich aber oft um, ob ich etwa einen andern Weg einschlage. Ist einer von uns krank, geht sie nicht von seiner Seite; waren wir einmal kurze Zeit weg, so springt sie, wenn wir wiederkommen, an uns empor und begrüßt uns mit freudigem Gebelle. Sitzen wir bei der Mahlzeit, stößt sie uns abwechselnd an die Füße und erinnert uns, daß sie auch ihren Antheil haben möchte. Ueberhaupt giebt sie uns alle ihre Wünsche zu verstehen. Einmal hat sie auch die Peitsche kosten müssen; seitdem duckt sie sich gleich, sobald man nur die Peitsche

nennt, kommt schmeichelnd herbei, springt an Einem in die Höhe und hört nicht auf zu liebkosen, bis man wieder freundlich thut. So viele herrliche Eigenthümlichkeiten veranlassen mich den Namen auch zu nennen, damit die Nachwelt erfahre, was für eine vortreffliche Hündin Arrian besessen hat. Sie heißt Horme, ist wunderschön, wunderklug, ja sie ist göttlich.

Ein oft erwähntes Zeichen von kluger, überlegter Vorsicht findet man darin, daß die Hunde in Aegypten nur laufend das Wasser des Nil lecken, damit sie nicht eine Beute der Krokodile werden, wenn es aber wahr sein sollte, daß 200 Hunde einen König der Garamanten aus der Verbannung geholt und dessen Feinde in die Flucht geschlagen haben (Pl. VIII. 61), so würde dieß ihre Fähigkeit, sich unter einander für gemeinschaftliche Zwecke zu verständigen, zugleich auch ihren mit Ueberlegung gepaarten Muth darthun. Die Jäger machen über denselben, auf der Jagd, wenn sie die Fährte suchen und das Wild verfolgen, zuerst durch Zeichen mit dem Schwanze, dann mit der Schnauze angeben, stellen, oder ihren Herrn gleichsam zu Hülfe rufen, außerordentliche Erfahrungen. Ihr Muth und ihre Unerschrockenheit dabei ist oft unglaublich. Ktesias erzählt, das Volk der Cynamolgen (Hundemelker), in einer Gegend, welche zur Herbstzeit von Schwärmen wilder, unbändiger Rinder heimgesucht werde, halte sich gewaltige Hunde, welche dieselben niederwürfen und todt bissen. Das Fleisch der Rinder gebe für die Menschen und Hunde reichliche Nahrung; die Letzteren würden in der Zeit, wo die wilden Wanderheerden ausbleiben, auf andere Thiere verwendet, die Hündinnen gemelkt und die Milch würde dort genossen wie bei uns die Milch der Schafe und Ziegen (Ael. XVI. 31). Die italischen Hirten und Jagdliebhaber wissen für den kühnen Muth, besonders der s. g. Wolfsfänger (Theocr. V. 106) oder Bärenbeißer, die mit außerordentlichen Preisen bezahlt werden, die merkwürdigsten Thatsachen anzuführen. Schwerlich aber hat irgendwo der Hund, welchen Alexander, als er nach Indien zog, von dem König von Albanien zum Geschenke erhielt, seines Gleichen; er gefiel gleich Anfangs dem Macedonier wegen seiner ungeheuren Größe. Bald ließ er ihn, zuerst auf Bären, dann auf Eber und Antilopen losgehen; aber Verachtung im Blick, blieb er ruhig liegen, wie dieß große Hunde kleineren Thieren gegenüber bisweilen zu thun pflegen. Alexander, betrof-

fen über die vermeintliche Schlaffheit, ließ ihn tödten. Als der albanische König dieß durchs Gerücht erfahren hatte, schickte er ihm einen zweiten, mit der Bitte, er möge denselben nicht auf kleine Thiere, sondern auf Löwen und Elephanten versuchen, denn diese Rasse befasse sich nicht mit so kleinem Gesippe. Nur zwei Hunde dieser Rasse habe er gehabt und auch den zweiten nun verschenkt, wenn Alexander auch diesen tödten lasse, habe er weiter Keinen. Alexander, ohne sich lange zu bedenken, ließ nun einen Löwen los; — der Hund machte denselben auf der Stelle und vor seinen Augen nieder. Als sodann ein Elephant vorgeführt wurde, stellte sich ein Schauspiel dar, welches dem Könige zum höchsten Vergnügen gereichte. Der Hund, die Haare über den ganzen Körper aufsträubend, fing entsetzlich zu bellen an, erhob sich, sprang auf den Gegner, bald von der linken bald von der rechten Seite, drängte ihn, wich zurück, benutzte jede Blöße, sicherte aber sich selbst vor jedem Angriff und brachte es so weit, daß der Elephant, schwindelig vom steten Herumdrehen, niederstürzte; bei seinem Falle erdröhnte die Erde*) (Pl. VIII. 61).

Mehrere Völker bringen den Göttern Hunde zum Opfer (Plutarch. solert. an. 6. 2); wir wissen selbst, daß die Luperci an den vielleicht durch die wandrischen Arkadier nach Italien gebrachten, gewiß sehr alten Lupercalien dieß thun (Plutarch. Rom. 21), die Lacedämonier fassen aber dabei ihren bis zur Todesverachtung gehenden Muth hauptsächlich ins Auge. Weil sie glauben, daß dem streitbarsten unter den Göttern das streitbarste unter den zahmen Thieren besonders angenehm sei (Paus. III. 14. 9), opfern sie dem Enyalus (Mars) einen jungen Hund. Aus derselben Rücksicht wird er auch zu Kriegsdiensten benutzt. Die Cimbrer führten ihrer viele bei sich und Kastabalanser und Kolophonier halten dazu ganze Meuten, welche stets die erste Schlachtreihe bilden, wo sie, obschon ohne Sold dienend, ihre treuesten Hülfstruppen sind (Pl. VIII. 68). Auch die Hyrkanier und Milesier nehmen sie mit in die Schlacht, wo sie ihnen so tapfern Beistand leisten, wie den Cimbern nach der Niederlage

*) Mit Wahrscheinlichkeit nimmt man an, daß sich das Bild dieses königlichen Hundes bis auf unsere Zeit erhalten habe; der Erzabguß eines Molossers von Lysippus mag diesen Hund zum Ideal gehabt haben, nach welchem in Italien viele Abbildungen gemacht und von welchen Gypsabdrücke genommen worden sind. Volz, Culturgesch. 1852, S. 77.

auf der raudischen Ebene, deren auf Wagen befindlichen Hütten und Zelte diese treuen Kämpfer gegen die andringenden Römer vertheidigten (Pl. VIII. 61).

Wir sind bereit anzunehmen, daß die asiatischen Hunde die muthvollsten und stärksten unter Allen sind; der Hund des Kambyses sei zunächst dafür angeführt (Herod. III. 32). Mag auch der Löwe das stärkste und furchtbarste Raubthier sein und vor nicht Jemandem umkehren (Prov. 30. 30), die Hunde jenes Erdtheiles fürchten ihn nicht und werden von den Hirten zu Kämpfen mit ihm noch angefeuert. Die darstellende Kunst der Griechen hat diese furchtbaren Kämpfe hin und wieder aufgenommen; auch auf dem göttlich schönen Schilde des Achilles konntest Du sehen, wie

Vier aus Gold gefertigte Hirten folgen den Rindern,
Welche waren begleitet von neun schnellfüßigen Hunden.
Zween entsetzliche Löwen, gestürzt in die vordersten Rinder,
Faßten den dumpfaufbrummenden Stier; und mit lautem Gebrüll nun
Schleiften sie fort ihn: doch Hund' und Jünglinge folgten ihm schleunig.
Beid', nachdem sie zerrissen das Fell des gewaltigen Stieres,
Schlürften ein das Geweid' und das schwärzliche Blut und vergebens
Scheuchten die Hirten daher und hetzten die eiligen Hunde;
Sie dort zuckten zurück, mit Gebiß zu fassen die Löwen,
Standen genaht, und bellten sie an und mieden sie dennoch.

Hom. Il. XVIII. 577.

In Lukanien (Ovid. Halieut. 57) und in den Alpen gehen sie tapfer auf Bären, in Apulien auf die noch unter Augustus dort zahlreichen (Hor. Od. I. 33. 8), die Weideheerden, Winterställe und Horden überfallenden Wölfe (Col. VII. 12), scheuchen dieselben, stellen sich zur Wehre, kämpfen mit ihnen auf Leben und Tod; wo sie den Zahn nicht in das Fleisch ihrer Gegner einschlagen können, springen sie von der Seite, anbellend, gleichsam Hülfe rufend. Unter dem Schutze dieser Wächter

Droht der nächtliche Dieb dem Geheg' und der stürmende Raubwolf
Nimmer.

Virg. G. III. 405.

Die Wachsamkeit und die Treue hat den Hund seit den ältesten Zeiten zum Attribut der wachenden und schützenden Hausgötter (Lares) gemacht;

Jeder bewahret das Haus, getreu ist Jeder dem Hausherrn;
Kreuzweg' liebet der Gott, Kreuzweg' liebet der Hund;

Diebe verschrecket der Lar und die Meut' zum Dienste Diana's;
Laren durchwachen die Nacht, Hunde durchwachen die Nacht.
Ovid. Fast. V. 139.

Darum sind sie das gewöhnliche Opfer der Hausgötter, die Symbole der Wachsamkeit und Treue. So erscheint der Hund auf Münzen und in dem durch reichen Metallschmuck gezierten Hause des Königs Alkinoos sah man schon, wie

Jeglicher Seit' umstanden die goldnen und silbernen Hunde,
Welche Hephästos selbst mit hohem Verstande gebildet,
Um des edelgesinnten Alkinoos Wohnung zu hüten;
Drohend standen sie dort, unsterblich, nimmer veraltend.
Hom. Od. VII. 96.

In der That giebt es keinen unbestechlichern Wächter, keinen sicherern Nachthüter (Col. VII. 12) der Heerden, Häuser, Villengehöfte, selbst der Tempel. Wer in einer einsamen Gegend, oder auch an Straßen lebt und wirthschaftet, kann wegen der häufigen Räuber und Raubthiere Hunde nicht entbehren. Theils gehen sie hier frei umher, manchmal in großer Anzahl (Varr. I. 21. Lucian. Luc. 18), theils liegen sie an der Kette (c. catenarius), an dem Eingange in das Gehöfte, an der Thür der Ställe oder des Herrenhauses (c. ostiarius). Um nicht unvorsichtig eintretende Fremde der Gefahr auszusetzen, daß sie von diesen großen, unbändigen Bulldoggen zerrissen werden, sieht man an den Eingängen Tafeln mit der humanen Warnung: Acht vor dem Hunde! (cave canem!), oder das aufgehängte Bild eines gemalten Hundes (Becker's Gallus. S. 176). Der Eigner kann sich um so sicherer wissen, als sein Wächter einen kurzen, leisen (Lucret. V. 862), von Träumen unterbrochenen Schlaf (Pl. X. 98), einen sehr scharfen Geruch (Pl. VIII. 61. Ovid. Met. VII. 806) und ein feines Gehör hat, das durch kein Leisetreten getäuscht, durch kein Schleichen betrogen werden kann (Senec. ir. III. 27). Der Hund ist das einzige Thier, welches Bekannte und Unbekannte unterscheidet,

Beides sowohl an des Leibes Geruch, wie am Tritte der Füße;
Theocr. XXV. 68.

er hört auf seinen Namen, versteht die Sprache des Hauses, erkennt seine Hausgenossen an der Stimme, seinen Herrn schon aus der Ferne (Pl. VIII. 61). Kommt er an,

Hüpft er sanft aufknurrend zur Seit' und wedelt gar freundlich.
Theocr. XXV. 72.

Jeder Fremde ist ihm verdächtig und sein Feind, wäre er auch stattlichen und herrlichen Antlitzes, wie Herkules und Onv-nus, als sie nach Sparta kamen (Paus. III. 15), oder wollte er dem Gebieter, oder den Göttern des Tempels, vor dem er Wache hält, Gabe und Opfer bringen (Cic. pr. Rosc. 20); nur bei Scipio Africanus machten die Capitolhunde zur Verwunderung der Tempelwärter eine Ausnahme (Gell. VII. 1). Sonst

Mit lautem Gebell' umstürzet er daher und dorthin
Theocr. XXV. 69.

jeden ankommenden Fremden, dem es nicht immer, wie einst der göttlichen Kraft des Sohnes des Amphitryon, welcher

— — — Mit Steinen, die vom Boden er aufhob,
Scheuchte hinweg die Hund' zu entfliehn und im rauheren Tone
Drohte er allen zugleich und zähmte bald das Gebalfer,
Theocr. XXV. 70.

gelingt, zu beruhigen; die Hunde sind um so unbändiger, wenn der Ankommende etwa verdächtig aussieht, und scheinen sogar eine besondere Fähigkeit zu besitzen, Diebe und Taugenichtse zu erkennen und bei deren Verrathe mit einer Ueberlegung zu Werke zu gehen *). Vorgeworfenes Futter besänftigt sie nicht (Senec. ir. III. 27). Einst zur Nachtzeit, wo die Tempelwärter schliefen, kam ein Dieb in den Tempel des Aeskulap zu Athen und nahm eine Anzahl Kostbarkeiten mit; der Hund, der einzige Wächter, verfolgte den Tempelräuber, der umsonst mit Steinen nach ihm warf, dann das dazu schon mitgebrachte Brot und den Kuchen darbot; er hörte nicht auf zu bellen, stellte sich an die Hausthür und bellte dem Diebe nach, so oft er ausging. Als die Athener die Schätze bald vermißten, erkannte sie der Tempelhund, verhafteten den Dieb und preßten ihm das Geständniß seines Verbrechens ab, ließen ihn nach dem Gesetze bestrafen, den Hund hingegen aber fortan auf Staatskosten hegen und pflegen (Ael. VII. 13). Man hat Beispiele, daß Hunde Diebe abgelauert und abgestraft haben. So wurde der Sklav des Eupolis, Ephialtes, der seinem Herrn einige Komödien entwendet hatte, von

*) Im Tempel des Vulkan auf dem Aetna gab es Hunde, welche instinktmäßig Rechtschaffene liebkos'ten, Heuchlern aber und Schurken nach den Beinen fuhren. — Die Deutschen sagen, an dem Benehmen der Hunde und Mägde könne der in ein Haus Eintretende wahrnehmen, ob er gern oder ungern gesehen werde.

dessen Hunden zerrissen (Ael. VII. 29). Ihr Erkenntnißvermögen bethätigt sich namentlich bei den Hofhunden, welche mit lautem, vernehmlichen Rufe das Raubthier, unter dem Consulate des Pautius und Fabius Quintus die Wölfe (Liv. III. 29), ferner jedes fremde, oder seinen Stall zur Unzeit verlassende oder versagte Räume aufsuchende Vieh (Lucian. Luc. 18) anzeigen und verrathen. Ihre Wachsamkeit nimmt zu, wenn sie der Hundemeister bei Tage einsperrt und des Nachts losläßt (Cat. 124. Varr. I. 21). Je seltener sie mit Menschen zusammenkommen, um so anfälliger und bösartiger werden sie, und je länger sie einem Gegner gegenüber stehen, um so mehr nimmt die ihnen, wie allen Thieren mit vielem und fettem Blute, angeborne Zornmüthigkeit (Pl. XI. 90) zu. Ihre anfällige Bosheit legt sich, wenn man sich ihrem Herrn oder wohlbekannten Hausgenossen anschließt, wenn man sich auf die Erde niedersetzt oder sie mit Namen ruft. Es bellt auch kein Hund den an, der ein Hundeherz bei sich trägt, oder den abgeschnittenen Schwanz eines Wiesels, welches danach wieder freigelassen wurde, in den Schuh unter die große Zehe gelegt hat (Pl. XXIX. 32); auch vor dem verstummen sie, welcher die Pflanze „Taubenkraut" (peristereos) an oder bei sich trägt (Pl. XXV. 78).

Gut und Geld, Kleider und Schätze, selbst Menschen können schwerlich in bessere Obhut, als in die dieses strengen Wächters gesetzt werden. Wir beziehen uns außer der bekannten Sage von dem am Berge Titthеion in Epidaurien ausgesetzten Kinde der Tochter des Phlegias und des Apollo, welches ein Hund bewachte (Paus. II. 26), zum Beweise auf folgende Erzählung: Ein Handelsmann reisete nach Troas; in seiner Begleitung hatte er einen Hund und einen Sklaven, der sein Geld trug. Unterwegs ging Letzterer auf kurze Zeit bei Seite, legte das Geld ab, vergaß es aber und es blieb liegen. Der Hund, der auch dabei war, legte sich inzwischen auf das Geld und wartete ruhig, während der Herr und Sklav nach Troas wanderten. Hier erst, als nicht bezahlt werden konnte, merkten sie den verlorenen Schatz; sie gingen zurück, suchten und fanden das Geld an der vermutheten Stelle und bei ihm den wachenden Hund, der aus Mangel an Futter schon halbtodt war. Als er seinen Herrn kommen sah, legte sich der Treue von dem Gelde weg und — starb als-

bald *) (Ael. VII. 29). Siehe, hier bestätigt sich das Wort des Dichters:

Ja, fürwahr, es schufen die waltenden Götter dem Menschen
Dieß vortreffliche Thier zur Gesellschaft! — Wie es doch aufmerkt!
Wär' ihm doch auch im Herzen so viel des Verstandes geworden
Einzusehn, wenn zürnen und wenn nicht zürnen es sollte,
Nicht könnt' Eines der Thiere mit ihm wetteifern um Vorrang.
Theocr. XXV. 78.

Der schönste Zug beim Hunde ist die bei jeder Gelegenheit hervortretende Liebe und Anhänglichkeit an die Person seines Herrn; darin übertrifft er jeden andern seiner Mitsklaven. Er ist sein treuer und treuester Begleiter, hält sich Tag und Nacht zu ihm (Col. VII. 12), steht ihm in Gefahren zur Seite, setzt sein Leben für ihn ein, weicht im Tode nicht von ihm, wacht noch um seine Leiche, kämpfet für die entgeistete Hülle, sollte es ihm auch das Leben kosten. Volcatius, ein Mann edlen Geschlechtes, der dem Cascellius das bürgerliche Recht lehrte, wurde einmal auf der Rückkehr von seinem Landgute in der Abenddämmerung von Straßenräubern überfallen; er saß auf einem Zelter; keine Hülfe war nahe, — nur sein Hund und der war es, der ihn vertheidigte; der Senator Cölius, der zu Placentia ebenfalls von einer bewaffneten Bande überfallen wurde, empfing nicht eher eine Wunde, bis sein Hund erschlagen war (Pl. VIII. 61). — Bei dem Einfalle der Perser wollten die Athener nach Salamis segeln; als sie in die Schiffe einsteigen wollten, folgten ihnen ihre Hunde mit kläglichem Geschrei, der des Xantippus, des Vaters des Perikles, stürzte sich sogar in das Meer, schwamm neben dem Kriegsschiffe bis nach Salamis und — fiel dort todt nieder. Noch jetzt wird an dem Vorgebirge das dem treuen Thiere aufgerichtete Denkmal gezeigt (Plutarch. Cat. 5. Themist. 10).

Zu diesen in der Geschichte aufgezeichneten Beispielen von Hundetreue mag noch folgende Erzählung kommen. Der Cäsar Tiberius ließ den Sejanus, seinen vormaligen Freund, Rathgeber

*) Rührender ist noch die Geschichte jenes Reisenden zu Pferde, der seinen Mantelsack verlor; der Hund bemerkte es, bellte, sprang dem Pferde in die Zügel und sein Herr schoß ihn, als sei er wüthend, nieder; noch einmal blickte er rückwärts nach seinem treuen Pudel, nun erst vermißte er sein Felleisen, ritt zurück, fand den Hund beim Felleisen, der ihm noch einmal die Hand leckte, und starb.

und Obersten seiner Leibgarde, bekanntlich im Gefängnisse ermorden, den Leichnam dann in die Tiber werfen; Alle hatten sich dem gefallenen Günstlinge abgewendet, nur nicht sein treuer Hund; der folgte ihm in den Kerker*) und stürzte ihm zuletzt in den Strom nach (Dio Cass. 58). Eben so erhebend und rührend sind folgende in den Jahrbüchern des römischen Volkes aufgezeichnete Beispiele. In den bürgerlichen Kriegen war ein gewisser Calvus getödtet worden; seine Feinde, welche noch die Leiche mißhandeln und den Kopf abschneiden wollten, konnten nicht eher ankommen, bis sie den Hund, der sie vertheidigte, erlegt hatten (Ael. VII. 10. — Als Titius Sabinus nebst seinen Sclaven wegen des an Nero, dem Sohne des Germanicus, begangenen Mordes zum Tode verurtheilt war, ließ sich der Hund eines dieser Unglücklichen nicht von dem Gefängnisse wegtreiben und wich auch später nicht von der Leiche des ermordeten Herrn; er heulte kläglich, als sie auf die Straße geworfen wurde; das Stück Fleisch, welches Jemand aus der Menge ihm hinwarf, trug er an den Mund der Leiche, der er, als sie in die Tiber geworfen wurde, nachschwamm und die er über dem Strome zu erhalten suchte. Viel Volk stand am Ufer und bewunderte die heldenmüthige Hundetreue. Der Hund des Lyciers, Jason, fraß, nachdem sein Herr getödtet worden war, keinen Bissen, sondern hungerte sich zu Tode (Pl. VIII. 61).

Daß Hunde die Grabstätten ihrer Herren aufsuchen und nicht verlassen, ist bekannt; daß Erigone durch Hülfe ihres Hundes, Mära, den Leichnam ihres erschlagenen Vaters, Ikarius, gefunden habe (Hygin Fab. 130), ist vielleicht mehr als Sage, denn man weiß zuverlässig, daß, als Darius, der letzte König von Persien, im Kampfe gegen Alexander verwundet und gestorben war, Alle die Leiche verließen, — nur sein Hund nicht (Ael. nat. an. VI. 25). Ich frage: Welcher Diener hat seinen Gebieter so lieb? — Welcher ist ihm so treu**)? Keiner (Col. VII. 12)! Der Hund des Lysimachus, den Daris, aus der Zeit des Ptolemäus Philadelphus, Hyrkanus nennt, hielt, als sein königlicher Herr

*) Der Hund der unglücklichen Marie Antoinette war nicht von der Conciergerie hinwegzubringen und noch 1795 vorhanden, bekannt unter dem Namen: le chien de la Reine.

**) Gerührt, erzählt der „lachende Philosoph" (VI. S. 278), stand ich in dem lieblichen Bade Niederau vor dem Denkmale eines Hundes, das der aus-

auf der Ebene Koros in Phrygien nach tapferer Gegenwehr durch den Wurfspieß des Herakleoten Malakon gefallen war, an dem Leichname gegen Vögel und Raubthiere Todtenwache, bis der Pharsalier, Thorax, den schon Verwesenden an dem treuen Wächter erkannte, und als das Gebein später verbrannt wurde, stürzte er sich freiwillig in die Flammen (Ael. VI. 25. Pl. VIII. 61. Plut. Terrestr. an aquat. etc. 14). Eben so folgten die eretrischen Hunde des Mentor (Ael. VII. 38. Plin. VIII. 61), der des Königs Hiero und des griechischen Schauspielers Polus, ihren Gebietern in die Flammen des Scheiterhaufens. Naturgetreu ist's, wenn im Grabliede auf Adonis

Um den Jüngling winseln umher die getreulichen Hunde,
Bion. I. 18.

und wenn ein römischer Dichter (Senec. Hippolyt. 1308) die Hunde voll Betrübniß die Glieder ihres verunglückten Herrn suchen läßt.

Der Hund hat ein gutes Gedächtniß, er merkt nicht blos seinen Namen, seine Heimath, sondern auch Dinge, die man ihm anlernt; Beleidigungen vergißt er eben so wenig, wie erlittene Strafen. Seine scharfe Spürkraft kommt ihm unterwegs oder verirrt zu Statten. Am stärksten erweiset sich dieses Vermögen in Bezug auf seinen Gebieter. Als Beleg mag der Hund Argos (Hurtig) dienen, den Odysseus, als Jüngling, ehe er zur heiligen Troja schiffte, zwar auferzogen, aber nicht gebraucht hatte. In seiner Abwesenheit

— — — — Führten ihn Jünglinge
Immer auf wilde Ziegen und flüchtige Hasen und Rehe
Aber anitzt, da der Herr entfernt war, lag er verachtet
Auf der gethürmeten Hocke des Mistes der Mäuler und Rinder,
Welcher geschichtet am Thore des Hof's lag, daß ihn Odysseus
Knechte schafften von dannen, die Aecker des Königs zu düngen;
Hier lag Argos, der Hund, vom Ungeziefer zerfressen.
Hom. Odyss. XVII. 292

---

gewanderte Bruder des ausgewanderten General Kellermann, den Alles verlassen hatte, der Hund aber erst im Tode, setzen ließ mit der Inschrift:

Als einst die Treue sich aus dieser Welt verloren,
Hat sie zu ihrem Sitz des Hundes Herz erkoren.

Die, welche unlängst das Ehrenprädicat „getreu" anfochten, „weil getreu die Eigenschaft und das Beiwort der Hunde sei," hätten hier ein monumentales Zeugniß für ihre Ansicht entnehmen können.

Ungeachtet zwanzig langer Jahre hatte er ihn nicht vergessen! Es ist eine der schönsten Stellen Homer's, wo er den Hund beschreibt, der den Heimkehrenden, wegen inzwischen blöd gewordener Augen, zuerst in der Nähe wiedererkennt, Freude und Anhänglichkeit bezeiget; er

Wedelte zwar mit dem Schwanz' und senkte die Ohren herunter;
Aber er war zu schwach, sich seinem Gebieter zu nähern;
Und Odysseus sah es und trocknete heimlich die Thränen.
Hom. Od. XVII. 301.

Auch für Unthaten, welche am Gebieter verübt worden sind, hat der Hund ein gutes Gedächtniß, und Mancher gab schon Veranlassung zur Entdeckung solcher Verbrechen. — Pyrrhus fand auf einem Marsche mit seinem Heere einen Hund, welcher den Leichnam eines Gemordeten bewachte. Nach näherer Erkundigung erfuhr der König, daß derselbe schon seit drei Tagen, und ohne einen Bissen zu fressen, zur Seite seines erschlagenen Herrn verweile; er befahl, die Leiche zu begraben und den Hund mitzunehmen. Wenige Tage später bei einer Musterung zog das Heer an dem Könige vorüber; der Hund saß nicht weit von ihm und ganz ruhig. Sobald er die Mörder, die sich unter den Soldaten befanden, bemerkte, schlug er laut an, stürzte sich wüthend auf sie los und sah sich dabei oft nach dem Könige um, der durch dieses Verhalten Verdacht schöpfte und Befehl gab, die Angebellten zu ergreifen; nachdem noch andere Beweise hinzugekommen waren, gestanden die Schuldigen und wurden für ihre Unthat bestraft*) (Plutarch de solert. p. 969. Pl. VIII. 61).

Beachtenswerth ist die Liebe der Hündinnen zu ihren Jungen; sie nähren sie fleißig, wärmen, schützen und vertheidigen sie;

*) Man erinnert sich hierbei an den Hund von Aubry de Montidier, des französischen Ritters zur Zeit König Karl V., welcher der Sage nach von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet wurde. Der Mord wurde dadurch entdeckt, daß der Hund Aubry's, der bei dem Morde gegenwärtig gewesen, sich stets feindselig gegen den Mörder betrug und ihn anfiel, so oft er ihn erblickte. Der König befahl, daß Macaire mit einer Keule bewaffnet, mit dem anklägerischen Hunde kämpfen und seine Sache ordnungsmäßig ausmachen sollte; der Hund siegte. Dieß hat zu dem Drama: Der Hund des Aubry oder der Wald bei Bondy, Anlaß gegeben, das, weil ein dressirter Hund die Bühne betrat, vielen Unwillen erregte, von vielen Theatern ausgeschlossen wurde und als es nach dem Vorgange in Berlin (1816) auch in Weimar zur Aufführung kommen sollte, sah sich Göthe bestimmt, die Inten-

sie spielen mit ihnen, lassen sich von ihnen beißen, züchtigen sie auch. Die Griechen machten sie daher zum Symbol der treuesten Mutterliebe auf Grabdenkmalen. So Antipatros aus Sidon in der Grabschrift auf

Myro.

Wundre dich nicht, daß Geißeln du siehst auf dem Male der Myro,
Eule und Bogen und Gans neben dem flüchtigen Hund;
Daß allkräftig das Haus sie gelenkt, dieß meldet der Bogen,
Daß sie der Kinder Geschlecht sorglich gepfleget der Hund;
Aber die Geißel bezeichnet dir nicht die verderbliche Herrin,
Sondern die ernste, die stets nach der Gerechtigkeit straft.
Wache des Hauses verkündet die Gans; daß sonder Ermüdung
Pallas Dienst sie geübt, zeiget die Eule dir an.
Solcher Geschäft' erfreut' ich im Leben mich! — Ihrer gedenkend
Hat symbolisch den Stein Biton, der Gatte, geschmückt.

Daß ein Thier mit so vielen guten Eigenschaften der Sclav des Menschen wurde, ist nicht zu verwundern. Wir haben den Hunden vergessen, daß sie unter den Gefahren des Capitoles schwiegen, setzen uns über ihre Unarten hinweg und erweisen ihnen die größten Zärtlichkeiten. Cäsar tadelte dies und fragte, als er einen Mann sah, der nach der Sitte der Barbaren ein Hündchen im Busen umhertrug und liebkosete, ob die Weiber seines Volkes keine Kinder bekämen? — Aecht fürstliche Worte gegen den Unsinn, der die Liebe und Zärtlichkeit, die der Mensch dem Menschen schuldig ist, an Thiere verschwendet (Plutarch. Pericl. 1)! Wenn man aber treuen Hunden Thränen im Tode nachweint oder Grabmale und Grabschriften *) setzt, so haben wir die

dantur des Theaters niederzulegen, worauf die Tagesblätter die Verse aus Schillers Gedicht an Göthe:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt die Natur, so muß die Kunst entweichen.

in dieser Parodie anwendeten:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

*) Eine der schönsten Leistungen deutscher Poesie ist Göcking's

Klaglied

eines Schiffbrüchigen auf einer wüsten Insel über den Tod seines Hundes.

Jammer! meinen Freund hab' ich verloren,
Meinen einzigen auf dieser Welt!
Ha! da liegt er nun mit hingestreckten Ohren,
Der mir oft noch Muth ins Herz gebellt,

Griechen zu Vorgängern. Es sei gestattet, der Grabschrift des Lymnes hier eine Stelle zu geben,

Auf einen Hund.

Melitas Insel entstammt, liegt unter dem Hügel Eumelos'
Treuester Wächter, der Hund, so wie der Marmor besagt;
Tauros ward er im Leben benannt; jetzt wohnt er im Hedos
Und sein Bellen erfüllt schweigend die Pfade der Nacht.

Tadle Niemand diese Anhänglichkeit freier Römer und den Ausdruck ihres Schmerzes; wissen wir doch, daß

Und mir Trost hat zugewedelt!
Ha! da liegt mein Letztes in der Welt!

Damals, als auf einer kleinen Trümmer
Mich die Fluth an diese Welle trieb,
Sprang er aus dem Wracke, schwamm mir immer
Hintennach, und sah nur, wo ich blieb;
Leckte mich am Ufer trocken!
Welcher Mensch hat seinen Freund so lieb?

Hüt' und Schuhe, die am Ufer schwammen,
Holt' er unermüdet aus der See,
Trug zum Feuer Reiser, Holz zusammen,
Fing mir alle Tag' ein junges Reh;
Vögel, die ihn noch nicht kannten,
Hascht' er listig in dem hohen Klee.

Dann, so lagen wir bei unserm Feuer,
Aßen mit einander; süßer Ruh,
Caro, guter Caro, mein Getreuer!
Pflegten wir zusammen, ich und du,
Aber, welcher Kokus-Wipfel
Säuselt mir nun wieder Schlummer zu? —

Wachen werd' ich, mich zu Tode wachen,
Und das will ich, bester Caro, gern,
Wenn nicht früher eines Tigers Rachen
Schon erwürget deinen alten Herrn;
O! er sollt' ihn nicht erwürgen,
Wärest du, mein Tapfrer, mir nicht fern.

Aber, trennen sollen wir uns, trennen?
Niemals wieder in der bessern Welt,
Als zwei Wesen, bess'rer Art, uns kennen?
War dein Geist nur Stoff, der auch zerfällt?
Nein, auch er bleibt unverloren,
Weil die Treue dort erst Lohn erhält.

Auch beseufzen im Schlachtengetümmel gefallene Rosse
Parther und Thränen vergießen Molosser den Hunden, den treuen.

Stat. Sylv. II. 618.

Je näher der Hund den Menschen zu allen Zeiten gestanden und je schärfer er beobachtet worden ist, um so weniger konnten seine Unsitten und Widrigkeiten übersehen werden. Sie sind vielleicht mehr als die anderer Hausthiere, namentlich von den Juden, ins Licht gestellt. In ihren heiligen Büchern treten selten die guten, häufiger die übeln Eigenschaften derselben hervor. „Hund" gilt bei ihnen als Bezeichnung alles Unreinen und Profanen, Gemeinen und Niedrigen, Verworfenen und Unverschämten (1. Sam. 17. 43. 24. 15: 2. Sam. 9. 8. 2: 2. Reg. 8. 13. Sir. 13. 22. Apocl. 22. 15); er ist das Bild eines gemeinen, schlechten, in der spätern Zeit eines heidnischen Menschen (Matth. 15. 26), und dient, wegen seiner offenen Geilheit, als Abzeichen des scortum virile (5. Mos. 23. 19). „Hundskopf" ist einer der beleidigendsten Schimpfnamen (2. Sam. 16. 9: 3. 8).

Bei Homer auch kommt der Hund selten von der guten Seite, öfters als Schimpfname (κύων) vor. So schimpfet der Ziegenhirt Melanthios den Eumäos (Od. XVII. 248); Achilles den Agamemnon und Peisandros heißet die schlachtbegierigen, treulosen Troer „schändliche Hunde" (Il. XIII. 620)*). Das Thier dient dem Dichter als Bild der Schmähsucht, Dreistigkeit, Habsucht und Unverschämtheit (Il. IX. 373). Die Athener brauchen noch später „Hündin" (Betze, κυννα), zur Bezeichnung einer schlechten Dirne (Aristph. Lysist. 363. Pax 755) und wenn sie ein Verhalten oder eine Sitte voll sclavischen Geistes darstellen wollen, so nennen sie dasselbe „Hundigung" (προςκυνησις). Es scheint uns dies darum auch auffallend, weil der Hund schwerlich bei einem andern Volke solche Werthachtung fand, wie unter den Griechen. Rhadamanthus, der gerechte König von Kreta, soll statt bei den Göttern, bei dem Widder, der Gans und dem

---

*) Gerade so, wie die Türken die Christen, und der britische Pöbel den Franzosen oder Ausländer: French dog (Französischer Hund). Bei den Germanen war das Hundetragen eine Schande; bei den Deutschen war zur Zeit das Hundeführen ein einträglicher Posten, aber der Schimpfname „Hundsfott", mag er nun von Hunnus fuit, oder von „Hund" und dem alten „Föden" ernähren, herkommen, oder den Hund noch näher angehen, ist stets infamirend geblieben.



Hunde haben schwören lassen und Sokrates noch sich dieser Sitte angeschlossen haben (Schol. ad Aristoph. nub. 521). Die Hundeliebhaberei fesselte ihre angesehensten Männer; man erzählt, daß Alcibiades einen Hund von seltener Schönheit und Größe für 70 Minen (1688 Thlr.) kaufte, dessen prächtige Ruthe er zum großen Leidwesen seiner Freunde verstutzte (Plutarch. Alcib. 9).

Auch in Rom ist das Wort „Hund" ein Schimpfwort (— canaille —). Physisch oder sittlich unreine (Plaut. Most. I. 1. 40), verkleinerungs- (Hor. ep. VI. 1. Suet. Vesp. 13), schmäh- und zanksüchtige, verrätherische (Senec. ad. Marc. 22), niederträchtige und schlechte Menschen heißt man „Hunde" und bezeichnet so selbst nichtsnutzige Dinge. Ein schlechtes Essen heißt „Hundeessen" (prandium caninum, Gell. XIII. 29).

Das Geschlecht der Hunde ist ohne Zweifel einer genauern Darstellung werth (Pl. VIII. 61). Ehe ich jedoch dieselbe gebe, sei bemerkt, daß unser Hund vielleicht von dem wilden stammt, dessen Aristoteles (I. 1) gedenket. Im Laufe der Zeiten und unter den Einwirkungen der Menschen und Länder haben sich aber so viele Rassen gebildet, wie es Länder giebt;

> Tausend Heimathen der Hund' und Sitten entleitet dem Ursprung
> Sind einem Jeden zu Theil.
>
> Grat. 154.

Die nennenswerthesten sind:

I. Asiatische Rassen. Voran stellen wir

1) Die Indischen. Indien, das Land der Wunder, hat große Pflanzen, große Thiere (Herod. III. 106), sonderlich große Hunde, denen die anderer Länder sich nicht vergleichen lassen (Pl. VII. 2). Man sagt, daß sie von Tigern und Hunden erzeugt werden (Diod. S. XVII. 92. Arist. VIII. 28. Ael. h. a. VIII. 1. 1). Sie sind zu jeder Jagd, sonderlich zur Schweinsjagd (Xenoph. cyneg. 10. Philostr. I. 28), nach angeborner Anlage (Ctes. Jnd. 3. Arist. VIII. 27. Ael. IV. 19. VIII. 1), die besten und so voll Muthes, daß sie die größten Feinde der Löwen sind und dort auch im Kriege gebraucht werden. Xerxes führte ihrer eine große Anzahl nach Europa (Herod. VII. 187). Vor Menschen fürchten sie sich nicht; Onesikritus erzählt, daß die Einwohner von Baktrien alte, schwache und kranke Personen lebendig ihren Hunden vorwerfen, die, geflissentlich dazu gehalten, in der Landesprache „Todtengräber" heißen (Strab. XI. 10). Was sie mit

ihren Zähnen gepackt, lassen sie nicht eher los, bis ihnen Wasser in die Nasenlöcher gegossen wird, verdrehen dabei die Augen und lassen sie vortreten. Ein indischer Hund hielt einst einen Löwen und Stier in seinen Fängen; der Stier starb, ehe er loskam (Strab. XV. 2). Die Indier züchten sie mit großem Fleiße und die Könige lieben sie. Vier ansehnliche Dörfer auf der babylonischen Ebene fütterten für die Könige Hunde und waren dafür frei von allen Abgaben (Herod. I. 192). Für ihre Beißigkeit, Stärke und große Anzahl spricht die Erzählung, daß Alexander von dem Könige Sopithes 150 Hunde als Geschenk erhielt; zwei derselben ließ er auf einen Löwen los und als diese besiegt waren, noch zwei Andere. Als der Kampf gleich stand, ließ Sopithes einen Hund am Schenkel packen und wegziehen und befahl, für den Fall, daß er sich nicht wegziehen lasse, ihm den Fuß abzuschneiden. Alexander der den Löwenhund schonen wollte, mochte dieß nicht zugeben und gestattete es erst, als ihm Sopithes für den Einen vier Andere versprach. Der Hund stand nicht ab vom Bisse und ließ sich wirklich im langsamen Schnitte den Schenkel abnehmen (Strab. XV. 1. Curt. I. 1. 33).

2) Die Lydischen, seit Alters bekannt (Herod. I. 36), sind, sonderlich die aus der durch ihren Dianatempel berühmten Stadt Magnesia, den Waidmannsleuten sehr erwünscht (Oppian. I. 373); auch in Italien werden sie als Saurüden gehalten. Wir haben eine, die Eigenthümlichkeiten dieser Rasse andeutende,

Grabschrift auf eine lydische Hündin.

Aufernährt inmitten der Meister des Amphitheater,
Jagdhündin, im Walde scharf, sanftmüthig daheim,
Allergetreu'ste Lydia nannte Dexter, der Herr, mich,
Und nicht hätt' er getauscht um mich Erigone's Hund,
Nicht auch den diktäischen Stamms dem Cephalus folgend
Als ein leuchtend Gestirn stieg zu der Göttin des Lichts.
Nicht entnahm mich die Länge der Zeit, nicht nutzloses Alter,
Wie dem dulichischen Hund war von dem Schicksal bestimmt;
Ich erlag dem blitzenden Hauer des schäumenden Eber,
Dir, Calydonier, gleich; dir, Erymanthier, gleich.
Schweig Klag', ob schon schnell zu den Schatten des Hades geraubt ich,
Konnte nicht kommen mein Tod ehrenvollern Geschicks.

Mart. XI. 70.

Vielleicht gehörten dieser Rasse die Hunde an, mit deren Hülfe der Lydier Alyattes die Cimmerier aus Asien vertrieb (Po-

lyaen. stratag. VII. 2), wahrscheinlich auch die Kriegshunde der Kolophonier und Kastabalenser.

3) Die Karischen zählen zu den guten Jagdhunden (Oppian. Cyneg. I. 371). Die Karier bringen heut noch, wie die ältesten Römer und die Spartaner, dem Mars Hunde als Opfer (Arnob. IV. 25). Daher der sprüchwörtliche Ausdruck: karisches Opfer (carica victima), von einem Essen, das Niemand genießen mag.

4) Die Kretischen oder Gnosischen sind sehr hurtig, ausdauernd im Laufe, zum Bergklettern geschickt (Aelian. an. III. 2), wegen scharfen Geruches gute Fährtenspürer (Arrian. venat. 3. Grat. Cyneg. 211. Ovid. M. III. 208), langgezoddelt, lauten Gebelles (Claudian. Stilic. III. 300), dem Leitseile folgsam (Lucan. IV. 441); die Hündinnen wegen ihrer Bedächtigkeit zur Saujagd ganz besonders tauglich (Xenoph. Cyneg. 10. Philostr. I. 28. Oppian. Halieut. IV. 276. Cyneg. I. 373), werden zu dem Ende auch mit Spartanern gepaart:

> Vom diktäischen Vater erzeugt, doch lakonischer Mutter
> Labros und Agriodas und hellen Gebelles Hylaktor.
>
> Ovid. M. III. 223.

Die Stadt Cydon liefert bis in fremde Erdtheile berühmte Hirtenhunde (Sil. II. 443). Reine Kreter sind indeß schon gut zur Jagd (Oppian. Cyneg. I. 373), die Hündinnen zur Hirschjagd. Ein unbekannter griechischer Dichter sagt daher:

> Schnell wie ein Geier verfolgte die kretische Hündin die Hirschspur.

5) Die Cyprischen sollen schnelle und gute Jagdhunde sein (Ovid. M. III. 220).

6) Die Samischen wurden durch König Polykrates, welcher griechische Hunde einführen ließ, veredelt (Athen. XII. 560).

II. Afrikanische Rassen.

1) Die Aegyptischen. Die Aegypter brauchten den Hund schon in den ältesten Zeiten zur Jagd und zur Heerde; noch später galten

> Alle am sandigen Ufer des Nil als Wächter der Heerden.
>
> Opp. Cyneg. I. 374.

Auf den Denkmälern aus alter Zeit findet man mancherlei Arten (Wind- und Dachshunde rc.) abgebildet; im Allgemeinen ollen die ägyptischen Hunde kleiner als die hellenischen sein (Arist. VIII. 28).

2) Canaria, eine der glückseligen Inseln der Westseite Afrika's, hat ihren Namen von der Menge der überaus großen Hunde, deren zwei Juba zugeführt wurden (Pl. VI. 37).

III. Europäische Rassen. Wir stellen billig

1) Die griechischen voran, deren Vortrefflichkeit weithin bekannt ist. Der Hund ist das Lieblingsthier der Griechen und nimmt eine angesehene Stelle in ihrem Cultus ein; an den Sühnefesten wird ein junger Hund herumgetragen (περικυλακισμος, Plutarch. Quaest. 68. Rom. 21), an den Lupercalien des alten Artemis-Dienstes ein Hund geopfert und aus den Eingenweiden desselben geweissagt, eine Wissenschaft, welche vor ihrem wahrscheinlichen Erfinder, Thrasybulus, bei keinem Volke üblich war (Paus. VI. 6. 2). Die alten griechischen Könige schon hielten ihn auf ihren Burgen, brauchten ihn auf ihren Jagden, und ihre Lieblingshunde kamen zu ihren Todtenopfern; die Armen aßen, was auch Festus von den alten Römern und Justinus (XIX. 1) von den Karthagern erzählt, wie jetzt noch das afrikanische Bergvolk der Hundesser (canarii), sein Fleisch (Aristoph. Eq. 1399); die Hirten und Bauern verwendeten sein Fell (κυνέη), wie das von Füchsen (Virg. Aen. VII. 688) zu Mützen, Kappen, Hüten (galerus, galea), Helmen und dergl. (Hom. Od. XXIV. 230), und der älteste ihrer Dichter hat ihm in Argos*) das älteste und ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Andere Dichter verherrlichten den Hund in Liedern, die Gelehrten bearbeiteten seine Naturgeschichte, lehrten die Kunst seiner Erziehung, Abrichtung und Verwendung, die Gesetzgeber nahmen auf ihn Rücksicht (Plutarch. Sol. 24) und manches mit Inschrift und Bild bezeichnete Grabmal giebt dem Vorübergehenden an, was er im Leben seinem Gebieter war. Darf es bei dieser allgemeinen Werthschätzung befremden, wenn, selbst im höhern Tone der Rede, der königliche Mann, der Etwas suchet, dem Hunde verglichen wird? (Soph. Aj. 8. Aeschyl. Eumen. 126. Suppl. 758.) —

Alle asiatischen Thiere sind wilder und unbändiger, als die europäischen, diese aber muthiger (Arist. VIII. 28); die griechi-

*) Argos lebt in der Geschichte, wie der Hund Berzillo, den die Spanier auf die armen Indianer losließen und in den Gehalt von $1\frac{1}{2}$ Soldaten versetzten — Jeder aus besonderer Ursache. — Zur grausigen Erwähnung kam neuerdings der Zuavenhund „Magenta's“.

schen Hunde haben, wie sich schon aus Homer schließen läßt, den Vorzug größerer Anhänglichkeit an den Herrn, sie sind lehrhaftiger, bildsamer und anstelliger, — sicherlich nicht allein in Folge von bessern Naturgaben, sondern der Rückwirkung des Volkes, unter dem sie leben, seines Charakters und seiner Beschäftigung*) (Plutarch. Rom. 18). Ich führe zum Beweise die Epiroten an; sie sind das muthigste Volk und gleichmäßig sind auch ihre Hunde die muthigsten (Ael. III. 2. XII. 20). Vielleicht läßt sich dadurch auch die Erscheinung erklären, daß die Pest in Athen und zu Homers Zeit (Il. I. 50) zu gleicher Zeit Menschen und Hunde befiel und wegraffte (Thucyd. II. 50).

Wir führen folgende Arten an:

a. Die Epiroten (Virg. G. III. 345) oder die Molosser von Molossus hinter dem Pindus an der westlichen Grenze Nord-

*) Diese sehr zutreffende Bemerkung findet ihre Bestätigung im Hause und unter den Völkern. Nach dem Aussehen und Verhalten des Haushundes läßt sich einiger Rückschluß auf das Haus, den Hausherrn, den Hausgeist machen. Reichenbach (Naturfreund I. S. 134. Leipz. 1834) sagt: Klima, Lebensart und Beschäftigung haben den Hund, der sich noch mehr als andere Thiere mit Leib und Seele dem Menschen angeschlossen hat, zu dem gemacht, was er gerade ist. Selbstständiger als alle andern Thiere, faßte er auch das geistige Bild von dem, was ihn täglich und stündlich beschäftigt, tiefer auf und verähnlicht seinen Körper diesem Bilde, so weit dieß seine Organisation erlaubt. Der Bullenbeißer, der wohl von den Hütern der Büffelheerden abstammt und dessen Urstamm Strabo schon in Tibet kannte, verräth schon durch seine plumpe Figur und sein breites Rindsmaul die Beschäftigung, welche seine Phantasie im Wachen und Schlafen erfüllt. Die Windhunde bildeten sich wohl durch die Jagd auf schnellfüßiges Wild, wodurch ihr Körper gestreckt, ihre Physiognomie der des Hirsches und der Antilope verähnlicht wurde. Der breite Behang der Jagdhunde schreibt sich vielleicht aus einer frühern Laufbahn dieser Thiere her, die sie in Indien als Hüter der Schafe durchlebten, welche dort mit diesem langen und breiten Behange geziert sind und keine Wolle, sondern glattes Haar, wie die Jaghunde haben. Eben so hat der Saufänger einige Aehnlichkeit mit dem Schweine, der englische Fuchshund mit dem Fuchs erhalten. — Hamilton hat nachgewiesen, daß die hängenden Ohren Folge und Kennzeichen einer durch Generationen fortgesetzten Unterwerfung und völligen Verknechtung sind. Je mehr nämlich eine Hunderasse, wie beim Pommer und Schäferhunde der Fall, von ihrem ursprünglichen Freiheitssinn übrig behalten hat, desto mehr stellt und spitzt sie die Ohren, je vollständiger aber dem Menschen die Unterwerfung gelungen (Pudel, Hühnerhund), desto schlaffer hängen die Ohren. Die Griechen wußten Jahrhunderte lang nichts von Hunden mit hängenden Ohren. S. Correspondenz-Bl. des Würt. landw. Vereins 1848. B. II. H. 3.

griechenlands, sollen von dem Hunde stammen, welchen Vulkan aus Erz bildete, dann belebte und dem Jupiter schenkte; dieser schenkte das prächtige Thier der Europa, Europa dem Minos, Minos dem Prokris und Prokris dem Cephalus (Pollux onomast. V. 39). Sie sind vorherrschend gelbröthlicher Farbe (Oppian. Cyneg. I. 375), großen, starken Körperbaues, guter Kernhaftigkeit, scharfen Geruches, schnell (Mart. pect. 33. 2) und hitzig auf's Wild (Virg. G. III. 405). Sie haben ein großes Maul, schlappige Lefzen, hartes Gebiß und eine weithin schallende Stimme; obschon gegen Andre bissig, haben sie ihre Jungen lieb und belecken sie oft (Lucret. V. 1075. Lucan. IV. 440). Wegen ihrer Gewandtheit (Mart. I. 33), Beißigkeit und Wachsamkeit werden sie zur Jagd (Mart. XII. 1. 1. Senec. Hippolyt. 32. Virg. Cul. 330. Arist. h. a. IX. 1. Claudian. Stilic. II. 215) und zum Wachthalten, von den Hirten (Varr. II. 9) zu beiderlei Zwecken (Hor. ep. 6. 5), in den Städten auch in den Häusern der Reichen gehalten (Hor. Sat. II. 6. 114).

b. Die berühmten Lakonischen oder Spartanischen, weithin versandten (Virg. G. III. 345) und bis nach Asien Geschätzten (Theophr. charact. 21) sind von mäßiger Größe (Aristot. V. 2), schmächtiger Gestalt (Claud. Stilic. III. 300), großer Stärke (Ovid. Met. III. 219), hohem Muthe, scharfem Geruche (Ovid. M. III. 207), großer Schnelligkeit. Vermöge ihres gewaltigen Gebisses können sie Knochen leicht zermalmen (Aristot. gen. an. II.); ihre ausgezeichnete Spürkraft ist fast sprüchwörtlich; darum wird der alle Spuren des Ajax verfolgende Odysseus ihnen verglichen (Sophocl. Aj. 7). Die spartanischen und molossischen Hündinnen sollen nach Aristoteles folgsamer sein als die Hunde. Die Hirten des heerdenreichen Taygetus, des lakonischen Waldgebirges auf der mittelsten Südspitze des Peloponnes, die attischen (Aristot. h. a. IX. 1), die apulischen und kalabrischen brauchen sie als Heerdenhunde, — höhern Ruhm haben sie unter den Jägern, denn sie sind zu jeder Jagd, besonders zur Sauhatze (Xenoph. venat. 10), zu brauchen. Die Jäger rühmen, daß sie das Wild aufspüren und verfolgend im Auge behalten, ohne zu bellen (Arrian. II. 29). Sie lassen sich zugleich als Hirten- und als Jagdhunde verwenden (Virg. G. III. 44. Varr. II. 9). Die besten zu letzterem Zwecke (Virg. G. III. 405) kommen aus Amyklä, der alten Königsstadt, der Heimath des Kastor und

Pollux; weil man, vielleicht nach ihrer vorherrschend gelblichen Farbe glaubt, daß sie von Füchsen (ἀλωπεξ) und Hunden erzeugt würden, heißen sie auch Fuchshunde (Alopeciden). Solche meint Horaz:

Denn gleich dem Moloß und gleich dem falben Sparterhund,
Der treuen Hut des Waidenden
Jag' ich einher, gespitzt das Ohr, durch tiefen Schnee,
Was auch voraurennt, des raschen Wild's.

Hor. ep. 6. 5.

c. Die Lokrischen sind anerkannte Saurüden (Xenoph. venat. 10). Darauf deutet eine Grabschrift von Anyte auf eine an Schlangenbissen gestorbene Hündin dieses Gaues:

Also verdarbst du, Mära, am vielfach wurzelnden Strauche,
Lokrerin, schnellste der laut lärmenden Hündinnen du,
Weil dir also hinein in das Glied des beweglichen Fußes
Nicht zu versöhnendes Gift legte der schillernde Wurm.

d. Die Arkadischen, ganz vorzüglich zum Treiben des Viehes, doch auch zur Jagd tauglich, und, wenn man der Mythe Glauben beimessen könnte, als solche hochberühmt in uralter Zeit;

— — — geschwinder denn stürmende Winde,
Pamphagus, Dorceus auch und Oribasus, alle Arkader,
Nebrophonos voll Stärk' und der gräßliche Theron mit Lälaps,
Pterelos auch, im Lauf, und Agre, trefflich an Spürkraft,
Und Hyläus, jüngst vom wüthigen Eber gehauen.

Ovid. M. III. 209.

Die besten kommen von Tegea, dem berühmten Tempelorte der Artemis und des Pan (Oppian Cyneg. I. 372). Weil man annimmt, daß sie durch Begattung von Löwen und Hunden entstanden sind, werden sie von Pollux „Löwenmischlinge" (λεοντομιγεῖς) genannt.

e. Die Sicyonier, mit schmächtiger Weiche (Ovid. M. III. 216), scheinen den Windspielen zuzugehören.

f. Die Argivischen, gute Jagdhunde (Opp. Cyneg. I. 372).

g. Die Aetolischen sind listig und verschlagen.

h. Die Amorger, von Amorgo, einer der sporadischen Inseln, werden unter den Jagdhunden aufgeführt (Oppian. Cyneg. I. 374).

2) Die italischen Rassen: Dazu gehören

a. Die Umbrischen, unter den einheimischen die besten; wegen ihrer Spürnase (Senec. Thyest. 497) und Schnellfüßigkeit

taugen sie zur Hirschjagd (Virg. Aen. XII. 753), sind aber auch zum Bewachen und Treiben der Heerden (Varr. II. 9) gut zu brauchen.

b. Die Ausonischen oder Tuscischen hochberühmt (Oppian. Cyneg. 371. 396), verschlagen, schnell und Trotz ihrer langen Haare zur Jagd tauglich.

Auch der tuscische Hund schafft nicht ein geringes Vergnügen
Oftmals, sei ihm auch ein dichtbezottelter Körper
Und das Geglieder unähnlich den Arten hurtiges Laufes;
Sei's, er bringet dir dar erfreuliche Gaben der Beute,
Denn er stöbert die Färth' auch auf im Dufte der Wiese
Und er zeiget auch an der Hasen verborgenes Lager.

Nemesian. Cyneg. 231.

c. Die Salentiner aus dem weidereichen Calabrien, gute Hirtenhunde (Varr. II. 9).

3) Nordländische Rassen:

a. Die Gallischen oder Celtischen erwähnt Xenophon noch gar nicht, später erst werden sie als gute Jagdhunde (Oppian. I. 373), besonders als Hasenfänger (Mart. III. 47) gerühmt; große Schnauzen sind ihnen eigenthümlich (Catull. XLIII. 9). Gratius gedenkt ihrer und versichert:

Großer Ruhm erhebt die mancherlei Celten.

Grat. cyneg. 156.

Vielleicht meinte er die sigambrischen und belgischen *), die wie die gallischen durch ihre Schnelligkeit bekannt sind. Die schnellsten Gallier sind die sog. Vertagen (vertagi, - gae), wahrscheinlich Windspiele; an ihnen ist Alles schön; der Körper, die Augen, die Farbe, die Einrichtung der Beine; sie apportiren gut.

Nicht sich, nein dem Gebieter macht Jagd das hitzige Windspiel;
Unverletzet vom Zahn werde der Has' dir gebracht.

Mart. XIV. 198.

Ob diese oder eine andere Art es war, welche die Gallier nach Strabo im Kriege brauchten, läßt sich nicht bestimmen; sie geben sich aber viel mit der Haltung der Hunde ab, ihre Ver-

*) D'Aussy (histoire de la vie privée des Francais 1782) glaubt, daß die gewaltigen Hunde, welche Karl der Gr. dem Kalifen Harun al Raschid zum Gegengeschenke machte und die, als sie nach Asien kamen, die Bewunderung des Kalifen erregten, als sie den Löwen bei einer Löwenjagd furchtlos angriffen und so lange festhielten, bis er erlegt war, Nachkommen der belgischen Hunde gewesen seien.

tagen schätzten die Römer und in der spätern Zeit werden die aus dem Gebiete der Segustaner und aus Gratianopolis (Grenoble) erwähnt; mit starken Zoddeln, sonst unschön. Arrian sagt: Die besten sehen am schlechtesten aus. — Die gallischen Hunde sind gewandt, kampflustig, bissig; sie haben den Fehler, daß sie auf der Suche belfern (Catull. 43. 9. Grat. 157). Ihre Stimme ist schwach und heulend und wenn sie die Spur eines Wildes haben, verfolgen sie dasselbe nicht muthig, sondern mit Geheul. Es läßt sich daher das bei den Baktriern gewöhnliche Sprüchwort einigermaßen auf sie anwenden: Ein furchtsamer Hund bellt weit heftiger, als daß er beißt (Curt. VII. 4. 13). Abgerichtet lassen sie sich zum Schutze der Heerden, wegen ihrer Schnelligkeit zur Jagd auf freiem Felde, sonderlich der Hasen (Mart. III. 47. 16) brauchen.

Wenn der gallische Hund auf eb'nem Gefilde den Rammler
Blickt, braucht jener die Läuft' zur Beut' und dieser zur Rettung,
Der, Einholendem gleich, hofft jetzt und jetzt ihn zu packen,
Und schon streift er die Fährt', vorangestrecket die Schnauze;
Immer ist zweifelhaft jetzt, ob sie er gefasset und reißt sich
Aus den Fängern heraus und verläßt den packenden Rachen.

Ovid. M I. 534.

b. Die Britannischen sind großen Schlages, lebhaft und stark genug, die starken Hälse der Bullen zu brechen (Claud. Stilic. III. 301). Die Bullenbeißer (Bulldoggen), in Rom erst seit der Eroberung Britanniens bekannt, haben hier so vielen Beifall gefunden, daß man sie, wie in Athen die Molosser (Aristoph. Thesmophor. 416), zur Bewachung der Häuser hält; im Kampfe mit wilden Thieren verherrlichen sie die Spiele.

Hierher gehören auch die Agassäer, eine tüchtige Spürart, nicht nur auf Vierfüßler, sondern auch auf Geflügel. Der Gestalt nach gleichen sie den leckern Tischhunden; der Rücken ist fleischlos; sie haben große Zoddeln, stark gezahnte Füße, schwerfällige Augen, dichte, giftige Zähne (Opp. I. 467. Nemes. 124).

c. Die Pannonischen, sind groß und stark, scharf und bissig, nicht nur zur Jagd (Oppian. Cyneg. I. 171), sondern auch zu Krieg und Kampf brauchbar (Nemes. 126).

d. Die Iberischen gelten als gute Jagdhunde (Oppian. I. 371. 397).

e. Die Thracischen sind ebenfalls gut auf der Jagd (Oppian. I. 372. 396).

f. Die Dardanischen, aus dem oberen Mösien, sind als gute Hirtenhunde (Sil. II. 443) weithin bekannt.

Die Hunde theilt man in Jagd-, Hof- und Hirtenhunde. Nicht blos der Gebrauch, sondern die Natur begründet diese Eintheilung, denn manche Art eignet sich besser als die andere für diesen oder jenen Zweck (Varr. II. 9. Col. VII. 12). In „landwirthschaftlichen Bildern“ könnte ich den Jagdhund (genus venaticum) völlig übergehen, weil die Jagd nicht zur Landwirthschaft gehört, weil der Jagdhund dem Landmanne nichts nützet und ihm die Jagd zur Lässigkeit in seinen Geschäften Veranlassung giebt (Col. VII. 12.); dennoch aber nehme ich ihn auf, weil auch auf dem Lande sich Jagdliebhaber finden und meine Abhandlung in die Hände der Hirten kommen könnte, die neben ihrem eigentlichen Berufe von der durch ganz Italien geltenden Jagdfreiheit Gebrauch machen (Virg. G. IV. 435: III. 410), einiger Andeutungen bedürfen. Bauern und Hirten brauchen den Jagdhund

Zu verfolgen im Lauf die schüchternen Esel des Waldes,
Und zu erjagen die Gems', zu erjagen den flüchtigen Rammler;
Oft aus Waldmorästen hervorgetriebene Hauer
Scheucht er mit lautem Gebell in die Flucht und durch die Gebirgshöhn
Drängt er ins Netz mit Geschrei den übergewaltigen Kronhirsch.

Virg. G. III. 410.

Nächst dem Jäger ist der Hund dem Hirten am Nöthigsten, die Hirten haben die meisten Kenntnisse seiner Natur und seit den ältesten Zeiten sich mit Haltung und Zucht desselben zur Wacht und Jagd abgegeben. Schon Homer erzählt:

— — Vier große Hunde, wie reißende Thiere, bewachten
Stets das Gehöft', erzogen vom Männer beherrschenden Sauhirt.

Hom. Od. XIV. 29.

In Italien ist er der Heerdenhüter, ihr beständiger Gefährte, ihr Schutz bei Tag und Nacht; von den Vorzügen des Seinen rühmt Jeder gern und spricht etwa zum Andern:

„Mein ist der Hund, der die Heerde bewacht und die Wölfe erwürget.“

Theocr. V. 106.

Solch' Einer ist das beste Geschenk, das sie sich gegenseitig machen und werthvollen Kaufpreises, wenn er taugt,

— — — Daß jegliches Wild er verfolge.

Theocr. V. 107.

Auf die Regel, welche Hesiod seinem Landmanne giebt:

> Auch scharfzahnige Hunde gepflegt, nicht spare des Brotes,
> Daß kein tagdurchschlafender Mann dir die Güter entwende,
>
> Hesiod. op. 604.

verweisen wir den Villenbesitzer und rathen ihm, sich dieses lebendige Villenzubehör nicht anzukaufen, sondern, von den besten Eltern gezeugt, selbst aufzuziehen. Thut er das, wird der catonischen Vorschrift entsprochen: „Was der Landwirth selbst erzeugen kann, soll er nicht kaufen" und eine größere Anhänglichkeit sowohl des Herrn an den Hund, als des Hundes an seinen Herrn begründet, als wenn er einzelne, schon abgerichtete von Bekannten erhält oder aus den Kuppeln auswählt, welche Händler herumführen. Bei Beobachtung jener bekannten manilischen handelsrechtlichen Bestimmungen wird der Käufer dennoch öfters betrogen. Die Hunde gewöhnen sich schwer zum neuen Gebieter, selbst wenn er ihnen, wie Saserna in seinem Buche „der Ackerbauer" rieth, gekochte Frösche zu fressen giebt. Gekaufte Hunde sind auch bisweilen zu dem bestimmten Zwecke untauglich, und öfters laufen sie nach dem vorigen Wohnorte und Herrn zurück. Publius Aufidius Pontianus aus Amiternum kaufte einmal in dem äußersten Umbrien Schafheerden mit den Hunden; die nicht mitgekauften Hirten mußten sie in die Wälder von Metapontum (j. Torre di mare) und auf den Handelsplatz (emporium) von Heraklea (j. Policoro) am Siris in Lucanien bringen. Kaum waren die Hirten nach Hause gekehrt, so liefen die Hunde, war's Sehnsucht nach der Heimath, war's Liebe zu den Herren, freiwillig nach Umbrien, trotz der mehrtägigen Entfernung und der erfolgten Fütterung, zurück (Varr. II. 9). Muß man indeß kaufen, ersehe man Solche von ganz gleicher Rasse; Hirtenhunde entnehme man nur von Hirten, nie von Jägern oder Fleischern; Fleischerhunde eignen sich nicht, Weidevieh zu treiben, und Jagdhunde wollen lieber Hasen und Hirschen nachsetzen, als Schafe begleiten. Gleichartige Hunde vertragen sich auch unter einander am besten (Varr. II. 9).

Wer Hunde aufziehen, abrichten und gedeihlich pflegen will, muß Kenntnisse ihrer Natur besitzen. Dieselben zu vermitteln, ist die Absicht nachfolgender, auf Gewährsmänner sich stützender Grundsätze.

Der Hund, in Gestalt, Farbe und Lebensweise von großer Aehnlichkeit mit dem Wolfe (Diodor. S. I. 88), hat an den Vorder= und Hinterfüßen, wie der Löwe und Luchs, fünf Zehen, von denen einer am Fußgelenke herabhängt (Pl. XI. 99), Sohlen (pedes) und krumme Nägel (Pl. XI. 101), sägeförmige (dentes serrati), durch das ganze Maul stehende, kammweise in einander greifende und darum sich weniger abreibende Zähne, welche er mit auf die Welt bringt (Pl. XI. 69), nur die sog. Hundszähne (d. canini) fallen, wie bei dem Löwen, aus (Pl. XI. 63). Die Zähne sind von weißer Farbe und daher heißen die Hunde: Weißzähne (Hom. Il. XI. 292). Alle Thiere mit Sägezähnen sind sehr beißig (Pl. XI. 64); die Hunde machen durch eine Menge Bisse und Wunden mürbe, was sie nicht auf einmal zerkleinern können (Pl. XI. 61). Der Schwanz ist, wie bei den Füchsen, stark behaart, im Gefühle der Kraft geringelt, bei Entrüstung steif, bei Freude, Liebe und Schmeichelei bewegt; die schlechtere Art steckt ihn unter den Bauch (Pl. XI. 111). —

Der Bauch des Hundes ist enggebaut und darum kann er nicht ohne starkes und schmerzliches Drängen ausleeren (Pl. XI. 79). Der Unterleib (venter) dem des Menschen ähnlich (Aristot. h. a. I. 16); weil er sich nach unten verengt, werden die Speisen, mit denen er gefüllt ist, wieder nach oben gedrängt, während sie bei andern Geschöpfen, mit einem geräumigern Unterleibe, hinabsinken. Bei Hunden und Menschen ist dieses nicht immer möglich und deswegen entleeren sie sich durch Brechen nach oben. Dieß in Anbetracht genommen, dürfte die Ansicht, daß die Menschen das Erbrechen von den Hunden gelernt haben, einigen Zweifel unterstellt werden. Diese thun es gewöhnlich dann, wenn sie zu viel und zu gierig gefressen haben, um sich zu erleichtern, jene ingleichen, aber viel öfterer, nach dem Genusse und zur Abführung unverdaulicher Speisen; zur Erleichterung des Magens nach aufgehobener Tafel, zur Beförderung der Verdauung in der Sommerzeit oder im Alter, wo Verdauungsschwäche eintritt, zur Vorbereitung auf Gastmahle durch besondere Brechmittel (emetica), weche kein vornehmer Römer verabscheut (Cic. ad Div. VIII. 1. ext. ad Att. XIII. 52. pr. Deiot. 7. Cels. I. 3. Suet. Vitell. 13), mag es auch den Augen und besonders den Zähnen schädlich sein und leicht zu einer Erkältung des Magens führen.

Bei den Hunden liegt das Ekelhafteste darin, daß sie den Auswurf wieder fressen; daher denn die morgenländische, sprüchwörtliche Redensart: „Der Hund frißt wieder, was er gespien," zur Bezeichnung eines unflätigen oder eines solchen Menschen, der anerkannte Thorheit und unterlassenes Unrecht von Neuem begeht (Prov. XXVI. 11. 2. Petr. II. 22).

Die Indier paaren Hunde und Tiger*); die Hündinnen werden während der Laufzeit in Wäldern angebunden; die Nachkommenschaft der ersten und zweiten Zeugung soll zu wild sein und darum erziehen sie erst die der dritten, welche wie die, welche von Schakals stammen, nach Gratians Angabe, durch Kampflust sich auszeichnen. Die Aethiopier gatten Wölfe und Hunde; die aus diesen Paarungen entstehenden Jungen, Crocotten (crocottae) genannt, sind wilden Charakters, die Alles, auch die größten Knochen (Diod. S. III. 35) mit ihren Zähnen zermalmen und was sie verschlingen, sogleich verdauen (Pl. VIII. 30). Auch die Gallier lassen Hündinnen von Wölfen belegen und die Wolfsheerden haben dann jedes Mal einen Hund zum Anführer (Pl. VIII. 61). Dasselbe geschieht in Aegypten (Diod. S. I. 88), in Cyrene (Aristot. h. a. VIII. 28), vielleicht auch in Cypern und Griechenland, dessen Hirten die wilden, lautbellenden, unbändigen Wolfshunde (Lycista, Lycisce), welche die Gallier im Kriege brauchen, und die schon in alter Sage (Ovid. M. III. 214. 220) vorkommen, nicht unbekannt sind (Virg. Ecl. III. 18).

Die Hundezüchter haben die Erfahrung, daß es nicht gerathen sei, fremde Hunde einem Stamme einzumischen, weil die verwandten Blutes (cognati) einander am besten beistehen (Varr. II. 9). Derselben gemäß soll Jeder bei der Aufzucht und Paarung auf einerlei Rasse, dann auf die besten Eltern halten, weil die Nachkommenschaft stets auf die Alten zurückschlägt (Virg. Ecl. I. 23) und dem Verlangen der Jäger und Landleute nach reinem Blute (Geop. XIX. 1) am besten entsprochen wird. Will man indessen Mischlinge ziehen, so müssen die edlen Eltern ein-

*) Vielleicht sind die Thiere, welche die Griechen und Römer (Arist. h. a. VIII. 27. 8. Ael VIII. 1) für Bastarde von Hunden und Tigern oder Löwen hielten, Jagdleoparden (Jeparden, Jagdtiger) eine große Katzenart, die dadurch dem Hunde ähnelt, daß sie eine runde Pupille hat, die Krallen nicht zurückschläget, zahm wird und dann zur Jagd gebraucht werden kann. Ihr Vaterland ist Mittelafrika und Südwest-Asien.

ander ähnlich und verwandt sein, so daß Arkadier und Eleer, Pannonier und Kreter, Karier und Thracier, Tyrrhener und Lacedämonier gegattet werden können;

Auch zur iberischen Braut führ' hin den sarmatischen Buhlen;
Solche Mischung ist gut; doch werde die edelste Stammart
Nimmer gemischt, und Männer des Waidwerks rühmen vor Allen
Solche.

Oppian. Cyneg. I. 393.

Die Hündin wird zweimal läufisch (catulire), wirft auch zweimal, nämlich im Frühjahre und im Sommer. Bei herannahender Begattungszeit meldet sich sieben Tage hindurch der Monatsfluß, bei welchem ein zu verschiedenen medizinischen Zwecken diensames Geblüt abgeht (Pl. XXIX. 32); zugleich findet eine Anschwellung der Schaam statt, während welcher sie jedoch die Belegung nicht zuläßt, sondern erst in den nachfolgenden sieben Tagen. Demnach dauert die Laufzeit (catulitio) vierzehn, bei Manchen sechszehn Tage. Die Reinigung bei dem Wurfe erfolgt zugleich mit den geworfenen Jungen; sie ist dick und schleimig, wird aber allmählich dünner (Arist. VI. 20). In der Laufzeit werden die Hündinnen bisweilen unbändig und fast rasend vor Wollust (Aurel. Vict. epit. 32); man muß sie alsdann im Auge haben und abwarten bis sie sich vom Blute gereinigt haben, weil sonst der männliche Same nicht bei ihnen verbleibt (Arrian. ven. 27).

Nach zuverlässigen Beobachtungen regt sich der Begattungstrieb des männlichen Hundes, des Hengstes und Ebers am stärksten früh Morgens; die Hündin schmeichelt erst Nachmittags. Jener läuft dieser Stunden lang nach; sie wird in Einer Begehung befruchtet (uno coitu completur), wie sich daraus ergiebt, daß auch nach heimlich erfolgter Belegung Empfängniß eintritt (Pl. X. 83. Arist. VI. 20).

Die Milch stellt sich gewöhnlich fünf, bei Einigen vier, bei Andern sieben Tage vor dem Wurfe ein und ist gleich nach demselben brauchbar (Arist. VI. 20). In der ersten Zeit der Trächtigkeit lassen sich die Hündinnen bei der Heerde und Jagd brauchen, später werden sie zu schwer, zu träge und verlangen Schonung; Anstrengung ist selbst den Jungen schädlich (Xenoph. ven. 7). Nach dem Volksglauben wird es als ein böses Vorzeichen angesehen, wenn Jemandem, der eine Reise antreten will,

eine hochträchtige Hündin über den Weg läuft (Hor. Od. III. 27. 4).

Die Zeit der Trächtigkeit dauert nach Varro drei Monate, nach Plinius und Xenophon sechzig Tage oder den sechsten Theil des Jahres; die lakonischen tragen einen oder zwei Tage länger oder einen weniger. Einige sind den fünften Theil des Jahres oder 72 Tage trächtig (Arist. VI. 20); die Jungen aber bleiben dann 14 Tage und die von solchen, welche ein ganzes Vierteljahr tragen, siebzehn Tage blind.

Die lakonischen Hündinnen bekommen schon 30 Tage nach der Begattung Milch, die zuerst dick ist, aber mit der Zeit dünner wird. Die gewöhnlichste und beste Wurfzeit ist um die Sonnenwende. Wie alle Thiere mit vielen Zitzen bringen die Hundeweibchen mehrere (Cic. nat. II. 51), nie mehr als zwölf, gewöhnlich fünf oder sechs Junge zur Welt, — die lakonischen werfen meist acht. Selten wird nur Ein Junges geboren; kommt dieß vor, oder fallen nur Männchen, oder nur Weibchen, so gilt dieß eben so für ein Wunderzeichen (portentum), wie wenn ein Hund oder Ochs spricht (Pl. VIII. 63. X. 83).

Der erste Wurf vom Jahre ist der beste und darum das Frühjahr die erfolgreichste Begattungszeit (Oppian. Halieut. 378. Varr. II. 9); der Geschlechtstrieb regt sich da am stärksten und die Jungen fallen in die wärmeren Tage, unter deren Gunst sie wohl gedeihen:

Ja, im Frühling zumeist beschicket Werke der Liebe
Alles; Gewild und Hund' und verderbliches Schlangengezüchte,
Auch die Vögel der Luft und die Fisch' des Meeresgewässer;
Ja, im Frühlinge naht die giftgeschwängerte Otter
Sich dem Bette des Gatten am Ufer der salzigen Meerfluth,
Auch das ganze Meer tos't wieder von Liebe im Frühling,
Und sich gattende Fisch' beschwimmen den kräuselnden Spiegel;
Und es steuert der Tauber hin zu der Täubin im Frühling
Und es bereitet sich zu der Hengst den Stuten der Weide,
Und es wenden sich zu die Stier' wildwandelnden Rindern,
Und krummhornige Widder begehen die Schafe im Frühling,
Und gluthsprühende Eber bedecken die Bachen im Frühling
Und es bespringen die Böcke die langgezobbelten Ziegen
Und auch den sterblichen Menschen ist größere Liebe im Frühling,
Denn im Frühling schwillt auf Cythere, die Alles beherrschet.

Oppian. Cyneg. I. 377.

Die Männchen belegen und die Weibchen lassen sich belegen, so lange sie leben; die Lakonischen sind für die Liebeswerke tauglicher, wenn sie arbeiten, als wenn sie nichts thun (Arist. VI. 20). Andere, welche im Frühjahre begattet werden sollen, dürfen über Winter weder durch Jagd, noch in sonstigen Diensten allzusehr angestrengt werden, weil dann die Jungen besser ausfallen (Arrian. venat. 27).

Hunde und Hündinnen, die sich begatten sollen, stecke man zusammen ein, zur Sicherung des reinen Blutes und der Empfängniß; die Jäger wenigstens behaupten, daß die Weibchen, welche nicht im Verborgenen, sondern frei und öffentlich belegt werden, nicht zukommen (Arrian. 28. Grat. cyneg. 280). Bei gewöhnlichen Arten läßt sich dieß bezweifeln, denn man siehet oft genug Hunde auf Kreuz- und Scheidewegen (compita, triviae), welche sie nach Ovid ganz besonders lieben, inmitten der Begattung, bei welcher sie wider ihren Willen zusammenhängen (Ovid. a. am. II. 484. Lucret. IV. 1199), wie Löwen, Hasen und Füchse (Arist. V. 2. IV. 33) und sich den Rücken kehren*) (Pl. X. 83). Wegen jener dort häufigen Zusammenkünfte, werden von den Kolophoniern Hunde, besonders die schwarzen der Enodia (Paus. III. 14. 8) und von den Griechen, obwohl unter ihnen Hundeopfer nicht gewöhnlich sind, der Hekate, der Göttin der Scheidewege (προθυραια, ἐνοδια, τριοδιτις, Trivia), deren dreihauptiges Bild daselbst aufgestellt wird, geheiligt und geopfert (Callim. H. in Dian. 38. Ovid. Fast. I. 141).

Wenn die Stunden Lucina's herannahen, machen die Hündinnen sich im Hundestalle (tugurium, Phaedr. I. 19) ein Bett; besser ist's, ihnen zu helfen und dasselbe aus Spreu und andern weichen Stoffen zu bereiten, damit sie weich liegen und die Hündchen besser wachsen (Varr. II. 9. Oppian. I. 377). Die Nachgeburt ist heilkräftig und befördert, sofern sie die Erde nicht berührt hat (Pl. XXX. 43), die Entbindung der Frauen.

Das erste Junge ist stets männlichen, das zweite weiblichen Geschlechtes und so geht es im Wechsel bis auf das letzte. Alle kommen, wie bei dem Wolfe, Panther, Schakal und Thos blind auf die Welt (Arist. VI. 35). Der Augenschluß dauert verschie-

*) Nach den Rabbinen kommen die Gassenskandale der Hunde daher, daß sie sich in der Arche Noah's nicht scheuten, ihre Lust zu befriedigen.

den, am längsten bei denen von einer Mutter, die zu früh empfangen hat (Pl. X. 83) oder nicht reichlich nährt; er verliert sich nie vor dem siebenten, nie nach dem ein und zwanzigsten, regelmäßig mit dem zwanzigsten Tage (Varr. II. 9). Einige behaupten, einzeln geborne Hündchen würden schon am neunten, Zwillinge am zehnten Tage sehend und es verspäte sich der Durchbruch des Auges mit jedem hinzukommenden Jungen um Einen Tag, dasjenige aber sei das beste eines Wurfes, welches zuletzt sehend oder zuerst von der Mutter ins Nest getragen werde.

Weibliche Hunde von der ersten Hecke sollen Faune sehen können (Pl. VIII. 62). Zur Zucht muß man Erstlingshunde nicht liegen lassen, denn eine junge Mutter (tiruncula) nährt nie recht gut; sie wird durch die Erziehung ihrer Kinder im körperlichen Wachsthum behindert (Col. VII. 12), wenn sie zu bald warf. Fallen zu viele Junge, sind gleich nach dem Wurfe diejenigen auszuwählen, welche man behalten will, die Uebrigen zu tödten. Je weniger stark die Familie ist, um so besser und schöner gedeihen sie, weil die Mütter Milch genug haben (Varr. II. 9). Beim Wegnehmen ist Vorsicht nöthig, weil die Hündinnen, die eben geworfen haben, am bösartigsten sind (Arist. VI. 18).

Die Hündinnen säugen an Brüsten, die bei ihnen, wie bei allen Thieren mit vielen Zitzen und die viele Junge werfen, in einer Doppelreihe dem Bauche entlang sitzen (Pl. XI. 95). Sie werden dabei, wie alle Thiere, etwas magerer (Arist. VIII. 6) und müssen durch Futterzugaben gestärkt werden. Will man eine Art dauerhaft rein erhalten, darf man den Jungen (catulus) niemals die Brüste einer fremden Ernährerin anweisen, weil Milch und Odem der edlen oder unedlen Mutter auf Körper und Geist der Kinder förderlich oder schädlich wirkt. Jagdhunde, welche von Hofhunden aufgemilcht wurden, werden träg und unbeholfen. Eben so schädlich ist's, sie an Schafen oder Ziegen saugen zu lassen; in Nothfällen mache man eine Hirschkuh, Rehkuh, Wölfin oder eine gezähmte Löwin zu ihrer Säugamme; dadurch wird auf Schnelligkeit und Charakter gewirkt (Opp. I. 436). Pollux räth, ihnen die Milch wilder Thiere neben der Muttermilch zu geben. Fehlt einer durch die Geburt erschöpften Hof- oder Hirtenhündin die Milch, gebe man den Jungen 4 Wochen lang Ziegenmilch (Col. VII. 12), die nach Plinius (XXVIII. 33) besonders nahrhaft ist und darum Veranlassung zu der Fabel gab, daß Ju-

piter damit genährt worden sei. Die Milch der Hunde ist, wie die der Hasen, und Schweine, dicker als die aller übrigen Thiere, und wie die derjenigen, welche mehr als vier Saugwarzen haben (Aristot. VI. 20), zu medicinischen Zwecken (Pl. XI. 96), namentlich zur Stillung von Leibschmerz (Pl. XXIX. 39) oder zur Zeitigung der Leibesfrucht der Frauen (Pl. XXX. 43), zur Verspeisung nur für die allerärmste Menschenclasse taugbar, denn

— — — — — — — — Wer melkt,
Ward ihm die erstwerfende Gais die häßliche Hündin? —
Theocr. V. 20.

In den Stall, in welchem säugende Hündinnen liegen, zu gehen, ist gefährlich. Der Hundewärter (custos) darf sich aber nicht fürchten; er muß ihnen Futter, lieber Gerstenbrot als Weizenbrot, bringen, weil es besser nährt und stärker auf die Milch wirkt (Varr. II. 9).

Die Alten hielten junge, säugende Hunde für eine sehr reine Speise und bedienten sich derselben zum Opfer zur Versöhnung der Götter. Der Mana Genita, der Vorsteherin der Schwangerschaften und Geburten, wird, um sich dieselbe zur Erhaltung der Angehörigen des Hauses geneigt zu machen, ein junger Hund geopfert und bei dem Antrittsschmause der Priester (aditalia epula) wird zu Ehren der Götter ein junger Hund aufgesetzt (Plutarch. Quaest. rom. 52. Pl. XXIX. 14). In der Medicin macht man nicht selten Anwendung von denselben; werden sie bei Schmerzen der edlen Eingeweide (praecordia) auf die empfindliche Stelle aufgelegt, gehet die Krankheit auf ihren Körper über; davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man sie später öffnet und mit Wein begießt, denn man findet jedesmal den Theil der Eingeweide, an denen der Mensch litt, erkrankt. Besonders diensam erweisen sich die Melitäer zur Linderung von Magenschmerz; weil aber die Krankheit auf sie übergehet, erkranken sie selbst und müssen sterben. Die Religion gebietet, daß ein solches Thier begraben werde (Pl. XXIX. 14).

Nicht allzulange dauert's, so führt die Hündin ihre Jungen aus dem Stalle (Phaedr. I. 19. 6); sie müssen zwei Monate säugen, dann entwöhnt und zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet werden (Varr. II. 9). Vierzig Tage nach der Geburt wird ihnen hin und wieder der Schwanz verstutzt (castrare) und zwar dergestalt, daß der Nerv, der durch die Wirbel des Rückgrates

bis zur Schwanzspitze läuft, mit einer Zange gefaßt, etwas herausgezogen und dann losgetrennt wird. Man thut dies, um das abscheuliche Wachsthum dieses Körpertheiles in die Länge zu verhindern, nach Angabe der Hirten auch, um der Tollheit vorzubeugen. Ganz darf der Schwanz nicht weggenommen werden, denn er gehört zur vollendeten Schönheit und Gestalt des Hundes. Dies ist so allgemein anerkannt, daß man von Sachen oder Personen, denen im Aeußeren etwas Nothwendiges fehlt, zu sagen pflegt: „Sie sehen aus, wie ein Hund ohne Schwanz (Ut canis sine coda)." — Auch unter den Griechen herrscht die Sitte, den Hunden den Schwanz gewaltsam zu kürzen.

Mago schreibt vor, junge Thiere männlichen Geschlechtes bei abnehmendem Monde (Pl. XVIII. 75) zu entmannen (castrare). Die Hirten thun es, weil die Hunde alsdann die Heerde nicht so oft verlassen; doch aber rathen Einige davon ab, weil die Verschnittenen muthloser zum Angriff oder Kampf werden (Varr. II. 9).

In der ersten Jugend gleich wird jedes Hündchen mit einem Namen belegt, entweder, wie Hektors Pferde, von Zeichnung, Farbe der Haare oder Augen, z. B. Glaucis (Prop. IV. 3. 55), oder von Gestalt, Größe, Abstammung, Eigenthümlichkeit, oder von der Bestimmung, die man ihm anweiset. Hof-, Hirten- und Jagdhunde sollen nach der Regel einen kurzen, wo möglich zweisylbigen und klangvollen Namen, der sich leicht aussprechen und fernhin wohl verstehen läßt (Col. VII. 12. Xenoph. venat. 7), erhalten. Daher der Rath des Erfahrnen:

Leg' auch Namen du bei, so lange noch zärtlich die Hündlein!
Eilig sei Jeder und kurz, daß hör' er eiligen Anruf.

Oppian. Cyneg. I. 444.

Wir schlagen Folgende als geeignet vor. Psyche, Thymos, Porpax, Styrax, Tauros, Labes (Aristoph. nub. 837), Lykas, Lonche, Lochos, Phrura, Phylax, Taxis, Xiphon, Phonax, Phlegon, Alce, Truchon, Hyleus, Medas, Porthon, Sperchon, Orge, Bremon, Hybris, Thallon, Rhome, Antheus, Heba, Getheus, Chara, Leuson, Auga, Polys, Bia, Stichon, Spude, Bryas, Oenas, Sterrhos, Crange, Cänon, Tyrbas, Sthenon, Aether, Aktis, Anchon, Nons, Gnome, Stibon, Horme (Xenoph. ven. 7), Orthros (Quint. Smyrn. VI. 252). Wer berühmte, in die Sagengeschichte zurückreichende Namen wünscht, kann in die

Liste der aktäonischen greifen und wählen: Dorceus, Theron, Agre, Nape, Ladon, Dromas, Stikta, Tigris, Alce, Leukon, Lakon, Thous, Lachne, Labros, Lälaps (Ovid. III. 210. VII. 771. Pollux); wer mehrsylbige nicht scheut, nenne seinen Hund Pamphagus, Orilasus, Lampuros (Theocr. VIII. 64), Pterelas, Pömenis, Harpyia, Canace, Lyciska, Agriodas, Harpalos, Melaneus, Hylaktor rc. Aus der lateinischen Sprache eignen sich die Namen: Celer, Lupa, Cerva, Tigris (Col. VII. 12) *). Indessen greift man zu den letzteren selten, theils weil die Hundearten Griechenlands an sich berühmt sind, theils weil wir viele von dorther durch den Handel beziehen, die schon einen Namen haben, theils weil es zum Tone vornehmer italischer Landwirthe gehört, die Hunde, auch die auf den eigenen Villen erzeugten, ingleichen Pferde und Weine mit fremdländischen Namen zu belegen.

Säugenden Hündchen gebührt einige Wochen nach der Geburt neben der Muttermilch eine Zugabe an Futter; ihre Lagerstellen (cubilia) werden in Regentagen mit Laub oder Heu gestreut, damit sie sich nicht beschmutzen, auch nicht erkälten. In den ersten sechs Monaten werden die Wirthschaftshunde nur mit der Mutter vor den Stall gelassen, wo sie frei mit ihr Spiel und Kurzweil in frischer Luft treiben und nach und nach gewöhnt, daß sie sich anbinden lassen. Zuerst wählt man ein leichtes Band und wenn sie dasselbe abzunagen versuchen, erhalten sie Strafe durch den Stock oder die Peitsche. Eine solche Hundepeitsche ist ein gutes Mittel gegen die Bräune der Menschen, wenn man sie drei Mal um den Hals windet (Pl. XXX. 12).

Wie die alten hat der Voigt auch die jungen Hunde bei Tage einzusperren oder an Ketten (Phaedr. III. 7. 16) zu legen, mit der Dämmerung und die Nacht über los zu lassen, um sie munterer zu machen (Col. VII. 12). Wo dann mehrere sind, ist's gut, dieselben von Zeit zu Zeit auf einen bestimmten Platz zu

*) Ich weiß kein Beispiel, daß das klassische Alterthum den Namen eines eigenen oder fremden Gottes oder Helden auf seine Hunde übertragen hätte, wiewohl unter dem Volke vorkömmt, das den Grundsatz im Munde führt: Man soll den Menschen nicht dem Vieh vergleichen, aber seine Fleischerhunde Melac, Davoust ruft, seine Hirtenhunde mit bekannten Familiennamen belegt und seinen Stubenhündchen sogar Namen aus der Geschichte der christlichen Kirche oder der Heiligen zu geben, sich nicht scheut.

führen, sie aufeinander zu hetzen und sich beißen zu lassen. Dadurch wächst Muth und Tauglichkeit zu Kämpfen; doch dürfen sie dabei sich nicht zu sehr anstrengen, weil sie sonst leicht muthlos und träge werden (Varr. II. 9). Manche glauben bemerkt zu haben, daß durch diese Hetzereien und Beißereien ihre natürliche Grausamkeit geschärft und so gesteigert werde, daß sie sogar ihre Gebieter und Hausgenossen anfallen; darum stehen sie davon ab.

Jagdhunde werden öfters zu kundigen Leuten in's Futter in Unterricht und Erziehung gethan (Mart. XI. 70. 1). Bis zu einem Jahre erhalten sie Milch oder eine andere der künftigen Bestimmung entsprechende Nahrung. Allzuvieles und schweres Futter macht krumme Beine, die Eingeweide leidend und verursacht allerlei Krankheiten (Xenoph. venat. 7). Das erste Anlernen erfolgt im Hofe (Senec. clem. I. 16. Hor. ep. I. 2. 65); der Jäger kann die weiblichen mit acht, die männlichen aber zwei Monate später an langen Riemen mit sich nehmen und lehren,

— — — — — In den Werken des Waidganges
Jetzo gehörnete Ziegen und jetzt Rehböcke verfolgend,
Daß sie gestrengeten Lauf's um ein Weniges nur von dem Rücken
Rennen. Apoll. Rh. II. 278.

Zu Jagdhunden wählt man die weißen, wegen ihrer schlechten Dauer im Winter, nicht gern (Oppian. Cyneg. I. 430), desto lieber für den Heerdendienst, weil sie sich, wie die gemischter Farbe, in der Früh- und Abenddämmerung von den anschleichenden Wölfen am leichtesten unterscheiden und den Hirten einigermaßen sichern, daß er nicht den Hund statt des Wolfes im Kampfe erleget (Theocr. VIII. 24. Col. VII. 12. Varr. II. 9).

Die Reife zur Begattung tritt bei den Männchen mit den 6.—8. Monate, bei den Weibchen später ein; bei diesen giebt sie sich durch Anschwellung der Zitzen an den Warzen, die auch härter werden, bei den Männchen dadurch zu erkennen, daß sie beim Harnen das Bein aufheben (Arist. V. 14. VI. 20). Dieser Beweis der vollen Kraft (Pl. X. 83) erscheint jedoch manchmal vor, manchmal nach dem sechsten Monate. Es kann zweifelhaft sein, ob man Hunde in einem Alter, wo sie noch nicht ausgewachsen, zur Begattung zulassen soll, denn es besteht die Annahme, daß sich kein Thier gut fortpflanze, bevor es nicht ausgewachsen ist. Racceeigenthümlichkeit wirkt auf die Entscheidung der Frage,

denn manche Rasse empfängt und zeugt früher als die andere. Am Entsprechendsten wird den Hündinnen der Liebesgenuß nach vollendetem ersten Jahre gestattet, weil sonst Körper und Kraft zu sehr mitgenommen und der Muth schlaff wird (Pl. X. 83). Beide Geschlechter bleiben fortpflanzungsfähig so lange sie leben, die männlichen gewöhnlich nur bis zum zehnten, die weiblichen nur bis zum neunten Jahre und sind von da ab selten noch zu brauchen, die Nachkommen von alten Eltern leiden an angeborner Trägheit (Col. VII. 12); indessen hat man Beispiele, daß Hunde und Hündinnen im 18.–20. Jahre belegten und zeugungsfähig waren (Arist. V. 14).

Das Alter der Hunde erkennt man an den Zähnen; im vierten Monate wechseln sie die s. g. Hundszähne, die unten breit und oben spitzig zulaufen (Arist. II. 3). Die Zähne sind in der Jugend weiß und scharf, im Alter werden sie scharf und stumpf. Gesicht und Gehör nimmt, wie bei Argos, ab, sie werden grau und elend. Der lakonische männliche Hund lebt zehn, der weibliche zwölf Jahre, die übrigen Arten erreichen gewöhnlich im Alter von 14—15, Manche auch von 20 Jahren, weswegen die Dichtung Homers, der den Hund des Odysseus im zwanzigsten Jahre sterben läßt, dem natürlichen Lebensziele zu entsprechen scheint (Arist. VI. 20).

Der Hirtenhund (c. pastoralis) braucht nicht so dünnleibig und schnell, wie der Jagdhund, aber auch nicht so wohlbeleibt und schwerfällig zu sein, wie der Wächter der Villa, doch sei er stark, auf dem Zeuge und wacker zum Beißen und Kämpfen mit Wölfen, zum Laufen, Nachsetzen und Einholen der unbändigen Räuber, und zum Abnehmen ihrer Beute. Ein langer und gestreckter Körperbau ist der Bestimmung desselben angemessener als kurzer und gedrungener (Col. VII. 12). Dabei sei seine Gestalt schön und groß, die Augen schwarz oder schwarzgelb, die Nasenlöcher geschlossen, die Lefzen schwärzlich oder röthlich, nach oben nicht aufgeworfen, nach unten nicht schlappend; das Kinn sei etwas eingedrückt mit zwei aus demselben zur rechten und linken hervorstehenden Zähnen, deren obere mehr gerade als schief stehen müssen; das Gebiß sei scharf und von der Lefze bedeckt; der Kopf groß, groß und schlapp das Ohr, Nacken und Hals dick, der Zwischenraum der Gelenke lang, Schenkelbau gerade und lieber etwas auswärts als einwärts gekrümmt; der Fuß groß und erhaben,

daß er sich beim Gehen ausbreitet, die Zehen gespalten und die Nägel hart und krumm; die Fußsohle nicht haarig und nicht zu hart, sondern geschwellt und weich; der Leib an den äußersten Hüften etwas eingedrückt, der Rückgrat weder hervorstehend noch gebogen, der Schwanz dick, das Gebell stark, der Rachen weit; die Hündin soll große Euter mit gleichen Warzen haben (Varr. II. 9).

Zu junge und zu alte Hirtenhunde sind gleicher Weise untauglich; jene sind zu läppisch, diese zu träge, beide aber nicht im Stande, sich oder die Heerde gegen die wilden Thiere zu vertheidigen. Ein guter Hirtenhund ist wachsam, spürig, gelehrig, nicht träge oder verschlafen (Theocr. VIII. 65), nicht zu hitzig oder bellhaft; er muß sich durch gewohnten Zuruf schnell besänftigen lassen (Long. I. 21), kein Thier beißen, von der Heerde verscheuchen, zerfleischen oder gar fressen. Ein schlechter Hund ist's, wenn der Hirt von einem Stücke sagen muß: „Aus dem Rachen, nicht des Wolfes (ἐκλυκου στοματος), sondern des Hundes errettet."

Damit die Hirtenhunde von Wölfen oder Bären nicht so leicht Genickfänge erhalten, legt man ihnen Halsbänder (collaria) an. Die Stachelhalsbänder (maelium) von festem Leder mit Kopfnägeln geben den besten Schutz gegen die Bisse der Wildthiere; hat sich nur eins daran verwundet, so geht es so wenig wieder an, daß auch andere Hunde vor ihm sicher sind. Das weiche Fell, mit dem sie ausgefüttert werden, hindert, daß der Hals nicht wund gerieben werden kann (Varr. II. 9).

Der Hirt, der, wie erforderlich, Hunde von guter Art (seminium) haben will, geht bei der eigenen Aufzucht am sichersten; das Anlernen ist eine leichte Sache; selbstgezogene Hunde gewöhnen sich ihm am besten an. Will oder muß er sich aber einen Hund kaufen, so suche er sich entweder einen ganz rohen und ungewöhnten oder einen solchen, der gelehrt ist, der Heerde zu folgen. Um ihn an sich zu gewöhnen, kann er ihm, was Saserna vorschreibt, einen gekochten Frosch vorwerfen.

Die Art und Weise des Hundehandels ist verschieden; Einige kaufen sie stückweise (in singula capita), Andere eine Hündin unter der Bedingung, daß die Jungen der Mutter folgen, Andere rechnen, wie bei Schafen, zwei Junge für einen Alten. Nicht selten kommt es vor, daß eine schon zusammen-

gewöhnte Kuppel oder Hunde mit der Heerde sammt den Hirten (Varr. II. 9) gekauft werden. — Gesundheit und Eigenthum wird eben so gewährt, wie bei anderem Vieh.

Alle Viehhirten führen Hunde bei sich, nirgends aber sind sie so nöthig, wie bei Kleinvieh. Unter einer Schweineheerde giebt es stets einige ältere oder jüngere Sauen, Eber und Borgschweine, welche sich ihrer wilden, kühnen Natur gemäß gegen Wölfe eben so vertheidigen, wie sie in ihrer Wuth die Hunde auf den Hatzen mit ihren Hauern zerreißen (Ovid. rem. 422); die Maulthiere rotten sich in Heerden zusammen und schlagen den andringenden Gegner mit ihren Hufen todt; Ochsen und Kühe stellen die Hinterleiber zusammen und halten mit den Hörnern die Würger leicht ab (Varr. II. 9). Das Schaf aber und die Ziege ist völlig wehrlos und ein guter Hund ihren Hirten noch nöthiger, als den Wächtern der Felder und Weinberge zur Abwehr schädlicher Thiere. Diesen Heerden muß er zur Seite gehen und er thut dies besser, als ein Mensch könnte. In Anerkennung seiner Wichtigkeit schließen ihn die Hirten an den Palilien in ihr Gebet ein (Ovid. Fast. IV. 763). Gewöhnlich rechnet man auf jeden Hirten einen Hund, wo aber viele Raubthiere vorkommen, oder die Heerden auf entlegenen Waldweiden Trift oder Nachtung haben, müssen ihrer Mehrere vorhanden sein, da man weiß, daß die Wölfe sogar an den besuchten Heerstraßen, selbst auf der appischen bis Lanuvium (Hor. Od. III. 273) sich sehen lassen, sogar in Rom, auf der heiligen Straße und dem Forum eindringen (Dio Cass. XLIV. 19). Für eine auf Villenländerei weidende Heerde sind zwei ausreichend; sie reizen sich gegenseitig und sind thätiger als die Einzelnen; erkrankt einer, so ist doch die Heerde nicht ohne Schutz. Am liebsten nimmt man einen Hund und eine Hündin (Varr. II. 9.)

Der Hofhund (c. villaticus), zur Bewachung der Villen und der anstoßenden Gebäude und Ställe bestimmt, verleiht Sicherheit dem einsamen Leben auf dem Lande (Xenoph. oec. 5). Er muß recht großen Körpers sein und eine durchdringende, ungeheuerliche Stimme haben, daß, mag er sich sehen oder hören lassen, alles Räubergesindel erschrecke und selbst eingesteckt, sein Lärmton den Laurer flüchtig mache (Col. VII. 2). Die Griechen verlangen, daß der Jagdhund nicht einfarbig, weder roth noch schwarz, noch weiß sein solle; Einfarbigkeit hält man für das Zeichen ei-

ner unveredelten Gattung und für eine Eigenthümlichkeit der wilden. Xenophon (venat. 4) sagt daher: Die rothen und die schwarzen müssen um den Vorderkopf weißes, die weißen aber rothes und am Ende der Schenkel, an den Lenden und unter dem Schwanze rothes, nicht zu langes Haar haben; die Römer dagegen verlangen einfarbige, am besten schwarze Hofhunde, denn diese erschrecken den Dieb, der bei Tage kommt, durch ihren bloßen Anblick, und in der Nacht kann er ihnen, wegen seiner nächtlichen Farbe sicherer aufkommen (Col. V. 12). Der schwarze Hund hat auch eine geheimnißvolle, magische Kraft und darum wird die Galle als Amulet für's ganze Haus und wider Giftmischerei, wenn man damit räuchert (Pl. XXX. 24), gebraucht.

Man halte lieber wenige schöne und muntere Hofhunde, als viele (Varr. I. 21). Ihr Körper muß stark und gedrungen, nicht sehr lang, aber auch nicht sehr kurz und der stumpfnasige, nervigte Kopf von solcher Größe sein, daß er als der verhältnißmäßig größte Körpertheil erscheint. Die Ohren, die beim Jagdhunde dünn, klein und wenig behaart sein sollen, müssen lang, gesenkt sein und nach vorn fallen, die Augen etwas vorliegen und in schwarzem oder gründunkeln Feuerlichte funkeln. Die Brust sei breit, weit, zottig, nicht ohne Fleisch, das Bug breit, der Schenkel dick und grobhaarig, der Schwanz nicht allzu lang; die Zehen seien kurz. Solche Gestalten nennen die Griechen „Drachen" (δρακαί). Ein guter Hofhund ist im Verhalten weder zu sanft, daß er es mit dem Diebe gar gut meint, aber auch nicht zu unbändig, daß er wohl gar die Hausgenossen, seine Mitsclaven, anfällt. Ohne zu schmeicheln, muß er streng sein, bisweilen im Zorne seine Mitsclaven anblicken und auf Fremde losbrechen. Sein Aussehen sei munter und sein Gebiß gut. Hält er Wacht, darf er nicht schlafen, auch nicht umherlaufen, vielmehr stets emsig sein, sich umsehen und nicht unvorsichtig ins Zeug gehen. Er schlage an, wenn er etwas Verdächtiges sicher wahrgenommen, und halte sich ruhig, wo er nicht sicher gesehen oder gehört hat. Weil er seinen Dienst nur in der Nähe, um die Gehege und innerhalb der Gebäude zu verrichten hat, kommt Größe und Schnelligkeit weniger, wie bei dem Jagdhunde in Betracht, er muß aber den Fremden mit scharfem Geruche wittern, durch Gebell schrecken, stellen und wenn er Miene macht, nahe zu kommen, gewaltsam angehen (Col. VII. 12).

Hirten- und Hofhunde erhalten wesentlich keinerlei Futter (cibaria); außer den Brocken Brot und den Abfällen der Knochen, welche ihnen bei Tische der Gebieter und der Sclave und außer dem Brei (pulmentarium), den ihnen jedes Glied der Hausgenossenschaft zukommen läßt (Phaedr. III. 7. 23), erhalten sie Hundebrod (caricae, panis canicaceus, Nonn. II. 150. Lucil. 27. 42) aus Abgängen der Mühlen (p. acerosus, Nonn. I. 6), des Mahlgutes (Kleie) oder geringer Körner, besonders der Hirse. Man nennt es auch Kleienbrod (cantabrum, apluda, Juven. V. 11. Phaedr. IV. 17. 4. Gell. XI. 7). Aus Gerste wird's gebacken für die, welche auf ausgedehnten Triftfeldern Dienst haben (Col. VII. 12), aus Waizen oder Dinkel, wenn die Flur ohne Weide und mit Gebüsch bestanden ist (Varr. II. 9). Das Gerstenbrod oder statt dessen der Gerstenbrei wird mit Molke (serum) angemacht, denn Molke, sagt Plinius und Dioskorides bestätigt's, ist äußerst nahrhaft, nicht bloß für Hunde (Virg. G. III. 404), sondern auch für Menschen, weshalb sie auch der homerische Ziegenhirt Melanthios dem abgemagerten Odysseus zudachte:

Könnt' er mit Molke getränkt noch Fleisch auf die Lenden gewinnen!
Hom. Od. XVII. 225.

Varro will das bereitete Brod mit Milch und in dem Falle, daß die Strapazen des Hutdienstes nicht groß sind, mit der Brühe gekochter Bohnen angefeuchtet wissen; letztere sollen sie in laulichtem, ja nicht heißem Zustande genießen, weil sie sonst toll werden (Col. VII. 12). Suppe (jus) von Knochen, am besten von zerstoßenen, giebt Kraft; ganze Knochen machen die Zähne fester, das Maul, welches sie dabei aufsperren müssen, größer und das Mark kräftiger; sie können sie zermalmen, weil ihr Kopf nur aus einem Knochen besteht (Arist. III.) und die Zähne hart und spitzig sind.

Jagdhunde sollen durch Fleisch an Geruchsinn verlieren; Hirtenhunden ist es möglichst zu versagen, weil die Erfahrung lehrt, daß sie dadurch fleischgierig und grausam werden. Wenn sie todte Schafe fressen, leitet sie der Wohlgeschmack bald auf lebendige, wohl gar auf Menschen, wie die Hunde des Aktäon*) (Varr. II. 9).

*) Hunde werden grausam, wenn sie frisches Fleisch oder Blut, besonders Menschenfleisch, fressen. Im Jahre 1812 waren die auf den Schlachtfeldern in Rußland gereizten Wölfe wüthender denn je.

Das Futter werde zur Erhaltung der Dienstkraft und zur Belebung des Kampfsmuthes in reichlichem Maße, zur vollen Sättigung gegeben. Bei kärglicher Fütterung treibt sie der Hunger zu jagen, die Heerde zu verlassen oder in die Küchen zu schleichen, wo sie den Köchen Käse, Knochen und Fleischstücke frech öffentlich oder im Geheimen entwenden (Lucian. Luc. 39. Aristoph. Vesp. 837).

Bei Tage erhalten Hirtenhunde ihr Futter, wo die Heerde weidet, des Abends in der Nähe der Gehege (Varr. II. 9), wo möglich, um gegenseitiges Beißen (Apoll. Rhod. III. 1058) zu verhüten, Jeder für sich. Manchem gereicht es zum Vergnügen, den Hunden die zugeworfenen Stücke Brot oder Fleisch mit offenem Rachen aufschnappen zu lassen; was sie fangen, verschlingen sie gleich ganz und gieren stets nach mehr. So werden sie Sinnbilder von Menschen, die haben und immer mehr haben wollen (Senec. ep. 72. Lucret. II. 17).

Der Jagdhunde (c. venaticus) giebt es zweierlei Arten, Castorische und Fuchshunde. Jene haben ihren Namen von Castor, weil er, der Waidmann aus der Mythenzeit, diese Art vorzüglich hielt, diese, weil sie von Hunden und Füchsen abstam-

---

In Paris trieben sich nach den Gräuelscenen der ersten Revolution die herrenlosen Hunde der flüchtigen oder gemordeten Aristokraten zu Tausenden umher und stillten ihren Durst an den Strömen von Blut in den Gassen von Paris, welches, der Purpur der neuen Volksfreiheit, in Strömen floß. Der Geruch des frischen Blutes und die grausige Nahrung der Guillotine machte die Hunde wilder und blutdürstiger; wer das Glück gehabt hatte, dem Mordbeil zu entgehen, mußte fürchten, als Opfer der scharfen Zähne der wilden Bluthunde zu fallen. Da diese Thiere keinen Unterschied zwischen Aristokraten und Republikanern machten, sondern beide in gleicher Wuth anfielen, sahen sich die Sansculotten genöthigt, diese neuen Feinde der Republik zu vernichten. Die Champs-Elysee's wurden daher von den Soldaten umzingelt, die Hunde bis in die Rue- und auf den Place-Royal getrieben, wo man sie mit Flintenschüssen erlegte, so daß an diesem einzigen Tage mehr als 3000 Hundeleichen auf den Straßen umherlagen, welche dort 3 Tage liegen blieben, bis Gasparin diese Leichenbestattung zu einer republik. Ceremonie erhob. Er ließ die Staatskarossen der geflüchteten und gemordeten Aristokraten aus den Remisen hervorholen und legte die Hundeleichen in die vergoldeten Wappenkutschen des alten Frankreichs. Sechs große Karossen des Königs eröffneten den Zug und hinter den glänzenden Spiegelscheiben sah man die Köpfe, Schwänze, Leiber und Beine der unglücklichen Hunde in wilder Unordnung auf einander gehäuft (Memoir. de la marquise de Crequin. VII., S. 10).

men; im Laufe der Zeit hat sich beider Natur vermischt (Xenoph. ven. 3). Nach den Anforderungen der Jagdliebhaber sollen die Hunde, welche ihnen dienen, gestreckten, starken Körper, großen, leichten, nervigen, unterhalb der großen, breiten und eingeschnittenen Stirne, flechsigen Kopf, mit hervorstechenden, schwarzen, glänzenden Augen, stumpfe Nasen, kleine, dünne und hinten wenig behaarte Ohren, sägeförmig gerichtete Zähne und ein großes Maul haben. Der Hals sei lang, gelenkig, beweglich, die Brust breit, nicht ohne Fleisch und stark, mit von den Schultern nur wenig abstehenden Schulterblättern und kleinen, geraden, runden, festen Vorderläufen, die etwas kürzer als die Hinterläufe sein müssen; die Gelenke seien gerade, die Seiten nicht durchaus tief, sondern schräg zulaufend, die Lenden fleischig, weder zu lang noch zu kurz, weder zu weich noch zu hart, die Dünnen weder zu groß noch zu klein, die Hüftgelenke abgerundet, hinten fleischig, oben nicht geschlossen, innen aber zusammengezogen, die Weichen selbst und nach unten schmächtig; sie müssen einen geraden, langen, spitzigen Schwanz, derbe Oberschenkel, lange, bewegliche, feste Unterschenkel und etwas magere, bewegliche Füße, munteres Aussehen, gutes Gebiß, gleichmäßigen Bau haben (Xenoph. ven. 4) und wo möglich von Fuchs- oder Waizenfarbe sein; solchen geht Schnelligkeit und Stärke nicht ab (Opp. I. 433).

Solch' auch sind geschickt zum langgestreckten Jagdlauf,
Wie des Reh's und Hirsches so auch schnellfüßiger Hasen.
Oppian. Cyneg. I. 412.

Schlechter und häufiger sind die Kleineren, weil sie ihren Dienst bei der Jagd nicht thun können, die Krummnasigen, weil ihnen das Gebiß abgeht und sie den Hasen nicht fest halten, die Glauäugigen und Blinzelnden, weil sie schlechte Augen haben und üblen Ansehens sind, die Steifen und Schwachen, weil sie mit der Jagd schwer zu Stande kommen, die Dünn- und Schlechtbehaarten, denn sie können die Anstrengungen nicht ertragen, die Hochbeinigen und unverhältnißmäßig Gebauten, weil sie der Spur schwer folgen, die Muthlosen, weil sie ihren Beruf verlassen und sich aus der Sonne in den Schatten entfernen. Hunde mit schlechten Nasen und Füßen taugen nichts, weil sie den Hasen selten riechen und den Laufdienst nicht versehen können, weil ihnen die Füße wehe thun. Diese sammt denen, welche auf der Fährte bellend schwärmen, die Spuren unvorsichtig zertreten, Kreise ma-

chen, den Hasen vorbeilassen, zittern, wenn sie ihn sehen, ohne loszugehen, die sich häufig umsehen, die Lagerspuren nicht kennen, anfangs eifrig, hernach matt verfolgen, sich verlaufen, das Wild verfehlen, auf der Fährte anschlagen, wenn sie ein Geräusch hören, ihren Dienst stehen lassen, nur scheinbar revieren und Schein für Wahrheit ausgeben oder andere Fehler der Natur oder Dressur besitzen, können auch den eifrigsten Liebhaber der Jagd dieselbe verleiden (Xenoph. ven. 3).

Die Hunde leiden an drei Krankheiten, **Wuth**, **Bräune** und **Fußgicht**. Die Wuth (rabies) ist die Schlimmste, sie zieht die Tollheit nach, welcher stets der Tod folgt. Ein toller Hund trägt innerlich ein Gift, er sieht traurig aus und muß todtgeschlagen werden (Senec. ir. I. 1. 15), denn er beißt, was ihm in den Weg kommt, und jedes von ihm gebissene Thier muß in Folge der darauf ausbrechenden Wuth sterben. Aristoteles (VIII. 22) sagt wiederholt, daß ein toller Hund den Menschen nicht beiße und auf ihn seine Krankheit auch nicht übertrage, wir wissen aber, daß er seinen eigenen Herrn nicht einmal verschonet (Paus. IX. 2), daß, wer von einem tollen Hunde gebissen wird, in eine tödtliche Wasserscheu verfällt (Pl. VIII. 63), gegen welche nur dem geholfen werden kann, der von dem Quell Alyssus in Arkadien trinkt (Paus. VIII. 19). Man versichert, daß die Hundswuth sich auch bei den Menschen einstelle und daß Gebissene Andere wieder beißen (Lucian. φιλοψ. 40). Jenes Gift ist von so furchtbarer Heftigkeit, daß es schon schädlich wirkt, wenn Jemand, namentlich bei offenen Schäden, auf den Harn eines tollen Hundes tritt; Pferdemist mit Essig erwärmt und in einer Fliege aufgelegt, soll dagegen helfen (Pl. XXIX. 32).

Ueber die Entstehung dieser Krankheit haben Aerzte und Naturkundige weitläuftige Untersuchungen angestellt. M. Artorius, Freund und Arzt des Kaiser Augustus, ein angesehener Mann in Rom, Schüler des Asklepiades, schrieb ein besonderes Buch über die Hundswuth, deren Sitz er in dem Magen des Hundes nachzuweisen suchte. Die Schäfer und Hirten suchen sie in einem vom Rücken auslaufenden Nerv in der Schwanzspitze, Andere in dem s. g. Tollwurm, ein wurmförmiges Gewächs in der Zunge der Hunde (Pl. XXIX. 32), nach Andern in den Einwirkungen des Sirius,

Welcher in dunkler Nacht vor allen Gestirnen hervorstrahlt,
Und Orions Hund von sterblichen Menschen genannt wird,
Einer zwar der glänzendsten Sterne, doch ist er ein böses
Zeichen und bringet Hitze den mühebeladenen Menschen.

Hom. Il. XXII. 30.

Ihm wird daher zur Sühne ein Opfer von röthlichen Hunden (Catularia, Rutilae) gebracht; denn es ist sattsam bekannt, daß in der Zeit, wo er aufflammt, die Hundswuth sich am häufigsten einstellt (Pl. II. 40. VIII. 63). Als fernere Ursache giebt man den Genuß des unheilbar giftigen, weiblichen Monatsblutes (Pl. VII. 13), heißer Suppe (Col. VII. 12).

In Italien herrschte bis auf unsere Zeit die Ansicht, daß die in Folge des Bisses entstehende Scheu vor Wasser und jeglicher Flüssigkeit unheilbar sei (Pl. XXV. 6); man nehme daher mehr Bedacht, dem Unheil vorzubeugen als dasselbe heilen zu wollen. Zu dem Ende mengte man in den 30 Tagen des flammenden Hundssternes Hühnermist unter das Futter des Hundes, schnitt ihm im Alter von 40 Tagen die äußerste Spitze des Schwanzes ab (Pl. VIII. 63), gab ihm die Milch eines von einem Knaben genesenen Weibes zu trinken, schnitt ihm das unter der Zunge befindliche Würmchen, welches die Griechen Lytta (Tollwurm) nennen, aus und trug es drei Mal um ein Feuer (Pl. XXVIII. 21).

Ist die Krankheit eingetreten, hilft den Hunden Nießwurz (Pl. VIII. 63).

Wer von einem Hunde gebissen worden ist, benetzt Brot mit dem aus der Wunde fließenden Blute und giebt es dem Hunde zu fressen, worauf die Wunde bald heilt (Phaedr. II. 3). Gegen die Folgen des Tollhundsbisses aber giebt es viele Mittel, von denen wir folgende anführen:

1) Die Asche eines Hundskopfes, welcher in einem neuen irdenen, mit Thon verstrichenen Gefäße im Ofen geglüht wurde, auf die Wunde gelegt oder ins Getränk oder unter die Speise gethan.

2) Eine Made vom Hundeaase auf die Wunde binden.

3) Unten am Trinkbecher das monatliche Geblüt einer Hündin anbringen.

4) Verbrannte Haare aus dem Hundeschwanze in die Wunde stecken.

5) Den schleimigen Speichel, der sich unter der Zunge eines wüthendes Hundes befindet, ins Getränk thun.

6) Die Leber eines Hundes, der in der Wuth biß, eingeben, oder, wo es möglich, roh kauen oder auf irgend eine Art kochen oder nur die davon abgekochte Brühe brauchen.

7) Den Zungenwurm, Lytta, eingeben.

8) Das gesalzene oder gekochte Fleisch eines Hundes, der wüthend gewesen, essen.

9) Die Leber auf der Stelle getödteter junger Hunde, die mit dem, welcher biß, gleichen Geschlechtes, roh genossen.

10) Hühnermist, doch nur der röthliche, mit Essig aufgelegt.

11) Der abgeschnittene Schwanz einer Spitzmaus, die man nachher wieder laufen läßt.

12) Den Klos aus einem Schwalbenneste mit Essig aufgelegt oder die Asche einer verbrannten jungen Schwalbe.

13) Die in der Frühjahrshäutung abgelegte Haut einer Schlange mit einem männlichen Krebs (Pl. XXIX. 32).

Einige schneiden auch die Bißwunden bis auf die lebenden Theile aus, legen Kalbfleisch auf und geben dem Gebissenen die Brühe von gekochten oder altes mit Kalk gestoßenes Schmalz zu trinken. Man empfiehlt auch Dachs-, Kukuk- und Schwalbendreck zu kochen und einzunehmen, oder Umschläge von Ziegenmist mit Wein. Wird Bocksleber aufgelegt, soll der Kranke von der Wasserscheu nicht einmal angefochten werden (Pl. XXVIII. 43).

Als magisches Heilmittel lassen Lais und Salpe das monatliche Blut eines Weibes in die Wolle eines schwarzen Widders wickeln und in einem verschlossenen Armbande tragen; Diotimus, der Thebaner, nimmt bloß ein Läppchen oder Faden von dem Zeuge, das damit beschmutzt ist, und läßt Beides am Armbande tragen (Pl. XXVIII. 23).

In dem Pflanzenreiche finden sich mehrere dagegen wirksame Mittel, namentlich die Plantago innerlich und äußerlich angewendet oder Vettonika mit lauterm Wein (Pl. XXV. 77); man kennt aber nur eine Pflanze, welche ganz zuverlässig ist, nämlich die Wurzel der Waldrose auch Hundsrose (cynorhodon) genannt (Pl. VIII. 63. XXV. 77); dieselbe ist erst ganz neulich von der Mutter eines Prätorianer, wie durch ein Orakel, entdeckt worden. Während er auf der Wache stand, hatte sie folgenden Traum. Sie schickte die Wurzel des genannten wilden Rosenstrauches,

der ihr den Tag zuvor im Gebüsch ins Auge gefallen war, an ihren Sohn im Heere, damals in Lacetanien, der nächsten Provinz Hispaniens. Zufällig war er eben von einem Hunde gebissen; schon trat die Wasserscheu ein, als ein Brief von seiner Mutter einlief, in dem sie ihn bat, daß er doch thun möchte, was ihr die Gottheit im Traume eingegeben hatte. Er that es, wurde wieder hergestellt und nachher hat Jeder dasselbe Mittel versucht. Man sieht hier, von welcher Wichtigkeit die Kenntniß der Pflanzen ist (Pl. XXV. 6)! Celsus (de medicina V. 26). räth folgendes Heilverfahren: Nach erfolgtem Bisse muß das Gift mit Schröpfköpfen herausgezogen, die Wunde dann gebrannt oder, sofern die Stelle dazu nicht geeignet sein sollte, mit Aetzmitteln behandelt werden. Man kann auch den frisch Gebissenen in ein Schwitzbad bringen und ihn so lange schwitzen lassen, als er's aushält, wobei die Wunde offen zu erhalten ist, damit das Gift leichter ausfließt. Nachher wird er tüchtig mit starkem Wein getränkt und die Kur drei Tage fortgesetzt. — Wendet man nicht gleich die richtigen Mittel an, so tritt die Wasserscheu ein, jene erbärmliche Krankheit, in welcher der Patient zugleich von Durst und von Angst vor Wasser gequält, nur wenig Hoffnung auf Genesung hegen kann. Das Einzige, was sich noch thun läßt, besteht darin, daß man ihn unversehends in einen Teich wirft, und ein Mal über das Andre untertaucht, damit er selbst wider Willen trinken muß; dann aber legt man ihn, damit er nicht durch Erkältung und Schrecken verloren geht, sogleich in eine mit warmem Oel gefüllte Wanne.

Die Hunde haben durch mancherlei Ungeziefer zu leiden. Zuweilen erzeugt sich auf ihnen ein Thier, welches den Kopf in das Blut steckt, davon anschwillt, und endlich, weil ihm der After fehlt, platzt (Pl. XI. 40); häufiger sind die Flöhe, gegen welche sich Einreibungen von gleichviel gemörsertem Kümmel (cyminum) und Nießwurz mit Wasser, der Saft der Pflanze Chamäleon (Pl. XXII. 21), ingleichen der Schlangengurke (cucumis anguineus) oder alte Oelhefe über den ganzen Leib sich bewährt haben (Col. VII. 13). — Sie leiden auch noch, namentlich im Sommer, durch ein fliegendes Ungeziefer (musca), welches ihnen die Ohren, die sie mit ihrem Bisse nicht vertheidigen können, zersticht (Pl. XI. 40), wodurch sie schwären und oft ganz verloren gehen (Col. XII. 13). Geriebene bittere Nüsse sind

dagegen diensam; haben die Geschwüre schon einen hohen Grad erreicht, sind Einträufelungen von flüssigem Pech mit Schweinefett zu empfehlen; die Zecken (ricini) fallen ab, während die Geschwüre größer werden, wenn man sie mit den Fingern abliest. Die Hundszecke ist das scheußlichste aller Thiere; Nigidius erzählt in seinen Schriften die Nachricht, daß die Hunde einen ganzen Tag vor dem Anblicke des Menschen fliehen, der eine solche von einer Sau abgenommen hat. Die Magier aber legen ihr eine große Kraft bei und versichern, daß, wer sie von dem linken Ohre eines Hundes nimmt und an sich bindet, alle Schmerzen stille. Sie gilt ihnen auch in bedenklichen Krankheiten als Mittel, zu erfahren, ob Leben oder Tod erfolgen wird. Wenn nämlich der Darniederliegende demjenigen, der die Zecke in das Zimmer trägt, sich zu den Füßen gestellt, nach dem Befinden erkundigt, Antwort giebt, so soll gewisse Hoffnung der Genesung vorhanden sein, wenn er nicht antwortet, soll er sicher sterben. Die Magier bedingen, daß die Zecke von dem linken Ohre des Hundes genommen und von schwarzer Farbe sein müsse (Pl. XXX. 24).

Gegen die Räude hilft Pechöl (pissinum, Pl. XV. 7. XXIII. 50), oder man reibe Cytisus und Sesam zu gleichen Theilen, mische dazu flüssiges Pech und bestreiche die kranken Theile. Dieß hilft auch gegen die Krätze der Menschen (Col. VII. 13).

Register.

Gedruckt in der Eupel'schen Hofbuchdruckerei in Sondershausen.

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in Gr.-Ehrich und Fürstl. Schwarzb. Consistorialrath in Sondershausen.

Drittes Heft.

Sondershausen, 1860.

Druck und Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Die

Viehzucht der Römer.

Zweite Abtheilung:

Das Pferd, der Esel, der Halbesel, das Schwein.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,
Pfarrer in Gr.-Ehrich und Fürstl. Schwarzb. Consistorialrath in Sondershausen.

Sondershausen, 1860.
Druck und Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Inhaltsverzeichniß.

Die

Viehzucht der Römer.

I. Das Pferd
(Equus).

---

1. Das Pferd und der Mensch.

Seitdem der Glanz des Ritterstandes (splendor equestris ordinis) erblichen, Helme und Schilde, Speere und Lanzen, Harnische und Schienen und die sonstigen Insignien der streitbaren Edeln, wie Erinnerungszeichen an ein untergegangenes Alter und Geschlecht voll Kraft, in Kammern, den Burgen fast allerorts fern, zur Bewunderung für schwächere Nachkommen gesammelt stehen, hat das Roß, das Zubehör der Genossen desselben, den besten Theil seiner alten Ehre, seiner Bedeutung für die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse verloren und es macht keine Geschichte mehr; schon seit Jahrhunderten ist es der Würde verlustig, das auszeichnende Thier der edelsten Geschlechter des Volkes zu sein, ihnen in Fehden zu dienen, Ruhm und Beifall ihnen zu verdienen. Die Sprache der Dichter nennt, kennt und feiert noch Rosse, sonst spricht unser Geschlecht meist von Pferden, den nothwendigen Helfern im Kriege und in der Wirthschaft, welche in Kummet, Kette und meist sehr dürftigem Geschirre, ohne stolzes Gefühl des ihnen angebornen Adels, Mist- und Erntewagen des Bauers oder Hofbesitzers ziehen, Frachtgüter der Kaufleute auf Handelsplätze schaffen, unter Knechtshänden Ackerfelder bearbeiten, das festgesetzte Maß Futter an der Stallkrippe verzehren, aber zeitlebens ausgeschlossen sind, auf Jagden, in Wettrennen, in Spielen Ehren zu erwerben oder — ihr Geschlecht in offenen Gestüten fortzupflanzen, und seit das Dampfroß die lebendigen Kräfte entbehrlicher, als vordem der

Fall, gemacht, auch wenn sie in Marställen stehen, seltener herangezogen werden, Herren, Fürsten und Herzöge von einem Hoflager zum andern zu bringen. Die Ehrendienste in den Burgen der Ritter, deren Brautfahrten und bei den Krönungen der Kaiser sind dem Rosse entfallen; es trägt nicht mehr Knappen und Reisige in Schlachten, die Turnierhöfe sind geschlossen und selbst in Griechenland und Italien kann es in keiner Rennbahn dem ritterlichen, kühnen Jünglinge oder Manne Palmen erwerben. Vor eben nicht langen Jahren schien es der Acht oder Nichtacht in noch größerer Weise verfallen zu sollen und Viele meinten, der fliegende Dampfwagen werde seine Zucht vermindern und seine Preise herabdrücken; das Gegentheil ist zwar erfolgt, haben denn aber die Schienenstraßen demselben höhere Bedeutung gegeben? — Der Verbrauch der Pferde, auch ihrer Kräfte, ist unleugbar stärker und öfterer Gelegenheit geworden, sie im Stande der Herabwürdigung zu erblicken. Die elenden Gestalten, die dort, wo die Bahnzüge auslaufen oder nur anhalten, bei Tage und bei Nacht, in Sommergluth und Winterkälte, vor Lohnwagen stehen, harren, hungern, lungern, Ankommende und Abziehende fortschaffen, sie wären in Rom dem Censor Veranlassung zu Maßnahmen geworden, oder die Eigner hätten selbst an deren Stelle Maulthiere gestellt. Seit große Weidestrecken in Ackerfelder verwandelt worden, sind auch die freien Zuchtungen beschränkt; im Hofsprunge werden die Jungen erzeugt, im Stalle — wenn's hoch kommt im Fohlengarten — erzogen, genährt, vom Stalle aus gewöhnt und ihre Werthe nicht anders als nach gewöhnlicher Dienstfähigkeit bemessen. Wo sind denn die Fürsten und Herren, die noch ein Leibroß haben, welches sie jeder Zeit und nur zu Ehrendiensten brauchen, das ihre Schlachten mitgemacht und das aus Dankbarkeit von ihnen oder ihren Kindern im Alter im Herrschaftsstalle ernährt und hinter der Heldenleiche im Trauergewande hergeführt wird? — Im Alterthum, selbst unter den späteren Juden, stand das Roß in höherm Ansehn als in der Neuzeit; wo die römische oder griechische Geschichte von Helden, Rittern, Feldherren und Königen rühmt, erzählt sie auch von deren Rossen. Hier wie dort war es das Ehrenthier der Götter und Heroën (Xen. eq. 12), das namhafte Siegesthier edler Väter und Vorväter, der Ruhm der Stämme und Geschlechter; der Heldenmann erzieht's, das Hel-

denweib pflegt's, das Gesetz schützt's, das Dichterlied feiert's; seine Ehrennamen sind: Preisträger (ἀϑλοφόρος), Kranzbringer (στεφανηφόρος), Wettringer (ἀγωνιστής), Kraftringer (ἀϑλητής), Schlachtroß (Hom. Il. XXII. 22. Plat. Leg. VI. 764. e. Dio Cass. LXV. 5). Es dampft nicht im Pfluge, denn es befördert, seinem Adel gemäß, nicht die Gewächse des Feldes, es genießt aber, ein Freigeborner, das Getreide des Saatlandes und die Futterkräuter des Brach- und Wiesenackers, welche Stier und Kuh, Esel und Maulesel im Sclavendienste erarbeiten müssen (Varr. praef. II.). Das durch zwiefachen Adel, des Geschlechtes und Verdienstes (nobilitas generis et honorum), ausgezeichnete, zum Bilderrechte (jus imaginum) fast zulässige Thier verrichtet auch sonst, so wenig wie der freie Mann, nicht andere niedere Arbeiten; den genannten unedlern Arten (ignobile pecus) fallen dieselben zu, seltener selbst dem Gaule (eq. vulgaris s. caballus). Wohl muß dieser das Gemüse der Gärtner zur Stadt (Hor. Ep. I. 18, 36) fahren, den Mist des Bauers auf das Feld schaffen, die Mühle des Villenbesitzers treiben, Früchte tragen und andere schlechte Dienste des Hofes und der Wirthschaft verrichten, unter denen er so entartet, daß er seiner und seiner edlen Geschlechtsgenossen uneingedenk (Veget. IV. 6) endlich

Sich sehnet, im Pfluge zu gehen.

Hor. Ep. I. 14, 43.

Wir Römer betrachten das Roß nicht als Wirthschaftsthier; darum wird nicht einmal des Pferdes, auch nicht des Pferdeknechtes (caballarius) in den von Rechtslehrern gestellten Verzeichnissen der zur Bewirthschaftung der Güter erforderlichen Rüststücke (instrumenta) gedacht. Varro, Columella, Virgil und Palladius hätten dasselbe ganz übergehen oder, wie Cato, nur beiläufig erwähnen können, wäre nicht die Anzucht, Behandlung und Ernährung von dem Ertrage der Aecker und Wiesen als ehrenvolle Sache des Villenbesitzers ihnen erschienen.

Die Bestimmung des Edelrosses läßt sich in Griechenland und Italien als eine dreifache, für den Krieg, die Rennbahn und das Reiten, angeben; der Esel und der Maulesel ersetzen es in keiner dieser Beziehungen völlig (Veget. IV. 6. Varr. II. 7). Das Kriegsroß (eq. castrensis) steht auf der äußersten Spitze der Abtheilungen unserer Heere, trägt unsere Feldherren und den besten Theil der Heeresdiener, hilft die

Schlachten entscheiden, die Feinde verfolgen, die Besiegten retten und siegreich heimziehende Oberbefehlshaber verherrlichen. Das Rennpferd (eq. circensis s. curulis) erwirbt mit Schweiß unblutige Palmen und Lorbeeren dem, welchen es

— Freut, Staub auf der olymp'schen Bahn
Aufzuwirbeln und ihn macht das mit glühendem
Rad' umflogene Ziel und der gepriesene
Kranz den Göttern, den Welt beherrschenden Mächten, gleich.
Hor. Od. I. 1, 3.

Der Name dessen, der Siege errang, wird verherrlicht in Liedern und Jubelklängen, aufgezeichnet in den Verzeichnissen derer, welche siegten, und unter Denksprüchen eingeschrieben auf Denksäulen, selbst in Olympia, neben den Denksäulen seiner Gebieter (Paus. VI. 3). Das Reitpferd (eq. sellaris) ist die Freude des Knaben, die Ehre des Jünglinges, der Ruhm des Mannes, der Stolz des Reichen, die Zier des Ritters, der Verlaß des Jägers, die Hülfe des Reisenden.

Der Ursprung zeichnet das Roß hoch aus; griechische und römische Sage (Stat. Theb. VI. 303) erhebt dasselbe über die Kreise gewöhnlicher Zeugungen und macht den Poseidon zum Rosseschöpfer, die Schöpferthat aber verlegt sie nach dem weidereichen Thessalien, dessen Einwohner erzählen: Er, der Felsenspalter (πετραῖος), habe die Berge durchbrochen, das schöne Thal ihres Landes geschaffen (Herod. VII. 129. Philostr. II. 14) und die Erde mit göttlichem Zeugungssamen berührt, der dann das Edelroß entsprossen sei. Nach einer andern Sage schuf der Roßgott das Roß durch einen Schlag seines Dreizackes an den Felsen, zähmte es selbst oder ließ es durch die Lapithen, die wilden Bergholden, zähmen. Arkadien und Böotien erweisen ihm, dem „Roßschöpfer, Roßpfleger, Roßbändiger" (ἵππιος) große Ehre, und andere Stämme bauten Tempel, „Felsherrscher",

— — Dir, dem die Erde das erste
Brausende Roß hinströmte, durchbebt vom gewaltigen Dreizack,
Neptunus! Virg. G. I. 15.

Am meisten war derselbe verherrlicht in Thessalien, denn

Hier zuerst aus Geklipp, vom Schlage des spitzigen Meerstabs,
Sprang das thessalische Roß, unseliger Kriege Verkünder,
Stampfend empor; hier läut' es zuerst den Stahl und die Zügel
Und beschäumte das neue Gebiß des lapithischen Zähmers.
Virg. G. I. 15.

Nach wieder anderer, die griechische Welt mehr noch verherrlichender Sage, warben Athene und Poseidon, unter Theilnahme ihrer olympischen Genossen, um das Land der Hellenen im Wettstreit oder um die Obwaltung der neuerbauten Athenä (Schol. ad. Stat. Theb. XII. 632);

Zwölf der Himmlischen ruhn auf ragenden Sitzen; voll hehrer
Würde mitten darin auch Jupiter; Jeden der Götter
Zeichnet die eigne Gestalt;

Ovid. Met. VI. 75.

in der Versammlung fällten sie den Entscheid, daß diejenige Gottheit das Land oder die Stadt erhalten solle, welche das für die Menschen beste Geschenk hervorbringen werde. Das Dasein derselben theilt sich zwischen Krieg und Frieden; — Athene warf ihren Speer und wo er niederfiel, sproßte der Oelbaum, das Sinnbild des Friedens, Neptun aber schlug mit dem Dreizack die Erde und hervorsprang das Sinnbild des Krieges, das Roß, welches den Namen Skyphios erhielt. Athene's Geschenk wurde zwar für das heilsamste erkannt, die Stadt erhielt auch von ihr den Namen, die Einwohner aber Thessaliens, kriegerisch gesinnt, wie sie stets waren, feierten die Schöpferthat des um ihr Land verdienten Gottes noch in später Zeit (Schol. ad Pindar. Pyth. IV. 246) und ehrten Poseidon als Roßgott und Obschutz der Pferdezucht (Aristoph. Nub. 84).

Wie die Edlen unter den Menschen, schätzen, ehren und brauchen auch die Olympier das Roß. Jede nur irgend entfernte Reise vollenden sie mit Rossespannen, welche, wo nicht untergeordnete göttliche Wesen mithelfen, selbst in das Joch zu schirren und zu entjochen, sich Zeus so wenig wie Poseidon scheuet (Hom. Il. XIII. 35). Als der Herrscher der Welt seinen Weg zu dem Ida antritt,

— — — Schirrt er in's Joch erzhufige Rosse
Stürmenden Fluges, umwallt von goldenen Mähnen die Schulter;
Selbst dann hüllt er in Gold sich den Leib und faßte die Geißel,
Schön aus Golde gewirkt, und trat in den Sessel des Wagens;
Treibend schwang er die Geißel und rasch hinflogen die Rosse
Zwischen der Erd' einher und dem Sternengewölbe des Himmels;
Schnell den Ida erreicht er, den quelligen Nährer des Wildes.

Hom. Il. VIII. 41.

Rossebespannt fährt gewöhnlich auch die Gemahlin des Welt-

Schlachten entscheiden, die Feinde verfolgen, die Besiegten retten und siegreich heimziehende Oberbefehlshaber verherrlichen. Das Rennpferd (eq. circensis s. curulis) erwirbt mit Schweiß unblutige Palmen und Lorbeeren dem, welchen es

— Freut, Staub auf der olymp'schen Bahn
Aufzuwirbeln und ihn macht das mit glühendem
Rad' umflogene Ziel und der gepriesene
Kranz den Göttern, den Welt beherrschenden Mächten, gleich.
Hor. Od. I. 1, 3.

Der Name dessen, der Siege errang, wird verherrlicht in Liedern und Jubelklängen, aufgezeichnet in den Verzeichnissen derer, welche siegten, und unter Denksprüchen eingeschrieben auf Denksäulen, selbst in Olympia, neben den Denksäulen seiner Gebieter (Paus. VI. 3). Das Reitpferd (eq. sellaris) ist die Freude des Knaben, die Ehre des Jünglinges, der Ruhm des Mannes, der Stolz des Reichen, die Zier des Ritters, der Verlaß des Jägers, die Hülfe des Reisenden.

Der Ursprung zeichnet das Roß hoch aus; griechische und römische Sage (Stat. Theb. VI. 303) erhebt dasselbe über die Kreise gewöhnlicher Zeugungen und macht den Poseidon zum Rosseschöpfer, die Schöpferthat aber verlegt sie nach dem weidereichen Thessalien, dessen Einwohner erzählen: Er, der Felsenspalter (πετραῖος), habe die Berge durchbrochen, das schöne Thal ihres Landes geschaffen (Herod. VII. 129. Philostr. II. 14) und die Erde mit göttlichem Zeugungssamen berührt, der dann das Edelroß entsprossen sei. Nach einer andern Sage schuf der Roßgott das Roß durch einen Schlag seines Dreizackes an den Felsen, zähmte es selbst oder ließ es durch die Lapithen, die wilden Bergholden, zähmen. Arkadien und Böotien erweisen ihm, dem „Roßschöpfer, Roßpfleger, Roßbändiger" (ἵππιος) große Ehre, und andere Stämme bauten Tempel, „Felsherrscher",

— — Dir, dem die Erde das erste
Brausende Roß hinströmte, durchbebt vom gewaltigen Dreizack,
Neptunus! Virg. G. I. 15.

Am meisten war derselbe verherrlicht in Thessalien, denn

Hier zuerst aus Geklipp, vom Schlage des spitzigen Meerstabs,
Sprang das thessalische Roß, unseliger Kriege Verkünder,
Stampfend empor; hier läut' es zuerst den Stahl und die Zügel
Und beschäumte das neue Gebiß des lapithischen Zähmers.
Virg. G. I. 15.

Nach wieder anderer, die griechische Welt mehr noch verherrlichender Sage, warben Athene und Poseidon, unter Theilnahme ihrer olympischen Genossen, um das Land der Hellenen im Wettstreit oder um die Obwaltung der neuerbauten Athenä (Schol. ad. Stat. Theb. XII. 632);

Zwölf der Himmlischen ruhn auf ragenden Sitzen; voll hehrer
Würde mitten darin auch Jupiter; Jeden der Götter
Zeichnet die eigne Gestalt;

Ovid. Met. VI. 75.

in der Versammlung fällten sie den Entscheid, daß diejenige Gottheit das Land oder die Stadt erhalten solle, welche das für die Menschen beste Geschenk hervorbringen werde. Das Dasein derselben theilt sich zwischen Krieg und Frieden; — Athene warf ihren Speer und wo er niederfiel, sproßte der Oelbaum, das Sinnbild des Friedens, Neptun aber schlug mit dem Dreizack die Erde und hervorsprang das Sinnbild des Krieges, das Roß, welches den Namen Skyphios erhielt. Athene's Geschenk wurde zwar für das heilsamste erkannt, die Stadt erhielt auch von ihr den Namen, die Einwohner aber Thessaliens, kriegerisch gesinnt, wie sie stets waren, feierten die Schöpferthat des um ihr Land verdienten Gottes noch in später Zeit (Schol. ad Pindar. Pyth. IV. 246) und ehrten Poseidon als Roßgott und Obschutz der Pferdezucht (Aristoph. Nub. 84).

Wie die Edlen unter den Menschen, schätzen, ehren und brauchen auch die Olympier das Roß. Jede nur irgend entfernte Reise vollenden sie mit Rossespannen, welche, wo nicht untergeordnete göttliche Wesen mithelfen, selbst in das Joch zu schirren und zu entjochen, sich Zeus so wenig wie Poseidon scheuet (Hom. Il. XIII. 35). Als der Herrscher der Welt seinen Weg zu dem Ida antritt,

— — — Schirrt er in's Joch erzhufige Rosse
Stürmenden Fluges, umwallt von goldenen Mähnen die Schulter;
Selbst dann hüllt er in Gold sich den Leib und faßte die Geißel,
Schön aus Golde gewirkt, und trat in den Sessel des Wagens;
Treibend schwang er die Geißel und rasch hinflogen die Rosse
Zwischen der Erd' einher und dem Sternengewölbe des Himmels;
Schnell den Ida erreicht er, den quelligen Nährer des Wildes.

Hom. Il. VIII. 41.

Rossebespannt fährt gewöhnlich auch die Gemahlin des Welt-

herrschers; als sie ihm am Ida zu Fuß und im Schmucke sich nahet, fragt er sie verwundert:

Here, wohin dein Weg, da du hieher kam'st vom Olympus? —
Auch nicht hast du ein Roß und ein schnelles Geschirr zu besteigen! —
Hom. Il. XIV. 298.

Den weiten Weg zu den Aethiopen, am Ostende der Erde, konnten die Olympier schwerlich mit größerer Würde und Schnelligkeit als zu Wagen zurücklegen (Hom. Od. I. 22. Il. I. 423, XXIII. 206), dessen sich auch Aides bedient, um mit Hermes die entführte Proserpina zurückzuführen (Hom. Hymn. in Cer. 375).

Die Gothen lassen den Wagen der Sonne von Gallibursta, den Eber mit goldenen Borsten, die von solchem Glanze sind, daß sich auch die dichteste Finsterniß in den hellsten Tag verkläret, gezogen werden. Edler, würdiger und freundlicher ist die Vorstellung der Hellenen, welchen der Sonnengott als „Tummler der Rosse" (ἐλάσιππος) erscheint; sie legen ihm zur Vollendung seiner Tagewege einen Wagen bei (Orph. H. in Sol. 19. Hom. in Merc. 69, in Cer. 88), der von prächtigen, feuerschnaubenden (Pind. Ol. VII. 130), geflügelten (Hom. H. in Cer. 62. Ovid. Met. II. 48, 169), von ihm selbst gelenkten Rossen gezogen wird, die als Zweigespann, Lampe und Phaëton (Mart. VIII. 21), als Viergespann, Chronos, Aëthon, Astrape und Bronte oder Pyronis, Eous, Aëthon und Phlegon (Isidor. Orig. XVIII. 36. Ovid. M. II. 153. Callim. H. in Del. 169. Hygin. Fab. 18, 3) heißen, die Morgenröthe mit einem Zwei- oder Viergespann zur Vorläuferin haben (Virg. Aen. VI. 535. Hom. Od. XXIII. 246) und von den Horen, den Pförtnerinnen des Himmels (Hes. Op. 901. Orph. Arg. 42), und den Dienerinnen des Wagens der Himmelsgöttin, geschirrt, gespannt und gelöset werden.

— — — — Schöngemähnete Rosse
Binden diese auch fest, zu ambrosischen Krippen geführet,
Stellen darauf den Wagen empor an schimmernde Wände.
Hom. Il. VIII. 433.

Alle Rosse, mit denen die Olympier über die Wolken oder im Himmel hinjagen, sind vortrefflicher, als die der Menschen; besonders zeichnet sie Schnelligkeit aus. Sie sind schneller als der Wind oder so schnell wie der Wind (Hom. Hymn. in Aphrod. 218) und sicherlich ausgezeichneter, als die Halbgött-

lichen, welche Boreas, als Roß, mit den Stuten des Erichthonius erzeugte:

Boreas selber gelockt von den Reizen der weidenden Stuten,
Gattete sich, in ein Roß mit dunkler Mähne gehüllet,
Und zwölf junge muthige Füllen gebaren sie seiner Befruchtung.
Diese, so oft sie sprangen auf nahrungssprossender Erde,
Ueber die Spitzen des Halms hinflogen sie, ohn' ihn zu knicken;
Aber so oft sie sprangen auf weitem Rücken des Meeres,
Oben einher auf der Fläche der Wallungen liefen sie schwebend.
Hom. Il. XX. 223.

Von vielleicht noch größerer göttlicher Schnelligkeit dürften die unsterblichen Rosse, Xanthos und Balios, gewesen sein, welche Poseidon dem Peleus am Hochzeitfeste geschenkt (Eurip Rhes. 187. Hephaest. 6. Apollod. III. 13, 5), dieser aber dem Achilles in den trojanischen Krieg gesendet hatte,

— — — Die rasch hinflogen, wie Winde,
Welche dem Zephyros einst gebar die Harpye, Podarge,
Weidend auf grüner Au' an Okeanos strömenden Wassern.
Hom Il. XVI. 149.

Schnell wandelt Helios, — der schnellste unter den Göttern; Rosse, die schnellsten unter den Gangthieren der Erde, sind ihm darum vorzugsweise unter Persern und Scythen (Herod. I. 216), Massegeten und Germanen (Olafs Sage c. 107), Hellenen und andern Völkern (Paus. III. 20, 5. Xenoph. Anab. IV. 5. Apoll. I. 31. Justin. I. 10, 5) gewidmet. Wenn er, was auch Zeus und mancher andere Gott thut, sich beläßt, Halbgöttern oder Heroen, das Eine oder das Andere seiner Lieblinge zu schenken (Athen. XI. p. 470), haben sie die Schnelligkeit derselben zu rühmen. So sah man in den Schaaren der Kolcher,

— — — Auf dem zierlichen Sitze des Wagens
Strahlend Aetes, durch Rosse verherrlichet, die ihm geschenket
Helios; denn sie entflogen schnell, wie die Hauche des Windes.
Apoll. Rh. IV. 219.

Ambrosia ist ihre Nahrung und die Stallung derselben, mit herrlichen Krippen versehen, lieget im Westen, wo täglich die Sonne am Abend in Dunkel versinket (Hymn. in Merc. 3, 68).

Unter hesperischem Pol dort weiden die Sonnengespanne,
Die statt Grases ernährt Ambrosia, welches die Glieder,
Müde des Tagwerks, stärkt und wieder belebet zur Arbeit.
Ovid. Met. IV. 214.

Die Rosse der langsam wandelnden Luna (Eurip. Phoen. 182. Virg. Aen. X. 215), ein Zweigespann (Hom. Hymn. 32, 9), sind langsamer, von weniger strahlender Farbe, als die des Helios, aber blendend weiß (Ovid. Fast. III. 110, IV. 374. Rem. 258), wie entsprechend das Zwei- oder Viergespann der Nacht (Virg. Aen. V. 751. Tibull. III. 4, 17. Val. Flacc. III. 211), dessen Lenker der Gott des Schlummers ist (Stat. Theb. II. 59, XII. 307), dunkelfarbig beschrieben wird.

Rosse gehören zum Staatshaushalte der Götter; sie bedürfen, lieben, pflegen dieselben und lassen sich, wie Artemis,

— — In tiefem Grase Miletums,

Hom. Hymn. in Dian. 3.

sogar herab, die ihrer Lieblinge auf Erden besonders zu pflegen. Könige, Fürsten und Edle thun wie die Götter selbst, wenn sie Rosse in ihrem Palaste halten, sich gegenseitig zum verbindlichen Geschenke machen (Hom. Il. XXIII. 295), als Preise aussetzen (Virg. Aen. V. 310) und besonderer Sorgfalt unterstellen, oder wenn griechische Heldentöchter das Roß, welches den siegreichen Vater unversehrt aus der männermordenden Feldschlacht zurückbrachte, warten; herrlich ist's, wenn Helden sich das selbst die Olympier ehrende Beiwort „Rossebändiger" beilegen dürfen (Hom. Il. IV. 326, 351).

Alles Ausgezeichnete und Herrliche pflegt der Mensch den Göttern als Gabe und Opfer zu bringen. Die Sarmaten und Scythen opfern ihren Landesgottheiten das Roß, das wichtigste ihrer Thiere; die Magier bringen die weißen zum günstigen Zeichen dar. Die Griechen, wie hoch sie es auch stellen, verwenden es jedoch selten zu diesem Zwecke; in Athen und Lacedämon wenigstens wurden nur bei großen öffentlichen Feierlichkeiten Pferde geopfert. Wenn die Myster vor dem Beginn entscheidender Schlachten dem Ares ein Roßopfer brachten (Flor. IV. 12), so beruhet dieses auf der kriegerischen Bedeutung des Rosses, welches alle Kriege gemacht hat. Ohne Roß läßt sich keine That der Hellenen vor Troas denken, kein Kampf um Theben, kein Uebergang Hannibals über die Alpen, kein Held, kein Kampf, kein Sieg, kein Triumph, keine Wanderung der Germanen, keine Heldenzeit, keine Geschichte. Es gebührt dem Schlachtengotte (Mars) und ist sein Lieblingsthier; wenn nicht zur Abwehr der Kriegsnoth von den Getreidevölkern, wird aus

angezogenem Grunde dem Gotte jährlich im October das Handpferd von dem siegenden Zweigespanne unter besondern Feierlichkeiten geopfert (Fest. s. v. equus). Man läuft mit dem abgehauenen Schwanze in die Burg (regia), läßt das Blut theils auf den Herd träufeln, theils in dem geheimsten Behältnisse des Tempels der Vesta aufbewahren, um es nebst der Asche der an den Hordicalien verbrannten Kälber an den Palilien zur Feuerreinigung zu verwenden. Bedeutsam wurde darum auch den römischen Legionen das Bild des Pferdes bis auf Marius vorausgetragen (Pl. X. 5).

Angeborner Muth, körperliche Kraft und Schnelligkeit machen das Pferd zu einem lebendigen Kriegswerkzeuge, auf welches sich die Kriegsvölker verlassen (Ps. 20, 8) und durch welches sie alle, namentlich aber Griechen und Römer, auf ihren weltgeschichtlichen Standpunkt gebracht worden sind. Bezeichnend wird es in den Büchern der Juden für „Krieg" genannt; so lange es ihnen fehlte oder sie dessen Gebrauch tadelten (Ps. 33, 17; 76, 7; 147, 10. Sprüchw. 21, 31. Hos. 38, 4. Hagg. 2, 22), konnten sie kein kriegerisches Volk sein, was sie auch nach dem Gesetze nicht werden sollten, aber auch nur in anderer Weise als ihre näheren oder ferneren Nachbarn eine Bedeutung erlangen. Der Friede und die Versöhnung, nicht der Krieg und die Spaltung war ihre Aufgabe; nicht Lorbeeren, sondern Palmen sollten sie in die Geschichte hineinlegen. Darum wird ein künftiger König derselben vor der Haltung gewarnt, „damit er das Volk nicht wieder um der Menge der Rosse willen, in Aegypten führe" (5. Mos. 17, 16), und die Mahnung ergehet an Alle, das Vertrauen nicht, wie die Heiden, „deren Land voll Rosse ist" (Jes. 2, 7), auf Rosse und Kriegswagen (Ps. 147, 10; 20, 8. Jes. 30, 16. Mich. 5, 9), sondern auf den Herrn Zebaoth zu setzen. Nicht das Maulthier, nicht das Kameel, nicht der Elephant ist für den Krieg mit gleichem Erfolge zu brauchen oder abzurichten, denn es gehet ihnen außer der Stattlichkeit der Haltung, die Gehabenheit des feurigen Muthes im Gewühle der Schlacht und auch das dem Rosse angeborene Vorgefühl der Schlacht (Pl. VIII. 64. Plutarch. Lycurg. 22. Virg. G. III. 83. Lucan. IV. 750) gänzlich ab. Während der Schlachten vorhergehenden Berathungen und Zurüstungen im Lager und unter dem Ernste der dadurch hervorgerufenen

Stimmung wartet es den Entscheid der Männer in Gelassenheit ab (Hom. Il. VIII. 565); bald aber weckt das Rasseln der Kinnketten, das Geklirr der Waffen, der Anblick der Harnische seinen Feuermuth, daß es der Furcht spottet und

— — Wenn der Kriegstrommeter den Schlachtruf
Gab aus tönendem Erz, wie Kampflust da in ihm aufwacht! —

Ovid. M. III. 704.

Es stampfet den Boden mit Kraft, ziehet den Geharnischten entgegen, spottet der Furcht, fliehet nicht vor dem Schwerte, wenn gleich wider dasselbe klinget der Köcher und glänzet beides Spieß und Lanze! — Es zittert und tobet und scharrt und achtet nicht der Trommete Hall. Wenn die Trommete fast klinget, spricht es Hui; es riechet den Streit von ferne (Hiob 39, 19) und wiehert ihm voll Freude entgegen (Ael. VI. 10. Senec. de ir. II. 2). Die Griechen wählten in dem Schlachtrosse den herrlichsten Gegenstand für Gemälde, seit Zeuxis für Gebilde in Erz und Marmor und feierten es mit Recht in Liedern, die von Geschlecht zu Geschlecht wiederklingen.

Die Stimme des Pferdes, ausgezeichnet vor der aller Thiere (Spart. in Get. 5), ist „wie eines Königs Machtgebot" (Shakespeare). Wenn der Kampf oder das Kampfspiel beginnt, ist sein Wiehern vergleichbar einem fröhlichen Lachen und klingt ganz anders, als

Wenn der tapfere Hengst zuwiehert dem Anblick der Stute;

Ovid. Amor. 634.

dann erhebt sie sich in jubilirender Höhe und rollt stark und immer stärker schwellend tonabwärts. Den Göttern gefällt sie wohl; Saturnus nahm sie an und geschreckt von der kommenden Gattin,

Füllte er Pelions Höhn im Entfliehn mit hellem Gewieher.

Virg. G. III. 94.

Die Empfindungen der Seele auch drückt das Pferd vollständiger aus, als jedes andere Thier. Der Löwe giebt seinen Zorn durch die Bewegungen seines Schweifes und das Funkeln der Augen zu erkennen; dem Pferde ist Zorn fremd, nach Xenophon wenigstens vertritt bei ihm Hitzigkeit die Stelle des Zornes; sie drückt sich aus in der Ungeduld beim Stehen, in dem Bekämpfen des kurzgehaltenen Zügels (Virg. Aen. XI. 600), in dem Feuer der Augen, den Bewegungen der Ohren und im

dem Preise der Nase, der schrecklich ist (Hiob 39, 19). An ihm lebt, regt und bewegt sich Alles; gehalten, strebt's zu laufen (Geop. XVI. 3), es zerstampfet mit dem Hufe den Grund, fordert durch Gewieher heraus und beschäumt das Maul mit weißem oder röthlichem Gischte. Ein erhebender Anblick ist's, wenn

— — — Nach Kampf und Getümmel verlangend
Schläget der Wieherer stampfend den Grund aus und hebet von oben
Jugendlich stolz mit gespitztem Ohr auch den Nacken nach oben,
Apoll. Ph. III. 1259.

oder wenn es,

— — — So ein Getön fern hallte der Waffen,
Unstät stampfet und reget das Ohr und erbebt an den Gliedern,
Brausend auch rollt aus der Nase der Dampf des gesammelten Feuers.
Virg. G. III. 84.

Im Circus sieht man

Renner, wenn noch nicht geöffnet die Pforten der Schranken,
Klopfen bald mit dem Fuß an und bald mit der Stirn.
Ovid. Trist. V. 9, 29.

Je länger der Reiter säumt, um so mehr

Stampfet das Roß und knirscht muthvoll am beschäumeten Zügel,
Virg. Aen. IV. 138.

bis endlich die Ungeduld auf das Höchste steiget,

Und das Roß hochauf sich bäumet und schläget die Lüfte
Mit den Hufen.
Virg. Aen. X. 890.

Das Gefühl des Lenkers wird bewegt und gehoben, wenn der Schall des wildverlangenden Gewiehers aus dem hochaufgeworfenen Halse an ihn herandringt und die Bewegungen der Füße die Entscheidung näher zu rücken scheinen; sein Muth schwillt auf und in Hoffnung, daß sein Kriegsroß (eq. bellator) als Siegsroß (eq. victor) kehren werde.

— — — Hebet er selbst die geschwungene Lanze mit Drohen
Hin in die Ferne, er denket des Kampfes
Juven. VII. 127.

und trägt endlich Tod und Verderben in feindliche Schlachtreihen. Auf Schlachtfeldern kann man noch lange Pferdestimmen hören; auf der Ebene von Marathon lassen sich länger als 400 Jahre jede Nacht wiehernde Pferde und kämpfende Männer vernehmen, nur darf sich, um den Zorn der Dämonen nicht zu erregen, Niemand in der Absicht, die geisterhaften Stimmen zu hören, hinstellen (Paus. I. 32).

Der Muth des Rosses wird nicht leicht, kaum durch das

Alter gebrochen. Orestes vergleichet daher in einem rührenden Bilde den greisen Erzieher, der seine Seele zum Werke der Sühne bestimmt, dem königlichen Thiere,

— — das, ob auch wohlbetagt,
Nicht bebt im Drang' der Schlacht
Und hoch aufrecht das muth'ge Ohr.

Sophocl. Electr. 25.

Der Geschlechtstrieb setzt alle Geschöpfe in Aufregung und sie zeigen sich in der Brunst sichtbar lebendiger aufgeregt und wilder als sonst. Das Brunstfeuer durchglühet die Pferde gewaltig; wenn die Hengste eine Stute nur riechen, werden manche wie rasend; kein Stall ist dann zu fest, kein Berg zu hoch, keine Weide zu entlegen; sie werfen die Reiter ab, verfolgen sie (Aristot. VI. 18), zersprengen die Halfter, beißen sich untereinander, schütteln ungeduldig die Mähne; Feuer sprühen die Augen, es dampfen die Nüstern, es verlanget die Stimme. Ich sah schon den wildbrünstigen Hengst

— — — In dem offenen Blachfeld
Fliegen dem Ost' und Weste voran,

Virg. Aen. XII. 334.

an breiten und wohlbekannten Strömen stehen bleiben, ohne Furcht auch die Fluthen durchschwimmen; ich hörte ihn wiehernd Fragen an die Lüfte thun und bemerkte, wie sich das weibliche Heerdvieh des ansprengenden schönen Gatten erfreute (Claudian. Nupt. Honor. 293), welches die Wollust nicht minder stark stachelt; bleibt sie unbefriedigt, verfallen die Stuten in den eigenthümlichen Zustand der Roßtollheit (*ἱππομανία*). Den Morgenländern ist daher der Hengst das Bild des maßlosen, wüthenden menschlichen Geschlechtstriebes (Jer. 5, 8; 8, 6. Ezech. 23, 20) und der Grieche nennt den Mann, der die Lust ungescheut walten läßt (Aristoph. Ran. 429), „Hengst" oder „Bescheller" (*ἵππος*, *ἱπποβάτης*, *ἱππόβινος*), das Weib aber, das in Wollust glühet und brauset (Aristot. VI. 18), „Stute", (*ἡ ἵππος*, equa), „Roßbrünstige" (*ἱππομανής*) und deren Zustand „Roßtollheit" (*ἱππομανία*). Bei aller Gewalt des Triebes aber zeigt der Hengst, ingleichen die Stute, eine gewisse Hochsinnigkeit (magnanimitas), die man überhaupt den Pferden mit Recht anrühmt (Virg. A. III. 704. Ovid. art. I. 20). Unglaublich, aber aufzeichnungswerth ist folgender, sich auf die Zeugnisse der sichersten Gewährsmänner stützender, fast sittliche Zug (Arist. IX. 47. Ael. H. a. IV. 7. An-

tig. Caryst. 59. Pl. VIII. 41. Varr. II. 7). Ein König der Scythen hatte durch verheerende Krankheit seine trefflichen Pferde bis auf Eine Stute mit einem säugenden Hengstfüllen verloren, das er erzog und später zur Erhaltung des edlen Stammes zur Fortzucht benutzte. In Ermangelung anderer Stuten ließ er dasselbe der eigenen Mutter zuführen, — Beide aber versagten die Begattung. Der Sprungmeister verband nun dem Hengste die Augen, salbte das Füllen und der Mutter ganzen Körper mit duftiger Salbe und nöthigte beide betrüglich zur Begattung. Als der Hengst abstieg und beide ihre Blutschande erkannten, blickten sie sich verächtlich an; die unglückliche Mutter betrachtete den Sohn nicht mehr als Sohn und der plötzlich unglückliche Gatte die Mutter nicht mehr als Mutter; sie knirschten in schäumendem Zorn, rissen sich los, bäumten sich, wieherten hell auf, als ob sie die seligen Götter beschwören, und Rache über den verderblichen Kuppler herabrufen wollten und rannten endlich in zügelloser Hast ihre Köpfe wider Felsen, an denen sich beide selbst den Tod gaben (Oppian. I. 240). Nach anderer Erzählung stürzte sich das Mutterpferd von einem Felsen (Arist. IX. 47), der Hengst aber fiel den Sprungmeister an und biß ihn todt (Varr. II. 7). Wie dem sei, —

Alte Sage verherrlichet so die Ehre der Rosse!

Opp. cyneg. I. 270.

An der Wahrheit dieser Erzählung läßt sich um so weniger zweifeln, als man weiß, daß auch Kameele nicht ihre Mütter besteigen (Arist. IX. 47) und der Begattungstrieb des Pferdes schwächer ist als seine Ehrliebe und sein Stolz. Stuten lassen in ihrer Lüsterheit nach und werden niedergeschlagen, wenn sie geschoren werden (Arist. VI. 18, 6), Hengste, wenn sie die Mähne, die sie in der Nähe des Weibes (Claud. Napt. Honor. 293) im Vollgefühle ihrer Kraft (Senec. ep. 124) zu schütteln pflegen, hergeben mußten (Pl. X. 83).

Das Roß trägt das Bewußtsein höheren Ranges, schöner Gestalt und edlerer Bestimmung sichtbar zur Schau. In der Haltung seines Hauptes, in dem Wurfe seiner Füße und in dem Glanze seiner klug vorstehenden Augen drückt sich ein Selbstgefühl von Würde aus, welche es anerkannt wissen will. Es hält auf Ehre (Pl. VIII. 65), so daß kein Thier ehrliebender ist; die muthigsten sind die ehrgeizigsten (Xen. 9). Aehnlich dem Pfau,

ist es für Lob und Schmeichelei empfänglich (Xen. 3); auf diese und keine andere Weise gelang es dem Könige Alexander, den unruhigen, scheuen und wilden Bucephalus, an dessen Brauchbarmachung alle Stallmeister Philipps verzweifelten, zu bändigen. Hoch trägt sich's bei feierlichen Gelegenheiten und Aufzügen, stolz schreitet es im Metallschmuck um Stirn und Brust (Liv. XXX. 17, XXXII. 52. Virg. Aen. V. 310), unter seidenen, purpurnen, mit Gold oder Silber durchstickten Decken, vor Ehren- und Staatswagen, in Siegeszügen und in gehobener Haltung,

— — — An Siege gewöhnt mit dem Wagen
Sprengt es einher behend und gestrecket durch das Gefilde.
Hom. Il. XXII. 22.

Das Wettroß namentlich weiß, wozu es ersehen ist, und es will, daß Jeder seine Ehre fasse, seinen Werth anerkenne;

— — Ahnend erfaßt es die Palm' und erfreuet des Sieg's sich.
Wenn es errungen den Kranz der sieben Bahnen des Circus,
Merkest du wohl, wie stolzer und höher, als sonstig, der Sieger
Träget das Haupt und wie er buhlend wirbet um Volksgunst,
Oder, wenn ihm zieret den stattlichen Rücken die Beute der Leuhaut? —
Wie es schreitet geschwelleten Muthes! Wie zierlich der Beinwurf! —
Wie der Schlag des Trottes nur leise berühret den Boden,
Wenn es träget daheim die Bürde köstlicher Siegsbeut'!
Ovid. Hal. 65.

Zum Ehrgeize gesellt sich bei Einzelnen ehrsüchtige Eifersucht. Man hat Pferde gesehen, welche auf der Rennbahn den schnelleren Wettrenner mit den Zähnen zurückhielten, schlugen, bissen, und andere, die sich durch Unfälle nicht um die Ehrenpalme bringen ließen. Aura, die Stute des Pheidolas aus Korinth, verlor einst gleich bei Beginn des Rennens zu Olympia den Reiter, setzte aber dessen ungeachtet den Wettlauf in regelrechter Ordnung fort, umbog das Ziel, beschleunigte noch, als sie das Zeichen der Drommete hörte, ihren Lauf, erreichte zuerst die Kampfrichter und hielt an, sobald sie sich als Siegerin erkannte. Pheidolas wurde demnach als Sieger ausgerufen und empfing die Erlaubniß, das Bild seiner Stute dort aufzustellen (Paus. VI. 13). Wir selbst wissen, daß bei den von dem göttlichen Claudius veranstalteten Säcular-Spielen der Kunstfahrer Albatus Corax zwischen den Schranken vom Wagen herabstürzte, daß aber dennoch seine Pferde den Vorsprung behielten. Als sie den ersten Platz eingenommen, stellten sie sich denen, die vor-

an, wollten, in den Weg, sprengten aus allen Kräften und thaten gegen ihre Nebenbuhler, was sie unter der Lenkung des erfahrensten Wagenlenkers nur hätten thun können, bis sie nach zurückgelegtem, gesetzmäßigen Laufe am Ziele stehen blieben. Hier wurden sie von einer gewissen Scham befallen, weil sie die Geschicklichkeit des Menschen von Pferden übertroffen sahen (Pl. VIII. 64).

Stolz ist's, daß das Roß sich nicht mit dem Esel gattet; erst wenn die Mähne geschoren, läßt es sich dazu bei, was auch bei denen geschieht, welche Feinden abgebeutet, zu Thriumphen auserseheu wurden; diese gehen dann eben so gebeugt (Plutarch. Nic. 27), wie die, welche ehrlos geringe Arbeiten versehen müssen. Stolzgefühl ist's, daß sich Edelrosse nicht von Jedem besteigen lassen und sich anders in stattlicher, anders in gewöhnlicher Anschirrung verhalten. Cäsars Leibpferd vertrug nur Cäsar (Suet. Caes. 61. Pl. VIII. 64) und der Bucephalus, den, wie man sagt, Alexander von dem korinthischen Könige Demaratus erhalten und in allen Schlachten geritten hatte, kniete, als ob er Menschensitte verstände, in Schmuck und Decke jedes Mal vor seinem königlichen Herrn nieder, ließ sich aber, außer im gewöhnlichen Reitzeuge, von keinem Andern, als vom Könige, besteigen.

Die Rosse des Sol sollen unzügelhaft geworden sein, als sie Phöbus, der Unerfahrne, in die Hand nahm (Ovid. M. II. 167). Wir zweifeln nicht an der Wahrheit, denn auch die edlen menschlichen Rosse erweisen sich eigenwillig, sogar unbändig, wenn sie ungeschickten Lenkern untergeben oder zu einem ihrer oder ihrer Gebieter unwürdigem Gebrauche verwendet werden sollen. Philarchus erzählt von dem Rosse des gefallenen Antiochus, daß es, als es Cantaratus aus Galatien zum Thriumphe besteigen wollte, dergestalt in Aufregung gekommen sei, daß es die Zügel faßte, jede Lenkung versagte und sich in einen Abgrund stürzte, wo es mit seinem Reiter zugleich umkam (Pl. VIII. 64). Von dem kühnen Bändiger aber läßt es sich leicht am leichten Zaume lenken; Tadel beschämt es, Schläge und Mißhandlungen machen es schüchtern und stöckisch (Senec. Clem. I. 16, 24). Wer durch Stab und Stachel, durch lange, erschöpfende Ritte oder sonstige Gewalt seine Willenskraft brechen oder die verlorne Gleichmuth meint einzwingen zu können, wird erfahren, daß es

dann Widerstand leistet, in Zorn oder Angst geräth und, wie ein aufgebrachter Mensch dem Gegner, seinem Reiter oft unheilbaren Schaden zufügt (Xen. 10). Schon bei der Bändigung hat der Reitknecht jede gewaltsame Behandlung zu unterlassen, jedes Ungestüm zu vermeiden und sich stets zu erinnern des Wahrwortes:

Erst mit der Zeit gehorcht dem geschmeidigen Zügel das kühne
Roß und erträgt das harte Gebiß mit geduldigem Maule.

Frei von Knechtsfurcht und edlen Sinnes verlangt das Pferd sanfte Behandlung (Senec. Clem. I. 16). Klatschet der Pfleger den Hals vertraulich, durchkämmt er die Mähne mit den Fingern, streicht er den Rücken, läßt sich der Renner zum Kampfe vorbereiten; milde An- und Zurede besänftigt seine Unruhe, ein Zuruf führt die Besinnung zurück und gute Worte heben den Muth und Ehrgeiz;

Feurig eilet von selber das Roß zu den Ehren der Palme,
Aber ermahnet durch's Wort, geht es tüchtiger drauf.

Ovid. Pont. II. 11, 21.

Ehrgeiz treibt das Roß Erwartungen, die man von ihm hegt, zu erfüllen und Leistungen zu genügen, zu denen es ausersehen wurde (Ovid. Art. I. 629). Ansprache vor wichtigen Ereignissen (Virg. Aen. X. 860. Hom. Il. VIII. 184) und Beifall nach vollbrachtem Dienste versteht es und wohlgefällig ist Allen, wenn sie rüstige Wagenlenker umstehen und

— — — — — Klopfen mit hohler
Hand die klatschende Brust und kämmen die wallenden Hälse.

Virg. Aen XII. 85.

Oft zeigt es Eigensinn und will nicht oder nicht in gewünschter Weise gehen. Automedon, der tapfere Sohn des Diores, ermahnte die Seinen erst mit schmeichelnden Worten, dann mit Drohungen (Il. XVII. 431); so ist es der Natur entsprechend.

Die Natur gab dem Pferde eine feine Erregbarkeit der Sinne. Sein feines, spitzes Ohr, das jeden Laut, jedes Geräusch faßt, besonders aber empfänglich ist für den Schlag der Huftritte und das Knarren der Wagen, richtet sich, sobald es etwas Ungewöhnliches merkt, geschärft in die Höhe und senkt sich im Zustande der Schwäche. Sein dunkelstrahlendes Auge bewährt sich auch in der Düsterheit der Nacht. Feiner ist vielleicht der Sinn des Geruches; alles, was übel riecht, ist ihm zuwider, wohl aber freut es sich des Duftes der Salben und

liebt gesalbt zu werden. Es fühlt Druck und Wink seines Gebieters und merkt bei der Stärke seines Gedächtnisses den Namen, in welchem es angeredet wird, Wort und Zuruf seines Lenkers, unterscheidet den Ton seiner Stimme, begreift den Schlag seiner Hand, steht und eilt auf sein Gebot. Seine Heimath und den Weg, auch wenn es ihn nur einmal gegangen, findet es sicherer wieder, als der Mensch, es vergißt aber auch die Stelle nicht, wo ihm einmal ein Unfall begegnete; die Oertlichkeit ruft sein Erinnerungsvermögen wach (Senec. ep. 124). Für die Eindrücke der Musik ist es empfänglicher als andere uns bekannte Thiere. Jeder Schlachtenmann weiß zu erzählen, wie es das Geklirr der Zäume und Schilde, das Getön der Trompeten und Zinken versteht und nach demselben seinen Gang einrichtet; die Thatsache, daß einst die ganze Reiterei des sybaritischen Kriegsheeres sich taktmäßig nach einer gewissen Melodie bewegte, welche ihre Feinde, die Crotoner, in einer Schlacht spielten, thut seine musikalische Anlage dar (Pl. VIII. 64. Athen. XII. p. 520). Die ihm eigenthümliche wunderbare Intelligenz und Anlage macht es anstellig, gelehrig (Pl. VIII. 64), zu Jagd, Krieg und gymnastischen Künsten brauchbar. Wozu ist es nicht abgerichtet und verwendet worden! — Die berittenen Schützen, Circusreiter und Stallmeister machen von seiner Gelehrigkeit unzählige Erfahrungen und selbst Barbaren verstehen dieselbe zu benutzen. Die Iberier richten ihre Reitpferde ab, daß sie, wenn sie bestiegen werden sollen, niederknien (Strab. III. 4), und das sarmatische Jagdvolk der Iyrten gewöhnt seine Jagdpferde, daß sie sich, um ungesehen zu bleiben, auf den Bauch legen, gleich nach dem Schusse des auf dem Baume lauernden Schützen sich besteigen lassen und mit dem in Bereitschaft gehaltenen Hunde das Wild verfolgen. Die Massageten schulen die Ihrigen zu, daß sie stehen bleiben, wenn der Reiter abfällt, damit er wieder aufsteigen kann (Ael. v. h. XII. 38). Anderwärts werden sie gewöhnt, daß sie den Feind ihres Herrn von selbst angreifen. Artybius, Feldherr der Perser, hatte ein so angelerntes Pferd, daß es sich gegen Gewappnete auf die Hinterbeine stellte und mit Gebiß und Füßen Jeden niedermachte, auf den es angesprengt wurde (Herod. V. 11).

Das Pferd ist mehr scheu als wild und greift außer Vertheidigung und Nacheiferung kein anderes Thier an; zwischen

ihm und dem Kameele bestehet eine angeborne Feindschaft und dabei zeigt es sich scheu und furchtsam; es entsetzet sich vor demselben, bäumt sich, reißet aus, ist nicht gegen die mit Mannschaft besetzten Kameele zu bringen, es wendet ihm den Rücken und oft stürzen ganze Reiterschaaren mit geschüchterten Pferden über einander her (Pl. VIII. 26. Xen. Cyr. VII. 1). Aus Rücksicht auf diese gegenseitige Abneigung (Aristot. VI. 18, 2) stellen die Meder in Schlachtordnung die Kameele stets hinter den Pferden auf, damit diese nicht scheu werden (Herod. VII. 88). Eben so scheu ist das Pferd, wenn ihm etwas Unerwartetes oder Unbekanntes plötzlich vorkommt, wenn es durch starkes Volksgetümmel gehen soll und

— — — — — — Wenn etwa der Wagen zerbrochen;
Dann entspringen zerscheucht mit verwildertem Geiste die Stuten.
Hom. Il. XXII. 468.

Auf der Rennbahn zu Elis ist eine Stelle, wo Pferde oft scheu werden, und an derselben ein runder Altar des Taraxippos — des Roßscheumachers — errichtet, welchen Pausanias (VI. 20) für einen Beinamen des Poseidon hält. Desto muthiger ist es, wenn es zur Gegenwehr gezwungen wird, dann vertheidigt es sein Leben auf eine fast überlegte Weise. Die Hirten erzählen, daß wenn die Heerden auf der Weide von Wölfen angefallen werden, sich die Einzelnen, namentlich die Hengste, mit den Köpfen zusammenstellen, Stuten und Fohlen in die Mitte nehmen und die Hinterhufe zu Schlagkeulen gegen die Würger machen.

Das edle Pferd ist seinem Wärter und Gebieter ergeben; Liebe und Folgsamkeit gegen denselben zeichnet es aus. Von ihm oder dessen ihm bekannten Angehörigen (Hom. Il. VIII. 186) nimmt es am liebsten sein Futter, unterwirft sich am willigsten seiner, manches keines Andern Behandlung; es folgt am zuverlässigsten seiner Stimme, geht seinem Locken nach, vergilt dankbar seine Pflege (Il. VIII. 187), erschreckt vor seinem scheltenden Zurufe (Hom. Il. XXIII. 417, 446) und vertraut sich seiner Führung. Daher die besondre, aber bei jedem großen Ereignisse wohl zu berücksichtigende Mahnung:

Lenke du selbst, Aineas, dein Rossegespann mit den Zügeln!
Unter deinen gewohnten Händen werden sie besser
Ziehn den krummen Wagen, wenn wieder verfolgt der Tydide,

Denn sonst möchten sie scheu abirren vom Lauf und dem Schlachtfeld,
Uns unwillig ertragen, des Eigeners Stimme vermissend.

Hom. Il. V. 231.

Wir halten auf die Tugend gehorsamer Herrenliebe vielleicht weniger, als die Morgenländer, welche in dem seltenen Falle, daß sie verletzt wird (Virg. A. XII. 534), die Rache bis zur Grausamkeit steigern. Einst lief dem Pharnuches, beim Auszuge aus Sardes ein Hund über den Weg und seinem Pferde zwischen die Beine; dasselbe wurde scheu, bäumte sich, Pharnuches stürzte herab, spie Blut und wurde schwindsüchtig, — er gab aber den Befehl, das Pferd an die Stelle, wo es ihn abgesetzt, zu führen und ihm die Beine abzuhauen (Herod. VII. 89). Wagenlenker und Reiter erproben häufig die Liebe und Treue ihrer Pferde, und zahlreiche Beispiele von außerordentlichen Diensten, die sie in Schlachten und auf Wegen leisten, lassen sich beibringen. Man kennt Pferde, welche ihren Herrn vor Gefahren warnten, stehen blieben, wenn er fiel, in Nöthen Hülfe wieherten und ihn nicht blos durch ihre Schnelligkeit, sondern auch durch Sätze, Sprünge und Ausschläge vor Feinden schützten. Allbekannt ist der schnelle und muthige Schimmel, auf welchem Sulla gegen das Heer der Lukaner und Samniter unter Pontius Telesinus nach Rom eilte und der durch einen Sprung der Retter seines Lebens wurde! — Wer hat nicht gehört von der Stute des flüchtigen Darius, die ihn, wie man sagt, aus Sehnsucht nach ihrem Füllen, unaufhaltsam davon trug und so ihn vor der Gefangenschaft Alexanders errettete (Arrian. II. 11)? — Manche sind in der Liebe gegen ihre Herren wahrhaft eifersüchtig und wollen der ausschließliche Gegenstand deren Beachtung sein. Das Urbild der Rosse und Rossestugend, der Bucephalus, gestattete nie (Arrian. Anab. V. 19), auch nicht unter den Wunden, die er bei der Belagerung von Theben erhalten, daß Alexander ein anderes bestieg; nur wenn das Roß plötzlich und tödtlich verwundet wird, wie etwa das Nestors,

— — — — Welches traf mit dem Pfeile
Alexandros der Held, der lockigen Helena Gatte,
Grad in den Scheitel des Haupts, wo zuerst die Mähne der Rosse
Vorn dem Schädel erwächst und tödlicher ist die Verwundung,

Hom. Il. VIII. 81.

oder wenn die Barbaren im Kampfesgewühle den Pferden der Reiterei den Bauch aufschneiden, vergißt es, was es seinem

Herrn schuldig ist; es bäumt sich hoch auf, setzet ihn ab, bringt ihn unter sich (Xenoph. Cyr. VII. 1) und wälzet sich schmerzlich tobend im Blute seiner Wunden.

Manches treue Roß schon rächte den Tod seines Herrn. Ein König der Scythen war im Zweikampfe gefallen; als der Sieger herantrat, den Ueberwundenen zu plündern, biß ihn dessen Pferd und schlug ihn todt.

Krankheiten und Schmerzen greifen die Pferde gewaltig an; erschütternd ist's zu sehen, wie sie sich dann angstvoll wälzen, sich auf den Rücken werfen, mit den Augen stieren, den Kopf zwischen die Beine stecken, sich beißen, die Flanken mit den Zähnen benagen, die Schmerzensstellen ansehen, den Schwanz an den Wänden reiben. Erregt schon dieser sich so kundgebende Schmerz tiefes Mitleid, so ist wahrhaft herzergreifend, das dumpfe Stöhnen und schmerzliche Wiehern eines todtkranken oder den letzten, verhauchenden Seufzer eines auf dem Schlachtfelde oder sonst wo schwer verwundeten Rosses zu vernehmen. Auch bei plötzlichen Unfällen preßt es Angstlaute und bei dem Verluste seines Gebieters drückt sich in Haltung und Stellung tiefer Geistesschmerz aus. So schildert Homer (Il. XXIII. 280) die Rosse des Patroklus,

Welche verloren die Kraft des edelsten Wagenlenkers,
Ach, des Freundlichen, welcher so oft mit geschmeidigem Oele
Ihnen die Haare gesalbt, wenn in lauterer Fluth sie gebadet,
Diesen nunmehr dastehend betrauern sie und auf den Boden
Fließen die Mähnen herab und sie stehn unmuthiges Herzens.

Herzerweichend ist's (Hom. Il. XVII. 441), bei solchem Anlasse in dumpfem, stillen Schmerze trauernde Rosse zu sehen. Die des Aeaciden standen

Weinend als sie gehört, ihr Wagenlenker, Patroklus,
Läg' im Staube gestreckt von der Hand des mordenden Hektor.
Ach, Automadon zwar, der tapfre Sohn des Diores,
Strebte sie oft mit der Geißel geschwungenem Schlag' zu beflügeln,
Oft mit schmeichelnden Worten ermahnt er, oft auch mit Drohung,
Doch nicht heim zu den Schiffen des breiten Hellespontos
Wollten sie gehn und nicht auch in der Danaer Feldschlacht,
Sondern gleich der Säule, die unbewegt auf dem Hügel
Eines gestorbenen Mannes emporragt, oder des Weibes,
Also standen sie fest, vor dem prangenden Sessel des Wagens,
Beid' ihr Haupt auf den Boden gesenkt und Thränen entflossen
Heiß von den Wimpern herab den Trauernden, welche des Lenkers

Drohten mit sehnendem Schmerz; auch sank die blühende Mähne
Wallend hervor auf dem Ringe des Joch's, besudelt mit Staube;
Mitleidsvoll selbst sah die Trauernden Zeus Kronion.

Il. XVII. 426.

Der in Thränen sich ausdrückende Schmerz ihrem Herrn bis in und über den Tod in treuer Liebe zugethaner Rosse ist nicht dichterische Veredlung ihrer Natur, man weiß ja, daß auch die den Göttern Geweiheten, wie ihrer Hippolytus dem Aeskulapius zwanzig, Cäsar anderen Göttern eine Heerde consecrirt hatte, öfters weinen (Paus. II. 27). Als die Leiche des alten Acetes zum Scheiterhaufen geführt wurde,

Hinten sein streitbares Roß, des Geschmuckes entledigt, Aethon,
Thränend folgt's und netzet mit großen Tropfen die Erde.

Virg. Aen. XI. 89.

Achilles Rosse beweinen nicht allein ihren Herrn, ihr Gefühl ist so schmerzlich bewegt, wie das eines Menschen, der nicht mehr die Gegend, wo er einen Freund verlor, bewohnen, sondern dorthin eilen will, wo durch die Umgebung der Schmerz nicht so oft wach gerufen wird.

— Den unsterblichen Rossen des unerschrocknen Peliden
Füllten mit Thränen die Augen sich an und tiefe Betrübniß
Ob des gefallenen Königs ergriff auch sie bei den Schiffen;
Nicht mehr wollten sie haben Gemeinschaft, weder mit armen
Menschen, noch Danaerrossen, verderblichem Kummer zur Beute,
Sondern hinweg von dem Jammer der Sterblichen wollten sie fliehen
Ueber Okeanos Fluthen und Thetis Grotten im Meergrund.
Hin, wo einst die erhab'ne Podarge Beide geboren
Hatte, dem sturmwindschnellen, dem brausenden Winde des Westens.
Und rasch wären gefolgt sie dem Antrieb ihres Gemüthes,
Wenn nicht Götterbeschluß es verhütete, welcher den schnellen
Sohn des Achilleus führte von Skyros her, und sie selber
Sein nicht hätten geharrt, da ihnen bei der Geburt schon
Hatten die Mören beschieden, des heiligen Chaos Töchter,
Daß sie, obgleich unsterblich, zuerst von den Händen Poseidons
Würden gebändigt, nach ihm dann dieneten wieder dem kühnen
Peleus und alsdann des Achilleus rüstiger Stärke,
Und deß' tapferem Sohn, Neoptolemos, den, nach Kronions
Willen, in späterer Zeit zum Wohnort seliger Menschen
Waren zu tragen bestimmt, nach Elysions Lenzesgefilden;
Darum blieben, wiewohl das Gemüth voll bitteren Grams war,
Doch sie zurück bei den Schiffen der Danaer, schmerzlich den einen
König betrauernd und voll Sehnsucht nach des anderen Anblick.

Quint. Smyrn. III. 742.

Nikomedes II., König von Bithynien, Prusias Sohn, ein großer Freund von Hunden, hatte einen Molosser, der ihm sehr treu war (Tzetz. Chil. III. hist. 115. v. 965); sein Pferd aber übertraf an Liebe die Treue des Hundes, denn als der König ermordet war, hungerte sich's wirklich zu Tode (Pl. VIII. 64).

Das Pferd besitzet im Glauben mehr als Eines Volkes ein mehr als menschliches Ahnungsvermögen (Pl. VIII. 64), selbst ein Vorwissen zukünftiger Ereignisse. Bekannt sind die prophetischen Sonnenrosse der Perser, durch deren Stimme die Gottheit bei wichtigen Entscheidungen spricht, und die weißen, von keiner irdischen Arbeit berührten Hertharosse der Germanen, welche, in heiligen Gehölzen oder Wäldern ernährt, vor den heiligen Wagen gespannt, von dem König, Priester oder Vorsteher der Gemeinde begleitet, nach ihrem Wiehern und Schnauben beobachtet werden. Keiner Vorbedeutung wird größeres Vertrauen im Volke, von Vornehmen und Priestern geschenkt, denn Priester gelten für Diener, Rosse für Vertraute der Gottheit (Tacit. G. 10). Für Anchises, als er nach langer Irrfahrt auf italischem Boden landete, war die bloße Erscheinung von vier weißen Rossen die Gewähr einer friedlichen Ordnung, die in der neuen Heimath gegründet werden sollte.

Dort vier Ross', als erste Verkündigung, sah ich im Grase
Weit umher das Gefild abmähn, hellschimmerndem Schnee gleich.
Drauf Anchises der Greis: Krieg trägest du, Land der Bewirthung!
Krieg bewaffnet das Roß; Krieg droht dieß weidende Großvieh!
Dennoch sind auch am Wagen hinfort zu traben gewöhnet
Jene Ross' und im Joch einmüthige Zäume zu dulden;
Hoffnung ist auch zum Frieden, so ruft er.

Virg. Aen. III. 537.

Das Roß ist nicht blos vorherverkündigend oder vorbedeutend, — es besitzet wirklich ein Vorgefühl der Zukunft und giebt dasselbe in seinem Verhalten zu erkennen. Die Rosse des Patroklus hatten eine Vorahnung von dem Falle des Helden; sie wollten nicht in die Schlacht und

Wandten zurück ihr Geschirr, denn sie ahneten Jammer im Herzen.

Hom. Il. XVIII. 224.

Stark scheint insbesondere das Ahnungsvermögen derjenigen, welche den Göttern geweiht sind und sich selbst bis zur Kenntniß kommender großer Ereignisse zu steigern. Dafür läßt sich die Heerde, welche von Cäsar beim Uebergang über den Rubico, die,

wie alle geweihten Kühe und Stiere, unter dem Schutze der Gottheit frei und hirtenlos weidete (Liv. XXIV. 3), anführen. In Vorahnung des gewaltsamen Todes des Dictator, enthielten sie sich einige Tage zuvor hartnäckig jedes Futters und — vergossen viele Thränen, worüber dem göttlichen Julius auch Anzeige gemacht wurde (Suet. Caes. 81).

Zu den inneren Vorzügen und Vortrefflichkeiten des Rosses gesellen sich viele körperliche, welche dasselbe zu dem brauchbarsten und schönsten der dem Menschen nahestehenden Thiere machen. Seine Gestalt ist durchaus regelmäßig, sein Körper voll Kraft und Ausdruck, daß sich's nur schwer begreifen läßt, wie das plumpe Nilthier, Hippopotamus, das ihm, wie auch dem Esel, nur in Rücken, Mähne, Gewieher und im innerlichen Bau ähnlicht, in seinen Doppelhufen dem Rinde, in seinen Hauzähnen und Schwanze dem Schweine gleicht (Pl. VIII. 39. Arist. II. 7), den Namen „Flußpferd" erhalten konnte. Durch angeborne Schnelligkeit wird das Pferd für den Krieg, für die Jagd und die Bahn tauglichst; das Kameel kommt ihm zwar in der Raschheit der Bewegung gleich (Pl. VIII. 26) und Claudius ließ sogar einmal Kameele und Pferde, trotz ihrer gegenseitigen Abneigung, auf der Bahn in zwölf Gängen wettrennend kämpfen (Dio Cass. LX. 7). Wie sehr aber sticht auch gegen dieses das Pferd ab? — Man betrachte seine schöne Körpergestalt, das gluthsprühende (acer), im dunkeln Lichtglanze strahlende Auge, das aufmerkende, bewegliche Ohr, den ausdrucksvollen Gang, den leichten, sichern und so kräftigen Fußtritt, daß, wo ein Heer ansprengt,

— — — — Tönet die Erde
Fürchterlich unter den Hufen der Rosse!
Hom. Il. II. 466.

Der Huf scheint im schnellen Laufe den Boden kaum zu berühren und wegen jeder Berührung wieder zu berühren. Vortrefflich zeichnet Homer die angeborne Leichtigkeit der Füße jener Halbgöttlichen, welche Boreas, als Roß, mit den Stuten des Erichthonius erzeugte:

Diese, so oft sie sprangen auf nahrungssprossender Erde,
Ueber die Spitzen des Halms hinflogen sie, ohn' ihn zu knicken;
Aber so oft sie sprangen auf weitem Rücken des Meeres,
Liefen sie über die Wogen, nur kaum die Hufe benetzend.
Hom. Il. XX. 226.

Mögen denselben die Rosse der Sterblichen an Behendigkeit des Laufes und Gefälligkeit des Beinwerfens nachstehen, auch nicht vermögend sein, wie die des lydischen Pelops, welche ihm sein Liebhaber Poseidon geschenkt hatte, um den windschnellen Rossen des elischen Königs, Oenomaus, den Sieg, dessen Preis Hippodamia war, abzugewinnen, auf dem Wasser zu gehen (Philostr. maj. I. 17. min. icon. 9), so liegen doch auch in deren Füßen außerordentliche, oft verherrlichte Vorzüge. Mit Recht sagt Xenophon: der Fußtritt des Edelrosses tönt, wie eine Cymbel; der Römer nennt es bezeichnend „Klangfuß" (sonipes, Virg. Aen. IV. 134; XI. 600. Val. Flacc. Arg. III. 334. Lucan. IV. 225, 750. Catull. 63, 50) und ist sicherlich nicht unbekannt mit der Sage der Griechen, nach welcher das Wasser des Styx, welches die außerordentliche Kraft besitzt, Gefäße von Glas, Krystall, Stein und Thon zu zersprengen, Horn und Bein, Eisen und Erz, Blei, Zinn, Silber und Bernstein, auch das rostfreie Gold zu zerfressen, allein den Roßhuf nicht zu zersprengen im Stande sei, sich vielmehr in demselben halten und festhalten lasse (Paus. VIII. 18). Der Rosse Hufe, sagt der Morgenländer (Jes. 5, 28), sind wie Felsen geachtet, und so lange es Dichter giebt, wird auch des Roßquells (Hippokrene) gedacht werden, welchen Pegasus, das Roß der Eos (Schol. Hom. Il. VI. 155. Eurip. Or. 995) und der Musen aus dem Boden des von dem Gesange der Musen aufhüpfenden Helikon herausschlug und dadurch den Berg zur Ruhe brachte (Anton. Lib. 9. Ovid. M. V. 257). Die Dichter entlehnen eine namhafte Anzahl der ausdrucksvollsten Bezeichnungen des Pferdes von der Beschaffenheit oder Beweglichkeit seines Fußes (cornipes, Hornhuf, Virg. Aen. VII. 779. Sil. VII. 684. — alipes, Flughuf, Virg. A. XII. 484; VII. 277. - *ἀελλόπους*, Sturmhuf, Hom. Il. III. 327. — *ἀελλάς*, *τανυπτέρυξ*, Flügelschwinger, Theogn. 551. — *χαλκόπους*, Erzfuß, Hom. Il. VIII. 41. — *κρατερῶνυξ*, Harthuf), der außer den Zähnen seine einzige Vertheidigungswaffe, Streitaxt und Hammer zugleich ist und es wie im Fluge über Bloch- und Schlachtfelder trägt, daß

Malmend zerstampfet das Land mit gevierteltem Trabe der Hufschlag.
Virg. Aen. VIII 596.

Es ist ein merklicher Unterschied zwischen der Schnelligkeit des Hirsches oder Hasen und des Pferdes. Jene bewegen sich fliehend flüchtig, dieses eilt mit Muth, voll Selbstvertrauen, und

in seinen flüchtig-schönen Bewegungen drückt sich Anstand aus, namentlich bei dem Schlage, dessen Bauch etwas eingezogen ist (Quintil. VIII. 3, 10). Angehalten oder angerufen, sammelt es sich mitten im Laufe zum langsamen, ruhigen, nicht minder stattlichen Gange und ein Wort seines Herrn ist ausreichend, es zum plötzlichen Stehen zu bringen. Dichter und Rhetoren verglichen öfters die Seele, das Leben, das Schicksal oder den hohen Ton der Rede (*ῥήματα ἱπποβάτεια*, Aristoph. Ran. 820) mit dem beweglichen, stolzen, trabenden Gange des Rosses.

Zuthunlichkeit, Treue, Nutzbarkeit, kurz alle die glänzenden Eigenschaften, deren wir gedachten, waren die Veranlassung, daß es der Mensch und gewiß in der frühesten Zeit in seine Nähe zog. Er bändigte in demselben den Träger seiner Bürde, den Gehülfen seiner Kriege, den Genossen und das Werkzeug seiner Beschwerden, Ehren, Thaten und Preise. Außer den Nomaden des Morgenlandes (1. Mos. 12, 16), gehört es allen Nationen an, macht einen wichtigen Theil ihres Reichthums aus, eröffnet ihre Geschichte, erweitert den Kreis ihrer Thaten. Gedeihlich in allen uns bekannten Zonen, wurde zwischen ihm und dem Menschen seit unbekannter Zeit ein Bund, eng und fest ohne Gleichen, geschlossen. Die troischen und griechischen Helden befassen sich mit seiner Zucht, Zähmung und Leitung, ihre Frauen und Töchter mit seiner Pflege (Il. VIII. 186); Könige treten ihm Land ab, halten es in ihren Palästen, schlafen in seiner Nähe (Il. X. 474), reden vertraulich zu ihm, erzählen von seiner Abstammung (Il. XVI. 149), preisen seine Thaten (Il. X. 477), halten Knechte zu seinem Dienste, lenken es, wenn sie jung, noch wenn sie alt sind, und machen, wie Poseidon dem Peleus zum Hochzeitfeste (Eurip. Rhes. 187. Hephaest. 6. Apollod. III. 13, 5), in demselben werthvolle Geschenke. Für jedes Land ist es ein Ruhm, wenn es den Beinamen „rossenährend" (*ἱπποτρόφος, ἱππονόμος*) führt; Helden, Edle und ganze Völker können nicht herrlicher gezeichnet werden, als wenn sie „Rossebändiger" (*ἱπποδάμας, ἱππότης, πλήξιππος*) sind und heißen (Hom. Il. V. 705; IV. 325). Helden und Hengste gehören an und zu einander; Achilles und Hektor, Anchises und Patroklus sind berühmt durch ihre Rosse, durch sie unsterblich geworden. Jenen der Götter, welcher es dem Menschen schenkte, ehret der Beiname: „Rosselenker" (*ἱππηγέτης, ἱπποκόμιος*) und seine Heiligthümer sind in Hellas aufgebaut.

Es geht die Sage, daß in dem goldenen Alter, wo Saturnus auf dem Weltthrone herrschte, Pferd und Stier ungebändigt und frei gewesen sei:

Damals beugte noch nicht ins Joch sich der gewaltige Pflugstier,
Biß mit gebändigtem Maul nicht in die Zügel das Roß.

Tibull. I. 3, 41.

Wie dem sei und wo die Bändigung erfolgte, schwerlich hat ein anderes Thier unter der Hand des Menschen die ihm von der Natur eingepflanzten Anlagen und Fähigkeiten so entwickelt, veredelt, verändert und eine solche Mannichfaltigkeit der Rassen, Stämme und Schläge erzeuget. Nur in dem Geschlechte der Hunde findet sich etwas Aehnliches, doch dürften die Verschiedenheiten des Ganges und des Baues, der Gestalt und der Farbe, der gesammten körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten bei dem Pferde größer sein. Man stelle das ungeschickte deutsche Pferd neben den olympischen Renner, den edlen Kappadozier neben den kleinen, plattnasigen, über den ganzen Körper mit fünf Finger langen Haaren besetzten Sigynner am Ister, der, wie untauglich er auch zum Reiten, vor dem Wagen äußerst rasch ist (Herod. V. 8), oder man vergleiche die ausdauernden hungarischen, die folgsamen epirotischen, die schnellfüßigen spanischen, die sanfttrabenden persischen (Veget. IV. 6) mit den leichten, in Windeseile dahinjagenden Pferden der Saracenen (Zosim. IV. 23) oder mit den mageren, schlechten Gäulen der Gemüseleute (Hor. Ep. I. 18, 36), der Schiffer, deren Kähne sie stromaufwärts ziehen, der Hirten, deren Geräthschaften sie auf die fernen Waldweiden tragen und denen sie zum Zusammentreiben dienen, oder der Fischhändler (piscatores),

— — Welche faule Fische bieten zum Verkauf,
Die ein magerer Karrengaul mit Noth hineinzieht in die Stadt,
Deren Stank die Pflastertreter auf die freien Plätze treibt,

Plaut. Capt. IV. 2, 33.

und man wird Unterschiede finden, welche ihren ersten Grund in Klima, Zucht, Behandlung und Pflege haben. Allenthalben, wo es unter günstigem Himmel lebt, einsichtsvoller Pflege sich erfreut und vor Entwürdigung bewahrt wird, ist es edel, schön, und spiegelt in manchen Eigenthümlichkeiten die Sitten und den Geist seines Volkes ab. Man hat gesagt, es sei zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des menschlichen Geschlechtes erschaffen

und verdiene dessen volle Werthachtung (Veget. praef. 1); — das ist wahr, ja es giebt im Norden Völker, deren ganzes Dasein auf das Pferd sich stützt, die es zur Ehre, Nähre und Wehre brauchen. Ammianus (XXXI. 2) und Jornandes (24) erzählen von den Hunnen, daß sie beständig auf ihren kleinen, zähen, zottigen Pferden sitzen, als ob sie mit ihnen zusammengewachsen wären; auf denselben verrichten sie alle Geschäfte, kaufen und verkaufen, essen, trinken und pflegen gemeinsamen Rath. Wollen sie ruhen, beugen sie sich vorwärts auf den Hals und überlassen sich sorglos dem Schlafe und Traume. Sie vertragen das und eben so, daß sie das Fleisch ihrer Jagdbeute, wie einen Sattel, auf den Rücken der Pferde legen und mürbe mit den Schenkeln reiten.

Bei der Belagerung von Rhegium durch Dionysius (Diod. s. XIV. 111) und öfters auch in griechischen Heeren kam es in Nothzeiten vor, daß Pferde und Halbpferde für die Soldaten geschlachtet wurden (Arrian. Anab. VI. 25), die Scythen aber (Paus. I. 21) und Germanen benutzten seit den ältesten Zeiten das Pferdefleisch als Nahrungsmittel und erst durch die christlich kirchliche Zucht wurde, vielleicht aus Rücksicht auf die verbietenden Speisegesetze der Juden (3. Mos. 11. 5. Mos. 14), der Genuß des Pferdefleisches abgebracht (Othlon. de vit. Bonif. c. 32). Die sarmatischen Volksstämme essen hauptsächlich rohes Hirsenmehl mit Milch oder

— Trinken geronnene Milch gemenget mit Roßblut,
Virg. G. III. 463.

das sie aus den Schenkeladern abzapfen (Plin. VIII. 24). Nach Roßblut lechzet der Concaner in Cantabrien (Hor. Od. III. 4. 34), um dadurch Tapferkeit zu erlangen, die, wie Sidonius (Carm. II. 38) versichert, das thracische Kind, von der Mutterbrust an die Wunde des Rosses gelegt, einsauget. Die Scythen sammeln, reinigen und spalten die Hufe, verarbeiten sie zu Drachenschuppen, die sie durchbohren und mit Sehnen der Rinder oder Pferde zu Panzern zusammennähen, welche den griechischen an Zierlichkeit eben so wenig, wie an Festigkeit, nachstehen (Paus. I. 21). So dient ihnen das Pferd nicht blos im Leben, sondern auch im Tode, es wirkt auf Krieg und Verkehr, auf Leib und Geist.

Es giebt Beispiele ruhmwürdiger Anhänglichkeit und Liebe der Herren an ihre Pferde; wir meinen damit nicht jene maßlose der Semiramis, welche, wie Juba erzählt, ein Pferd bis zur fleischli-

chen Vermischung liebte (Pl. VIII. 64), sondern jene Hoch- und Werthachtung derselben, welche auf Anerkennung treuer und ruhmwürdiger Dienste gegründet, je länger je mehr zunimmt und durch gute Behandlung, Pflege und Fütterung, welche, wie Andromache, erst das Pferd (Il. VIII. 188), dann den Menschen bedenkt, sich äußert, und trauert wenn sie ein Unfall oder der Tod hinwegnimmt. Die Parther beweinen ihre Pferde im Tode (Stat. Sylv. III. 6. 19) und in Agrigent sieht man, wie in Griechenland, Gräber von Rossen mit Spitzsäulen bezeichnet (Pl. VIII. 64). Hadrian, der an Reiten und Jagen so vieles Vergnügen fand, ließ, was auch Augustus gethan, seinen Lieblingen (Spartian. in Hadr. 20), Monumente, seinem Jagdrosse Borysthenes eine Denksäule mit Aufschrift (Dio Cass. 69) setzen und spätere Kaiser bestatteten sie unter besonderen Feierlichkeiten (exequiae) zur Erde. Germanicus feierte das todte Siegesroß des Augustus in einem Gedichte, welches noch zu Plinius (VIII. 64) Zeit vorhanden war. Alexander betrauerte sein Kriegsroß wie einen Freund und baute ihm zu Ehren am Flusse Hydaspes eine Stadt, welche er nach demselben, Bucephalia, nannte (Strab. XV. 1. Plutarch in Alex. 61). — Welches andere Thier hat sich gleicher Auszeichnung der Edelsten des menschlichen Geschlechtes zu erfreuen? —

Wenn uns auch alle besonderen Nachrichten über das Pferd im alten Italien fehlen, so läßt sich doch aus anderen auf die hohe kriegerische und bürgerliche Bedeutung desselben mit Sicherheit schließen. Wie der Aristokraten (*ἱπποβότης* s. *ἱπποτρόφος*) in Euböa (Herod. V. 11), war es in Rom das auszeichnende Ehrenthier der Ritterschaft, des Standes, der, aus den angesehensten, urthümlich patricischen Familien gebildet, die Lücke zwischen Adel und Volk ausfüllte (Pl. XXXIII. 3); ihm gehörte es wie angeboren zu. Nachdem in Rom, wie in Korinth und andern griechischen Ländern, die alte Wagenreiterei abgeschafft und die auf Wagen streitenden Lanzner einzeln beritten gemacht waren (Plutarch. Num. 7), erhielt der Reiter (eques) zur Erhöhung des Standesansehens und der Tüchtigkeit des Heeres ein Pferd auf öffentliche Kosten, wenn nicht die Baarheit des Staatsschatzes die Anschaffung des Staatspferdes (equus publicus) aus eigenen Mitteln erforderlich machte (Liv. V. 7; I. 43. 9. ib. Drakenb.); wie in Korinth trugen die Wittwen und die roßdienst-

pflichtigen Bürger für noch nicht dienstpflichtige Söhne die Kosten der Unterhaltung (Liv. XXIV. 18), die Wartung aber hatte der Ritter selbst zu bestreiten, auch sich selbst zu rüsten. Standesehre und Vaterlandsliebe erforderte, daß Jeder sein Roß gut hielt, widrigen Falles der Censor berechtigt und um des Vaterlandes willen verpflichtet war, ihm dasselbe zu nehmen, was einer Ausstoßung aus dem Stande gleichkam. Die Ritter waren von jeher reich und mußten Privatvermögen besitzen, um die trotz der nicht unbeträchtlichen Beihülfen mit dem Roßdienste verbundenen Aufwände zu bestreiten; es gebührt ihnen aber die Anerkenntniß, daß sie auf das sie auszeichnende Thier mit besonderer Vorliebe hielten, wobei nur die von griechischer Sitte abweichende Erscheinung zu bemerken ist, daß die Familien nur in den seltensten Fällen sich nach den Pferden benannten. Die Equitier dürften das einzige Beispiel sein, welches dafür sich anführen läßt (Varr. II. 1).

Der den Rittern zustehende, anfänglich in Ländereien, später auch in Gelde bestehende, durch Wechselgeschäfte, Bankhaltung, Lieferungen für das Heer, Unternehmungen von Bauten und Anlagen, durch Pachtungen öffentlicher Einkünfte, insonderlich der unter erweiterten völkerschaftlichen Verhältnissen wichtig gewordenen Zölle, Berg- und Salzwerke, Fischereien, Viehweiden und Zehnten, in außerordentlicher Weise gestiegene Reichthum, erleichterte ihnen vom Auslande, das sie oft bereiseten, gewählte und kostbare Thiere zu kaufen und auf Latifundien die Anzucht, in der Stadt die Haltung zu betreiben. Ihr in Sitte und Standesverhältniß begründeter täglicher Umgang mit Pferden machte sie erfahren, beurtheilungsfähig und verschaffte ihnen Kenntnisse, die sie theils selbst, theils durch Stallmeister (equitarius, ἱππώνης) aus Pferdeländern, auf ihre Söhne übertrugen, welche die von erfahrenen Sclaven und erhandelten Knechten bedienten Ställe und Gestüte oft genug besuchten und musterten. In dem Maße des in Italien und in Rom zusammenströmenden Reichthums stieg Liebhaberei, Zucht, Kenntniß und Haltung der edlen Pferde; ungeheure Summen wurden diesem Gegenstande des Luxus zugewendet, besonders nachdem die Rechte der Plebejer erweitert und schon gegen das Ende der Republik die Feier der circensischen, cerealischen und anderer Spiele öftere Veranlassung boten, Geschick, Muth und Reichthum vor dem Volke zu zeigen,

die sicilischen und griechischen Rennfahrten besucht und seltene, stattliche und gutgeschulte Bahnrosse ausgezeichnet bedacht wurden.

Bei Schafen und Rindern wird für genügend gehalten, wenn deren Vaterland und Stamm im Allgemeinen angegeben werden kann, aber von einem Nachweise der Eltern, oder Voreltern wird abgesehen; das Pferd ist dadurch höher gestellt, daß auch diese unvergessen erhalten werden. Die homerischen Helden führen Geschlechtsregister ihrer Rosse auf Götter oder Göttinnen (Hom. Il. XVI. 149; XIX. 277, 400), die Araber auf Salomo zurück und legen hohen Werth auf rein fortgezüchtetes Blut. Wird in einem arabischen Stamme ein ausgezeichnetes, edelstem Blute entsprossenes Füllen geboren, hält man's für ein Ereigniß, wie wenn eine griechische Stadt einen berühmten Dichter erzeugt oder eine glorreiche Waffenthat vollbracht hat, und der Beglückte empfängt Glückwünsche von andern Stämmen (Biblioth. univers. 1819, p. 172). Ein wesentliches Erforderniß der Stammbäume ist, daß ein Jedes ohne Rücksicht auf das Geschlecht seinen Namen führt. Die Römer und Griechen entlehnen sie von dem Vaterlande, der Farbe (Paus. VI. 10), oder geistigen und körperlichen Eigenthümlichkeiten; die Namen der Rosse des Helios (Ovid. M. II. 153. Hygin. fab. 183. Callim. H. Del. 169), der Eos (Serv. ad. Virg. A. II. 89), dessen der Pallas, welches seinen gefallenen Herrn beweint (Hygin. 193), gehören der Unvergänglichkeit eben so an, wie der Incitatus des Verus (Capitol. in Ver. 6), der Borysthenes Hadrians (Dio Cass. XLIX. 10), Podargos der Hengst, Aethe die Stute Agamemnons (Hom. Il. XXIII. 295), Parthenia und Eripha, die Stuten des Marmax, deren Gräber am Partheniasfluß liegen (Paus. VI. 21), Knakias und Samos, Aura und Lykus, Phönix und Korax, die zu Olympia mit Statuen bedachten Renner (Paus. VI. 10; 13. 5), Anderer nicht zu gedenken, welche Dichter (Claud. Proserp. I. 280. Stat. Th. VI. 460. Schol. ad Eur. Phoen. 1124) oder Inschriften (Gruter inscr. 341) erwähnen. Rosse, die Namen haben, brauchen sich leichter, namentlich im Schlachtengewühle; Hektor konnte die Seinen durch namentlichen Anruf besser ermuntern und darum erscholl seine Stimme:

Xanthos, und du, Podargos und muthiger Lampos und Aethon! —
Hom. Il. XVIII. 185.

Eben so Achilles:

Grausvoll tönte den Rossen sein Ruf, dem Gespanne des Vaters,
Xanthos und Balios ihr, ruhmvolles Geschlecht der Podarge.

Hom. Il. XIX. 399.

Italien mit seinen bewundernswerthen Weidestrecken, besser als viele Gauen Griechenlands zur Pferdezucht geschickt, bietet seit den punischen Kriegen einen Aufschwung derselben dar, wie kein anderes Land der Welt. Bis auf Fabius Maximus suchte man die Stärke der Heere einzig in dem Fußvolke, selbst die Befehlshaber waren nicht beritten. Er war als erwählter Dictator der Erste, welcher den Senat bat, sich gegen alles Herkommen im Dienste des Pferdes bedienen zu dürfen (Plutarch. in Fab. 3). So lange die Kriege sich in den Grenzen des Landes hielten, war auch das Fußvolk der Kern der römischen Armeen; im zweiten punischen Kriege blieb die Schwäche der eigenen und Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei nicht verborgen und Klugheit nöthigte, auf Vermehrung und Kräftigung der Cavallerie Bedacht zu nehmen. Die Besiegung der Völkerstämme Unteritaliens und die Eroberung ihrer Landschaften schaffte Gelegenheit, das Heer zu verbessern und Gestüte aufzunehmen oder anzulegen; der Handel nach Griechenland und Asien mit den besetzten Märkten zu Ephesus (Xenoph. Ages. 1) hinderte nicht mehr die feindliche Flotte, so daß sich die Vornehmen, zu deren Lieblingsbeschäftigungen die Pferde überall gehören, auf doppeltem Wege wohl versorgen konnten. Als aber mit dem Anwachs der Reichsgrenzen auch der Reichthum anwuchs, die beständigen Kriege, wie sie auch auf Pferdekenntnisse rückwirkten, größere Gestellungen bedurften, die opulent gewordenen Plebejer gegen die alte Sitte in der Reiterei Dienstrecht erlangten, die Befehlshaber höheren und niederen Ranges nicht mehr Ein Pferd, sondern mehrere verlangten und der städtische Luxus mit Roß und Mann und Wagen zu prachern sich täglich anstrengte, sollten die inländischen Gestüte nicht zureichend sein, konnten den Bedarf auch nicht decken; die Kriege nur in den fernsten Gegenden, mit den bestberittenen Völkern geführt, machten zahllose Pferde auf Schlachtfeldern, Wachtposten, angestrengten Märschen, durch verdorbenes Futter, Herbstregen, Winterkälte, Transport auf Pferdeschiffen u. dergl. krank und unbrauchbar, oder rafften sie weg; aus denselben Veranlassungen fehlte es zeitweilig an Mann-

thieren; der Staat versteckte seine Noth hinter den Befehlen zu Lieferungen an Besiegte und Bundesgenossen und kaufte fremden Nationen Lastthiere ab.

Schwerlich hatte jemals ein anderes Land so viele Pferde aufzuweisen, aber auch nöthig, als Italien in cäsarischer Zeit. Man weiß von Polemo, dem Lehrer des Herodes, und von Favorinus, dem Freunde Hadrians, daß der Bedarf, nicht blos der Kaiser, sondern auch der kaiserlichen Diener und Rathgeber unerhört groß war. Die Würdeträger des Reiches hielten Pferde aus Wohlgefallen und mußten sie halten zur Pracht. Seit Severus empfing jeder Statthalter einer Provinz je zwei Maulesel und zwei Pferde mit dazu nöthiger Bedienung, welche er, weil auf kaiserliche Kosten beschafft, bei dem Austritte aus dem Amte zurückzugeben hatte (Lampr. in Sever. 42); für sie, die Cäsaren, die Legaten, Oberbefehlshaber, Triumphaufzüge und Wettspiele wurden die stattlichsten und stärksten ausgewählt und in den elendesten Zeiten mit Preisen bezahlt (Tacit. H. I. 88), die wohl noch höher gewesen sein mögen, als in der Blüthe des Ritterstandes, wo die aus demselben hervorgehenden Officiere die besten, waren sie aus eigenen Gestüten oder von Märkten, aufzuweisen hatten. Nie gab's eine Zeit, Nation oder Stadt, deren Bestand für Regierungssachen größer und zugleich stärker in Verbrauch gewesen wäre. Man denke die vielen, nach den verschiedensten Richtungen zu befördernden Edicte und Befehle der obrigkeitlichen Körper, die Aufträge der Cäsaren an Statthalter und Generale, die Antworten derselben durch berittene oder mit Fuhrwerk bedachte Sendboten, die Märsche der Legionen von einem Ende des Reiches zum andern, die Unruhen und Empörungen in den Provinzen, die Fortschaffung der Hofhaltungen mit Dienerschaft, Gepäck und den nur in der Hauptstadt vorhandenen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Geräthen, die unglaublich schnellen Reisen der Cäsaren in öffentlichen und besondern Angelegenheiten, die mit mehr als fürstlicher Pracht ausgeführten Reisen der kaiserlichen Räthe und Gesellschafter (amici, proximi), denen wie den Cäsaren und Perserkönigen ein ungeheures Gepäck und eine Menge von Pferden, Maulthieren, Hunden und Sclaven folgte, die Versorgung der in den Provinzen befindlichen Magazine, die Beförderung des Getraides nach Rom, den Transport der für die Spiele bestimmten Großthiere (Cic.

Ep. VIII. 9), später die Errichtung der kaiserlichen Posten, die unter den Antoninen auf Beförderung auch der schwersten Lasten angewiesen waren, und der cabularischen Posten — gewiß! — nur ein schwaches Bild wird man sich von der ungeheuren Zahl der damals für Staatsbedürfnisse erforderlichen Zug- und Reitthiere machen, aber erklärlich finden, wie die Wege so verdorben waren, daß Claudius festsetzte, die Sendboten sollten sich durch keine italische Stadt anders als zu Fuß, auf einem Tragbette oder in einer Sänfte begeben (Suet. Claud. 28). Hadrian verbot vielleicht aus derselben Rücksicht schweren Lastwagen die Einfahrt in Rom und Reisenden zu Pferd in einer Provinzialstadt zu erscheinen (Spart. in Hadr. 22). Der angesehene Athener vergab seiner Ehre nichts, wenn er, neben oder hinter sich den Sclaven oder Reitknecht, der das Pferd, wie der Treiber des reitenden Morgenländers den Esel (2 Kön. 4, 24. Richt. 19, 3) führte, diejenige Zeit, wo er nicht in der Stadt beschäftigt war, verwendete, zu Fuße sein Feld zu besuchen, er glaubte vielmehr, daß solche Wege einfacher Lebensweise entsprechend und der Gesundheit zuträglicher seien, als das Auf- und Abwandeln in der den Gymnasien nahen Galerie (Xenoph. oec. 11). — Die Römer alter, schlichter Zeit gingen auch von und nach ihren Landgütern meist zu Fuß und die Sendboten, welche die auf kleinen Villen arbeitenden Senatoren (Cic. de senect. 16) für den Dienst des Staates beriefen, bedienten sich schwerlich eines Reitpferdes oder Wagens (Cic. Phil. II. 24. Plutarch. Quaest. rom. 81). Mit der Zunahme des Reichthums nahm die Zahl der Fußwandler in den höhern Ständen und in den wohlhabenden Familien ab; selbst der ärmliche Dichter, der klagt, daß

Zu sauer wird die appische Straße den Schlendrern,

fand dem Geschmacke seiner Zeit, seinen Verhältnissen und Neigungen zur Bequemlichkeit entsprechend, die bekannte Reise nach Brundusium und Tarent (Sat. I. 5, 47; 6, 104) auf einem Maulthiere, die nach Velia und Salernum (Ep. I. 15, 11) zu Pferde zu machen. Bei Mangel an Pferden oder Reitgeschick wurden zu seiner Zeit, noch mehr in der spätern, die Vornehmen auf Lager- und Tragesänften (lectici, sellae gestatoriae) durch 6—8 Träger (lecticarii), denen zur Ablösung je nach den Entfernungen mehrere Decurionen folgten, in der Stadt, nach den Villen,

von einem Landgute zum andern, getragen, sofern nicht der Wagen gewählt wurde oder angewendet werden konnte. Dessen bediente sich der Dominus, der eine nicht suburbanische Villa, ein Bad, Emporium, eine Weinlese, einen Vieh= oder Sclavenmarkt besuchte; stattlich geschmückt und kostbar durch metallene oder halberhabene Arbeit wurde er von bald ein=, bald mehrfarbigem, kostbarem Gespanne, in dem Prunke buntgestickter, goldfadiger oder durchwebter Decken, vom Halse auf die Brust herabfallender Bänder, goldner oder in Demant leuchtender Gebisse in schnelle Bewegung gesetzt; Reiter numidischer (Numidae) oder mazakischer Heimath und Läufer (cursores a pedibus), in reichgeschmückten Prachtkleidern (phalerati), schneller als die lybischen, dem schwarzhäutigen Lenker untergebene Rosse, eilten dem ankommenden Herrn voran, in solcher Anzahl, daß auf den Straßen Wolken vom Staube sich erhoben (Senec. Ep. 87). Ihm folgte ein gardeähnlicher Troß von Saum= und Lastthieren, Sclaven und Sclavinnen, die den wohlverpackten Reisevorrath (mantica), das kostbare, goldene oder silberne, in den Provinzen eroberte, erpreßte oder geraubte Geräthe schleppten. Die Zeiten waren vorüber, wo Cato, der Mann des Triumphes, zu Fuße ging, während seine aus 14 Sclaven, 2 Freigelassenen und 4 Freunden bestehende Begleitung ritt, oder mit Einem Reitgaule zufrieden, seinen Mantelsack (hippopera) mit den wenigen Effecten vor sich hatte (Senec. Ep. 87) und das Pferd, das er als Consul in seinen Feldzügen gebraucht, in Spanien zurückließ, um der Stadt das Fahrgeld dafür zu ersparen (Plut. Cat. 5), oder wo ein Mann, wie Mäcenas, mit seinem Gefolge auf Maulthieren reisete (Hor. S. I. 5, 47). Der Hof der Cäsaren, besonders seit Nero, dessen Leidenschaft für Pferde und Wagenrennen so bekannt ist (Suet. 22), wie seiner Poppäa sich in silbernen Sohlen ihrer Maulesel kundgebende sinnlose Verschwendung (Suet. N. 30), trieb die Preise der Pferde, namentlich für die Bahn, zu einer unbilligen Höhe, die Pferdehalter und Wagenlenker aber zu solchem Uebermuth, daß sie Consuln und Prätoren schimpflich behandelten. Das Fahren wurde durch den Kaiser und dessen Theilnahme an den olympischen Spielen so geehrt (Dio Cass. LXIII. 14), daß auch die Vornehmsten begehrten, viele und auffallend gekleidete Stallknechte (calo) und Maulthiertreiber, verschieden geartete und gefärbte Pferde zu besitzen und zu lenken.

Alle übten sich, mit Rossen zu glänzen und Pferde zu halten; Nero setzte gewiß nicht zu niedrige Kaufpreise für die Circusrenner fest und doch waren sie nicht zu haben. Er verschenkte außer andern sehr werthvollen Gegenständen, Sclaven, Pferde und Wagen nach Kugelwürfen, an die, welche es eben traf (Dio Cass. LXI. 6, 18). Auf die damaligen und späteren Römer ließ sich die Redensart der Griechen anwenden: „sie haben die Seele in der Pferdekrippe" (τὴν ψυχὴν ἐν ταῖς φάτναις ἔχειν); Pferd, Krippe, Stall und Knecht war der Gegenstand ihrer Unterhaltung, Bildung, Beschäftigung, das Mittel zu Ehre und Ansehen. Tigellinus, der eine ganze Erbschaft auf den Ankauf von Triften in Calabrien und Apulien verwendete, erwarb sich durch seine eifrigst gepflegten Hippotrophien und für den Circus gestellten Rosse die Freundschaft des kaiserlichen Rossetummlers von Jugend an (Tacit. A. III. 3) und wurde durch dieselbe in seiner Neigung für die Bahn nur bestärkt (Schol. ad Juven. I. 155). Der Weg zu Amt und Beförderung ging durch den Pferdestall, und das Kutscherkleid war das Mittel zu Ansehn und Würde:

Hin giebt sich der Hoffnung, der Cohort' Anführer zu werden,
Wer in den Krippen das Gut hinwarf und der Ahnen Vermögen
Alles verthan, derweil mit geflügelter Achse dahin jagt
Auf der Flaminia Er, ein Jung-Automedon; selber
Hält er den Zaum, da er brüstend sich bläht vor der Freundin im Mannsrock!

Juven. I. 58.

Stutzer (trossulus, Plin. XXXIII. 9) und Emporkömmlinge prācherten mit den edelsten Rossen, die sie selbst, oder wie Kaiser, den Kutscher zur Seite (Suet. Vit. 17), lenkten. Die Zahl der Covinen und Esseden nahm immer mehr zu und vor den kleinen Stadtwagen (rheda) der Matronen (Hor. Od. III. 27, 7. Ep. 4, 14. Propert. IV. 8, 15. Ovid. Amor. II. 16, 49) sah man die kleinen, flüchtigen, scheuen gallischen Pferdchen (manni, mannuli, Mart. XII. 24. Pl. Ep. IV. 2, 2), die kleinen Braunchen (bruniti) oder Burrichen (Paul. Nol. Ep. 29, 12), die schnellen Paßgänger (tolutarii, Senec. Ep. 87), die Leichttraber (thieldones) aus Asturien und Gallācien und die Asturconen (asturcones), geschätzt wegen leichten, gefälligen Fußwurfes.

Sieh' der Mauk', der rafft im Takt die flüchtigen Hufe,
Stammt, wie klein er auch sei, vom goldzeugenden Volk.

Mart. XIV. 197.

Die circensischen Spiele wurden auch in den Provinzen in ungekannter Pracht und Ausdehnung gefeiert; die Cäsaren brachten aus Rücksicht auf Günstlinge, Verwandte oder die vergnügungssüchtige Volksmenge besondere Ritterspiele auf. Die Privatunternehmer, die Rottenvorsteher, reiche, meist dem Ritterstande angehörige Leute ließen, wie die Kaiser selbst (Capitol. in Gord. 4), auf eigne Kosten die besten und schnellsten, am liebsten weibliche Pferde aus Gallien, Hispanien, Numidien, Kappadozien und andern Reichslanden dazu kommen; bei den Stier- und Thiergefechten verfolgten Männer zu Roß die Bestien und machten sie nieder; die berittene Leibwache Neros erlegte einmal allein 400 Bären und 300 Löwen (Dio Cass. LXI. 9). So wurde das Land mit Rom durch eine altvolksthümliche, körperliche Kraft und kriegerischen Muth befördernde Einrichtung der Vereinigungspunkt der besten Pferde des In- und Auslandes, von denen keines vor dem fünften, keines nach dem fünfzehnten Jahre auf der Bahn erscheinen durfte; die Veteranen wurden in den frühern Zeiten in die Stutereien verkauft, später auf öffentliche Kosten (Dio Cass. LXI. 6; LXXIII. 4) nach einer kaiserlichen Verordnung (v. J. 371) aus den kaiserlichen Magazinen (Cod. Theod. XV. 101) ernährt, an die Günstlinge der Cäsaren oder die Gestüthalter verschenkt, denen es Stolz und Gewinn zugleich war, ausgesuchte Stücke für Spiel, Krieg, Hofstaat und Selbstgebrauch stellen zu können. Die Preise ausgezeichneter Renner waren ungeheuer. Wie hätte wohl ein Mann, wie Eupreyes, der prasinische Rottenmeister, der 782 Kränze gewonnen, ein auch alterndes Siegesthier wohlfeil dargeben sollen? — Der aus allen Weltgegenden hier zusammenströmende Reichthum ermöglichte theure Bezahlung, aber das Pferd und das Pferdefutter wurde, wie in Athen, die Ursache der Verarmung vieler Familien; nicht blos die Latifundien, sondern die Equirien und Equitien zerrütteten Italien. Heliogabal fütterte seine Pferde mit apanameischen Trauben (Lampr. in Hel. 21), Verus wechselte mit Rosinen, Nüssen und Gerste; sein Liebling, welcher auf der tiberianischen Villa in purpurnem Deckmantel erschien, bezog auf Befehl seines hohen Gebieters, was zuvor noch kein Anderer gethan, f. g. Gold-

rößchen oder Bravien (equi aurei s. bravia), sicherlich verschieden von der andern, dem Volke auferlegten Abgabe von prasinianischen Goldstücken (prasinianus aureus), deren mehr als einmal ein Modius eingefordert wurde (Capit. in Ver. 6). Hatten schon in bessern Zeiten die Söhne edler Geschlechter Pferde zum wichtigsten Gegenstande der Unterhaltung, der den Sinn für Kunst und Wissenschaft niederhielt (Tacit. de or. 29), sie aber veranlaßte, ihre Zeit auf Tummelung im Marsfelde, auf gewagten Ritten im Freien und auf Jagdpartieen, Hunde um sich her (Ter. Andr. I. 1), zu verwenden, sich so für das Kriegswerk vorzubereiten oder Beifall zu erwerben, so wurde es durch die Beispiele und die Ermunterungen vom Throne dahin gebracht, daß Manche Pferde höher achteten als die Güter und weit besser hielten als die Sclaven; die, welche lange oder ausgezeichnete Dienste geleistet, wurden aller Arbeit entbunden, den Göttern geweihet oder, wie alte und beschädigte Hunde, im Gnadenbrote behalten, in einzelnen Fällen von Staatswegen auf allgemeine Kosten unterhalten.

In der Zeit der tiefsten Verdorbenheit des Volkes war nicht blos Reiten und Fahren ehrenvoll, — die vergöttlichten Kaiser wollten auch, wie die Olympier, ihre Vorbilder, schnell und mit göttlichen Pferden reisen. Tiberius legte auf der Reise zu seinem in Germanien erkrankten Bruder 30 deutsche Meilen in 24 Stunden zurück; Nero, der niemals mit weniger als 1000 Carruken einen Weg antrat (Suet. Ner. 30), war nicht zufrieden mit 10 von ihm selbst gelenkten, ihn dem Sonnengotte gleichmachenden weißen Pferden, er prahlte mit im treverischen Gebiete gefundenen Zwitterstuten, wie sehr er auch im Volke dadurch Anstoß erregte, daß der Beherrscher des Erdkreises sich von Mißgeburten ziehen lasse (Pl. XI. 109). Plautinianus, unter Severus allmächtig, aber über alle Vorstellung habsüchtig, schickte Hauptleute auf die Inseln des rothen Meeres und ließ die der Sonne heiligen weißen Pferde, welche genau die Farbe von Tigern hatten, stehlen (Dio Cass. 75). War es nicht der Wechsel des Geschmackes, so war es durch gewaltsame Anstrengungen bedingte Nothwendigkeit, in größern und kleinern Marställen oftmals Ausmusterungen vorzunehmen; auf den Postanstalten erstreckten sich dieselben jährlich auf den vierten Theil des Bestandes.

Die Behandlung, Beehrung und bis zur Vergöttlichung getriebene Auszeichnung der Pferde lassen einen Blick in die Versunkenheit der sittlichen, religiösen und politischen Zustände der cäsarischen Römer thun. Cäsar schon fing mit der Vergötterung an, indem er seinem mit wie Menschenhände gespaltenen Vorderhufen versehenen Pferde in dem Tempel, welchen er nach der pharsalischen Schlacht der Venus Erycina, seiner Stammmutter, widmete, einen Platz anwies; Verus ließ seinen Volucer von der lauchgrünen Rotte der Wettfahrer (eq. prasinus s. in prasina) in einem Goldbilde arbeiten, das er, wie Galba den Kopf eines Hundes, beständig bei sich trug und nach dem Tode weihete er ihm eine Statue auf dem Capitol (Capitol. in Ver. 6). Das vorgängige Verhalten Nero's, der ausgedienten Circusrennern außer Futter auch Gnadengehalte auf Staatskosten oder den Staatsmantel verlieh (Dio Cass. LXI. 6; LXXIII. 4), oder Caligula's, der sich gewöhnlich in dem Stalle seines Incitatus von der grünen Parthie aufhielt und in diesem Raume seine Mahle einnahm, dasselbe in einem Stand (equile) von Marmor, an einer Krippe von Elfenbein, unter Decken von Gold und mit Geschmeide (monile) aus Edelsteinen unterhielt, mit ihm speiste, mit ihm trank, bei ihm schwur, ihm einen Palast baute, ein Haus, Hausgeräthe und Sclaven zuwies, damit die, welche im Namen des Leibpferdes zu Gastgeboten eingeladen wurden, sich williger einfinden möchten, den Umwohnern seines Palastes durch Soldaten Ruhe und Stillesein anbefehlen ließ, um die Ruhe desselben nicht zu stören, — der seine Gemahlin zur Priesterin desselben bestellte und die Absicht gehabt haben soll, demselben die Würde des Consulates zu übertragen (Suet. Cal. 55. Dio Cass. 59), charakterisirt die Unsinnigkeit noch stärker, als daß Pertinax, der siegreiche Wettrenner des Kaiser Commodus, auf Befehl seines Herrn, in vergoldeten Hufen stand (Dio Cass. 73).

Viele Völker geben nach uralter Sitte den Verstorbenen im Tode Alles mit, was ihnen im Leben ein Gegenstand der Liebe gewesen war. Die Gallier opfern an den Gräbern Thiere (Caes. b. g. VI. 19), die Germanen *) (Tacit. G. 27) und Thracier (Mel. II. 2) lassen Waffen nachfolgen, die Perser bringen den

*) In dem Grabe des fränkischen Königs Childerich fand man Waffen, Pfrieme und Schwert, auch einen Roßkopf und ein Pferdezeug von Gold.

Großen Opfer von Schafen, Stieren und Pferden (Xen. Cyr. VII. 3) und die Scythen erwürgen bei dem Tode eines Häuptlings dessen Stallmeister (ἱπποκόμος), Leibdiener, Botschaftsmelder und Pferde (Herod. IV. 71). Leichenopfer der Art werden auch den homerischen Helden gebracht. Achilles weint mit seinen Genossen um Patroklus und

> Drei Mal lenken sie rings schönmähnige Ross', um den Leichnam
> Trauernd. Hom. Il. XXIII. 13.

Der spätere Dichter läßt bei dem Leichenbegängnisse des Achilles

> — — Wiehernde Ross' und mächtige Rinder und Schafe
> Und dazu auch Schweine gefügt, schwer strotzender Leiber,
> Quint. Smyrn. III. 680.

fallen. Bei dem Todtenopfer des Patroklus

> Legten sie hoch auf's Gerüst den Leichnam traurigen Herzens;
> Viele gemästete Schaf' und viel schwerwandelndes Hornvieh,
> Zogen sie ab am Gerüst, und bestellten sie; aber von Allen
> Nahm er das Fett und bedeckte den Freund, der edle Achilles,
> Ganz vom Haupt zu den Füßen; die abgezogenen Leiber
> Häuft' er umher; auch Krüge voll Honiges stellt er und Oeles,
> Gegen das Leichenbett; und vier hochhalsige Rosse
> Warf er mit großer Gewalt auf das Todtengerüst; lautstöhnend.
> Hom. Il. XXXIII. 165.

Die mit Glaube und Sitte innig verwachsenen derartigen Grabesgebräuche hielten sich im Volke sehr lange; Manche verordneten sogar, um nicht von ihren Lieblingen überlebt zu werden, daß ihre Hunde (Il. XXIII. 173) oder Pferde bei ihrer Leiche als Opfer gebracht werden sollten (Lucian. Somn. 14), in Hoffnung, dieselben in der Unterwelt, in welcher die Liebe zu den geliebten Gegenständen fortdauert, wieder zu besitzen.

> — — — — Wie groß die Liebe der Wagen
> Lebenden war und der Waffen, wie aufmerksam die Ernährung
> Blanken Gespann's, so folgt sie dem Ruhenden unter die Erde.
> Virg. Aen. VI. 652.

Demgemäß verordneten Väter in Rom, die sämmtlichen Reit- und Zugpferde (mannuli soluti et juncti) ihrer Söhne, deren größere oder kleinere Hunde, Nachtigallen, Papageien, Waffen, Waffenkleider, Jagdgeräthschaften, kurz Alles ihnen Werthvolle, zu deren Leichenopfer zu bringen (Pl. Ep. II. 2, 2). Starb hier ein Lieblings- oder Siegespferd, ließ der überlebende Herr dessen

Rithm in Triftien feiern oder ihm, wie dem Pferde des Tyndareos am Wege von Sparta nach Arkadien (Paus. III. 20) ein Grabmal, dessen Inschrift Stamm, Namen, Thaten und Tod angab, setzen.

---

2. Das Pferd und das Land.

Alle Villenthiere entsproßten Voreltern, welche sich in dem Zustande der Wildheit, in dem sie uranfänglich waren, noch in einzelnen Ländern finden. Wir sahen selbst unter Gordian dem Dritten in den Jagdspielen außer anderen wilden Thieren, auch vierzig wilde Pferde (Capitol. in Gord. 3). Herodot versetzt solche und zwar von Schimmelfarbe, an den Borysthenes, Strabo (IV. p. 89) nach Indien, mit Polybius, in die Alpen, auch nach Iberien und Celtiberien; Varro (II. 1, 5) verbürgt dasselbe und Plinius (VIII. 16) versichert, daß die Nordlande ganze Heerden wilder Pferde, Asien, namentlich Phrygien und Lykaonien (Varr. II. 1, 5) und Afrika auch wilde Esel hervorbringe. Leo der Afrikaner, aus sehr später Zeit, gedenkt der wilden Pferde in Nordafrika, — doch hat kein Früherer und kein Späterer der Griechen und Römer ernste Nachfrage nach der Urheimath des Rosses gehalten. Die Sage verlegt den Ursprung des Edelrosses in jene Weltalter, da die Götter noch sichtlich auf Erden wirkten und erschienen. Die Schöpferthat des Poseidon soll, wo nicht in Thessalien, in Libyen, wo der Gott hoch verehrt wurde, geschehen, und von da das Geschöpf durch die Phönicier nach den Küsten des Mittelmeeres gebracht worden sein. Die Dankbarkeit der Griechen baute in Urzeiten schon dem Rossegotte, dem Ares Hippius, der Athene Hippia in Attika (Paus. I. 30) und zu Olympia (Paus. V. 14) der Hera Hippia, den Dioskuren, den Rossemännern, Altäre und Tempel und einwandernde Arkadier brachten, wenn auch nicht die ersten Pferde, doch deren ersten Gebrauch für göttliche Zwecke, namentlich zu den Consualien (18. od. 21. Aug.), an denen sie schon unter Romulus, wie die Maulthiere, nach besonderer Pflege, im Schmucke von Kränzen zum Kampfesspiele verwendet worden sein sollen, nach Italien, ihrer gesuchten neuen Heimath. Spätere Gelehrte machen die

Gattung in Hochasien urheimisch und dafür könnte man die Angabe des Naturkundigen, daß sich wilde Pferde, Hunde, Schafe, Schweine, Rinder und Ziegen (Arist. I. 1) noch in Indien finden (Aristot. de part. I. 3), anführen. Auch das spricht dafür, daß das Pferd hier seit den ältesten Zeiten in großer Anzahl angetroffen wurde, daß es in jenen an Pflanzen, die ihm für sein Zahnwerk geeignete Nahrung in hinlänglicher Menge gaben, so reichen Gegenden leicht sich ernähren konnte und daß es allen von diesem Erdtheile ausgehenden urzeitlichen Völkerbewegungen weit mehr als der Elephant und das Kameel als Mittel gedient hat. Alle asiatischen Eroberer der frühesten Zeit, bis auf Mithridates, traten mit gewaltiger Roß- und Wagenreiterei auf, die Könige unterhielten große Zuchtanstalten, denen beachtenswerthe, der Natur des Pferdes abgelernte Grundsätze unterliegen. Pharao hatte nur sechshundert Streitwagen (2. Mos. 14, 7), Sissera, der Feldhauptmann des Königs von Hazor in Kanaan, Jabin, neunhundert (Richt. 4, 13), die Syrer siebenhundert (2 Sam. 10, 18), Hadad Esar, König von Zoba in Mesopotamien, zwischen Euphrat und Orontes, nordöstlich von Damaskus, tausend (1. Chron. 19, 4), — Cyrus aber unterhielt auf der babylonischen Ebene, außer den Kriegsrossen, 800 Beschäller, deren Jeder 20 Stuten diente, was eine Fohlenanzahl von 1600 Stück (Herod. I. 192) und die Fortpflanzung vom dritten Jahre angenommen, 12000 Geburten und einen Bestand von 48,800 bereiter Gestütpferde auf diesem einzigen Platze ergeben würde. Mit den von Hochasien aus gehenden Kriegen und Wanderungen mag sich's im Dienste der Völker und Volksstämme über den Erdkreis verbreitet haben.

Nicht allein der Mensch ändert Gestalt, Farbe, Haar u. s. w. mit dem Wechsel der Luft und des Bodens, sondern alle andern Geschöpfe (Paus. IX. 21); unter dem Einflusse von Land, Wasser, Luft, Futter, Verwendung, Umgang und Behandlung haben sich Rassen und Schläge des Pferdes gebildet, aus deren großer Anzahl die der geschichtlich gewordenen Völker nur in schwachen Umrissen hier einige Berücksichtigung finden.

I. Afrikanische Rassen.

1) Aegypten. Die ältesten schriftlichen Nachrichten über das Pferd finden sich in den heil. Bücher der Juden, gerade also des-

jenigen Volkes eingestreut, welches bei seiner lang fortgesetzten nomadischen Lebensweise und bei seinem unkriegerischen Sinne inmitten kriegerischer Völker dasselbe wohl nicht bedurfte und so wenig achtete, daß bei Aufzählung des Reichthums der Patriarchen (1. Mos. 12, 16; 24, 36; 30, 43; 32, 5) desselben gar nicht gedacht wird. Die Propheten warnten dasselbe oft vor „Rossen" (Jes. 31, 1. Ps. 20, 1) und sie, die Thiere des Krieges, waren ihnen so verhaßt, daß in feiger Grausamkeit, alle einmal erbeuteten Pferde mit Ausnahme von 100 Gespannen, durch Zerschneidung der Spannadern und Sehnen der Hinterbeine untauglich gemacht wurden (2. Sam. 8, 4. Jos. 11, 6. 9). Der großen Theiles bergige, kalkige Boden und das trockne Klima Palästina's begünstigte die Anzucht nicht wohl und die Könige, die im Frieden auf den Krieg rüsteten, wandten sich um Pferde nach Aegypten, und in Kriegsgefahren nahmen sie zu ägyptischer Reiterei ihre Zuflucht (Jes. 31, 1; 36, 9. Hes. 17, 15. Jer. 46, 4; 47, 3. 2. Kön. 18, 24).

Der letzte Sprößling der Dynastie des Busiris soll Theben, die angeblich älteste Stadt der Welt, gebaut haben (Diod. S. I. 50),

— — — Aegypto's Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen;
Hundert hat sie der Thor' und es zieh'n zweihundert aus Jedem
Rüstige Männer zum Streit mit Rossen daher und Geschirren.

Hom. Il. IX. 382.

Die bezeichnete Anzahl der Thore wurde zwar schon im Alterthum bezweifelt oder auf eben so viele große Tempelhallen gedeutet, mit Zuversichtlichkeit aber behauptet, daß Theben 20,000 Streitwagen gestellt habe und daß in der Gegend, flußaufwärts von Memphis bis zum libyschen Theben, hundert, jetzt noch in Trümmern vorhandene, Pferdeställe zu finden gewesen seien, deren Jeder zweihundert Stück aufnehmen konnte (Diod. S. I. 50). Für das Vorhandensein vieler Pferde in Aegyptens frühester Zeit spricht die Angabe, daß Sesostris, der in Gesängen und Denkmalen gefeierte König, zur Ueberwindung eines Theiles Asiens und Europas ein Heer von 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen zusammenbrachte (Diod. S. I. 54), daß die Einwohner zur Zeit bekannter und folgereicher Theuerung an Joseph, den königlichen Statthalter, an Zahlungsstelle des Brotes, außer Schafen, Rindern und Eseln, auch Pferde liefern (1. Mos. 47, 17)

welche ebenfalls von Pestilenz bedroht (2. Mos. 9, 3) und von Pharao verwendet werden, vor Wagen und unter Reisigen die ausziehenden asiatischen Fremdlinge zu verfolgen (2. Mos. 14, 9). Der Umstand, daß die Pferde den andern als Tribut zu liefernden Thieren im Zusammenhange der Erzählung stets vorangestellt werden, läßt weniger auf eine starke Zucht als auf Werthschätzung derselben schließen.

Das Pferd hatte in Aegypten weder im Cultus noch in der Landwirthschaft Bedeutung, es war aber ein werthvolles Besitzthum; Reiterei machte den Hauptbestandtheil der Kriegsmacht (Jes. 31, 11. Hom. Od. XVII. 436) und einen wichtigen Gegenstand seines Handels aus. Von hieher holten nach Homer Griechen und Trojaner einen Theil ihrer Pferde, deren Kriegstauglichkeit Cyrus in einem entscheidenden Kampfe anerkennt (Xenoph. Cyr. VIII. 1) und als Salomo sein Reich wehrhaft rüstete, wandte er sich außer an die umliegenden Länder besonders nach Aegypten, um seine dreißig oder zweiunddreißig tausend Streitwagen (1. Sam. 13, 5. 1. Chron. 10, 7) zusammenzubringen und seine Ställe mit 1400 Wagen und 12,000 Reitpferden zu füllen (1. Kön. 10, 26). Seine Roßhändler kauften sie dort (2. Chron. 1, 16) und bezahlten den Wagen mit sechshundert, das Pferd mit hundert und funfzig Silberlingen (2. Chron. 1, 17. à 20 Sgr.). Wenn alle Könige auf Erden das Angesicht des israelitischen Königs zu sehen begehrten, fehlten auch die ägyptischen nicht; sie brachten ihm Kleider, Harnische, Rosse und Maulthiere jährlich zum Geschenk (2. Chron. 9, 24). Die Nachbarschaft vieler kriegerischer Völker machte eine starke Haltung in Aegypten nöthig und der König Sisek (Sesostris?) konnte mit 1200 Wagen, 60,000 Reitern und einer unzähligen Menge aus Libyen, Arabien und Suchim (Aethiopien) gegen Rehabeam ziehen (2. Chron. 12, 3).

Wie sich aus monumentalen Reliefs ergiebt, wurden die Pferde in Aegypten vorzugsweise zum Kriege, aber auch zur Beförderung der Personen und zum Luxus verwendet; Joseph ziehet mit Wagen und Reisigen zu dem Begräbnisse seines Vaters (1. Mos. 50, 9). Auf den Ruinen von Persepolis siehet man mit Riemen und Lederspangen versehene Streitrosse, aber weit häufiger kommen auf monumentalen Gemälden und Denkmalen die Streitwagen-Rosse vor, welche, was auch schriftliche Nach-

richten bestätigen (2. Mos. 14, 7. 5. Mos. 11, 4. Jos. 24, 6. 2. Chron. 12, 3; 14, 6. 2. Kön. 18, 24. Jes. 31, 3. Jer. 46, 4, 9. Hes. 17, 15), neben dem Fußvolke den Heeresfern ausmachten; die Wagenreiter *) (ἱππεῖς, equites) oder Lenker (flexumines) mußten, wie unter den frühern Römern, erforderlichen Falles absteigen und zu Fuße kämpfen (celeres).

Volkssitte und Landesbeschaffenheit waren der Zucht der Pferde günstig; die Züchter und Aufseher des königlichen Thieres traf nicht die Verachtung, welche auf den Kasten der Hirten, Landbauer und Gewerbeleute ruhte (Euseb. Praep. ev. IX. 21). Mit dem politischen Verfalle des Landes, der Abnahme des Kriegsmuthes und der Geltung der Aegypter im Kreise selbstständiger Völker erfolgte eine Abnahme der Pferde und ihrer Zucht, doch aber erscheint ägyptische Reiterei noch in den Heeren für und gegen die Römer.

Die Rosse der Aegypter „sind Fleisch und nicht Geist" (Jes. 31, 3); nach monumentalen Abbildungen waren sie kraftvollen Wuchses, starken, runden Halses, großen, dicken Kopfes, kriegerischen Muthes, stolzen Anstandes, im Ganzen schönen Schlages.

2) Libyen, von einem kriegerischen Volke bewohnt, stellte sehr früh dem Könige Sesostris (975 v. Chr.) berittene Hülfstruppen (2. Chron. 12, 3). Das fruchtbare Land hat sehr viele Pferde (Opp. Cyneg. II. 253) von starkem Knochenbau (Synes. ep. 40), ansehnlicher Größe, gestrecktem Schafte (Opp. Cyneg.

*) Unter Indern und Arabern (Diod. S. I. 57), Kretern, Griechen und Römern (Hom. Il. II. 363. Herod. VI. 111. Xen. Hell. IV. 2, 19), war die Wagenreiterei, wo nicht die älteste, doch die beste Truppe. Bei Homer sind ἵπποι die Streitrosse am Wagen und ἱππεῖς, die auf den Wagen fechtenden Krieger (παραβάτης Il. XI. 102), welche von Knaben geleitet wurden (Il. IV. 367), wie Jolaus der Wagenlenker des Herkules war (Hes. Scut. 77. cf. Il. VIII. 89). In der solonischen Gesetzgebung, bei deren Einführung die ganze atheniensische Reiterei nur in 96 Mann bestand, sind ἱππεῖς, nicht Krieger zu Pferde, sondern Grundeigenthümer, die auf ihr Gut Wagen und Pferde halten konnten, zum Unterschiede der Zweispänner (ζευγῖται), die sich eines Gespannes Maulthiere bedienten, weil ihr Landbesitz zu klein oder zu trocken zu Erzeugung von Pferdefutter war. — In Straßburg und andern süddeutschen Städten sagte man von den s. g. Gespann-Glevenern oder den mittelständischen Bürgern, die in den Zeiten des Faustrechts mit einer Lanze (Gleve) zum Schutze der Stadt fochten, „daß sie auf den Wagen geritten". Hüllmann, Gesch. des Städtewesens II. 183.

I. 294), nicht sehr fleischig, schmächtig gebaut, aber noch geeigneter als die maurischen, die afrikanische Sonne und große Wegstrecken auszuhalten (Ael. h. a. III. 2); im Kriege sehr gut (Opp. Cyneg. I. 172) sind sie wegen ihrer Flüchtigkeit besonders zum Ansprengen zu brauchen und brauchbar bis ins Alter. Vielleicht liegt der Grund darin, daß sie erst spät in Gebrauch genommen werden:

Spätes Vertrauen kommt ihnen zum langandauernden Laufe,
Aber die Kraft der Jugend verbleibt im Dienste den Greisen,
Jegliche Tugend zugleich; die Blüthe der Jahre und Vollkraft
Schwindet im Tod' erst dahin.

Nemes. Cyneg. 279.

Die Einwohner, uns wegen ihres Geschickes beim Fuhrwesen (ἁρματηλασία) wohl bekannt und oft als Leibkutscher gewählt (Mart. XII. 24, 6), brauchen sie zum Fahren und Reiten; stets gehen sie sicher, leicht und so folgsam, daß der Zaum nicht nöthig ist und die Leitung, selbst der Kriegswagen, von Weibern übernommen wird.

All' das Rossegeschlecht, das nähret der maurische Boden,
Oder Lybias Grund beherrschet weder die Handkraft,
Noch das Gebiß und der Zügel gewaltsam zwingenden Wolfszaums,
Denn sie folgen der Gert', wohin der Mensch sie auch lenket.
Drum bekümmern die kundigen Reiter der libyschen Rosse
Nicht sich um Hunde, die theuern, und jagen, den Rossen vertrauend,
Ohne Gehülfen, wie sehr auch sengen die Strahlen der Sonne.

Opp. Cyneg. IV. 48.

Sorgfältige Pflege verlangen und erhalten sie nicht; der Libyer kämmt und reinigt sein Pferd nicht vom Schmutze; ist er abgestiegen oder hat er ausgeschirrt, jagt er's auf die Weide, wo es im Freien umherstreift (Ael. h. a. III. 2). Hier holt er's wieder ab und weiß es so geschickt zu behandeln, daß man sagt, Neptun selbst habe den Libyern die Bespannung der Wagen gelehrt (Schol. ad Pind. Pyth. IV. 2), diese aber den Griechen das Viergespann.

Berühmt sind die Wagen der Stadt Barce (Sophocl. El. 57), mit einer unstäten Bewohnerschaft (Virg. A. IV. 44); mehr zeichnet sich die Provinz Cyrene (Str. XVII. 2) mit der Hauptstadt gleiches Namens (Dionys. Perieg. 211. Antiph. ap. Athen. III. p. 100), wie Kallimachus sagt,

Früher Kalliste genannt, doch später gewandelt in Thera,
Rosseberühmt' Kyren', Ahnin, wo unsre Geburt,

durch gute Pferde, vorzügliche Reiter und Wagenlenker aus. Arkesilas, den selbst Pindar (Pyth. IV. 2) wegen seines Sieges im pythischen Wagenrennen pries, und Anicerris, der in Athen vor Plato und dessen Freunden um die Akademie so geschickt herumfuhr, daß sich sein Wagen mehrmals nach einander ohne Ausschreitelung in demselben Geleise hielt und er nur Eine Umfahrt gemacht zu haben schien (Lucian. enc. Demost. 24), erhöhten den Ruhm der Cyrener, die, wie Alexis sagt, auch innerhalb der Stadt fahren und wenn Einer zum Gastmahl eingeladen wird, zehn Andere mit zehn Wagen und funfzehn Gespannen nach sich ziehen. Sie konnten Alexander dem Gr. 300 Streitrosse und fünf Viergespanne als vorzüglichste Gaben der Huldigung darbringen (Diod. S. XVII. 49). Auf den Münzen der Stadt sieht man, wie auf denen von Syrakus, häufig Kampfrosse oder im Rennen begriffene Gespanne abgebildet —, ein Beweis des hohen Werthes, der hier auf Hippothrophien (Opp. I. 291) und Wettkämpfe gelegt wurde.

Die Pferde der Cyrenaika sind den libyschen im Allgemeinen gleich, von Ausdauer und starkem Körper,

Aber gestreckteten Bau's und ausgezeichnet vor Andern,
Durch die Breite der Blätter und Ribben; weswegen sie scheinen
Voller dem Blick und tüchtig auf Feinde schleunig zu sprengen;
Wohl auch halten sie aus die gluthigen Strahlen der Sonne,
Und den lechzenden Durst, wenn hoch sie stehet am Mittag.

Opp. Cyneg. I. 294.

3) Numidien, ein weidereiches Roßland, lieferte, wie das entferntere Maurusien, bis zur Cyrenaika, den Karthagern schon leicht bewaffnete Reiterei; sie, die beste von Afrika (Liv. XXIX. 34), leistete ihnen vortreffliche Dienste (Diod. S. XIII. 80); Scipio nahm auf einmal 2700 numidische Pferde gefangen. Die Römer lernten diese Truppengattung in den punischen Kriegen zu ihrem Nachtheile kennen (Liv. XXI. 29, 46) und nahmen die 1272 Mann Numidier und Spanier, welche zu Marcellus übergingen, bei der Schwäche ihrer Cavallerie gern auf und belohnten nach Beendigung des Krieges die Untreue, Jener in Afrika, Dieser in Spanien, durch Ländereien (Liv. XXIII. 45). Auch in der Folge, wo Numidier in römischen Heeren (Hirt. b. a. 19. Lucan. IV. 677) unter Cäsar (b. g. II. 24) sogar in Gallien fochten, zeichneten sie sich aus durch Schnelligkeit (Hirt. b. a. 69), die sie zu Angriffen, Recognoscirungen (Liv. XXI. 29) und

Vorposten-Gefechten um so tauglicher machte, als sie zugleich bis zu hohem Grade kriegslustig war, daß sie öfters nur durch Strenge der Mannszucht zurückgehalten werden konnte (Hirt. b. a. 66). Sie gewährt zwar den erbärmlichsten Anblick der Welt, denn Roß und Mann sind klein; der Reiter sitzt, die Lanze ausgenommen, ohne Waffe auf seinem Pferde, das ohne Gurt und Zaum mit der Ruthe gelenkt wird, vorgestreckten Kopfes und unzierlich läuft, aber gestattet, daß der Reiter schnell aufsetzt und absetzt, ansprengt und fliehet. Der Schlag ist ferner abgehärtet, zuverlässig, folgsam und lenksam dem Willen seines Reiters, der auch im Kriege ohne Sattel, Zügel und Zaum, höchstens mit einem Strickzaum reitet (Str. XVII. 2. Tibull. I. 125. Virg. Aen. IV. 41. Hirt. b. a. 19, 48). Pferdegewandtere Leute giebt's kaum als die Numidier; darum werden sie, wie die Mauren, in Rom zu Vor- und Nachreitern (Ovid. Fast. I. 595. Suet. Ner. 30. Senec. ep. 126), wegen ihrer Ausdauer auch zu Courieren Tacit. h. II. 40) genommen.

Die Pferde der Massäsylier im westlichen Landestheile sind klein, schnell und so lenksam, daß sie der bloßen Gerte, Einige auch ohne Lenkmittel, wie die Hunde, gehorchen. Ihre Halsriemen sind von Baumwolle oder Haaren, an denen der Zügel hängt. Massylien, der östliche Theil, hat gute Reiter (Virg. Aen. IV. 132. Grat. Cyneg. 223), zu Jagd und Krieg taugliche, der bloßen Gerte gehorsame Pferde (Mart. IX. 22. Lucan. IV. 678). Cirta, die Hauptstadt des Massinissa und seiner Nachfolger, wurde durch Micipsa so gehoben, daß sie 10,000 Reiter ausschickte (Str. XVII. 3); den Römern sandte er gegen Viriathus deren 300 zu (App. Hisp. 67).

4) Mauretonien, bei den Griechen Maurusien, von eben so rohen, kriegerischen Wandervölkern bewohnt, wie Libyen, Gätulien (Sal. Jug. 18) und Numidien (Lucan. IV. 676), hat außer den gewöhnlichen Hausthieren, namentlich Schafen, seinen besten Besitz in Pferden. Der Schlag ist klein, behend, durch Zaum oder Strick, auch mit der bloßen Ruthe lenksam, klanghufig (Nemes. Cyneg. 261), zu den besten der Erde zu rechnen, tauglich zur Jagd wie zum Kriege (Oppian. Cyneg. I. 171). Der Jäger, keiner Hunde bedürfend (Opp. Cyneg. IV. 45), kann sich auf sein Pferd verlassen, das ungesattelt geritten und bei seiner Ausdauer durch keine Anstrengung ermüdet wird.

Ja, der maurische Schlag ragt weit vor Allen durch Schnelle,
Durch Andauer im Lauf und durch Ertragen von Mühsal.

Opp. Cyneg. I. 289.

Die Karthager schätzten den Werth derselben für Kriegszwecke; Hannibal reihte gegen 1800 numidische und maurische Reiter in das spanische Kriegsheer, das er über die Pyrenäen nach Gallien und Italien führte (Liv. XXI. 22, 44), und brauchte sie fast in allen Schlachten. Weil sie aus ihren Verstecken in Thälern und Vertiefungen plötzlich hervorstürzten und offene Feldschlachten vermieden, erschwerten sie den Römern jederzeit Kriege und Siege (Hirt. b. af. 7. Cic. ep. ad fam. X. 30), leisteten aber wegen ihrer Schnelligkeit, Waghalsigkeit und Verachtung aller Gefahren, auch des Todes, als Legionsoldaten häufige Dienste (Tacit. H. II. 58. Capitol. Gord. 15. Polyb. III. 33, 15; 49, 19. Herod. III. 3; IV. 15; VI. 7; VII. 2, 9. Zosim. I. 52; II. 10; IV. 35). Von Jugend auf lebt der Mauretonier mit und auf seinem Pferde, selbst die Weiber sind an beständiges Reiten oder Fahren auf Karren gewöhnt (Sil. Ital. II. 441; XVII. 89). Nicht geringen Namens sind sonderlich die Maziker aus der Landschaft Mazyx oder Mazica (Opp. Cyneg. I. 170), deren unschöner Körper der Dichter neben ihren vielen Vorzügen nicht übersah.

Nicht doch sei es ein Schimpf, daß häßlich der Kopf und übelgebauet
Ihnen der Leib, daß zaumlos sie sind, daß Jegliches frei läuft,
Und daß scheidet der Nacken abschüssige Buge durch Mähnen,
Denn die Lenkung ist leicht, es füget sich in Gehorsam
Zähem Ruthengesproß des Reiters die Fülle des Halses.

Nemes. Cyneg. 265.

5) Gätulien hat den bisher gedachten wesentlich gleiche Pferde. Der Gätulier lebt von Jagd, Raub und Krieg, ohne Sitte, ohne Gesetz, keiner Obrigkeit unterthan, unstät umherziehend (Sall. Jug. 18, 19, 80), treulos fremden wie einheimischen Gebietern (Hirt. b. a. 32, 35). Zum Kampfe

— — Immer gerüstet
Mit dem zierlosen Gaul,

Lucan. IV. 677.

der keinen Zaum hat (Hirt. b. a. 61) und schnell ist, läßt er sich als Spion im Kriege gebrauchen.

Das Wandervolk der Garamanten, hinter den Gätuliern, hat eine zumeist von den Königen betriebene und so starke Zucht, daß die Zahl der Füllen jährlich auf 100,000 Stück geschätzt

wird. Ihre Pferde und Stiere, von längeren Hufen als anderwärts (Strab. XVII. 3), dienen als Viergespanne, die Höhlen bewohnenden Aethiopen, die schnellfüßigsten aller Menschen, zu jagen (Herod. IV. 183); wahrscheinlich werden sie auch, wie die der Pharusier und Nigriten, bei den westlichen Aethiopen benutzt, Wasserschläuche, die ihnen unter den Bauch gebunden werden, zu tragen, wie sie zu Handelszwecken mit den Maurusiern durch die Wüste ziehen.

Ueber Karthagos Pferdezucht ist fast nichts bekannt; wir wissen, daß die Stadt einen Pferdekopf auf ihren Münzen führte. Das ihrer Herrschaft unterworfene Libyen stellte ihr die schwere (Polyb. III. 114. Diod. S. V. 33), Numidien, Massylien und Maurusien bis an die Grenzen von Cyrene die leicht bewaffnete Reiterei (Str. XVII. 3).

II. Asiatische Rassen.

1) Indien, wo sich bei weitem die meisten der zahmen Thiere (Str. XV. 1), auch das Pferd, wild finden, ist vielleicht das Stammland der in Sagen namentlich fortlebender Wandervölker (Str. XVII. 2), mit denen es sich nach Afrika und von da nach Europa verbreitet haben kann. Diesem äußersten Lande der Welt ist das Pferd im eigentlichsten Sinne ein königliches Thier; es gehört zur königlichen Pracht und wird in königlichen Ställen ernährt; seine Haltung ist ein ausschließliches Vorrecht der Könige, welche die Zucht in besondern Gestüten, unter Aufsehern, die sich auch mit der Thierheilkunde befassen (Veget. I. 12), betreiben und wenn sie sich in den Krieg oder auf die Jagd begeben, mit ihren Weibern, theils auf Pferden, theils auf Elephanten, daher ziehen. Die Soldaten entnehmen Diese wie Jene königlichen Ställen und geben sie später dahin eben so zurück, wie die Rüstungen in die Zeughäuser. Ihre Festaufzüge werden durch Ochsenwagen und Elephanten, im Schmucke von Gold und Silber, verherrlicht (Str. XV. 1), aber Pferde machen die besten königlichen aus. Wenn man dem Lande Mangel an Pferden nachsagt (Curt. X. 1, 11), so beruht dies auf Irrthum, im Gegentheil giebt es hier so viele (Curt. VIII. 14, 2; IX. 2, 3), daß der König der Kalinger tausend, der Thalucter viertausend, der Andarer zweitausend, der Prasier dreißigtausend (Plin. VI. 22), der Horaker fünftausend Reiter unterhielt (Plin. VI. 23) und Po-

rus jenseit des Indus sich mit dreitausend Mann Reiterei und tausend Streitwagen entgegenstellte (Diod. S. XVII. 88); daß für so zahlreiche Truppen in die Marställe der Könige Importe aus nahen Ländern gemacht wurden, ist nicht zu bezweifeln.

In Indien sind alle vierfüßigen Thiere, Vögel und Pflanzen größer, als anderwärts, die Pferde aber klein, kleiner wenigstens, als die medischen und nisäischen (Ctes. Ind. II. 13, 22. Ael. H. a. IV. 23; XIII. 9; XVI. 9. Herod. III. 106), aber schnell und zum Kriege tauglich. In dem persischen Heereszuge nach Griechenland hatten die Indier Reitpferde, welche sie tummelten und mit Rossen und Wildeseln, wie dergleichen Cyrus d. J. auf einer baumlosen Ebene westlich vom Euphrat, trotz deren Flüchtigkeit, durch Pferdereiter einfangen ließ (Xen. Cyr. I. 5), bespannte Wagen. Der edle Schlag von weißgrauer Farbe am Euphrat ist wegen seiner Muthigkeit zur Schlacht und Jagd, selbst der Löwen, deren Feuerauge er nicht scheuet, zu brauchen (Opp. I. 304; IV. 112). Von ihrer Schnelligkeit machen die Tigerjäger große Lobeserhebungen; wie furchtbar schnell auch die Bestien, zumal wenn ihnen die Jungen geraubt wurden, sind, so ereilen sie ihnen doch, indem sie, was die Hyrkaner auch thun, von Platz zu Platz frische Pferde aufstellen, die sie eiligst bespringen (Plin. VIII. 25).

In Indien soll es auch Pferde und Esel mit Einem Horne geben, welches zu Bechern benutzt wird, aus denen jedes Gift ohne Schaden getrunken werden kann (Ael. III. 41).

2) Medien, das Hauptland der Pferde in Asien; der Schlag ist in jeder Beziehung vortrefflich, groß (Herod. III. 106), schnell, fromm, sanften Trittes (Veget. IV. 61), tauglich zum Kriege und zu jeglicher Anstrengung, und in solcher Menge vorhanden, daß, während Kappadozien den Persern außer einer Steuer in Gold, 1500 Pferde, 2000 Maulesel und 50,000 Schafe als Tribut lieferte, Medien fast doppelt so viel zu entrichten hatte (Strab. XI. 13). Die vorzüglichsten finden sich in dem großen nisäischen Gefilde, vorzugsweise „Roßweide" (ἱππόβοτος) genannt, in Groß-Armenien, am Ochus an den Grenzen von Hyrkanien; man rühmte Größe (Eustath. ad Dionys. Perieg. V. 1034), Farbe und Ansehn; in Allem übertreffen sie die parthischen, indischen und griechischen;

Herrlich vor Allem erscheint an Schöne das Roß von Nisäa;
Reichbegüterte Fürsten und Herren sind seine Ernährer.
Schön die Gestalt; der Gang leicht; folgsam dem lenkenden Zügel;
Klein zwar der Kopf, doch wallt in Honiggilbe die Mähne
Stolz in die Tiefe vom Hals, gescheitelt zur Rechten und Linken.

Oppian. Cyneg. I. 311.

Nach Einverleibung des medischen Reiches bezogen die Könige Persiens für sich, die Satrapen und Feldherren die Staatsrosse (Arrian. Anab. VII. 8) von hier. Mit Gespann von Nisäa (j. Herat) trat Xerxes seinen Zug nach Griechenland an (Herod. VII. 40); einen Nisäer mit goldenen Zügeln ritt sein Feldherr Mardonius (Herod. VII. 20), wahrscheinlich ein Geschenk des Königs, denn nur er konnte Nisäer besitzen (Xen. Cyr. VIII. 9).

In der früheren Zeit befanden sich hier 150,000 Mutterpferde, nach Diodor sogar 160,000 Fohlen; als aber Alexander auf dem Zuge von Opis nach Ekbatana die den königlichen Stutereien eingeräumten Gefilde besuchte, war der Bestand auf 50—60,000 Stück herabgekommen (Arrian. Anab. VII. 13. Polyb. V. 44; X. 27); die späteren Nachrichten über die großartige Anlage werden immer spärlicher (Ammian. Marc. XXIII. 27), und sie verfällt endlich der Geschichte, welche allen Geschlechtern erzählt, daß die ihr entsprungenen Pferde sogar als heilig angesehen und die weißen gebraucht wurden, den Wagen der Götter zu ziehen (Herod. VII. 40). Die Meder selbst, eine kriegerische, nächst den Parthern die furchtbarste Nation, besonders im Angriffe, verstanden sich wohl auf die Zucht, welche durch die Fruchtbarkeit des Landes an Getraide, Wiesen und Weiden, besonders durch die nahrhafte, zum Pferdefutter taugliche, dort in Ueberfluß wachsende Luzerne (Str. XI. 13) oder medische Pflanze (herba medica) Beförderung finden mußte (Ammian. l. l.).

3) Persien mit seinem kriegerischen Volke, das als Elamiter d. h. Nachkommen Elams, des ersten Sohnes Sems (Esr. 4. 9) sich „mit Wagen, Leuten und Reitern vor die Thore feindlicher Städte lagerte" (Esr. 8, 22. Jes. 22, 6) und unter Darius, Darius Hystaspis und Cyrus, dem „der Herr, der Gott vom Himmel, alle Königreiche der Welt gegeben" (Esr. 1, 2), der Schrecken der Völker gen Morgen und Abend geworden ist, läßt eine uralte Zucht vermuthen. Die persischen Könige, ihre Rathgeber und Freunde, legten hohen Werth auf das Pferd; nicht der Esel, wie in Syrien, auch nicht das Maulthier, das in Indien so vor-

trefflich zu finden (Ael. XVI. 9), war das Zug-, Last- und Reitthier der Großen des Reiches, sondern das dem Adel ihrer Geschlechter entsprechende Roß (1. Mos. 49, 11. Richt. 5, 10; 10, 4; 12, 14. 2. Sam. 13, 29; 16, 1; 18, 9. 1. Kön. 33, 44. Sach. 9, 9). Reiten galt als vornehme Lust und königliches Vergnügen; in älterer Zeit war es Sitte, daß sich kein Edler zu Fuß sehen ließ, denn Jeder wollte tüchtiger Reiter werden. Später kam dies in Abnahme (Xen. Cyr. VIII. 7), aber doch bestand die Hauptmacht der Könige damals noch in Pferden, als das Reich von dem Gipfel seiner Macht gestürzt war. Hier fand man die großartigsten Gestüte von der Welt, mit besondern Aufsehern und Hirten (Xen. Cyr. I. 1), auf reichen Aeckern und Weiden; die Anzahl der Pferde war so groß, daß bei einem königlichen Festaufzuge 10,000 ältere, 10,000 persische, 10,000 andere Reiterei, denen die medischen, armenischen, hyrkanischen, kadusischen und sakischen Reiter und zuletzt Wagen in Abtheilungen, jede unter besondern Führern, nachfolgten (Xen. Cyr. VIII. 3). Die Perser selbst, die geschicktesten Reiter (Luc. Ignor. 5) füttern ihre Pferde aufs Beste, auch mit Körnern (Galen. de alim. facult. I. 20) nach vorgängiger Bewegung (Xen. Cyr. VIII. 1) und bilden sie durch fortgesetzte geschickte Uebung zum Kriege wie zur Jagd auf Schweine, Hirsche, Gazellen, Bären, Löwen, Parder (Xen. Cyr. I. 3), wilde Schafe und Esel (Xen. Cyr. II. 4), welche in jenen Gegenden nicht selten sind. Unter berittenen Aufsehern nehmen daran auch die Söhne der Könige Theil. Ihr Vorrecht sind goldene Zügel (Xen. Cyr. VIII. 1, 2); die Reichswürdenträger lassen die Ihrigen in prächtigen, purpurgestreiften Decken prangen und andere haben selbst lächerlichen Pferdeschmuck, z. B. Schellen, wie denselben die Griechen in den Perserkriegen genug kennen lernten (Aristoph. Ran. 963).

Die persischen Pferde werden wegen ihres edlen Blutes mit hohen Preisen bezahlt, erringen aber im Circus, vermöge ihrer außerordentlichen Beweglichkeit und Schnelligkeit, auch auf ungleichem Boden (Xen. VIII. 1) häufiger als die numidischen den Preis (Veget. IV. 6). Dabei gehen sie leicht und sanft, sie sind fromm, dauerhaft und erreichen ein hohes Alter (Veg. IV. 7).

Wenn Tacitus den Glaubensausdruck der Deutschen (G. 10) auf das Wiehern der Rosse zu merken, als einen volkseigenthümlichen darstellt, dachte er wohl nicht an deren Stammver-

wandte, die Perser, deren Königskrone an Darius ertheilt wurde, weil der Hengst desselben, sicherlich nicht ein Stück seines Stalles, sondern aus der Zahl der heiligen Rosse von weißer Farbe (Herod. I. 89), deren acht, bei abgesonderter Ernährung, den heiligen, von keinem Sterblichen zu besteigenden Wagen des höchsten Gottes zogen (Herod. VII. 40), der aufgehenden Sonne zuerst entgegen gewiehert hatte (Herod. III. 84. Justin. I. 10); Darius führte daher ein Roß in seinem Siegel.

Da die alte Welt Alles, was der Gottheit bestimmt oder geeignet war, vom gemeinen Gebrauche absonderte, läßt sich annehmen, daß die weißen Rosse, welche die Perser der Sonne als Brand- oder Sühnopfer brachten (Xen. Cyr. VIII. 3), aus der abgesondert ernährten Anzahl gewählt waren;

Perser versöhnen mit Pferden den strahlenden Hyperion,
Daß kein langsames Thier falle dem eilenden Gott.
Ovid. Fast. I. 385.

Die Massageten, von den Persern Saken genannt, opfern ebenfalls der Sonne, der einzigen Gottheit, welche sie haben (Str. XI. 8), Rosse, nach Herodot (I. 215), weil dem schnellsten Gotte auch das schnellste aller Geschöpfe gebühre.

4) Armenien, durch fette Weiden zur Zucht alles Viehes geeignet (Herod. V. 49), ist so reich an Rossen, daß der Satrap des persischen Königs, diesem seinen Gebieter, zum Mithrasfeste jährlich 20,000 Füllen zusandte. Da Mithra als Sonne angebetet wurde und nisäische Pferde auch in Armenien vorkommen, läßt sich auf die Bestimmung derselben zum Sonnendienste (Xenoph. Anab. IV. 6, 36) schließen (Str. XV. 3).

Die Armenier brauchten die Esel gewöhnlich zum Tragen von Bürden (Herod. I. 194), das Pferd aber zum Reiten und für die zahlreiche geharnischte Reiterei, welche sie, wie die Meder und Albaner, unter allen Herrschern, in solcher Anzahl hielten, daß in dem Heere des Darius sich deren sieben Tausend fanden und daß Artavaldes, als er mit Antonius in Medien einfiel, demselben sechs Tausend vorführte (Str. XI. 11). Der Schlag ist zwar kleiner, aber muthiger als der persische (Xen. Anab. IV. 5, 36) und gehört, wie der der Sapharener an der Südküste des glücklichen Arabiens, zu den besten (Opp. I. 172); Kenner ziehen die Perser ihm vor (Veget. IV. 6).

5) Die Saken, ein scythischer zahlreicher, mächtiger, aber roher Stamm, nordöstlich von den Massageten, bewohnet ein höchst traurtiges, eigentlich nur für das Vieh ergiebiges Land (Ammian. Marcell. XXIII. 6). Längere Zeit den Persern tributpflichtig (Herod. III. 93), stifteten diese zum Andenken an ihre Besiegung und Unterwerfung ein jährliches Fest, Sakäa (Eustath. ad Dion. Perierg. 479), welches noch zu Strabo's Zeiten (XI. 7), zu Ehren der vaterländischen Göttin, gefeiert wurde. Ihre Hauptstärke bestand in ihrer vortrefflichen, in den persisch-griechischen Kriegen (Herod. IX. 71), unter Darius gegen Alexander als Bogenschützen (Arr. Anab. III. 8) ausgezeichnet bewährten Reiterei, mit sehr gut dressirten Pferden, die, wenn der Mann stürzt, stehen bleiben, um ihn wieder aufsitzen zu lassen (Ael. V. h. XII. 38). Ihre Schnelligkeit ist so groß, daß bei einem in Persien in königlicher Gegenwart abgehaltenen Wettrennen ein gemeiner Soldat die Uebrigen fast um die Hälfte der Strecken-Weite hinter sich ließ (Xenoph. Cyr. VIII. 3). Der Sake putzt sein Roß mit goldenen Zügeln und goldenen Gurten und ist mit demselben innigst verbunden; selbst die Weiber sind beritten, theilen mit den Männern die Gefahren des Krieges und zeichnen sich durch Thaten und Muth aus (Diod. S. II. 34, 44). Der Jüngling, der sich um ein Mädchen bewirbt, muß mit demselben kämpfen, bis er oder sie sich für besiegt erklärt, was zur Folge hat, daß der Besiegte gefangen geführt, der Sieger aber zur Herrschaft im Hause gebracht wird (Ael. V. h. XII. 38). Die Saken gehörten zu den besten Truppen des persischen Heeres, dem sie zu Xenophons Zeit 2000 Pferde zu stellen hatten.

6) Parthien bewohnt ein oft mit Persern und Medern zusammengestelltes und durch kriegerische Tüchtigkeit den Römern furchtbar gewordenes Volk, dessen einzige Stärke in der Reiterei liegt (Plutarch. Crass. 19). Das Volk betreibt, begünstigt durch die Verhältnisse des Bodens eine starke Zucht (Dio Cass. XL. 30) und richtet die Pferde für die ungünstigsten Terrain-Verhältnisse geschickt ab; ausgezeichnet durch Leichtigkeit, Behendigkeit und Muth, sind sie von Jugend an gewöhnt, die brennendste Sonnenhitze (Dio Cass. l. l.) und den quälendsten Durst zu ertragen (Propert. II. 10, 14; IV. 3, 36). Sie lassen sich gut abrichten (Grat. Cyneg. 508), eignen sich am Besten für den Dienst der leichten Reiterei, zum plötzlichen Ansprengen und Zurückziehen,

sind aber wegen Weichhufigkeit nicht wohl fähig, anhaltende Märsche und Kriege auf hartem Boden auszuhalten. Ihre lange und schöne Mähne (Oppian. I, 277) verstehen die Parther durch Ausschneidung in der Mitte und an der Seite noch zu verschönern und glauben durch dieses von ihnen erfundene Verfahren, sie an einen sanften, gleichmäßigen, für den Reiter erwünschten Gang zu gewöhnen. Sollen Reitpferde langsam gehen lernen (ambulare, βαδίζειν), so bedürfen sie sie nicht mit Ketten und Gewichten, sondern gewöhnen die, welche man Trippeler (trepidarii), in der Soldatensprache Hundetraber (tottonarii) nennt, von selbst zum leichten angenehmen Beinwurfe, daß sie den Asturkonen ähnlich scheinen, indem sie auf trockenem und gleichen Boden funfzig Schritte in der Länge und fünf in der Breite Kreide aus vollen Körben (cophinus) in Reihen streuen, Dämme ziehen, welche den nach dem Preise des Schnelllaufes begierigen Thieren Schwierigkeiten verursachen. Weil sie bei den Uebungen bald die Hinter-, bald die Vorderbeine hier anstoßen, fallen oder scheinen sie zu fallen und gewöhnen sich, die Füße höher zu heben, Knie und Fußgelenke zu biegen und sanfter zu gehen. Sie machen überdem kleine Schritte, weil sie zwischen die Dämme treten, damit sie nicht anstoßen, und lernen so allmählich einen bequemen Schritt und der Anstand des Ganges scheint schöner (Veget. I. 56).

Die Partherkönige und die Großen des Reiches unterhalten starke Zuchten und wohlberittene Leibgarden; Surena, der nächste im Range nach dem Könige, führte, wenn er auszog, 1000 Kameele zum Tragen des Gepäckes, 200 Wagen für seine Kebsweiber, 1000 Mann geharnischter und eine größere Zahl leichter Reiterei bei sich (Plutarch. Crass. 21). Das Pferd ist das Lieblingsthier der Parther und von Jugend auf sind sie an dessen Umgang und Behandlung gewöhnt; darum bildeten sie auch von jeher in den Heeren der Baktrer, Assyrer, Meder, Perser und Macedonier mit Bogen bewaffnet (Virg. G. IV. 313. Ecl. X. 59), die leichte, in Helmen von margianischem Eisen, mit langen Lanzen und furchtbaren Pfeilen die schwere Reiterei, die unter tüchtigen Führern (Lucret. V. 310) im ungestümen Anprall bei der Umzingelung und auf erheuchelter Flucht schrecklich und verderblich, aber für ordentliche Schlachten und Belagerungen nicht in gleicher Weise tauglich war.

7) Hyrkanien, erst durch die Parther, deren Könige sich hier zeitweilig aufhielten, bekannt, mit magerem, zum Ackerbau minder tauglichen Boden, ist von einem rohen, vorzugsweise mit Jagd beschäftigten Volke bewohnt. Die Jagd, hier äußerst mannichfaltig und ergiebig (Amm. Marcell. XXIII. 6) wird großen Theiles mit Pferden betrieben, durch deren Schnelligkeit (Mart. VII. 26) die Schützen den dort zahllosen Raubthieren, sonderlich auch den zu Tausenden vorhandenen Tigern enteilen (Lactant. V. 11, 4) und nachsetzen. Das Volk ist sehr gut beritten und wurde deswegen von den Assyrern, denen es einst botmäßig war, wie die Sciriten von den Lacedämoniern, schonungslos der größten Strapazen und Gefahren ausgesetzt und besonders zur Deckung der Rückzüge verwendet (Xen. Cyr. VIII. 8); bei ihm, wie andern Asiaten, herrscht die Sitte, zu Wagen die Familien und Haushaltungen in den Krieg mitzunehmen.

8) Arabien, bekanntlich überreich an Zuchtvieh, soll keine Schweine, keine Maulthiere und Pferde haben (Str. XVI. 4). Diese Angabe ist so unwahrscheinlich, wie es bemerkenswerth ist, daß Griechen und Römer niemals der Pferdezucht der Araber ausdrücklich gedenken. Wer aber mag glauben, daß das Volk, welches das edle Thier so sehr liebt, so sanft behandelt und von Einzelnen zwei tausend Jahre, bis auf Salomo zurückgehende Stammbäume unterhält (Jäger, das oriental. Pferd S. 20[illegible], je ohne Pferde gewesen sei? — Die Rosse, welche Salomo aus Suchim (2. Chron. 12, 3) und aus Mohrenland, aus den Gegenden des rothen Meeres bezog, und die vorzüglichen Pferde der Ermber, der arabischen Troglodyten (Opp. I. 172), bei Homer (Od. IV. 84) neben Aethiopiern und Sidoniern wohnhaft, widerlegen jene Angabe; der kriegerische Stamm der Nabatäer, dessen Unterjochung medischen, assyrischen, persischen und macedonischen Königen nicht gelang (Diod. S. II. 48), würde sich gegen solche Truppen ohne Pferde nicht haben halten können, und ihr König, Malchus, würde von Cäsar, bei Ausbruch des alexandrinischen Krieges, in eitler Weise um Berittene angegangen worden sein (Hirt. B. a. 1. Joseph. Arch. 14, 8).

9) Scythien, der Inbegriff aller nordwärts von Thracien liegenden Länder, ist von sehr vielen, je nach Stämmen und Beschäftigungen benannten Völkern, am Araxes von eigentlichen Scythen (Diod. S. II. 43), Sokoloten, Saken (Pl. VI. 19), Mas-

sogdien, bulgarischen, nach Aeschylos, rossereichen Arimaspern (Sanskr. Açva, das Roß?) bewohnt, nach Tzetzes von

Issedonen, geschmückt mit lang abwallendem Haupthaar;
Jenseit sagten sie mir, sei'n andere Menschen benachbart,
Gegen den Nord, zahlreich und herzhaft kämpfende Streiter,
An Roßheerden gesegnet, an Wollenvieh und an Hornvieh.

Die königlichen Scythen ernähren am See, des Hypanis Quelle, den Gottheiten geweihte weiße Rosse; das Jahr nach dem Tode eines Königs erdrosseln sie funfzig seiner edelsten Pferde, weiden sie aus, befestigen sie auf Pfähle und stellen sie auf des Königs Grab (Herod. IV. 127). Die Götteropfer der Scythen am Ister bestehen in Weidevieh und Pferden; letztere bringen sie auch jährlich dem auf jedem Gemeindeplatze des Gaues auf einem Walle hingestellten, uralten, das heilige Bild des Ares darstellenden Schwerte (Herod. IV. 61, 62). Der Stamm im Gerrhor-Lande, oben am Borysthenes, erwürgt bei dem Tode seines Königs dessen Mundschenk, Koch, Stallmeister, Botschaftsmelder und eines seiner Kebsweiber und begräbt sie mit goldenen Schalen im weiten Grabe des Königs; ein Jahr später schlachten sie 50 seiner betrautesten Diener und eine gleiche Anzahl seiner edelsten Rosse, welche ausgeweidet, gereinigt, mit Spreu ausgestopft, zusammengenähet, und mit 50 erwürgten Jünglingen um das Grab gestellt werden.

Das Pferd ist den Scythen, weil sie keine Schweine halten, das wichtigste Nutzthier. Sie essen sein Fleisch (Hippocr. p. 556 K. Strab. VII. 3), trinken, wie die Aethiopier und Lygier (Hes. fr. 23, 45), seine Milch (Str. IV. 2), bereiten daraus ein berauschendes Getränk (Herod. IV. 2), auch Butter und Käse (Hippocr. p. 557), weswegen sie Aeschylos „Pferdekäse-Esser" (Str. IV. 2) und Sidonius (4. 1) die Gelonen um den Borysthenes „Stutenmelker" (equimulgi) nennt. Die Gelonen und Massageten (Claud. Ruf. I. 312), die Bisalten um den Strymon, die Geten um den Ister und Thrax bis in die Nähe des eisigen Nordpoles (Ovid. Tr. III. 4, 47. Pont. II. 10, 48) zapfen das Blut aus den Schenkeln der Pferde ab und trinken es (Virg. G. III. 464. Sidon. VII. 237). Aus den Häuten erschlagener Feinde bereiten sie Decken für ihre unfreundlichen, schnellen Pferdchen, deren Zügel die königlichen Scythen mit den Köpfen derselben schmücken.

Der Krieg, die Lieblingsbeschäftigung aller scythischen Völker (Herod. II. 167), stützt sich vornehmlich auf ihre Pferde, die lebhaft, wild, klein, ausdauernd, zum Anprall (Curt. IV. 15, 4) wie zur Flucht (Sil. VIII. 3) vortrefflich, aber, wie die Scythen selbst, widerspenstig sind. Um sie zahmer und folgsamer zu machen, werden die Hengste, was auch die Sarmaten thun, in einer besondern, von griechischer und italischer verschiedenen Weise entmannt (Arist. IX. ext. Varr. II. 7), aber den Stuten nachgesetzt, weil diese flüchtiger sind und sich im Laufe, ohne stehen zu bleiben, ihres Wassers entledigen (Pl. VIII. 25, 42). Die Pferde der Issedonen und Siginnen werden durch lange, über den ganzen Körper verbreitete Haare fähig, die furchtbar kalten Winter, denen Esel und Maulesel unterliegen, auszuhalten. Sie sind klein, plattnasig, stark und theilweise untauglich, den Mann zu tragen, weswegen sie oft vor Wagen gespannt und auch von Weibern gelenkt werden (Herod. IV. 28; V. 9. Strab. XI. 2). — Die gedachten Vorzüge verschafften den Scythenpferden weithin Anerkennung; der macedonische Philipp bestimmte sich 20,000 dem Könige Atheas abgebeutete Stuten nach Macedonien zur Fortzucht zu schicken (Justin. IX. 2, 16); sie werden unter sarmatischen Stallknechten von den Römern gehalten (Mart. VII. 30) und spät noch zu den Besten gerechnet (Opp. I. 171).

10) Sarmatien, durch den Tanais in ein europäisches und asiatisches geschieden, begreift bisweilen auch Germanien und Scythien; es bildet eine ungeheuere Ebene, welche von den Sarmaten, einer rohen, kriegerischen Nation, deren ganze Tapferkeit nicht, wie bei den Germanen, in, sondern außer ihrer Person liegt, reitend durchstreift wird. Im Fußkampfe die feigsten, kann den in Geschwadern auf flüchtigen Pferden anrückenden Sarmaten kaum eine Schlachtlinie widerstehen (Tacit. H. I. 79, 7). Da das Land nicht in Privatgrundstücke getheilt ist und auch nichts trägt, hält ein Jeder viele Pferde, die nicht blos zum Kriege, sondern auch zur Opferung und Verspeisung gebraucht werden (Paus. I. 21). Sie sind abgehärtet, ausdauernd und müssen, sollen sie eine Reise antreten, Tags zuvor hungern und sich mit wenigem Wasser begnügen, worauf sie 150,000 Schritte in einem Laufe aushalten (Pl. VIII. 65). Die [illegible]

— — — — Wenn der Strom im Eise erstarrt steht,
Gehn auf flüchtigem Roß über den Rücken des Stroms.

Dort ist täglich der Gaul zu weit so dauernden Wüsten,
Weil er ertragen gelernt lange den Hunger und Durst.

Ovid. Pont. I. 8, 86.

11) Thracien, nördlich von der Donau, östlich und südlich vom Meere, westlich nicht fest begrenzt (Mel. II. 1), begreift gewöhnlich alles Nordland, später auch Scythien und eine Menge Völkerschaften, deren Namen sie mit ihrer Gewalt auftauchet und verschwindet. Hieher verleget die Sage die Heimath der Stuten des Diomedes, von solcher Wildheit und Stärke, daß sie an eisernen Ketten vor ehernen Krippen nicht Pflanzen, sondern dorthin kommende unglückliche Fremde verzehrten und erst von Herkules, dessen Liebling Abderus sie an der Stelle, wo er Abdera baute, zerrissen hatten, dadurch gebändigt werden konnten, daß er ihnen das Fleisch ihres Gebieters, der sie an diese widernatürliche Nahrung gewöhnt hatte, zu fressen gab. Herkules gab sie dem Eurystheus und dieser weihete sie der Here; die gefeierte Nachkommenschaft derselben (Stat. Th. VI. 348) dauerte bis Alexander d. Gr. fort (Diod. S. IV. 15), Diomedes aber, den der thracische Stamm der Heneter, längs der Donau, göttlich verehrte und mit weißen Pferden beschenkte, blieb der Schutzgott der nach Italien gewanderten Pelasger, der Umbrer, der Einwohner von Metapontum und Thurium (Schol. ad Pind. Nem. X. 12). In den heiligen Hainen der mit Diomedes in Verbindung stehenden Göttinnen, Artemis und Here, gab es gutartige Wölfe, die mit Hirschen in Gemeinschaft lebten, sich angreifen ließen und einem der Gottheit verlobten Rosse brachten, welche sich mehr durch Schnelligkeit als Schönheit auszeichneten; mit dem Wolfszeichen gebrannt, wurden diese Rosse zur Zucht an Fremde nicht abgegeben. Das Roß hieß in der thracischen und pelasgischen Sprache „Mare“ (Mähre? Ael. V. h. IX. 16) und war dieser Name in Italien nicht ganz unbekannt. Wahrscheinlich fanden von Thracien nach Italien sehr frühzeitig Importe von Pferden Statt, woher denn auch die Städte Argyrippa, Sipus, Salapia, Brundusium, Arpino, Trica, Spina, Canusium, Beneventum, Garganum, Aequituticum, den Diomedes als Gründer verehrten und die Beneventer seine Reliquien in dessen Heiligthume, Maleatus (von weißen Bäcken), aufbewahrten (Appian. B. hann. 31. Justin. XII. 2; XX. 1. Pl. III. 16. Liv. IX. 27).

Thracien, das Land des Ares (Il. XIII. 301), ist von einem Volke bewohnt, dessen Neigung für Pferdehaltung eben so (Eurip. Hec. 9), wie dessen Tüchtigkeit zu reiten (Il. XIV. 227), zu tummeln (Il. XIII. 4) und zu kämpfen (Od. IX. 49) bekannt ist. Aus Ebenen und Bergländern kamen treffliche Bogenschützen (Thucyd. II. 96); es seien hier nur erwähnt die Besser am Hämus, die im römischen Heere mit dardanischer, macedonischer und thessalischer Reiterei dienten (Caes. B. c. III. 4) und die berittenen Hülfstruppen im pannonischen und dalmatischen Kriege unter Rhömetalkes (Vellej. II. 112, 4).

Die thracischen Pferde waren so vortrefflich, daß der Greis Nestor, ein Kenner und Züchter, einige für Göttliche hält und ausspricht,

Solcherlei Rosse jemals hab' ich weder gesehn noch bemerkt,
Aber gewiß hat euch ein begegnender Gott sie verliehen.

Hom. Il. X. 549.

Namentlich sind durch treffliche Pferde gepriesen die Triballer, Dardaner, Päonier, Mysier und die fabelhaften Hippomolgen,

Welche bei Milch arm leben, ein Volk der gerechtesten Männer.

Man findet in Thracien viele Schimmel und Schecken; den Polites, den Enkel des Priamus und Gefährten des Aeneas, träget

— — — — Ein geschreckter
Thraciergaul mit schimmernden Flecken gezeichnet —
Weiß am vorderen Tritt und weißaufbäumend die Stirne.

Virg. Aen. V. 565.

Die thracischen Pferde, sonderlich der angegebenen Farben (Virg. A. XII. 84), behielten das alte Lob der Trefflichkeit sehr lange (Quint. Smyrn. I. 167. Opp. Cyneg. I. 171); die der Odryser schätzte man in Griechenland wegen ihrer ausgezeichneten Hufe (Xen. 8).

12) Die Saracenen, ein Räuberleben führende, wahrscheinlich vom arabischen Meerbusen aus verbreitete Nomaden, sind ohne Ausnahme Kriegsleute; Keiner pflügt, Keiner pflanzet, Keiner sucht im Landbau sein Brot; ohne Haus, ohne feste Heimath, ohne Gesetze, halb nackt, schwärmen sie in farbigen Kleidern, bis zu den Hüften bedeckt, bald friedlich, bald feindlich, auf behenden und flüchtigen Pferden umher (Ammian. Marcell. XIV. 4), gegen welche die der Scythen langsam und selbst bei doppelter Anzahl unfähig sind, etwas auszurichten (Zosim. IV. 25.)

13) Kappadocien ist, was der ausgedeutete, angeblich der Zend-Sprache entstammende Name besagt (Hvaspadakja — Καππαδοκία —) das „Land der guten Pferde“; die Perser schätzten sie im Zuge vor den Sichelwagen und als Reitpferde, und die Römer der spätern Zeit als treffliche Kriegspferde (Caes. B. c. III. 4. Lucan. VII. 225). Preiswürdiger Adel, den sie in sich tragen, erhebt sie zu den besten Wagenpferden (Veget. IV. 6) und bewundernswerthe Schnelligkeit zu den gefeiertsten Rennern (Claudian. Ruf. II. 311), so daß Gordian auf einmal hundert Stück für die verschiedenen Rotten kommen ließ (Capitol. in Gord. 4); sie sind auch tauglich zur Jagd (Opp. I. 171) und von so schöner Gestalt, daß nur Wenige mit denen aus den Gestüten diesseit des Taurus und des Berges Argäus in Groß-Kappadocien sich vergleichen lassen (Oppian. I 190). Am schönsten ist die Kopfbildung:

Hoch die Stirn' und beweglich das Ohr.

Nemes. Cyneg. 245.

Ihre körperliche Entwickelung geht langsam; ehe sie die Milchzähne verlieren sind sie weichlich und schlaff, je älter sie werden, um so mehr nimmt ihre Tüchtigkeit und Flüchtigkeit zu; drum

Rüste du solche zu tapferen Kriegen und blutigen Jagden;
Hoch glüht ihnen der Muth; sie stürzen in Waffengetümmel,
Sprengen geschlossene Wehr und weichen der wildesten Jagdthier'
Keinem im Kampf.

Oppian. Cyneg. I. 197.

Hochgerühmt sind die der Gegend des weidereichen Mazaka (Opp. I. 170), welche, seit das Land durch Tiberius dem Reiche einverleibt wurde, den Namen Cäsarea erhielt. Die Kappadocier zeichnen ihre Pferde (Ael. XIV. 24) durch ein am Vorderblatte oder Hinterschenkel eingebranntes, nachweisendes Zeichen eines Affenkopfes (πιθηκοφόροι), Wolfes (λυκοφόροι, λυκοσπάδες), eines Kappa (κοππατίαι) oder des phönicischen Sampri (σαμφόραι) aus, d. i. eine Zusammensetzung von Σ und Π (Schol. ad Aristoph. Nub. 25) und darauf beziehn sich die Verse:

Liefere Hellas uns auch hornhüfige Rosse in Auswahl,
Male beweisen der Kappadocier edelen Abstamm.

Nemes. Cyneg. 240.

Die Kappadocier sind zwar, in Griechenland, wie in Italien, durch Dummheit, Bosheit, Feigheit und Gewinnsucht, sprüchwört-

sich verrufen (κακοδούλων), aber von großer Geschicklichkeit in der Abrichtung und Behandlung der Pferde, treffliche Reiter, geschickte Wagenlenker, erfahrene Gestütewärter, und werden theils dazu, theils zu Haiduken und Sänftenträgern, wegen ihrer Kraft, gern gekauft (Mart. X. 76), sie sollen aber die Eifersucht der Eheherren hin und wieder erregen, weil es Frauen giebt, welche an den schönen und baumstarken Kerlen Gefallen finden (Senec. Benef. I. 9).

So lange es ein Römerreich gab, behielt Kappadozien für dasselbe Wichtigkeit wegen seiner Reiterei; es konnte selbst noch für Licinius gegen Konstantin deren 15,000 Mann stellen (Zosim. II. 22).

14) Cicilien hat edle, vorzüglich weiße Pferde, deren Darius Hystaspis ihm eine Anzahl von 360 Stück oder nach griechischer Jahresrechnung auf jeden Tag Eins als Jahrestribut auflegte (Herod. III. 90). Olympien standen zu Anazarbos und Tarsos; noch unter Hadrian wurden in der letzteren Stadt Wettspiele gefeiert.

15) Phrygien, Mäonien und Troas kennt schon Homer (Il. II. 185; X. 431) als Länder guter Rosse und reisiger Männer.

16) Syrien und Palästina hatte besonders nördlich und in der südwestlichen Philisterebene seit alten Zeiten Pferde (5. Mos. 20, 1. Jos. 11, 4; 17, 16. Richt. 1, 19; 4, 3, 7; 5, 23, 28. 1. Sam. 13, 5. 2. Sam. 6, 8; 4, 10, 18. 1. Kön. 20, 1. 2. Kön. 6, 14). In späterer Zeit hielten in Palästina nicht blos Könige und Fürsten (2. Sam. 15, 1), sondern auch Privatpersonen Reitpferde (Pred. 10, 7. 1. Kön. 18, 5. Amos 4, 10). Nach dem Exil läßt sich der Gebrauch derselben zu landwirthschaftlichen Arbeiten, als Dreschen, wobei sie geritten wurden (Nehem. 7, 68. Jes. 28, 28), und in der Zeit der Makkabäer zu Kriegsdiensten nachweisen (1. Makk. 1, 18; 3, 39; 6, 35; 9, 4; 10, 81; 15, 13; 16, 4, 7. 2. Makk. 10, 31; 36, 9).

III. Europäische Rassen.

1) Griechenland bietet die ältesten Nachrichten unter den Ländern Europas über das Pferd. Die angemessene Beschaffenheit seiner meisten Gauen, der Verkehr mit asiatischen Völkern und die Neigung der Griechen zu Kriegs- und Wettspielen, zu

Reit- und Fahrkunst (ἱππασίη, equitatio, Herod. VII. 1[illegible]) beförderten die Zucht und wiesen dem Rosse die Eingangs bereits angegebene dreifache Bestimmung an, die es unter den Völkern der alten Welt überhaupt hat. Die begüterten Familien hatten Bestände oder Zuchten von Bedeutung, die Schulung beruhte auf festen Grundsätzen; die Gesetzgebung hatte die Pferde nicht außer Rücksicht gelassen und die Viehmärkte, deren namhaftester zu Tithorea in Phocis am Isisfeste, jährlich zweimal, im Herbste und Frühjahre, gehalten wurde (Paus. X. 32), erleichterten den Handel und die Auswahl.

Durch Pferde sind insbesondere folgende Landschaften berühmt geworden:

a. Thessalien, mit den Ueberschwemmungen des Peneus ausgesetzten, aber trefflichen und großen Weiden (Str. IX. 5), trägt die Sage, welche hieher die Schöpferthat Neptuns, die erste Verehrung Apollo's, des Schirmers der Heerden (Callim. h. in Apoll. 50. Theocr. XXV. 21), Jäger und Weidungen (Pind. Pyth. III. 27; IX. 66) und dessen Dienstbarkeit bei Admetus, des Rossezüchters, dessen Stuten die Rosse der Centauren erzeugten, die Heimath der letzteren und der Lapithen (Diod. S. IV. 12), der wilden Rossebändiger, verlegt. Dies und der Umstand, daß die Rosse des Eumelus, des Fürsten von Pherä,

Die von ihm selber gelenkt, im Lauf hinflogen, wie Vögel,
Gleiches Haar's, gleichjährig und schnurgleich über dem Rücken, —
Auf peräischer Flur ernährte sie Phöbus Apollo,

Hom. Il. II. 764,

die schönsten und besten Griechenlands, Stuten waren, die außer der Leichtigkeit im Gange (Il. XXIII. 375) noch, wie die des Admetus (Stat. Th. VI. 338), das edle Geschlecht fortzupflanzen die Möglichkeit boten, läßt, wie der Brauch, daß der zur Eheweihe opfernde Verlobte ein gerüstetes Kriegspferd am Zügel führte, den er nach Beendigung der Feierlichkeit seiner nunmehrigen Gattin gab (Ael. h. a. XII. 34) und die Darstellung von Pferden auf Münzen (Eckhel Doctr. num. 132 p. 134. Liebe Goth. num. p. 200), auf eine hier seit lange betriebene, in ihrer Wichtigkeit für das Land und die Verhältnisse des Lebens anerkannte Zucht schließen. Homer auch schildert das thessalische Argos als ein fettes, rossenährendes Land, was es später beständig unter

schärfer begrenzten Namen blieb (Str. IX. 5). Die Thessalier, in unbekannter Vorzeit schon mit Armeniern oder andern Asiaten durch Wanderungen oder Handel, vielleicht auch mit Pferden, in Verbindung (Str. XI. 11), hatten verschiedenen Orten, sonderlich zu Thessalonice, gymnastische Uebungen, und darin solche Gewandtheit, daß sie in den von Xerxes zur Erprobung der Leistungen veranstalteten Wettspielen alle übrigen Griechen hinter sich ließen (Herod. VII. 196). In Olympia war Thersius, der, wie der Brauch forderte, von dem mit einem Doppeljoch Maulthieren bespannten Wagen sprang und neben her im Trabe lief, der erste Sieger im Apene-Rennen; Cäsar wählte thessalische Reiter, als die gewandtesten, zu den von ihm veranstalteten Stierkämpfen (Pl. VIII. 70), was Claudius ebenfalls that (Suet. Claud. 21). Die Kriegsmannschaft der Thessalier bestand fast nur aus Cavallerie, welche, wie Xerxes hörte, die beste von Griechenland war (Theocr. XIV. 12) und deren leichte Bogenschützen (hippotoxotae) besonders bei Angriffen wichtige Dienste leisteten (Herod. V. 63, 64. Polyb. IV. 8. Max. Syr. diss. 7). Philipp von Macedonien schätzte (Just. VII. 6, 8) und Phocis fürchtete diese bestens zugerichteten Truppen (Paus. X. 1), die sich dem großen Macedonier auf dem Zuge ins Morgenland (Arrian. Anab. I. 14. Curt. III. 2, 16), wie später den Römern (Polyb. IV. 8. Varr. II. 7), trefflich bewährte.

Die thessalischen Pferde waren in Griechenland und Italien hochgeschätzt (Varr. I. 17; II. 7); reiche Römer hielten thessalische Stallmeister und Knechte und Pferdeliebhaber bereiseten das Land, um sich über seine unter besondern Meistern stehenden Gestüte zu unterrichten (Lucian. Ign. 5). Hier befanden sich die berühmten Güter und Hippotrophien der Aleuaden, zu Krannon der Skopaden (Theocr. XIV. 13; XVI. 34. Plutarch. in Cim. 10) und anderer altadeliger Geschlechter, welche wie und vor Allen Olympiodorus und die Alkmäoniden bespannte Wagen und gute Reitpferde als das Zeichen hohen Reichthumes und stolzer Pracht ansahen (Aristot. Pol. IV. 3. Xen. eq. II. 1. Plut. de ad. et amic. 7, 16). Was die trefflichen Gestüte lieferten, läßt sich daraus schon abnehmen, daß aus dem des Philonikus der Bucephalus hervorgegangen war, den Alexander mit 13 Talenten bezahlte (Pl. VIII. 64).

Den Hengsten rühmt man volle Mähne, feurige Stimme, hohen, in Dampfgluth sich ausschnaubenden Muth und flüchtigen Lauf an (Claud. Nupt. Hon. 290).

b. Epirus, das angrenzende, heerdenreiche, schönroffige (εὔιππος, εὔπωλος) Land hat einen vortrefflichen (Virg. G. III. 121), wegen leichten Ganges zum Reiten und Fahren, in Italien geachteten, im Kriegsdienste ausdauernden Schlag Pferde, die sich bei guter Gesundheit erhalten, alt werden, aber etwas schwer lenksam und nicht immer guten Charakters sind. Ihre Schönheit und Schnelligkeit (Stat. Achill. I. 420) stellt sie in hohen Preis; die Stuten sind besonders flüchtig und erringen selbst in Elis oft Siege (Virg. G. I. 59). Die Epiroten selbst sind gute, auf einheimischen Uebungsplätzen und in heiligen Spielen zu Roß und Wagen geübte Leute, als Sclaven in Rom geschätzt, aber theuer (Varr. II. 17).

c. Argos, auch in der engern Bedeutung des Namens, und Argolis, hat herrliche Weidung, kraftstärkenden Weizen (Hom. Il. XV. 372), edle Rosse und Wagen (Plutarch. Alcib. 12), berühmte Wagenlenker und Reiter (Theocr. XXIV. 115, 130) und hehre Könige, von denen Adrastus und Amphiaraus die herrlichen Spiele zu Nemea stifteten. In dem früh und spät gefeierten „roßernährenden" Lande (Il. II. 287; VI. 152; IX. 245. Od. IV. 562; XV. 238, 273) lag Agamemnons Stadt, das reiche (Hor. Od. I. 7, 9), golddurchstrahlte Mycenä (Il. VII. 180; XI. 46) und auf Akte, am saronischen Busen, Epidaurus, dessen Stuten den epirotischen den Vorrang streitig machten (Strab. VIII. 7).

d. Böotien hatte seine besten Pferde in den fruchtbaren, grasreichen Auen um Orchomenos, in dem schönen Thale am Einflusse des Cephissus in den See Kopais (Pind. Ol. XIV. 1). Letztere Stadt, der einstige Wohnsitz der Minyer (Hom. Il. II. 510), konnte zur Zeit seiner Zerstörung durch die Thebaner (367 v. Chr.) noch 300 Reiter stellen, sah aber von da ab ihren Ruhm auf Thebä, die „Rossetummlerin", übergehen (Diod. S. XV. 79. Mosch. IV. 36), deren Reiter in der Blüthezeit Griechenlands gefeiert (Pind. Ol. VI. 145), aber auch tüchtig waren, bei Thermopylä gegen Barbaren zu kämpfen (Paus. X. 20). Beide Städte hatten wohl sehr früh des Landes Namen verherrlichet, denn Hesiod (Scut. 24) preiset:

[illegible] der [illegible], das Roß [illegible] über den [illegible],
Auch [illegible] und [illegible] Loder.

e. Die Einöde Aetoliens und Akarnaniens eignete sich zur Pferdezucht so gut, wie Thessalien (Strab. VIII. 8), welches, wie Elis, mit jenen Gauen in vielfachem Verkehre stand (Polyb. XVII. 18). Die ätolische Reiterei leistete in der Zeit des ätolischen Bundes den Römern gegen Philipp bekannte Dienste (Liv. XXIII. 6).

f. Arkadien, wo Poseidon Hippios am Mylaon einen Tempel und oberhalb des Haines von Megaren Altäre hatte (Paus. VIII. 38), eignete sich bei den vielen, unter der Landesnymphe Nomia stehenden Weiden (Paus. X. 31) vortrefflich zur Zucht von Eseln, Halbeseln und Pferden (Strab. VIII. 8). Die Hippokratie der nach Italien auswandernden Arkadier (Dion. Hal. I. 33), die Rennbahn der Atalante, der Geliebten des Hippomenes und Genossin der calydonischen Jagd, die Rennbahn für Pferde am Mänalus und die vordem in Mylaon vorkommenden olympischen Sieger deuten auf die Geneigtheit des Volkes, Rosse zu tummeln. Die arkadischen Pferde sind hauptsächlich schwarzer Farbe und hitzigen Temperamentes, daß sie stark schäumen (Strab. VIII. 9. Lucian. Charidem. 19. Philostr. I. 18).

g. Elis, ein fruchtbarer Gau (Paus. VI. 26), nach dessen herrlichen Wiesen aus andern Gegenden Pferde zur Weide geschickt wurden (Od. IV. 634). Schon Homer preiset das rossenährende Land (Od. XXI. 347), dessen Siegesrenner (Il. XI. 698) den alten Ruhm vornehmer Geschlechter, wie den des Kleogenes (Paus VI. 1), der olympischen Bahn und öffentlichen Einrichtungen verdanken mußten. In Elis stand ein Fluch auf dem Halten von Maulthieren; das Kalpe-Rennen, bei dem der Reiter gegen das Ziel hin von der Stute (κάλπη) sprang und neben ihr, wie die Atrebaten neben dem Hengste, sich am Zügel haltend, herlief, war das einzige, bis die Thessalier Maulthiere und mit ihnen das Apene-Rennen (Zweigespann von Mäulern) aufbrachten, was aber untersagt wurde (Paus. V. 9). Der Hippodromus, der Markt in Elis, war der Platz, wo die Eleer die Pferde zuritten (Paus. VI. 24). Die starke alte Zucht der Landschaft bezeuget Nestor, der, um die Unbilden, welche die im Kriege mit Herkules geschwächten Pylier durch die Epeer, welche ihnen auch die Rennpferde zurückbehalten, erlitten hatten, zu rächen,

dem König Itymoneus erschlug, dessen Heerden überfiel, indem er rühmt:

> Auch der bräunlichen Rosse gewannen wir hundert und funfzig;
> Stuten all' und viele von saugenden Füllen begleitet.
>
> Hom Il. XI. 679.

h. Lakonien hielt viel mehr Maulesel als Pferde; die Lacedämonier wurden wahrscheinlich der stärkern Zucht der Maulthiere wegen von den Eleern nicht zu dem Heiligthum und nicht zu den Spielen in Olympia zugelassen, bis Agis dies mit Gewalt erzwang (Paus. III. 8, 15). Auch im Kriege hatten sie lange Zeit wenige oder keine Reiterei (Xenoph. H. gr. VI. 4), sie warfen sich aber nach den persischen Kriegen am stärksten unter allen Hellenen auf Pferdezucht; Xenarches, Lykinus, Arkesilaus und dessen Sohn Lichas waren starke Züchter, und ihre Pferde leisteten Ausgezeichnetes. Anaxandros war der erste Lacedämonier, der im Rennen mit dem Viergespanne als Sieger ausgerufen wurde; die auf seiner Bildsäule zu Olympia befindliche Inschrift giebt an, daß sein Großvater schon im Fünfkampfe gesiegt hatte. Lykinus brachte hieher Fohlen zum Wettkampfe und als eines derselben bei der Prüfung nicht zugelassen wurde, ließ er dieselben am Wettkampfe mit ausgewachsenen Pferden Theil nehmen; er gewann den Sieg mit ihnen und errichtete in Folge dessen zwei Bildsäulen zu Olympia. Xenarchus siegte in Delphi, Argos und Korinth, Arkesilaus zwei Male in Olympia, Lichas aber führte sein Viergespann, weil zu seiner Zeit die Lacedämonier von den Spielen noch ausgeschlossen waren, hier ein und band seinem Wagenlenker nach errungenem Siege die Siegesbinde eigenhändig ums Haupt, wofür ihn die Kampfesrichter auspeitschen ließen (Paus. VI. 1).

i. Attika nimmt unter den züchtenden Ländern keine bedeutende Stelle ein; sein Boden, obschon besser zur kleinen Viehzucht als zum Ackerbau geeignet (Plutarch. Sol. 25), erträgt zu wenig Heu und Körner; der Reichthum der Hauptstadt war nicht groß und gestattete weit weniger als die Roms, Luxuspferde zu halten. Sein Adel (ἱππεῖς), der

> Das Roß, den Stolz der reichen Pracht, anspannte
> Zum Wagen, Aeschyl. Prom. 463.

hatte seine Gestüte im Auslande oder kaufte die Pferde von Händlern (Plutarch. Themist. 5), selbst aus Kolchis (Aristoph.

Nub. 109). Solon machte sich's zur Aufgabe, mittelst gymnastischer Uebungen die Roßhaltung zu heben, und setzte für einen Sieger in den isthmischen Spielen hundert, für einen Sieger in Olympia fünfhundert Drachmen als Geschenk fest (Plutarch. Sol. 25). Mit Abschluß der solonischen Gesetzgebung kam das Reiten in allgemeineren Gebrauch und der Adel stellte mit seiner Person Pferde zum Dienste der mehr berücksichtigten Reiterei (Xen. oec. 2, 6), die unter Klisthenes nur hundert Mann betrug, in der Schlacht bei Marathon für Nichts zu rechnen war (Herod. VI. 112), allmählich aber auf dreihundert (Andoc. de pac. § 5), dann auf sechshundert (Schol. ad Aristoph. eq. 624) und zu Anfange des peloponnesischen Krieges auf tausend (Aristoph. eq. 225), mit den berittenen Bogenschützen auf zwölfhundert Mann, sich belief (Böckh, Staatsh. I. 283). Der Adel lebte zumeist auf dem Lande, des Pferdes aber bediente er sich, wenn er zu Geschäften in die Stadt sich begeben, seine Felder besuchen oder eine Reise machen wollte, unter Geleit von Sclaven, auch auf Feldzügen, welche das Pferd dem Gebieter besorgten und abnahmen, wenn er etwa, um sich Bewegung zu machen, wie Philopömen täglich nach seinem Landhofe (Plutarch. Philop. 4) und zur Stadt, zu Fuß ging. Der Reitknecht ritt es ihm nach sicheren Grundsätzen zu, oder er übergab es zu dem Zwecke einem Bereiter der Stadt, der sonst nicht zu seinem Dienste gehörte, nach getroffener Uebereinkunft, so daß es fertig zum Kriegsdienste, zu gewöhnlichem Gebrauche, zu Wettkämpfen, bei Leichenfeiern ausgezeichneter Männer (Isocr. Evag. 1), in den älteren oder jüngeren Olympien zu Athen, den Vorübungsplätzen für Olympia, und in anderen Wettbahnen, wo die reichen Familien ihre Stärke, Bildung, Gewandtheit und den Glanz ihres Vermögens vor den Augen der Griechenstämme entwickelten und durch Siege die eigenen Staaten verherrlichten, erscheinen konnte. In den edlen Geschlechtern war Haltung und Liebe der Rosse erblich (Aristoph. Nub. 46); die Alkmäoniden rechneten sich's zur unvergeßlichen Ehre, daß ihr Ahnherr, Alkmäon, der Erste der Athener, in Olympia und der Sproß des Stammes, Kallias, von früher schon Pythiasieger, mit dem Rosse als der Zweite im Viergespanne die Palme errungen und vor allen Hellenen sich durch den bei solchen Veranlassungen gewöhnlichen, größten Aufwand verherrlichet hatte (Herod. VI. 122. Isocr. Ζεύγ. 10). Gegenseitige

Eifersucht erweckte und erhielt die ritterlichen Uebungen in den vornehmen Geschlechtern. Alcibiades, entsprossen dem den Alkmäoniden verwandten Adel der Eupatriden, verschmähte alle körperlichen Wettkämpfe, weil sich an denselben Leute von geringer Herkunft, Erziehung und Abstammung aus unbedeutenden Staaten betheiligten, und gab sich ausschließlich mit Haltung und Uebung von Rossen ab, die, wie er sagte, nie Sache der Geringeren, stets der Begüterten sei. Sein Marstall war durch die Anzahl der Rennwagen weltberühmt; er schickte nach Olympia so viele ausgezeichnete Gespanne, wie kein Privatmann, kein König, keiner der größten Staaten, wurde aber auch hier der Erste, Zweite, Dritte (Plutarch. Alcib. 11), übertraf alle seine Mitkämpfer, selbst frühere Sieger und sammelte so großen Ruhm, daß seine Mitsieger nicht mehr gepriesen, auch die Aussicht verloren, ihn zu übertreffen; Euripides verherrlichte den ritterlichen Mann; „Dich besingen wir, feierte er, o Klinia's Sohn! Schön ist das Siegen! Das Schönste, was der Griechen Keinem je gelang, Sieg mit dem ersten Gespanne und zweiten und dritten erholen und daß man, ohne Schweiß, mit dreifachem Oelkranze einhergehe, den Herold lasse verkündigen." Seine Siege erhöhten andere Staaten durch Geschenke; Chios sandte ihm Pferdefutter. Stolz sprach er vor dem Volke: Sieben Wagen habe ich in die Rennbahn gesendet, was zuvor noch nie ein Privatmann gethan hat; ich erhielt den ersten Sieg, den zweiten und vierten Preis und mein sonstiges Verhalten war solchem Siege angemessen. Solche Dinge sind schon der Sitte gemäß ehrenvoll und erwecken nach Maßgabe der Leistungen ein günstiges Vorurtheil für die Macht eines Staates (Thucyd. VI. 16). Seine Hippomanie, die sein Vermögen überstieg, trug nicht wenig zum Sturze der Macht Athens bei und trieb ihn zur Schmach und zum Unrechte gegen seinen Freund Diomedes. Dieser, von dem Wunsche durchdrungen, ebenfalls olympische Kränze zu sammeln, beauftragte ihn, ein in Argos verkäufliches Wagengespann zu erwerben; Alcibiades, unbekümmert um seinen Auftraggeber, ließ sich den Wagen zuschreiben und veranlaßte durch diese Hinterlist einen Rechtshandel, der den Beistand des Isokrates in Anspruch nahm (Plut. Alc. 12).

Dieser Zug aus dem Leben eines angesehenen Atheners läßt einen allgemeinen Blick in die Liebhaberei der Vornehmen

für ritterliche Beschäftigung (ἱππερος) und Pferde thun, welcher die solonisch-klisthenische Verfassung aus Rücksichten auf den Staat in sofern Vorschub leistete, als sie die, welche hinlängliche Mittel besaßen, nöthigte, sich mit der Reitkunst, Jagd und andern körperlichen Uebungen, welche Auszeichnung und Abhaltung vom Bösen versprechen, zu beschäftigen (Isocr. Areop. 17). Die Liebe artete aber in Sucht aus (ἱππικὴ νόσος, ἱππομανία), die sich von Vätern auf die Söhne verpflanzte, denen sie noch durch die Erziehung in und außer dem Hause und durch von Rossen entlehnte Namen vorgezeichnet wurde.

— — — Als das Söhnchen uns geboren ward,
Mir, wohlverstanden, und meinem wackern Ehegespann,
Da zankten wir uns um den Namen auch sogleich; —
Sie hing ihm einen „Hippos“ an und wollte so
Xanthippos oder Charippos oder Kallipides,
Kurz ein Rittersmann sollt' und müßt' es sein.

Aristoph. Nub. 60.

Die Rennbahnen weckten, spornten und erhielten den Ehrgeiz; hier konnten außer Männern auch Frauen, selbst Knaben auftreten und Siege erringen (Plutarch. in Ages. 20). In der Altis sah man die Denksäule des Timon, der mit einem Viergespann, daneben seinen Sohn, Aesypus, den Knaben, der mit einem Reitpferde den Kranz errungen (Paus. VI. 2, 12). Es war vornehm, wenn Frauen, den Mann oder Galan zur Seite, bei öffentlichen Feierlichkeiten im Wagen erschienen (Aristoph. Plut. 1015). An Pferden und Hunden hing mancher Athener so, daß er, wenn sie starben, alle Lust zum Leben verlor und seine Betrübtheit auf die unwürdigste Weise äußerte, der Wohlstand einzelner Familien zerrüttet und die Klage laut wurde (Plutarch. in Sol. 7):

Die Pferdesucht hat mich ruinirt, ein fürchterliches
Gefräß'ges Uebel! — Aristoph. Nub. 243.

Der Vater, der über den Sohn jammerte,

— — — — Er hörte nicht
Auf meine Reden, sondern hat mich, leider!
Durch seine Pferdesucht um Hab und Gut gebracht,

Aristoph. Nub. 74.

hatte vielleicht selbst sich die Schuld beizumessen.

2) Sicilien, die Insel, die nach Pindar (Ol. I.) reich an fruchtbarem Lande und fett ist, wo auf schafreichen Triften die

Rosse zur Weide gehen und der Adonion auch ein Volk verließ, froh des erzgepanzerten Krieges mit Roß und Speer und das umflochten wird von den goldenen Oelblättern der Olympiaden, hat überall Hippotrophien, besonders um Camerina und am lilybäischen Vorgebirge in der Gegend des Aetna (Opp. Cyneg. I. 272), deren reiche Besitzer noch unter römischer Herrschaft ganze Heerden von Mutterpferden halten (Cic. Verr. II. 1, 10). Die weit in der Geschichte zurückgehende Pferdezucht des Landes (Virg. Aen. V. 573) stützt sich auf die Neigung seiner großen Theiles eingewanderten, Rossgelanden entstammenden, mit Afrikanern, Kretern und Griechen vielfach verkehrenden Bevölkerung, unter welcher sich die altadeligen, grundangesessenen Geschlechter und Anakten durch Liebe zu Spiel, Jagd, Krieg und jede ritterliche Uebung besonders auszeichnen. Hiero von Gela siegte einmal zu Theben in den Jolaen oder Herakläen mit dem Viergespann der Fohlen, zwei Male in den Pythien mit dem Rennpferde (κέλης) und dem Dreigespanne drei Male zu Olympia, wo seine Pferde Themistokles Zorn erregten (Plutarch. in Themist. 25) und seine und seiner Söhne Reiterstatuen aufgestellt waren. Seinen letzten hier erworbenen Siegpreis verherrlicht Pindar (Pyth. 1—3). Theron, der ritterliche König von Syrakus, Sohn des Aenesidemos, Königs von Agrigent, aus altem Geschlechte, der Bruder des Xenokrates, welcher in den pythischen und isthmischen Spielen Preise erwarb, siegte in Olympia und wurde auch von Pindar (Ol. 2—3) verherrlicht.

Der Sitz vorzüglicher Pferde war Syrakus, „das großstädtische, des Ares Heiligthum, die hehre Amme der eisengerüsteten Männer"; auf seinen Münzen stand das Bild des Rosses; auf seinem Markte im Olympium, von Hiero II. gebaut, dem trefflichen Kenner der Pferde, der selbst ein Buch über die Hippiatrik schrieb. Mit ihm buhlte um den Vorrang Agrigent, die reiche, mit den Schätzen Karthago's gefüllte (Sil. XIV. 198) und von einer zahlreichen Ritterschaft bewohnte Stadt, deren Genossen, auch Fremde, alle stattlich zu Roß zu den von Einzelnen veranstalteten Festgelagen zusammenkamen und Brautgeleite von mehreren hunderten glänzender Gespanne veranstalteten. Ein einziges dieser ritterlichen Häuser beherbergte 500 Reiter und Pferde. Agrigent, die Erzeugerin hochherziger Rösse (Virg. Aen. III. 704), sandte dieselben auch zu den griechischen Wettspielen, von wo sie

kranzgekrönt und in Liedern (Grat. Cyneg. 526) selbst von Pindar gefeiert, an der Spitze eines unendlichen Wagenzuges durch die erweiterten Thore der Stadt zurückkehrten. Wahrscheinlich wurden auch hier, wie in Syrakus, zum Ehrengedächtnisse verdienter Männer Wettkämpfe, Renn- und Turnspiele (Plutarch. Timol. 39) gehalten, und Siegesrosse, wie Helden, unter Grabessäulen bestattet (Diod. S. XIII. 8. Pl. VIII. 64).

Siciliens, theilweise in den Händen reicher Römer befindliche Gestüte (Hor. Od. II. 16, 35) liefern einen Schlag von schöner Gestalt, gutem Charakter und glänzendem Schimmelhaare, dem äußern Zeichen der Schnelligkeit (Virg. Aen. XII. 84), welcher, wenn man vergleichen wollte, zwar den Pferden der Parther und Armenier nachsteht, die der Mauern hingegen übertrifft (Opp. I. 302). Sie sind so wenig scheu, daß

Sie allein des Löwen gewaltiges Brüllen ertragen.

Opp. Cyneg. I. 304.

Ihr flüchtiger und sanfter Gang macht sie zum Wettfahren und Reiten geeignet (Veget. IV. 6); obschon theuer, werden sie doch in Rom zu den Circusrennen verwendet (Capitol. Gord. tr. 4). Sie begründeten den Ruhm der sicilischen Reiterei, deren Ueberlegenheit die Athener bei dem Ausbruche des Krieges gegen Syrakus im Voraus anerkannten; in der That rechtfertigten auch die Reiter von Syrakus, Selinus, Gela und Kamarina die Erwartungen durch ihre Haltung.

3) Hispanien war, noch ehe es sich dem Schwerte römischer Triumphatoren gebeugt, durch seine Pferde den Völkerüberwindern furchtbar geworden. Hispanier dienten in karthagischen, im zweiten punischen Kriege schon in römischen Heeren (Liv. XXIII. 46). Ihre Gewandtheit, eben so zu Fuß wie zu Pferde zu kämpfen, durch plötzliches Aufsetzen den Fußkampf in ein Reitergefecht und durch Absetzen das Reitergefecht in einen Fußkampf zu verwandeln (Hirt. b. h. 15), erschwerte jeden Sieg. Reiterei war die beste Truppe der Hispanier, die an Kriegspferden so reich sind (Just. XLV. 2, 5), daß sie die Verluste des Germanicus zu ersetzen sich erbieten konnten (Tacit. Ann. I. 31).

Das Pferd kommt in dem an Rossen reichen Hispanien (Mel. II. 6, 2. Claud. Ser. 14) theilweise wild (Str. III. 4), theilweise von dem höchsten Adel vor (Varr. II. 1). Nach einer Wundermähr sollen die Stuten um den Tagus, den Berg Sakrus,

in Lusitanien um Olysippo (Lissabon am westlichen Ocean, wo sich das Himmelsgewölbe auf den äußersten Rand des Erdkreises senket, von dem hier ausgehenden, jede Lebensthätigkeit befördernden Favonius befruchtet werden (ἐξανέμουσθαι) und sehr hurtige, aber nicht über drei, gewiß nicht über sieben Jahre (Sil. III. 381) alt werdende Füllen gebären. Manche indeß ziehen die Windempfängniß in Zweifel und erblicken in derselben nur eine durch die Fruchtbarkeit und Menge der Heerden der Stuten entstandene Sage zur Erklärung ihrer außerordentlichen, sturmähnlichen Schnelligkeit in Lusitanien und Galäcien (Just. XLIV. 3, 1); wir erfahren jedoch durch Aristoteles (h. a. VI. 18), daß rossige Stuten wirklich leicht windträchtig und die Hengste zur Befriedigung derselben in Kreta nie gesondert werden. Befällt sie die Roßwuth, laufen sie von den Andern weg, weder nach Osten noch Westen, sondern nach Norden oder Süden, lassen Niemand an sich, bis sie durch Anstrengung ermüden, oder an das Meer kommen, wo sie Etwas, wie Schleim, von sich geben, welches Hippomanes heißt. Der Spanier Columella (VI. 27, 3) erzählt jene Befruchtung auch ohne Zweifelung, und aus Varro (II. 1, 19), Virgil (G. III. 273) und Plinius sieht man, daß sie in Italien geglaubt wurde; Solinus und Martinus bestätigen sie, Augustinus (de civ. XXI. 5) berichtet sie aus Kappadozien, und Laktantius (de fals. rel. IV. 2) huldigt dem Glauben so fest, daß er die Empfängniß als Thatsache der Bewahrheitung eines größern Wunders unterlegt. Die Annahme der Windempfängniß ist sehr alt und scheint den homerischen Erzählungen von den Rossen des Achilles, welche dem Zephyrus eine Harpye oder Sturmgöttin am Ocean gebährte (Il. XVI. 150) und von den zwölf Füllen, welche Boreas mit den Stuten des Erichthonius erzeugte (Il. XX. 223), zum Grunde zu liegen.

Den besten Schlag besitzen Iberien und Celtiberien, und hier Bilbilis (Mart. I. 50, 4), die unbekannte Gegend von Laudacium (Symmach. IV. ep. 7), ferner Gallaizien, Asturien und Lusitanien. Hervorstechende Eigenschaft der Spanier ist Muth (Grat. Cyneg. 515), Sicherheit und Schnelligkeit, wie sie das Volk selbst besitzt (Just. XL. 2, 5). Durch letztere übertreffen sie alle Andern (Str. III. 4), auch die Parther und Armenier;

Ihnen ist vielleicht allein zu vergleichen der Adler,
Der sich eiligen Flugs im Gewölbe der Lüfte daher schwingt,

Oder der Falk, der stürzt daher gebreiteten Fittigs,
Oder der Delphin, wenn er schwimmt durch grünliche Meerfluth.

Opp. Cyneg. I. 280.

Im Kriege vortrefflich (Grat. Cyneg. 515), abrichtbar (Str. III. 4), sanft gegen den Reiter, feindselig gegen den Feind, stürzen sie in Lanzenscharen und gehen in den Tod, wenn er befiehlt. Cäsar (B. g. VII. 55), ihren Werth vollständig erkennend, kaufte deren eine große Anzahl zu denen, die er in Italien gegen die Gallier schon aufgekauft hatte. Selbst nach Afrika, zur Veredlung der Rassen, werden sie ausgeführt und von der römischen Aristokratie mit ungeheuren Kosten zu Wagenrennen nach der Hauptstadt geholt, wo sie sich so gut wie Kappadocier bewähren (Veget. IV. 6). Es läßt sich bezweifeln, was gesagt ist,

— — daß sie, kurz und schwächlicher Kraft, nicht muthigen Geistes
Dauern nur aus in wenigen Stadien, rennend im Wettlauf;

Opp. Cyneg. I. 285.

man weiß, daß sie sehr alt werden (Veget. IV. 7). Ihr Körperbau ist schön, der Huf breit, aber in Folge des kothigen Bodens, wenigstens Gallaiziens und Asturiens, nicht fest (Opp. I. 282). Nach Posidonius sind die Celtiberier meistens Schecken, wenn sie aber nach Iberien kommen, verändern sie die Farbe (Str. III. 4).

4) Gallien hat einen durch seine Schnelligkeit (Tacit. A. II. 5), eben so zum Kriege, wie zu Wettrennen und andern ritterlichen Uebungen höchst brauchbaren Schlag von etwas trotzigem Charakter und wildem Wesen, daß Wolfsgebisse (frena lupata) nöthig werden (Hor. Od. I. 8, 6). Hier sind die durch außerordentliche Flüchtigkeit zu Reit- und Wagenpferden (Pl. XI. 100) hochberühmten, noch in den Zeiten des tiefsten Verfalles mit großen Kosten in Rom eingeführten celtischen Stuten zu finden (Trebell. Poll. in Claud. 9), besonders im Trevirer Lande, dessen Reiterei schon zu Cäsars Zeit (B. g. II. 24; III. 11; V. 3) hochgeachtet und furchtbar war. Die Gallier, tüchtige, von Hannibal den Numidiern gleichgestellte Reiter (Liv. XXI. 52), halten viel auf gute und theure Pferde (Caes. B. g. IV. 2), auf Zaum und Gebiß und schmücken sie in Barbaren Weise noch mit den Köpfen erschlagener Feinde; wir kennen die celtischen (Plutarch. Marcell. 6) und rühmen die gallischen Reiter als die besten, auch in auswärtigen Kriegen (Liv. XLIV. 28) bewährten Hülfstruppen römischer Heere (Str. IV. 5). Wettrennen finden unter den

Trevirern so vielen Beifall, daß sie einst nach gänzlicher Zerstörung ihrer Hauptstadt von dem Cäsar nichts als circensische Spiele begehrten (Salvian. de pr. VI. p. 232. R.). — Das Britannien nahe gelegene Gallien besitzt einen starken Schlag, dessen sich die Kaufleute bedienen, das von dorther kommende Zinn durch das Innere des Celtenlandes bis nach Massilia und Narbo tragen zu lassen (Diod. S. V. 38). — Die nördlichen Celten füttern ihre Pferde und ihre Rinder, wie die Oreiten und Adrastet in Indien, mit Fischen (Ael. H. a. XV. 25); manche ihrer Stämme heißen das Pferd: Markas (Paus. X. 19), — ein Name, der sich in dem Deutschen „Mähre" fortklingend erhalten hat.

5) Germanien hat ungestaltete, schlechtgewachsene, nicht schnelle, aber durch tägliche Anstrengung äußerst dauerhafte, in Nothfällen sogar mit Baumrinde zufriedene Pferde, welche dessen ungeachtet von dem Deutschen denen, die man aus anderen Ländern einführt, vorgezogen werden (Caes. b. g. IV. 2. Tacit. G. 6. Appian. d. r. Celt. 3). Die Deutschen, zwar tüchtige Reiter, reiten sie nicht nach römischer Schule, nicht auf Drehungen (Virg. G. III. 192) und kurze Wendungen zu (Tibull. IV. 1, 94); darum gab Cäsar (b. g. VII. 65) seinen germanischen Söldlingen römische Pferde, die besten, welche er hatte. Am stärksten scheint die Zucht bei den Chauken und Tenchterern (Tacit. G. 32, 35. Caes. b. g. II. 24; IV. 12), am schwächsten bei den Nerviern gewesen zu sein (Caes. II. 17); von den Quaden wird aus späterer Zeit berichtet, daß sie die Hengste entmannten (Amm. Marcell. XVII. 12). Die Bataver, nach in Rom gefundenen Grabschriften, gern in die kaiserl. Leibwache genommen, sind gewandte Reiter und eingeübt, selbst in geschlossenen Reihen durch den Rhein und die Donau zu schwimmen (Tacit. H. IV. 12. Dio Cass. LV. 24; LXIX. 9); sie erkämpften so entscheidende Siege (Tacit. H. IV. 17) wie die flüchtigen Tenchterer (Tacit. G. 32) und Usipeter, von denen einst 800 junge Leute Cäsars (b. g. IV. 2) 5000 Mann starke Reiterei an der Mosel übermüthig angriffen, schnell warfen, und als diese sich setzte, nach germanischer Reiterweise absetzten, die Pferde von unten durchbohrten, die Reiter herabstürzten, die Edelsten tödteten und den Rest in solche Flucht jagten, daß es erst im Angesichte des ganzen Heeres Halt gab (Plut. Caes. 22. Dio Cass. XXXIX. 47). Die Sigambrer (Appian. de reb. gall. IV. 18. Caes. VII. 65), die Jappden (Tibull. IV. 1, 115) und

die Alemannen in der Nähe des Main (Aurel. Vict. 21) sind als Reiter berühmt; die Frauen der letztern kämpfen mit Speer und Waffenrüstung, tapfer zu Roß wie die Männer (Micet. Chaon. Am. p. 31. W.). Die thüringischen Pferde, mit Auszeichnung genannt (Jornaud. d. r. get. 3. Cassiod. Variar. IV. ep. 1) sind, wie die burgundischen, abgehärtet und, nächst den hunnischen, sehr tauglich zum Kriege; die friesischen unübertreffbar in Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen; die dalmatischen schwerer zu lenken, aber tauglich für Waffenrüstung und Krieg (Veget. IV. 6), und entsprechend den ausgezeichneten Leistungen der Cavallerie des kriegerischen Volkes (Trebell. P. in Claud. 11).

6) Italien bietet aus alter Zeit weit wenigere Nachrichten über seine Pferdezucht als Griechenland, das Morgenland und selbst Aegypten. Der fabelhafte König Picus in Latium soll ein Freund von Kriegsrossen gewesen sein (Ovid. M. XIV. 320). Die griechischen Ansiedler, die Ahnherren des weltherrschenden Volkes, kamen gewiß nicht ohne Pferde; sie brauchten sie zu Eroberungen, pflanzten sie fort und bestimmten um den Tiberstrom, wie in Hellas und andern griechischen Ländern, nach dem Pferdebesitz bürgerliche Ordnungen, Verpflichtungen und Rechte. — Die Ostküste, zur Viehzucht geeigneter, als die Westküste, scheint von jeher mehr Pferde als diese gehabt zu haben. Aus der Uebersicht der Streitkräfte Italiens zur Zeit des letzten gallischen Krieges, wie verwirrt sie auch im Einzelnen sein mag (Polyb. II. 24), ergiebt sich so viel, daß die Samniter und Lucaner, die Marser, Marruciner, Frentaner, Japygier, Messapier, Latiner, Sabiner und Tyrrhener, die Römer und Campaner die stärkste Anzahl Berittener stellen konnten; unter diesen stellen die Marser, Marruciner, Frentaner und Vestiner eine Anzahl von Reitern im Verhältniß zum Fußvolk wie 5 : 1, die Latiner nur in dem Verhältnisse wie 16 : 1. Die reichen Weiden jener Länder, welche der Apennin und Garganus im Sommer und auch für den Winter darbietet, und der Verkehr mit griechischen, asiatischen und afrikanischen Völkern mochte der Zucht hier Beförderung und Halt gewähren. Campaniens beträchtliches Weideland gestattete, wie Apulien (Liv. XXIII. 46), Hannibal in der Ebene Winterquartiere zu halten. Die an Zahl dem Fußvolke überlegene Reiterei der Campaner, die seit dem Kriege mit Syrakus, wie die ligurische seit dem Kriege mit Rom, im Heere der Karthager

Meute, übertraf bei der Belagerung Capua's die der Römer durchaus und that ihnen vielen Schaden (Liv. XXVI. 4. Polyb. IX. 4). Sie stellten letzteren mehr als 6000 Mann entgegen und darunter manchen Ritter, dem Keiner oder nur Einer der Römer gleich kam (Liv. XXIII. 46). Nachdem diese Reiterei im zweiten punischen Kriege gänzlich vernichtet und das Land die Beute der Römer geworden war, mögen sich diese in den Besitz der alten Hippotrophien gesetzt haben.

Als Servius Tullius die Klassen- und Centurien-Eintheilung des Volkes festsetzte, wählte er die gesammte Reiterei nach der Pferdehaltung, dem Maßstabe der Besteuerung und des öffentlichen Ansehens. Die Höchstbesteuerten hatten dem Staate sich und die Pferde zum Dienste zu stellen, gehörten aber auch der ersten, mit bevorzugtem Stimmrechte bedachten Klasse an. Noch in der späten Zeit fanden ähnliche Verhältnisse Statt; Plutarch sagt, daß die Reiterei des Pompejus, 7000 Mann stark, alle durch Geburt, Reichthum und von hohem Muthe beseelt und aus der Blüthe Roms und Italiens zusammengesetzt gewesen sei. Die Steuerliste der unter Servius am Höchsten eingetragenen Centurien, worunter achtzehn aus der Reiterei und achtzig aus dem Fußvolke waren (Dion. Hal. IV. 20), läßt auf einen damals geringen Bestand von Pferden schließen; die Zucht gelangte erst am Ende des zweiten und dritten samnitischen Krieges, wo sich die Römer durch Colonien in den gebirgigen Gegenden, und nach den punischen Kriegen, wo sie sich auf den Ebenen festsetzten und große Strecken zu der Staatsdomaine geschlagen wurden, zu größerer Bedeutung. Der große Bedarf der Heere, deren beständige Anstrengung und Verluste, nöthigte den Senat, noch später oft von Afrika, Sicilien, Gallien, Hispanien u. s. w. Pferde käuflich oder als Tribut zu entnehmen und auf den von den Samnitern, Salaminern oder von Perikles erfundenen Pferdeschiffen (naves hippagogae s. hippagines, Pl. IV. 57. Symmach. ep. 7, 60) entweder nach Italien, oder nach dem jedesmaligen Schauplatze des Krieges bringen zu lassen (Liv. XLIV. 23).

Die Tyrrhener, besonders von Cortona am Trasimener-See (Juv. VIII. 62), sind wegen Langschaftigkeit (Opp. I. 170, 300), die nicht großen Ligurer wegen Flüchtigkeit und Dauer bekannt, die best- und zahlreichst besetzten Gestüte aber bietet Unter-Italien, wo sich, wie auf den roseischen Feldern, ganze Heerden (Varr.

pinus II.) unter Aufsicht bruttischer oder griechischer Hüter und Meister befinden. Die Pferde von Tarent (Stat. Th. VI. 320), Saturium oder Saturejum (Hor. S. I. 6, 64), vom Berge Hirpinus bei Neapel (Juven. VIII. 23), von Reate und andern Gegenden Apuliens, Calabriens und Campaniens, vererben das Blut der Lykaspaden (Hirpiner? — hirpus, der Wolf), palmengeschmückter Renner des Circus (Juven. VIII. 62), im Kriege erbeuteter, von Händlern zugeführter oder auf Gütern entsprossener Eltern, welche die Römer, eben so wie die Griechen im Auslande (Paus. VII. 16), namentlich in Epirus (Nep. XXV. 14, 3), Achaja und Sicilien besitzen; — den Italern wird Tauglichkeit für die Bahn als angeborner Vorzug zuerkannt. Die Bereiter aus Eporedium, die kunstfertigsten des Landes (Pl. III. 21), befassen sich mit der Zuschulung.

---

3. Das Pferd und dessen Wesen.

Man unterscheidet das gemeine (eq. vulgaris) und das edle Pferd (eq. nobilis, generosus). Das Männchen, dieses wie jenes heißt: Hengst (equus) oder Beschäler (admissarius, Veget. IV. 6), das Weibchen: Stute (equa) oder Mutterpferd (matrix), das Junge: Fohlen (πῶλος, pullus) oder Fohlchen (equuleus, equulus, equula, Cic. N. D. II. 14. Plaut. Cist. IV. 2. 88). Das Pferd, zu der Gattung der Einhufer, denen sämmtlich die Knöchel (tali) fehlen (Pl. XI. 106), gehörig, hat unten und oben geschlossene Zähne (d. congtinui), die es mit auf die Welt bringt und wechselt (Pl. XI. 61, 63). Das verhältnißmäßig kleine Gehirn hat, wie bei allen Thieren, kleine Knochen und liegt vorwärts, weil die Sinne nach dem Munde hin gerichtet sind. Hier ist des Pferdes verwundbarste Kopfstelle, nach welcher auch im Kriege am schärfsten geschossen wird. Aus dem Gehirne entspringt sein Schlaf und Kopfnicken (Pl. XI. 49). Das kleine und spitzige Ohr drückt die Empfindungen aus; bei Müdigkeit senkt es sich schlaff, bei Furcht bewegt sich's, in Wuth richtet sich's auf, in Krankheit hängt es herab (Pl. XI. 50). Die Augen sind groß und geben die Empfindungen der Seele zu erkennen; sie enthalten eine gewisse Fettigkeit. Apelles oder Nikon (Ael.

IV. 5.) wurden mit Recht getadelt, weil sie in ihren Darstellungen nicht beachtet hatten, daß das Pferd keine Unterwimper, sondern an deren Stelle einige spärliche Haare als Vertreter habe; Oberwimper aber hat es. Als Ersatz der Unterwimper gab ihm die Natur einen Haarschopf an der Stirnhöhe. Es hat, wie alle langschaftigen Thiere, einen durch lange Haare geschmückten starken Schweif, dessen Rübe kürzer ist, als die des Eselsschwanzes (Pl. XI. 186. Aristot. de part. II. 14). Der Hals ist, wie bei allen Hochschenklern, lang; er besteht aus sieben wirbeligen, runden, durch Gelenkknoten verbundenen Knochen, die ihn biegsam und zum Umwenden fähig machen (Pl. XI. 67), und ist mit einer langen fliegenden Mähne (juba equina) über die Länge des Kampes geschmückt (Ovid. M. XII. 88). Das Herz ist klein; je kleiner es ist, um so muthiger ist das Pferd; zur Stütze hat es einen Knochen (Pl. XI. 70. Aristot. II. 15, 3; de part. III. 4). Die Gallenblase fehlt; die Galle sitzt nicht an der Leber, sondern im Bauche (Pl. XI. 74). Der Magen ist geräumig, der Magenschlund einfach, weswegen das Futter hinabsinkt und das Pferd sich nicht brechen kann (Pl. XI. 78). Die Hengste sind stärker als die Stuten (Pl. XI. 110), diese aber leichtfüßiger und schneller. Das Euter, zwischen den Lenden, hat nur zwei Saugwarzen und darum fallen nie mehr als höchstens zwei Junge (Pl. XI. 96); dem Hengste fehlen alle Spuren von Zitzen (Aristot. IV. 10, 13). Die eigenthümliche Stimme (hinnitus), bei Stuten schwächer als bei Hengsten (Pl. XI. 112), drückt seine Begierden aus.

Wer gute Pferde erziehen will, muß an der vielfach bestätigten Erfahrung festhalten, daß alle Hausthiere des Menschen, ja der Mensch selbst (Col. III. 8, 9. Lucret. IV. 1214), nicht blos das Geschlecht, sondern auch körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten, die guten wie die bösen, auf die Nachkommen fortzeugen (Virg. Ecl. I. 23).

> Von Starkem stammt Starkes und Biederes;
> Im Stiere lebt, es lebt im Rosse die Kraft
> Der Väter; ein beherzter Adler
> Zeuget nicht schüchterne Turteltauben.
>
> Hor. Od. IV. 4, 29.

Bei Pferden läßt sich dies ganz sicher wahrnehmen; die Fohlen schlagen in Gestalt, Farbe, Gang, in Fehler und Tugenden ihrer

Eltern, selbst auf Befähigung zu der diesen gegebenen Bestimmung zurück. Gute Jochpferde erzeugen gute Jochpferde; guten Reitpferden entstammen gute Reitpferde,

— — — Und so erfreuen
Sich des eiligen Renners Abkommen verhüllenden Staubes.

Mart. VI. 38, 7.

Bei der Züchtung kommt es daher auf Zweierlei hauptsächlich an: Erstens, daß die Eltern beiderseits edlen Blutes, guter Art, und, wo möglich, ohne äußere und innere Fehler sind, denn, sagte Theognis, der, weil er dem nisäischen oder sicilischen Megara entstammte, gerade hier Beachtung verdienen dürfte:

An Lammböcken und Eseln verlangen wir, Kyrnos, und Rossen
Adlige Zucht und es mag Jeder aus wackerer Brut
Gern sie erziehn;

Zweitens, daß der Züchter seine Fohlen für feste, wo es sein kann, für die Bestimmung ihrer Eltern züchte, denn fast erblich eignen sich einige zum Reiten, andere für das Joch; die allerschnellsten passen wegen Schnelligkeit allein noch nicht für den Circus (Senec. Controv. III. praef.) und die heiligen Wettkämpfe (Col. VI. 27).

Ob der Zuchthengst oder die Zuchtstute größere Vererbungsfähigkeit besitze, und ob diese oder jener mehr zu berücksichtigen sei, ist zweifelhaft. Aristoteles (VI. 23) sagt, daß die Füllen der Pferde und Esel in Aussehen, Kraft und Größe mehr der Mutter gleichen, und einer meiner Gewährsmänner: die Natur selbst will, daß die Nachkommenschaft der Mutter ähnlich sei; darum nehmen die, welche sich an den heiligen Wettkämpfen besonders betheiligen, die Abkömmlinge der schnellsten weiblichen Rennpferde ganz vorzüglich wahr und finden in der reinen Fortzüchtung der edlen Thiere (generosum armentum) die Hoffnung künftiger Siege (Col. III. 9). Dieselbe Wahrnehmung ist auch bei olympischen Stuten gemacht. Virgil legt im Gegensatze des Rindviehes größern Werth auf die Wahl des Hengstes,

— — Welchen zur Hoffnung des Stamms zu erziehn du gedenkest.

Virg. G. III. 73.

Gleich nach der Geburt läßt sich im Füllen das edle Roß erkennen. Ein Raffefohlen ist munter und schmuck, unerschrocken, nicht scheu, wenn es etwas Außergewöhnliches sieht oder hört, es eilt der Heerde voraus, jagt im muthwilligen Springen und Lecken, die Andern ausstechend im Laufe, setzt ohne Anstand über

Gräben, Brücken und Flüsse (Col. VII. 29. Virg. G. III. 76). Der leichte Gang läßt hoffen, daß es kein Stolperer (caespitator) werde. Ehe es jedoch zugeritten oder eingefahren, läßt sich das Temperament nicht sicher erkennen (Xenoph. eq. 1); darum vielleicht stellt Virgil die körperlichen Merkmale voran. Unsere Anforderungen an Rangthiere entnehmen wir den Angaben der Wettrenner zu Pferd und Wagen (*ἱππόδρομοι*), der Aufseher der Roßheerden (*βουκόλοι*, Opp. I. 173) und mehrerer Schriftsteller.

Die Füße *), die für den Gebrauch wichtigsten Körpertheile, kommen zuerst in Betracht; ein Pferd, namentlich ein Kriegspferd, wäre auch Alles an ihm gut, das Gangwerk aber schlecht, ist so wenig werth, wie ein Haus, dessen Obertheil auf schlechtem Grunde ruht. Man betrachte bei jeder Gelegenheit, auch beim Kaufe, vor Allem Hufe und Hufwände, ob sie dicht oder dünn, stark oder schwach und wie sie gerichtet sind. Der Huf muß hoch stehen, damit der Strahl nicht die Erde berührt; die Flachhufer gehen auf diesem weichsten Fußtheile, wie die Plattfüße unter

*) Der Fuß und Huf der Pferde war den Alten von noch weit größerer Wichtigkeit tals uns, denn wenn auch die Klanghufe oft genannt worden (Virg. Aen. IV. 135; XI. 638), so würde man doch sehr irren, wenn man daraus auf einen Hufeisenbeschlag schließen wollte. Der Ausdruck geht auf nichts Anderes, als auf Härte, Festigkeit und daraus entstehende Klangfähigkeit der Hufe. Virgil (Aen. VI. 803) konnte darum auch den Hirschen und Stieren, bei denen ein Hufbeschlag gewiß nicht stattfindet, eherne Füße beilegen. Aufgenagelter eiserner Hufeisen wird in keiner Stelle gedacht und an den noch erhaltenen Kunstwerken, an den Ueberresten von Persepolis, an den Säulen des Trajan, Antonin, Marcus Aurelius rc. und bei den plastischen Abbildungen der Pferde, sind diesen niemals Hufeisen aufgedrückt. Die Alten bekleideten den Fuß nur mit einer Art von Ueberschuhen, unter Umständen von Bast oder Hanf (Veget. I. 56), wie den der fußwunden Zugochsen, Maulthiere und den der Kameele in Kriegen und auf Reisen (Arist. II. 6. Plin. XI. 43). Erst die spätern griechischen Schriftsteller aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert erwähnen „mondförmig gekrümmte, eiserne Sohlen" an den Füßen der Pferde, und damit werden wohl Hufeisen, wie wir sie haben, zuverlässig angedeutet. Bei Schriftstellern dieser Zeit ist auch die Rede von Nägeln, die zum Befestigen dieser Sohlen gebraucht wurden, welche jedoch nicht beständig, wie bei uns, auflagen, sondern nur für die Dauer ungünstiger Jahreszeiten oder für Wege auf Steinlande aufgeheftet wurden. Die Deutschen scheinen früher als die Römer und Griechen die Pferde beschlagen zu haben. Das älteste bis jetzt bekannte Hufeisen stammt aus dem Grabe des Frankenkönigs, Childerich I. (481 n. Chr.). Die alten deutschen Hufeisen haben keine Vertiefungen für die Nagelköpfe, sie liegen vielmehr in Rinnen, die auf beiden Seiten eingedrückt sind.

den Menschen (Xenoph. 1). Er sei ferner hart, gediegen, guten Hornes und ohne Risse und Klüfte, wie bei der in ein Roß verwandelten Ocyrrhoe (Ovid. M. II. 670), auch wohl abgerundet Opp. I. 193) und

— — In scharfem Rand' vom Horn' lauf' er zusammen.
Calpurn. VI. 55.

Im Laufe erkennt man so begabte Pferde, wenn, wie Simon richtig bemerkt, der hohle Huf, wie eine Cymbel, auf dem Boden klingt. Hufe von solcher Beschaffenheit fordern alle Kundigen (Col. VI. 29. Varr. II. 7. Pall. IV. 13), denn dieselbe bedinget ihre Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit auf längeren oder kürzeren Wegen. Ausgezeichnet sind in dieser Hinsicht die starken Rosse der Babylonier, „die im Getümmel daher traben" (Jer. 47, 3) und der Assyrer, „deren Hufe wie Felsen geachtet sind" (Jes. 5, 28). Solch' einen Harthufer wünsche ich mir auf allen Wegen, namentlich zur Jagd;

Solcher geh' mir in hitzigen Streit hoch muthig mit wilden.
Thieren, mein Kampfesgenoß, Kriegsheld, unverwüstlicher Kräfte.
Opp. Cyneg. I. 194.

Auf der Rennbahn und Kunststraße
Erschallt' mit gediegenem Horne sein Hufschlag;
Virg. G. II. 88.

die mit den Feldzügen verbundenen Strapazen und Märsche würde er, ohne zu erlahmen, leichter aushalten. Die oft bodenlosen Wege in den mit Krieg überzogenen Ländern ruiniren die Pferde bekanntlich in der stärksten Weise, und man weiß aus der Geschichte unserer Feldzüge, daß unsere Legaten und Feldherren oft ganze Reiterschwadronen zurücklassen mußten, weil die abgenutzten Hufe der Pferde und Lastthiere jeden weitern Marsch unmöglich machten; als Mithridates im ersten Kriege mit den Römern Cyzikus belagerte, mußte er aus derselben Ursache seine gesammte Cavallerie nach Bithynien schicken. — Um die Pferde harthufig zu machen, fange man bei der Erziehung der Fohlen schon an, darauf Rücksicht zu nehmen; man bringe sie nicht auf kothige Wege nnd lasse sie nicht auf sumpfige, schwammige Weiden, denn hier wie dort erweicht das Horn, mit einziger Ausnahme der roseischen Ebenen, wogegen auf festem harten Boden dasselbe sich zu der erwünschten Gediegenheit ausbildet. Man lasse sie ferner nicht in der Feuchtigkeit des Stallmistes stehen, gebe ihnen vielmehr Einstreu und trockenen Stand.

Der Kopf des Pferdes, von der Natur als Sitz des Geruches, Geschmackes, Gehöres und Gesichtes und auch dadurch, daß es nicht, wie der des Stieres, Arbeitsleistungen unterworfen ist, ausgezeichnet (Veget. II. 1), besteht aus zwei Knochen, zwei andern von der Stirn bis zur Nase und zwei zehn Zwölftel (röm.) Fuß langen Unterkinnbacken (Veget. IV. 1, 2), die nicht zu weit stehen dürfen. Für den Gebrauch ist es wichtig, daß beide gleich hart oder gleich weich sind, denn meistens werden die, welche ungleiche Kinnladen haben, auf einer Seite hartmäulig (Xen. 1). Der Kopf enthält von dem Stirnschopf bis zur Nase einen Fuß (Veg. IV. 2); er muß fein gebaut, niedlich (Hor. S. I. 2, 89), schmuck, munter (caput argutum), nicht zu groß und nicht zu klein, schnell beweglich (Calpurn. VI. 54), knochig und ohne Fleisch (siccus) sein (Pall. IV. 13. Varr. II. 7. Col. VI. 29. Virg. G. III. 80), nach Kassiodor (IV. 1) das lebendige Aussehn des Hirschkopfes haben.

Der Hals schließe sich sanft an die Brust, fühle sich weich (Ovid. Hal. 67), sei voll, aber nicht plump (Calpurn. VI. 54) und liege in gerader Linie zwischen den Augen des Reiters, nicht, wie bei einem Eber, vorwärts oder gerade geneigt, sondern er steige, wie bei dem Hahne, in schmalem Bogen aufwärts (Opp. I. 180. Xen. 1) und so, daß das Kinn gleichsam auf der Brust ruhet (Opp. I. 178. Nemes. 247). Hochhalsige Rosse legt Homer Göttern und Heroen mit Recht bei (Il. X. 305; XI. 158; XVII. 496; XVIII. 280); ein solches, wäre es auch noch so muthig, läßt sich nicht blos leichter lenken, als das, welches den Kopf gerade ausstreckt (Xen. 1), sondern bietet auch

— — Wenn's hoch träget das Haupt und rings um den Schultern
Fliegen die Mähnen umher

Hom. Il. VI. 509.

einen schönen, Muth (Calpurn. VI. 54) und Stolz ausdrückenden Anblick dar. Des Rosses,

— — Das wirft stolz in die Lüfte mit lautem
Schnauben das Haupt, deß freut in der Brust sich des Königes Seele.

Quint. Smyrn. VII. 322.

In der Brust muß es muskelhaft (Virg. G. III. 81) und voll sein (Oppian. I. 185. Ovid. M. XII. 400), auch breit stehen (Pallad. IV. 13); dies giebt Ansehen und Kraft bei der Bewegung und hindert, weil auch die Schenkel weit stehen, daß die Füße nicht streichen (Xen. 3).

Stirn und Schwanz sind bei den Löwen (Solin. 40), die Ohren bei den Pferden und allen Lastthieren die untrüglichen Merkmale gewisser Zustände des Leibes oder der Seele; herabschlaffende deuten auf Uebelbefinden, wankende auf Furcht, hochgerichtete auf Wuth und Muth (Pl. VIII. 19; XI. 50), oder auf Anruf des Reiters (Ael. VI. 10),

Ein Roß von edler Art, obgleich schon alt
Läßt in Fährlichkeiten seinen Muth nicht sinken,
Nein, es richtet gerade das Ohr auf.
Soph. Electr. 25.

sie müssen klein, nur sechs Zwölftheile eines Fußes lang (Veget. IV. 2), etwas spitzig, gleichmäßig gerichtet, leicht beweglich sein, nicht zu weit stehen (Pallad. IV. 13), und, wie bei dem edlen Kappadozierrosse, oft hin und her spielen (Nemes. Cyneg. 245); sie, mit der breiten, nur nicht zu breiten, von den dichten Haaren des Scheitels umwallten Stirne (Opp. I. 179) geben dem Kopfe das recht pferdeartige Aussehen (Xen. 1).

Nach Festus athmet (hippacare) das Pferd stark und schnell; um die Athmung leichter und das Aussehen schrecklicher zu machen, verlangt Varro nicht zu enge, Columella, Oppian, Xenophon und Palladius weit geöffnete Nasenlöcher (nares, ῥῖνες); es erweitert im Zorn auf ein Anderes, im hitzigen Angriffe, im Reiten und Wettfahren die Nüstern so, daß sie feuern (Claud. Cons. H. IV. 547) und

Brausend rollt aus der Nase der Dampf des gesammelten Feuers.
Virg. G. III. 85.

Das dampfende Schnauben aus erweiterten Nasenlöchern, wenn

Feuchtende Dämpf' entwallen, wie Rauch, der entflammeten Nüster,
Nemes. 248.

ist zugleich das Zeichen des Muthes und wahrscheinliche Veranlassung zu den mancherlei Wundersagen von feuerhauchenden Stieren und Rossen, wie die des Diomedes (Lucret. V. 29) oder des kolchischen Königs Aetes, das Dankesgeschenk des Hephästos dafür, daß ihn, den vom Gigantenkampfe Erretteten, Helios, der Vater des Aetes, auf seinen Wagen genommen hatte (Apoll. IV. 230. Apollod. I. 9, 23).

Virgil gedenket der Augen nicht; — wir fordern daher nach Andern, daß sie lebhaft, blitzend, schimmernd reinen Glanzes (Nemes. 146), stark gelidert (Opp. I. 181), groß (Pallad. IV. 13.

Veget. IV. 2) und etwas vorstehend seien (Pollux. I. 190). Tiefliegende Augen behindern den Blick in die Ferne und die Schönheit des Ansehens (Xenoph. 1). Die dunkle, ins Schwarze spielende (Varr. II. 7) oder schwarze Farbe hält man für die beste (Col. VII. 29), es giebt aber auch welche mit bläulichen (Pl. XI. 53. Arist. h. a. I. 10. gen. a. V. 1) und graublauen, wie die des Cäsar Augustus (Pl. XI. 55) und zwiefärbigen Augen, wie die Alexanders, dessen Linkes graublau, das Rechte aber kohlschwarz war. Der Jäger, wie er des bessern Waidwerks wegen die verschiedenen Farben der Leibhaare berücksichtiget (Grat. 535), beachte aus demselben Grunde die Augen und wähle solche von wasserblauer Farbe (*κυανωπός*) zur Jagd auf Hirsche, von bläulicher, ins Weidengrün spielender (caesaliae, *γλαυκόφθαλμοι*) auf Bären, von gelblicher (*δαφοινοί*) gegen Panther, von feuergelber auf Eber, von lichtgelber mit großem Stern auf Löwen (Opp. I. 308).

Das Haar des schönen Pferdes muß glatt, glänzend und kurz sein; an einzelnen Stellen des Körpers verliehen ihm die Götter zur Zierde langes, mehr oder weniger starkes Haar. Schön ist's, wenn die Fußgelenke lockenähnlich umwallt sind, schöner aber ist der Schopf oder das

Dichtgebüschelte Haar des Schlafs, so die Stirne bewallet.
Opp. Cyneg. I. 180.

Man darf glauben, daß der Gott ihm dadurch einen Ersatz für die Ohren, welche er ihm ungleich kleiner als Eseln und Mauleseln bildete, und einen Schutz für die Augen zur Abhaltung des Staubes und anderer Schädlichkeiten, gewiß aber auch eine Zierde in diesem Haarbüschel habe geben wollen (Xen. 5). — Siehst du ein edles Füllen,

Dicht ist die Mähn' und senkt sich geweht auf die Rechte der Schultern.
Virg. G. III. 86.

Sie heißt die Ehre des Rosses (Nemes. I. 145) und ziert dasselbe in ähnlicher Weise, wie die Mähne den Löwen, der Bart den Mann und die weiche Haut das Weib (Lucian. Cyn. 15. Pl. XI. 94), im ruhigen Gange und im raschen Laufe durch die Felder (Hom. Il. VI. 508), wenn es sich trotzigen Muthes schüttelt (Virg. G. III. 92) und wenn sie die Winde durchflattern (Il. XV. 266). Homer rechnet die „blühende" Mähne zu den besondern Vorzügen der Pferde aller seiner Helden (Il. V. 323;

VI. 509; VIII. 503; XIII. 617; XVII. 504). Das edle Thier scheint ein besonderes Gefühl für diesen Halsschmuck zu haben;

— — — Feurig braus't es und ragt mit erhobenem Nacken
Ueppigen Muthes, wenn spielet die Mähn' um den Hals und den Bug hin;
Virg. Aen. XI. 496.

elbstgefällig und stolz ist der Gang,

— Wenn ein Mann das geflügelte Roß in die Räume der Rennbahn
Führt und das Thier, das gelehrige, faßt bei der zottigen Mähne,
Rennend im stürmischen Trab; stolz folgt's mit erhobenem Nacken,
Während im Mund die von Schaum hellglänzenden Zügel ihm klirren.
Apoll. Rh. IV. 1604.

Bei Krankheit und Schmerz sinkt sie matt herunter (Hom. Il. XVII. 439); schneidet man sie ab, tritt Niedergeschlagenheit ein (Aristot. VI. 18, 6), das brünstige Liebesfeuer wird kälter oder vergeht ganz (Pl. VIII. 66, 2), und selbst Begattung mit dem niedrigen Esel läßt sich die so entwürdigte Stute gefallen (Ael. h. a. II. 10). Kein Reitersmann von Ehre wird dies thun, denn die volle, dicht abwallende Mähne dient ihm als Anhalt, und er weiß, wie

Häßlich das Roß, wenn die Mähn' nicht wallt um den falbigen Nacken.
Ovid. Met. XIII. 848.

Am schönsten ist sie bei Füchsen, Brandfüchsen (Ovid. M. XII. 88) und Braunen (Il. IX. 407). Der ehrbare Römer läßt nicht die Haare der Fesselgelenke, und noch viel weniger den Kamp seiner Wagen- und Reitpferde ausschneiden, es wäre denn, um den Wuchs derselben zu befördern, er erscheint aber alsdann nicht mit denselben im Circus. Manche jedoch verschneiden sie zu größerer Schönheit bogenförmig, Andere, nach der Weise der Armenier, lassen Haarbüschel treppenweise stehen, noch Andere nehmen, wie die Perser, alle nach der linken Seite fallenden Haare bis zur Mitte des Kampes sorgfältig weg und lassen sie auf der Rechten stehen. Auf der Trajanssäule sieht man die Mähne zurecht gelegt, gekräuselt, nach dem Halse zu getreppt. Altgriechischer Sitte gemäß (Il. XV. 266; VI. 509) fallen die Mähnenhaare ohne Ausschnitt auf beide Seiten des Halses (Claud. Honor. Cons. IV. 549), in Rom aber liebte man vor und nach Augustus (Varr. II. 7. Virg. III. 86. Col. VI. 29), sie einseitig zu gewöhnen, daß selbst bei Ocyrhoe, nach ihrer Verwandlung

— — — Das Haar, das wild den Nacken umwallte,
Sich rechts legte zur Mähne herab.
Ovid. M. II. 673.

Wie die einseitig fallende Mähne eine Schönheit erachtet werden könne, läßt sich schwer begreifen; größeren Beifall ertheile ich dem Verfahren der Parther, welche sie im Scheitel halten (bicomis), nur die in der Mitte starrenden, kurzen Nackenborsten wegnehmen und alle andern zur Rechten und Linken ohne Ausschnitt lassen (Veget. I. 56).

Der Widerrist sei hoch; ein solcher gewährt dem Reiter einen festen Sitz, verleihet den Schultern und dem ganzen Körper des Pferdes festere Verbindung (Xen. 1).

Gratius tadelt (Cyneg. 526),

Wenn sich schmal auf den Rücken der Grat hinkrümmte, —

mit Recht; ein gerader (Calpurn. VI. 54), breiter, fleischiger Rücken, dessen Fleisch gefurcht, ist seßhaft (tergum sessile), bequem beim Aufsteigen (Ovid. M. XII. 401. Xen. 1) und gehört mit dem fettumwachsenen, gespaltenen Kreuze zu den Schönheiten (Virg. G. III. 85. Varr. II. 7. Col. VII. 29. Opp. I. 185).

Der Bauch sei, die Stuten ausgenommen, schmal (Virg. G. III. 80), wie bei Petasos (Calpurn. VI. 53); eingezogene Flanken sind nach Kennerurtheile fehlerhaft. Weit oben anfangende, dann allmählich sich wölbende Seiten gewähren einen bequemen Sitz und machen das Pferd kraftvoll; bei solchem Bau füttert es sich auch besser.

Der Schaft muß lang (Opp. I. 185), die Lende kurz und breit sein, denn dann hebt es das Vordertheil und schiebt das Hintertheil ohne große Anstrengung, die Flanke erscheint auch kleiner, die, wenn sie groß ist, das Pferd entstellt und schwerfällig macht.

Die Hüften müssen gedrungen (Opp. I. 188), kraftvoll (Pollux I. 149), die Backen unter dem Schweife breit und durch eine Linie getrennt sein, damit es die Hinterschenkel weit von einander setzt, mehr Lebhaftigkeit und Kraft äußert, mag es beim Aufsteigen des Reiters sich niederlassen oder unter demselben sich bewegen. Breit und fleischig sei auch Brust und Blatt, jedoch im Verhältniß zu den Bauchseiten; fester und gediegener Bau derselben befördert leichten und raschen Gang (Xenoph. 1).

Die Röhrenbeine (tibiae) verdienen als Stützen des Körpers volle Beachtung. Sie müssen gerade und nicht einwärts (Col. VI. 29) stehen, der ganzen Länge nach wohlgerundet, zierlich,

fleischlos, wie bei dem Hirsche (Opp. I. 189), ohne vorstehende starke Adern, aber kraftvoll sein; sind sie schwach, unterlaufen sie bei Wegen auf hartem Boden mit Blut, die Blutgefäße erweitern sich, es entstehen Schenkel-Anschwellungen, zuletzt löst sich das Fell oder das Griffelbein ab (Xenoph. 1). Die Knöchel seien schön gerundet, die Kniee klein (Col. VI. 29), die Strahlen (rana, ranula, χελιδών, βάτραχος) wohlgehöhlt, die Hufe sollen sich an die Fessel scharf anschließen (Calpurn. VI. 53), nicht steil, wie bei der Ziege (hircipes), aber auch nicht gesenkt sein. Die gaisfüßigen Pferde prallen zu stark zurück, stauchen den Reiter und werden leicht von Entzündungen befallen; die flachhufigen und durchtretenden werden gern lahm, verlieren in Folge entstehender Geschwüre die Haare und das Horn der Füße und lassen sich auf scholligem und steinigem Boden nicht wohl brauchen.

Zum schönen Gangwerke (εὐποδία) gehört, daß das Fohlen die Beine gelenkig, die Füße mit Leichtigkeit hebt (Varro II. 7), geschicklich, wie die Asturkonen, auswirft und, wie die Perser, sanft niedersetzt (Sil. XVI. 444). Hält sich's bei der Heerde stets im Vortrabe und setzt's, stolz auf den Adel der Jugend, leicht über Felder und Weiden hinweg (Il. VI. 511), läßt sich annehmen, daß es ein leichter Gänger, der nicht staucht und stampft (Plaut. Asin. III. 3, 113), werden und, bei nicht zu hitzigem Temperamente, ein Wettroß abgeben oder jenem mycenischen Blauschimmel gleichen werde, von dem es heißt:

> Traun, herrlich an Wuchs, traun, ragende Schenkel
> Wirft er.
>
> Grat. Cyneg. 503.

Wenn Manche glauben, daß ein Fohlen, welches gelenkige Schenkel hat, als Pferd auch den Körper leicht werde heben können, so verhält sich das nicht also; nur das, welches gelenkige, kurze und starke Lenden hat, setzt die hinteren Schenkel weit unter die vorderen, und wenn man es, während es dieselben untersetzt, mit dem Zaume zurückzieht, so biegt es die hintern Füße in den Sprunggelenken, den Vorderkörper aber richtet es in die Höhe, so daß den Gegenüberstehenden Bauch und Schaam sichtbar werden. Füße und Beine allein machen noch kein Paradepferd aus, auch nicht erhabene, stattliche Haltung, es muß mit diesen Vorzügen ein stolzer Geist mit einem verhältnißmäßig starken Körper sich vereinigen, dessen Brust es vorwirft, wenn es

angehalten wird. Wenn sich's hebt, ist es etwas so Schönes, Bewunderns- und Staunenswürdiges, daß es aller Augen auf sich zieht und Keiner des Anblicks müde wird. Auf solchen Pferden werden Götter und Heroen dargestellt (Xen. 11).

Das Geschröde (scrotum) des Hengstes theile sich in zwei gleiche Hälften; dasselbe an sich schon groß und größer als bei dem Elephanten (Arist. II. 1, 13), darf nicht zu groß sein, weil es, freihängend zwischen den Hinterblättern, wie das volle Euter die Stute, im Gehen und Laufen den Hengst behindern, bei sehr starken Bewegungen sogar ihm abreißen könnte (Col. VI. 29). An Fohlen läßt sich die dereinstige Größe des Hodensackes nicht im Voraus beurtheilen (Xen. 1).

Ueber den Körper vortretende Adern gehören zur Schönheit und erleichtern die Behandlung in Krankheitsfällen (Varr. II. 7).

Der Schweif, durch zwölf Wirbelknochen gelenksam, dient dem Pferde, wie der Name schon sagt (muscarius), als Fliegenwedel (Veget. IV. 1, 2, 2) und reihet es in die Sippe der Schweifschwänze (λόφουροι, Arist. I. 6). Er falle lang und dicht behaart fast bis zur Erde (Opp. I. 186) und werde sorgfältig gepflegt *); denn er ist des Rosses Schmuck und Zierde, und wenn es nicht mehr lebt, die Zierde des Helden,

> Der das gewaltige Haupt mit stattlichem Helme bedecket
> Von Roßhaaren umwallt und fürchterlich winket der Helmbusch.
> Hom. Il. III. 337.

Darum geschieht es nur selten, daß er abgehauen wird; die in der Altis aufgestellte Erzstute ist wegen des verkürzten Schwanzes häßlicher, als die anderer Pferde (Paus. V. 27).

Die Pferde sind verschiedener Größe, je nach Ländern und Rassen. Welch' ein Unterschied zwischen dem kleinen Ponny (buricus) und dem ungeheuerlichen Kreter (Veget. IV. 2. Opp. I. 300), zwischen dem unansehnlichen Britannier und dem fünf Ellen (7½') hohen Bucephalus! (Arrian. V. 19). Die künftige Größe läßt sich dem Fohlen gleich nach der Geburt nach der Höhe der Schenkel abmerken, denn diese wachsen bei allen Vierfüßlern nicht in gleicher Weise, wie der übrige Körper, aus. Hat

---

*) Die Alten hielten viel zu sehr auf die natürliche Schönheit des Roßschweifes, als daß sie ihn durch Abschneiden (Englisiren, οὐροτομεῖν) zu verstümmeln oft geneigt gewesen wären.

ein Hohlen hohe Schenkel, so deutet das auf Größe des Pferdes (Xen. 1). Allzugroß und allzuklein ist bei Pferden gleich fehlerhaft (Varr. II. 7); Mittelgröße das beste Maß! (Veget. IV. 2). Bei Mittelgroßen stehen alle Körpertheile unter einander in einem entsprechenden Verhältnisse der Stärke und Länge (summetria) und solche halten sich gut (Varr. II. 7).

Das Pferd hat geschlossene Zähne, wie der Mensch (Pl. XI. 61), die nicht abwechselnd in einander greifen (Arist. II. 1). Das Fohlen bringt sie schon mit auf die Welt (Pl. XI. 63), wechselt dieselben auch wie der Mensch, der Esel, das Maulthier, mit Ausnahme der Backenzähne, welche hinter den Hundszähnen stehen (Arist. II. 1. Pl. XI. 63), sofern es nicht vor der Zeit des natürlichen Zahnwechsels verschnitten worden ist, denn in diesem Falle verliert es dieselben nicht (Pl. XI. 64). Ihrer sind vierzig, nämlich 24 Backen- (d. molares), 4 Hunds- (canini) und 12 Raffzähne (rapaces). Der Stand der Zähne ist, um nicht der Betrüglichkeit der Roßtauscher und Pferdehändler zu verfallen und Krankheiten falsch zu beurtheilen, sehr ins Auge zu fassen (Veget. IV. 5); an denselben läßt sich auch das Alter erkennen. Es ist nicht ausgemacht, ob die Männchen, wie bei Ziegen, Schafen und Schweinen, mehr Zähne als die Weibchen haben (Arist. II. 3), steht aber das junge Pferd in einem Alter von 2 Jahren 6 Monaten, fallen die oberen s. g. Milchzähne aus (Veget. IV. 5), es verliert nach Plinius (XI. 64) dann die beiden Vorderzähne unten und oben, im folgenden Jahre die beiden nächsten und dann kommen die s. g. Stockzähne (d. columellares) vor. Nach Thierärzten schieben im sechsten Jahre auch die Backenzähne ab, die aber alsbald wieder wachsen, so daß sie alle im siebenten Jahre vollzählig sind. Nun treten Höhlungen in den Zähnen ein; diese geben keine sichere Alterskennzeichen mehr ab, sie werden aber mit den Jahren nicht braun, wie bei andern Thieren, sondern weißer und länger (Arist. II. 3). Größer werden die Hufe, stärker die Haare, die, wie bei den Menschen, im Alter grau werden, bei manchen schon im zehnten Jahre. Dann senken sich auch die Schläfen und fallen immer mehr ein; im zwölften erscheinen auf der Mitte der Zähne dunkle Flecken (Veget. IV. 5), und die Haare werden länger (Pl. XI. 94). Diese letzten Kennzeichen gelten auch für Esel. Viele glauben das Alter bei zahmen und an den Zaum gewöhnten Pferden

noch an den Mundwinkelrunzeln der Stelle, wo das Gebiß (morsus) sitzt, herauszufinden, indem sie dieselben an der Unter- und Oberlippe zusammenzählen und auf jede ein Jahr rechnen (Veget. IV. 5). Vom siebenten Jahre an gewährt ein Pferd nicht mehr frohe Hoffnungen und es läßt sich auch nicht mehr gut verkaufen. Im sechszehnten Jahre werden die Augenbrauen grau, die Zähne lückenhaft, lang und entgegen andern Thieren, weißer (Arist. II. 8) als in der Jugend (Pl. XI. 64); zuletzt mehren sich die Runzeln, die Stirn verliert die Munterkeit, der Nacken senkt sich, der ganze Körper wird schlaff, die Augen gehn ihres Glanzes verlustig und Kahlheit der Wimpern verräth das Greisenalter (Veget. IV. 5).

Das Lebensziel des Pferdes läßt sich nicht genau bestimmen; das männliche kann fünf und dreißig, das weibliche mehr als vierzig Jahre alt werden; man weiß aber auch, daß Eins 75 Jahre geworden ist (Arist. V. 14. Pl. VIII. 66). Die persischen, hunnischen, epirotischen und sicilischen sollen ein hohes, die spanischen und numidischen Pferde ein kürzeres Lebensziel haben (Veget. IV. 7). Der Bucephalus, der so manche Mühsal und Gefahr mit seinem Gebieter getheilt hatte, wurde an dreißig Jahre alt; er starb in Folge der Jahre und Strapazen ganz abgelebt (Arrian. V. 19). — Die Hengste der Sarmaten sollen älter als die Stuten, bis 50 Jahre alt werden (Pl. VIII. 65). Wir wissen, daß die, welche im Hause aufgezogen wurden, nicht so alt werden, wie die im Gestüte Aufgezogenen.

Die Farben sind sehr verschieden, je nach Verschiedenheit der Länder und wechseln mit dem Wechsel des Wassers (Arist. III. 12, 12. Nonn. II. 87); die eine ist häufiger hier, die andere dort, die eine sieht man häufiger in der einen, die andere öfter zu einer andern Zeit, je nach dem Geschmacke der Besitzer oder Lenker, deren im Circus gewählte Kleidung der Farbe der Pferde möglichst entsprechen muß (Stat. Th. VI. 330). Man unterscheidet einfarbige, wie sie in Italien am liebsten in die Gestüte gewählt werden (Pall. IV. 13) und mehrfarbige Pferde. Zu jenen gehören:

1) Die Braunen, in den verschiedenen Uebergängen vom Helleren ins Dunkle (rufi, spadices, badii, baidii, ξάνθοι, murrhini, phoenicei), sind, nach vorhandenen Wandgemälden zu schließen, gewöhnlich in Aegypten und in Arabien; der Hengst des Achil-

les (Il. XVI. 148), des Diomedes (Il. XXIII. 454) und die Erzählung Nestors von den in Elis geraubten Stuten (Il. XI. 678) deuten darauf, daß die braune Farbe in dem alten Griechenland, wie seit lange unter den Römern, angesehen gewesen sei (Varr. II. 7. Virg. G. III. 82).

2) Füchse, als Hellfüchse (flavi), Goldfüchse (rutili, aurei, χρύσεοι), Kupferfüchse (fulvi), Brandfüchse (αἴθωνες), Lehmfüchse (flavi), Lichtfüchse (φοίνικες, Il. XXIII. 454) und Andere röthlicher Farbe,

Deren Schimmer wunderbar gleicht den leuchtenden Strahlen der Sonne,
Hom. Il X. 547.

haben großen Theiles den Deckhaaren gleichfarbige Mähnen (Ovid. M. XII. 90). So der von Neptun aus der Erde oder mit Ceres erzeugte Hell- oder Brandfuchs (Apoll. III. 6, 8) Arion, welchen Herkules, als er Elis mit Krieg überzog, und zuletzt Adrastus (Stat. VI. 501) besaß:

Allen voran wird geführt Arion, vorleuchtend im Feuer
Röthlichen Kampes. Stat. Th. VI. 301.

3) Die Isabellen (gilvi), von der bleichen (χλωρός) Farbe des Honigs, Wachses, Flachses, des gebleichten Heues (cani, Pall. IV. 13) bis zu der gilbenden des Weizens, der lichteren (fulvus) des Wildebers (Ovid. a. amat. II. 375), der dunkleren der Nachtigallkehle (Hom. Od. XIX. 519) und der der Hellfüchse, finden sich zahlreich in Medien. Virgil will weder diese, noch weiße Zuchthengste, weil ihm dunkle Farben Zeichen der Stärke sind.

4) Die Weißen (nicht Schimmel, sondern mit weißer Epidermis), theils milchweiß (candidi, mit sehr feiner, röthlich durchschimmernder Haut, und weil sich nach der Farbe der Haut die Farbe der Hufe und Klauen richtet, mit blaßgelben Hufen, Arist. h. a. III. 9), theils mattweiß (albi, mit rothen, blöden Augen und lichtaschfarbigen Hufen), zahlreich in Klein-Asien und den Gegenden des schwarzen Meeres, sind unter den Galliern, Germanen, Henetern, nirgends aber so, wie in Persien, geehrt. Hier der Sonne geheiligt (Zendavesta II. 264. Herod. I. 216. Xenoph. Cyr. VIII. 3, 6. Anab. IV. 5. Justin. I. 10, 5. Paus. III. 20, 5), der sie die Magier, wie auch den Flußgöttern (Herod. VII. 113), günstiger Zeichen wegen, opfern, ziehen vier weiße Rosse einen der Sonne heiligen Wagen, das Symbol des siegreichen Sonnenlaufes (Curt. III. 3; VIII. 11), und die Könige, die sich der-

gleichen heiliger Pferde (Herod. I. 189), bedienten, legten zu dem Ende besiegten Völkern solche als Tribut auf. Der im Sonnendienste erscheinende Cultus weißer Rosse der Perser ging zu andern Völkerschaften Asiens, selbst bis nach Palästina über, denn es wird erzählt, Josias habe die Pferde, welche seine Vorgänger der Sonne geweiht hatten, wegschaffen und die der Sonne geweiheten Wagen verbrennen lassen (2. Kön. 23, 11). Allbekannt ist, daß auch unter Griechen und Römern dem Helios (Theocr. XIII. 11. Ovid. amor. II. 1, 24), der Luna (Ovid. Rem. 258), dem Luzifer (Ovid. M. XV. 189), dem Tage (Aesch. Pers. 384) und andern hellen Göttern (Soph. Aj. 673) weiße Rosse geweiht sind. Nach einer sicilischen Sage wurde Proserpina, die Pluto mit schwarzen Rossen entführt hatte (Schol. Pind. ad Ol. VI. 160. Hom. H. Cer. 19), von Ceres selbst auf einem weißbespannten Wagen in den Olympos zurückgeführt; darum wird sie „die mit hellen Gespannen siegprangende" (λεύκιππος, Pind. l. l. 378) genannt. Auch unter den letztgenannten Völkern gelten schon in dem höchsten Alterthum die Weißen als beneideter Vorzug der Könige und Helden; Pindar macht Ahnen mit schimmernden Rossen (λεύκιπποι πατέρες) zu Erweisen edler Geschlechter (Pyth. IV. 207). Die Heldenjünglinge, Castor und Pollux, die Vorsteher der Kampfspiele, deren Standbilder zu Sparta im Anfange der Rennbahn errichtet waren, heißen die „weißrossigen Söhne der Leda" (Eurip. Hel. 646) oder „Tyndar's Söhne mit schimmernden Rossen" (Pind. Pyth. 1, 127), weil sie liebten zu

— — Tummeln auf schneeweiß schimmernden Rossen.
Ovid. M. VIII. 374.

Im Circus hat man die Bemerkung gemacht, daß sie schneller sind als andere (Hor. S. I. 7, 8); solcher bedient sich darum Achilles im Kampfe gegen Cygnus (Ovid. M. XII. 77), und Turnus erhält ein Gespann,

Die an Helle besiegten den Schnee, wettrennend mit Winden.
Virg. XII. 84.

Ihr Anblick ist ausgezeichnet; Rheso's (Eur. Rhes. 304)

Rosse sind doch die schönsten und größten, die ich gesehen,
Weißer, denn blendender Schnee und hurtigen Laufs, wie die Winde.
Hom. Il. X. 436.

Weiß ist dem Morgen- und Abendländer die symbolische Farbe der Reinigung und Schuldlosigkeit, der Freude und Schön-

heit, der Ueberwindung des Bösen und des Sieges über Feinde. Die eine oder die andere Beziehung liegt zu Grunde, wenn das Auge des Sehers im offenen Himmel ein weißes Pferd und darauf Einen sieht mit Bogen und Krone, der treu und wahrhaftig heißt, mit Gerechtigkeit streitet und gefolgt ist vom Heere der Ueberwinder im Himmel (Off. 19, 11), — wenn weiße Siegesrosse den ersten König Roms (Propert. IV. 1, 32), die Triumphatoren, namentlich Camillus, obschon ihn zum Verdruße des Volkes (Liv. V. 23. Plutarch. Camill. 7) verherrlichten (Ovid. amor. I. 214. Trist. IV. 2, 47) — wenn der Vater Octavians den nachmaligen Cäsar Augustus träumend auf einem Wagen mit zwei Mal sechs Schimmeln, den Gespannen des Donnerers, sah, — wenn der stolze Dionysius den erhabensten der Weltweisen, Plato, am Ufer, beim Aussteigen aus dem Schiffe, selbst in einem mit vier weißen Pferden bespannten Wagen in Empfang nahm (Pl. VII. 31) und wenn unter den den Götterwagen (thensa) über das reichgeschmückte Forum am Tage der circensischen Spiele ziehenden, oder ihm nachfolgenden Pferden der Rittersöhne viele weiße gefunden werden (Suet. Aug. 43).

5) Die Schwarzen (nigri), zahlreich zwar in Aethiopien, in Italien und bei den Thuriern, kommen seltener in Erwähnung, sind aber nicht ungeehrt. Boreas nimmt diese Farbe an (Il. XX. 224). Das neptunische, schön gemähnte Roß Arion (Hesiod. Scut. 120) und Alexanders Bucephalus (Arrian. Anab. V. 19) waren Rappen. Die Spielart mit weißem Schwanze und weißen Beinen erregt Aufsehen auf der Rennbahn (Ovid. M. XII. 400).

Die Rappen, wie überhaupt die dunkelfarbigen Thiere, sind den Göttern der Unterwelt, Hades und Pluto, geweihet. Entsprechend seinem Schattenreiche und seinem schwarzen Fuhrwerk (Ovid. M. V. 404. Claudian. Pros. I. 287), empfing er schon im Zeitalter der Tragiker (Schol. Pind. Pyth. VI. 160. Aeschyl. Hel. ap. Athen. XI. 3), der orphischen Argonautik (1194) und der homerischen Hymniker zur Auszeichnung schwarze Rosse. In der symbolischen Sprache des Morgenlandes stellen sie den Hunger (αἴθοψ λιμός), Rothbraune (πυῤῥοί) das Blutvergießen (Off. 6; 21; 12, 3) und Blaßfahle (χλωροί) den Tod (Sacharj. 1, 8; 6, 2) dar.

Zu den zwei- und mehrfarbigen (bicolores, discolores) gehören:

1) Die Schimmel (caesii, χαροποί) in verschiedenen Färbungen vom Hellen ins Röthliche, Bläuliche und Schwarzblaue (caerulei, nigro vel albineo vel badio misti, spumei, Pall. IV. 13); schwarzblaue Rosse fahren den Wagen der Nachtgöttin (Claud. Pros. I. 274); Schimmel, häufig in Mycenä (Grat. Cyneg. 503) und Sicilien (Opp. I. 301), sind wegen ihrer Schnelligkeit für Hirschjagd (Opp. I. 307) und Rennen geschätzt.

2) Die Schecken (varii, maculosi) oder Hagelfleckigen, mit größern oder kleinern Flecken von dunkler Farbe auf weißem Grunde, zuweilen mit weißen Mähnen und Schweifen bei dunklem Deckhaare findet man oft in Macedonien, Thracien (Virg. A. V. 565; XII. 49), Parthien, Kappadocien, Thessalien (Stat. VI. 336) und Hispanien. Die Ursache liegt in den klimatischen Verhältnissen der Länder, wahrscheinlicher in der Beschaffenheit des Wassers, denn man weiß sicher, daß es in Kappadocien einen Fluß giebt, der die Farbe der aus demselben trinkenden Pferde, nicht aber anderer Thiere, verändert und die Haut fleckig macht (Senec. Quaest. III. 25) und daß der Astaces im Pontus sogar die Milch der Stuten schwärzt (Pl. II. 106).

Abzeichen in anderer als der Farbe des Leibes, an Füßen, Mähnen und Schweif sind nicht selten; der Cyllarus, von der schnellfüßigen Podarge geworfen, welchen Merkur den Dioskuren schenkte, war

— — — Pechschwarz über und über,
Weiß doch schimmert der Schweif, auch licht ist die Farbe der Beine.
Ovid. M. XII. 403.

Der Thraciergaul des Priamus, war

— — — Mit schimmernden Flecken gezeichnet;
Weiß am vorderen Tritt und weiß die ragende Stirne.
Virg. A. V. 565.

Belobt ist besonders die weiße Rundblässe der Stirn, wie bei Alexanders Rappen (Arrian. Anab. V. 19) und dem homerischen Hellfuchs,

Welchem röthlich umher der Leib war, aber die Stirne
Weiß die gerundete Blässe bezeichnete, ähnlich dem Vollmond.
Hom. Il. XXIII. 454.

4. Das Pferd und dessen Aufzucht (educatio).

Um schöne, dauerhafte, sonderlichen Zwecken entsprechende Pferde zu erlangen, muß man selbst züchten und die Fohlen sorgfältig behandeln und abrichten lassen, wie dies die griechischen alten Könige schon thaten. Man entgehet auf diese Weise den Roßhändlern, die Alter, Heimath, Rasse und sonstige Vorzüge anzulügen, Fehler zu verstecken (Veget. IV. 6), kurz, Betrügereien aller Art zu üben, stets geneigt waren, daß gesetzliche Bestimmung über den Pferdehandel nöthig wurde (Varr. II. 7). Zudem bietet die Zucht Anlaß zu Vergnügen, Unterhaltung und Beschäftigung, wie sie Erziehung, Bildung, privates oder öffentliches Verhältniß vom Römer verlangen; er kann in der Anlage der Gestüte seine Einsicht, in der Auswahl der Zuchtthiere seine Kenntniß, in Areal und Heerdzahl die Größe seines Reichthums ins Licht stellen. Gestüte, welche Römern gehören, findet man nicht blos in Italien, sondern auch in Griechenland, Hispanien und Gallien (Varr. II. 7), aber, Sicilien ausgenommen, ist

Keine der Inseln im Meer den muthigen Rossen zur Laufbahn
Oder zur Weide bequem und Ithaka minder als alle,
Denn in Ithaka fehlt's an weiten Ebenen und Wiesen.
Hom. Od. IV. 120.

Zur Zucht, namentlich der edlen Rassen, sind sich weitausdehnende Ebenen mit reichem Pflanzenwachsthum durchaus erforderlich,

Denn es lebet das Roß und das Schaf von Gras und das Hornvieh.
Ovid. Met. XV. 84.

Solche findet man in Aetolien (Polyb. XVII. 18), vor allen aber um Orchomenos; diese Ebene, die größte und schönste Böotiens, ist allein völlig offen, und frei von Bäumen, bis an die Sümpfe, in welche sich der Melas ergießet (Plutarch. in Sull. 20). Auch Italien fehlt es nicht an bis zum Erstaunen großen Strecken, deren reichliches, natürlich und künstlich gewässertes und vom Thau des Himmels befeuchtetes Gras, obwohl es den ganzen Sommer hindurch von einer Menge Vieh abgeweidet wird, die Roß- und Rinderheerden stets in gutem Zustande erhält (Dion. H. I. 37). Sumpfige Lage derselben ist, der Hufe wegen, eben so wenig angemessen als bergige; sie müssen aber wässerungsfähig, frei von Gestrüpp, Buschwerk, Wurzeln und

Baumstämmen und nicht sowohl von hochragenden als weichen Gräsern reichlich bewachsen und groß sein, damit das Pferd, das Thier des Ganges, sich die erforderliche Bewegung machen kann. Nöthig ist dieselbe für Fohlen, nöthig auch für Aeltere, denn

Uebel rennt das Roß, das lang' im Stalle gestanden,
Ausgesandt auf die Bahn bleibt es den Anderen nach.
Ovid. Trist. V. 12, 15.

Die nächste Aufsicht über Gestüte und Heerden führt der Meister (Virg. G. III. 119, 185. Opp. I. 174), ein dem Maier oder Eigner verantwortlicher, einem rossezüchtenden Lande entstammender, öfters unfreier Mensch, der durch fortwährenden Umgang mit Pferden, Knechten, Liebhabern und Händlern, vielleicht auch durch Schriften der Griechen Kenntnisse der Natur der Pferde sich erworben hat und die Einzelnen des Gestütes kennen muß. Der Posten eines Meisters (magister) oder Aufsehers (procurator) ist um so wichtiger, als er bei einem kostbaren, geliebten Besitzthum die Stelle des oft entfernten Gebieters vertritt (Veget. praef. I.). Die Pheneaten zeigen auf dem Fußgestell der Erzstatue des Poseidon Hippius, die Odysseus stiftete, der den Entschluß gefaßt, seine wieder aufgefundenen Stuten im pheneatischen Lande eben so zu hegen, wie er seine Viehheerden auf dem Ithaka gegenüber liegenden Festlande weiden ließ, eine Schrift, welche eine Anweisung des Odysseus für seine Pferdehirten enthalten soll (Paus. VIII. 11). Dergleichen werden für Hirten anderen Viehes öfters erwähnt. Wir verlangen, daß er den Vortheil seines Herrn im Auge habe, die ihm anvertrauten Thiere im Stalle und auf der Weide mit Vorsicht und Liebe behandle und von den Knechten weder vernachlässigen, durch Geißel und Sporen nicht mißhandeln, auch nicht in zu weiten und schnellen Ritten anstrengen lasse. Er muß sich nach ihrem Befinden täglich, ja so oft als möglich erkundigen, die Ursachen, Anzeichen und Heilarten der Unpäßlichkeiten verstehen, durch sorgfältige Einrichtungen und Anordnungen sich Gesunder und Leidender annehmen und bei ansteckenden Seuchen, welche zu Schaden und Betrübniß des Gebieters bisweilen ganze Heerden befallen und wegraffen, Mühe und Vorsicht verdoppeln, kurz sich's überall zur Ehre anrechnen, die besten Thiere aufweisen zu können. Thierärztliche Kenntnisse suche er sich zu verschaffen; Anleitung dazu findet er in allen landwirthschaftlichen Schrift-

stellern von Kato an bis auf den Dichter von Mantua, dessen göttlicher Mund spricht:

Auch von den Seuchen vernimm Ursprung und warnendes Merkmal.
Virg. G. III. 440.

Ganz besondere Beachtung verdienen außerdem die ersten fünf Bücher des Werkes von Celsus „Ueber die Künste" (De artibus), in denen der Land- und Ackerbau mit Einschluß der Thierheilkunde behandelt wird. Sie werden ihn gegen jenes Vornehmthun, daß ein rechter Ehrenmann hippiatrische Kenntnisse nicht zu besitzen brauche, und gegen die oft nur Geiz oder Sorglosigkeit verdeckende Bezugnahme auf die Hunnen, welche ihre Pferde Sommer und Winter ohne Heilmittel und Gesundheitstränke sorglos weiden lassen, vielleicht auch gegen den Glauben schützen, daß Krankheiten ihren letzten Grund in der Gottheit oder in dem Zufalle hätten. Das Vieh der Barbaren, von Jugend auf abgehärteten Körpers, kann ohne Arznei auf Winterweiden ohne Nachtheil Reif und Kälte aushalten (Herod. IV. 29), unsere Pferde dagegen, von Natur weichlicher, an öfteres Obdach gewöhnt, durch bisweilen sehr heiße Ställe noch geschwächt, erkranken alsbald nach zugezogener Erkältung (Veget. praef. II.). Der erwähnte Glaube ist verwerflich und sogar gotteslästerlich. Das Schicksal der Menschen wird vielleicht durch göttliche Vorsicht und Fügung gelenket, mit dem Vieh aber hat die Gottheit nichts zu thun und dem Menschen allein ist überlassen, sich desselben in Krankheiten anzunehmen (Veget. praef. IV.). Der Hausvater hindere ihn daher nicht, wenn er in solchen Fällen Mühe und Geld aufwendet, denn stellt er den Werth eines verlornen Pferdes und die Kosten der auf die Heilung verwendeten Medicin in Rechnung, wird er bald finden, daß diese jenen nicht gleich kommen, er verlange vielmehr von ihm Pflanzenkenntnisse, daß er lesen und wenigstens so viel schreiben könne, um Einnahme und Ausgabe zu verzeichnen, die errungenen Siege der Wettrenner sorgfältig anzumerken und die Namen der belegenden Hengste und belegten Stuten, deren Sprungtage und die Geburtstage der ihnen entstammenden Fohlen in ein Buch einzutragen. Auf diese Weise entstehen in den Gestüten die für den Besitzer, für Handel und Wandel so wichtigen Stammtafeln (Apollod. III. 6, 8), wie sie schon die ältesten Griechen erwähnen (Hom. Il. II. 766; V. 266; XVI. 148), welche Nachweise



über Vaterland, Herkunft und Siege der Pferde geben und (Wernsdorf ad Nemes. 241), wie bei den Arabern, einen wahren Pferdeadel (generositas, Juven. VIII. 57. Virg. G. III. 75) begründen. Ein so ahnenreiches Roß war Hirpinus (Martial III. 63), der Enkel des Aquilo, beide verewigt (Juven. VIII. 59), auch durch römische Steinschriften (Lips. Epist. ad Italos et Hisp. 26. Opp. II. p. 287); Hirpinus war 114 Mal der Erste, 56 Mal der Zweite, 36 Mal der Dritte am Ziele gewesen, sein Großvater aber hatte 130 Male, 88 Male und 37 Male den Preis davon getragen. Von hohem Werthe für Besitzer und Zuschauer sind solche Nachweise im Circus (Ovid. amor. II. 2, 1),

> Wenn rings durch die Räume der römischen Bahnen des schönen
> Rosses harret das Volk, hochedel durch Preise der Ahnen,
> Dess' Geschlecht erweiset der hochaufsteigende Stammbaum
> Und den erwünscheten Sprung in Gattung verdieneter Eltern;
> Aller Geklatsch' befeuert das Roß und rennend erfreut sich
> Solches zu sehen den Staub und der Bahn gekrümmeten Endpfahl.
>
> Stat. Sylv. V. 2, 21.

Der Gestütmeister hat, wie Neleus (Ovid. M. II. 690) Hirten (hipponomus) unter sich, welche die unter Pans Schutze abwechselnd auf Grasfluren und in Bergen weidenden Heerden zu beaufsichtigen, wo nöthig, mit besonderem Futter zu versehen haben (Varr. II. 7). Man wählt dazu Bruttier, Gallier, Griechen u. A., stets erfahrene Leute von Jahren, aber jugendlichen Kräften, welche die mit dem Weidegange verbundenen Strapazen aushalten, der Heerde folgen, gut laufen, gut werfen und Räubern und Raubthieren Widerstand und Abwehr leisten. Auf funfzig Mutterpferde gehören mindestens zwei Kerle, deren jeder eine gebändigte Stute bei sich hat, um die Weidemütter zu ihrem Standlager zu treiben; dies kommt in Apulien und Lucanien oft vor (Varr. II. 10).

Ferner gehört in ein Gestüt der Stutenmeister (proriga), welcher den Sprung leitet, die Mutterpferde vorführt, anbindet, durch seine Mitwirkung die Begattung beschleunigt, damit die Hengste nicht in vergeblicher Brunst den Samen verspritzen (Varr. II. 7, 8, 2, 4); wahrscheinlich hat er auch die ebenfalls bei der Begattung der Esel wirksame Melodie, welche Clemens von Alexandrien und Plutarch „Sprunglied" (ἱπποθόρος νομός) nennen, zu blasen.

Bei der Paarung ist vornehmlich auf Gesundheit (Virg. G. III. 95), Fehlerlosigkeit, geschätzte Rassenabstammung und reines, bestes Blut des Hengstes wie der Stute zu halten. Diomedes begehret die Rosse des Aeneas, denn

Jenes Geschlecht's sind sie, das Zeus Kronion dem Tros einst
Gab zum Entgelte des Sohns Ganymedes; edel vor allen
Rossen, so viel umstrahlet das Tageslicht und die Sonne.
Jenes Geschlecht's entwandte der Völkerfürst Anchises,
Ohne Laomedons Kunde die eigenen Stuten vermählend,
Welche darauf sechs Füllen in seinem Palast' ihm gebaren.
Vier von jenen behielt und ernähret er selbst an der Krippe,
Die dort gab er Aeneias dem Sohn, zween stürmende Renner.
Hom. Il. V. 265.

Der Hengst vereinige alle die Tugenden des Geistes und Körpers, welche wir nach Kennern für das Edelroß ansprechen; er sei namentlich gestreckten Körpers, geschwungenen Bauches, schöner Gestalt, geschmeidiger Schenkel, durchaus ebenmäßigen Gliederbaues (Varr. II. 7), er trage sich hoch (Virg. G. III. 74, 122), sei feurig brünstig, gelobten, lichten, aber einfarbigen Haares, wenn er nicht große Vorzüge besitzt, welche die Mißfarbe übersehen lassen (Pall. IV. 13). Mit Sorgfalt werde er, mehr noch als die Stute, zur Zucht erzogen und aus dem eigenen Gestüte gewählt, welches dann erst vollkommen ist, wenn die Männchen, was sie wirklich thun, ihre Mütter und Töchter bespringen (Aristot. VI. 22, 2). Bei Inzucht nur läßt sich die Vorschrift erfüllen:

— — Welchen zur Hoffnung des Stamms zu erziehn du gedenkest,
Pflege mit emsiger Sorge sogleich von zartester Kindheit.
Virg. G. III. 73.

So lange ein Thier noch wächst, kann es sich nicht wohl fortpflanzen (Pl. X. 83); das Pferd, nächst dem Menschen, das liebesbrünstigste der Geschöpfe, begattet sich, namentlich bei Güte und Fülle des Futters, vor der Zeit der Reife. Der Hengst belegt schon im dreißigsten Monate; in Griechenland läßt man ihn mit dem 2. Jahre, wo die stärkere Stimme die Kraft verkündiget, zu (Arist. V. 14, 5), in Italien erachtet man ihn erst nach vollendetem dritten Jahre, wo sich Gestalt und Körper ausgebildet (Pall. IV. 13), dazu recht tauglich. Jugend und Feuer treiben ihn, wie die Stute,

— — — — Denn mit dem dritten der Jahre
Hat das muthige Roß die Blüthe des Alters erreichet.

Lucret. V. 881.

Würdig zeigt er sich nach Andern, wenn der Wechsel der Zähne aufhört, man sagt aber, daß es Einzelne giebt, welche, wenn nicht natürliche Unfruchtbarkeit vorhanden, auch, während sie zahnen, befruchten (Aristot. VI. 22, 2). Keiner der Erfahrenen gestattet den Sprung vor dem dritten Jahre (Col. VI. 28), lieber will man ihn bis nach dem vierten Jahre verschieben (Pall. IV. 13); vom sechsten bis zum zehnten Jahre nimmt die Fähigkeit der Erzeugung besserer Füllen zu und er bleibt bis zum dreißigsten zu verwenden. Alte Hengste sind unter den Circus-Rennern unschwer zu erlangen; sie werden ausgeschiert, weil hier der leitende Grundsatz gilt:

Daß er nicht fall' und entehr' die Zahl der errungenen Palmen,
Weidet erschlaffet der Hengst auf den Wiesen das Gras.

Ovid. Trist. IV. 8, 19.

Es ist nie rathsam, alte oder ältere Beschäller, als angegeben, zu brauchen (Aristot. VI. 22, 3), denn sie werden, vielleicht noch mehr als die Stuten, durch die Liebesdienste angegriffen, im Alter kalt, liebesmatt und

Frostig schleicht der Verlobte zur Braut und müht sich vergebens
In undankbarem Frohn.

Virg. G. III. 97.

Es kann daher nur als etwas Außerordentliches angesehen werden, wenn zu Opus in Elis in einem Gestüte ein Hengst gefunden wurde, der mit dem vierzigsten Jahre noch sprang, beim Sprunge aber aufgehoben werden mußte (Pl. VIII. 66. Aristot. VI. 22), oder wenn die Hengste der Sarmaten zum Theil funfzig Jahre alt werden. Die Abkommen greiser Väter sind, wie diese selbst, gewöhnlich kränklich und schwächlich, und darum ist es rathsam, die alten entkräfteten Thiere, wären sie auch edel, aus dem Gestüte zu entfernen, in der Verborgenheit, zu häuslichem Gebrauche, zu gemeinen Hofdiensten und Wirthschaftsfuhren zu verwenden, oder aus Barmherzigkeit die Dienstunfähigen an der Krippe zu ernähren. Dahin zielet die Vorschrift:

Jenen auch, haben ihn Seuch' und trägeres Alter entkräftet,
Birg' in dein Haus und erbarme dich des entadelten Greises.

Virg. G. III. 95.

Bei dem guten Zuchthengste kommt's indeß nicht einzig auf geistige und körperliche Vorzüge, sondern auch auf die Nachkommen an, welche er zeuget. Halte darum den Hengst und auch die Stute gut, welche erwünschte Fohlen erzeugen und gebären. Darum schreibt Virgil (G. III. 100) vor:

— — — Auch den Muth und die Frische des Alters
Merke zuvor und der Zeugenden Nachart.

Wir haben schon erwähnt, daß wenige Geschöpfe so liebesbrünstig sind, wie die Pferde beider Geschlechter. Viele halten für nichts als für Sage, daß ein Hengst weder Mutter noch Tochter bespringe. Aristoteles versichert dieses ausdrücklich (VI. 22) und wir glauben, daß das Pferd in dieser Beziehung sei, wie andere Hausthiere.

— — — Auch die übrigen Thiere begatten
Ohn' Ausnahme sich ja; auf den Rücken den Vater zu tragen,
Gilt nicht schimpflich dem Rind; dem Hengst wird die Tochter zum Weibe;
Thieren, gezeugt von ihm selbst, beiwohnet der Bock, und der Vogel
Zeugt auch selber mit dem, aus dessen Geschlecht er gezeugt ward.
Ovid. M. X. 325.

Riechet oder siehet der Hengst die rossige Tochter, erfolgen, wenn der Sprung verzögert oder vereitelt wird, wie bei jedem andern Weibpferde, Ergießungen des Samens (Varr. II. 7). Dabei, wie bei jeder Begattung, verliert er einen Theil seiner Kräfte und Säfte; darum darf man ihm so wenig wie dem Wallach oder Esel Blut entlassen, es wäre denn, daß er dem Dienste entzogen würde, in welchem Falle mit Beginn der Grünfütterung von Jahr zu Jahr Aderlässe erfolgen müssen, weil sonst der Theil des Blutes, welchen er in der geschlechtlichen Arbeit zu verlieren gewöhnt war, sich auf die Augen wirft und Blindheit hervorbringt (Veget. I. 24).

Damit der Hengst bis ins zwanzigste Jahr Sprungdienste versehen könne, darf er als Jüngling nur zwölf (Pall. IV. 13), als Mann, je nach der Körperkraft, funfzehn (Pl. VIII. 66), höchstens zwanzig Stuten (Col. VII. 27) jährlich bedecken.

Bei allen lebendig gebährenden Geschöpfen, auch bei Menschen und Pferden, entwickelt sich das weibliche Geschlecht im Mutterleibe langsamer als das männliche, es erlangt aber außerhalb desselben seine Vollkommenheit zeitiger, nimmt aber auch wieder früher ab, als jenes. Die Stute hat schon mit

fünf, der Hengst erst mit sechs Jahren volle Länge und Höhe; von da ab bis zum zwanzigsten Jahre nimmt der Körper nur noch an Fülle zu (Aristot. VI. 22, 3). Damit ist der Grund angegeben, warum Stuten gewöhnlicher Art schon mit dem zweiten Altersjahre zeugen können; edle sollte man nicht vor zurückgelegtem dritten Jahre (Varr. II. 7. Aristot. VI. 22), wo der Geschlechtstrieb in voller Macht (Hor. Od. III. 11, 9) eintritt, aber auch nicht über das zehnte hinaus, benutzen, weil von da ab die Fohlen wegen zurückgehender mütterlicher Zeugungsfähigkeit schlechter fallen und träger werden (Pallad. IV. 7. Col. VI. 28), namentlich wenn sie sehr jung geworfen haben.

Wir mögen uns bei dieser Gelegenheit nicht versagen, auf den Unterschied der Zeit der eintretenden und abnehmenden Kraft bei Menschen und Pferden aufmerksam zu machen;

— — — Im dritten der Jahre
Suchet der Knab' im Schlaf oft noch die Brüste der Mutter;
Doch wenn das alternde Roß nunmehr die Kräfte verliert,
Schlaffer an Gliedern wird, indem ihm das Leben entgehet,
Dann erst nahet das Kind dem blühenden Alter der Jugend,
Welche mit weichem Flaum ihm Kinn und Wange bekleidet.
Lucret. V. 833.

Die besten Fohlen fallen nach dem Zahnwechsel der Mütter, in der Zeit vollster Kraft. Daher wird bei Homer, als zweiter Kampfpreis, ausgestellt

— — — — Die Stute
Ungezähmt, sechsjährig, beschwert vom Füllen des Maulthiers.
Hom. Il. XXIII. 266.

Weil die Stute als Kind schwächliche, als Greisin ungeschickte Nachkommen bringt (Pl. VIII. 66), muß man die, welche zur Zucht bestimmt werden, von Würfen aus den mittleren Jahren derselben nehmen.

Das gute Mutterpferd besitze, außer den allgemeinen normalen Eigenschaften, große Lenden, weites Bauchgewölbe und Sanftheit des Charakters, damit es sich gegen die säugenden Fohlchen gelassen erweise (Varr. II. 7).

Mit Ausnahme des Menschen hat jedes Geschöpf feste Begattungszeiten des Jahres und des Tages (Pl. X. 83). Die Natur bestimmte dazu für die meisten, auch für die Pferde, das Frühjahr (Opp. I. 385); die Gewalt des Triebes ist aber bei ihnen stärker, als das Naturgesetz. Der Hengst bedeckt und die

Stute läßt sich jederzeit und lebenslang bedecken, wenn ihnen nicht eine Fessel oder ein anderes hinderndes Zwangsmittel angelegt wird; bestimmte Begattungszeit halten weder Männchen noch Weibchen, obschon diese zuletzt, wenn eine zufällige Befruchtung stattgefunden, die Frucht ihres Leibes nicht austragen oder nicht aufziehen können (Arist. VI. 22, 5). Wo, wie in Kreta und in den wilden Gestüten gemeiner Pferde Italiens, Hengste und Stuten gemischt auf der Weide gehen, giebt es jederzeit Fohlen. Edelrosse werden nach Aller Einstimmung am Angemessensten von der Frühlingsgleiche bis zur Sonnenwende (Pallad. IV. 13, 1. Pl. VIII. 66), wenn die Anger fein lustig grünen (Col. VI. 27), begattet.

Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat,
Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius auflebt,
Rüstige Heerden springen alsdann durch fröhliche Matten,
Setzen durch reißende Ströme; so mächtig fesselt die Anmuth
Und dein Reiz, Venus, die Natur der Lebenden Aller,
Daß mit Begier dir Jegliches folgt, wohin du es anlockst.
Und so erregst du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüssen,
Unter der Vögel belaubetem Haus, auf grünenden Auen,
Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe, wodurch sie
Sich fortpflanzen mit brünstiger Lust in Art und Geschlechtern.

Lucret. I. 10, 13.

Die Fohlen fallen dann in gelegener Zeit (Varr. II. 7), wogegen die Späteren fehlerhaft und untauglich sind und die reichliche und gesunde Weide auf Wiesen und abgeernteten Fruchtfeldern entbehren (Geop. XVI. 1).

Die Jüngeren der Pferde und Rinder zeigen sich zuerst, die im Stalle ernährten Stuten früher, wohl 40 Tage früher, als die Weidegänger (Pl. X. 83), zumal wenn die Witterung und die Gesundheit gut ist (Arist. VI. 18, 6) rossig. Man darf sie jedoch nicht zu frühzeitig zulassen, weil dann die Fohlen zu bald, ehe die milde Luft des neuen Jahres das Gras der Erde entlockt hat, fallen. Zu rechter Zeit aber müssen sie Gelegenheit erhalten, die Lust zu befriedigen, weil sie sonst, vom Glutstachel derselben getrieben, zu solcher Liebeswuth entbrennen, daß sie sich, wie einige Arten des Hofgeflügels, den Liebesact in ihrer Einbildungskraft vergegenwärtigen und ohne Gatten, vom Winde, trächtig werden (Col. VII. 27). Das einzige Mittel, die Brunst

zu dämpfen, besteht in dem öfters erwähnten Abscheeren der Haare (Arist. VI. 18) sonderlich der Mähnenhaare (Plin. VIII. 66, 2).

Rossige Stuten sind zu erkennen, aber schwer zu behandeln und mancherlei Krankheiten ausgesetzt. Sobald Venus ihr Herz verwildert, lassen sie den Roßknecht nicht wohl an sich; auf der Weide stecken sie mehr als früher die Köpfe zusammen, bewegen häufig den Schwanz, ihre Stimme verändert sich, sie harnen häufig, die Scham schwillt an und ergießt eine dem männlichen Samen ähnliche, nur etwas dünnere Flüssigkeit. Vor der Rossigkeit stellt sich auch der Monatsfluß ein; er kehrt (bei Nichtbefruchtung) mit Unterbrechungen von zwei, vier und sechs Monaten wieder. Weil sich diese Ausleerung von Jemand, der nicht mit Rossen umgeht und nicht sehr vertraut mit ihrer Natur ist, nicht wahrnehmen läßt, stellen Manche deren Vorhandensein gänzlich in Abrede (Arist. VI. 18).

Stuten sind am bösartigsten nach dem Wurfe, Hengste in der Begattungszeit; Feuer blitzt in ihren Augen und zitternd regen sich Adern und Nerven.

— — — Scheint nicht auch verschieden das Wiehern
Wenn der blühende Hengst voll Jugendkraft im Gestüte
Tobt, vom Sporen gereizt des flügelbeschwingeten Amor;
Oder zu anderer Zeit aufwiehert mit zitternden Gliedern,
Und zum Kampfe bereit durch die Nüstern schnaubet und aufbraust?
Lucret. V. 1072.

Dann beißen die Hengste sich unter einander, werfen die Reiter ab, verfolgen sie (Arist. VI. 18) und werden gänzlich unbändig, wenn ihrem gesteigerten Geruchsinne die Ausdünstung brünstiger Stuten von der Luft zugeführt wird.

Sahest du nicht, wie den Hengsten der Leib vor erschütternder Sehnsucht
Schauderte, wenn nur Geruch bekanntere Lüfte hereintrug? —
Wie kein Zaum der Männer sie mehr, noch die strafende Geißel,
Felsen nicht und hohles Geklüft, noch begegnende Ströme
Bändigten, die im Gewog' abschüssige Berge daher drehn? —
Virg. G. III. 250.

Hengsten, die nicht springen, muß, die Kraft zu bändigen und das Erblindung verursachende Blut von den Augen abzuleiten, jährlich ein Aderschlag (Veget. I. 24), nie aber denen, welche Dienste leisten, gethan werden, weil Blutverlust und die mit der Begattung verbundene wollüstige Begierde (Arist. VI. 18) den Körper zwiefach und zum Schaden der Nachkommenschaft abschwächen, ja, das Leben verkürzen würde (Veget. IV. 7).

Die gemeinen Pferde weiden das ganze Jahr gemeinschaftlich, nicht aber die Edlen. In diesen Gestüten werden die Hengste entweder an der Krippe oder auf Weiden ernährt, welche von denen der Stuten durch Gebirge, breite Flüsse oder Umzäunungen der Gehege gesondert sind; Manche legen ihnen auch hindernde Fesseln an. So nur läßt sich eine geordnete Zucht betreiben und das Hengstvolk abhalten, nach Willkür aufzusetzen und die Stuten zu beschädigen, welche den Sprung eben so wie die Kühe, auch wenn sie schon trächtig, zulassen (Col. VI. 27. Grat. 377). Bei offenen Gestüten werden die Väter um die Frühlingsgleiche zu den Müttern gesellet. Schon nach wenigen Tagen lernt ein Jeder die Gewählte durch den Geruch kennen; sie gehen oft paarweise zusammen (Ael. IV. 3), verscheuchen fremde Ankömmlinge und weiden, Jeder für sich, die Gesellschaft der Stuten, deren in Griechenland Jedem dreißig und einige zugerechnet werden. Kommt ein anderer Hengst an dieselbe heran, bringt der Gatte seine Weiber auf einen Haufen, umkreiset sie laufend und macht sich fertig zum Kampfe; bewegt sich eine Stute, so beißt er sie und hält sie zurück (Arist. VI. 18, 7). Bei Stallfütterung hat der Proriga die Stute täglich zwei Male, Morgens und Abends (Varr. II. 7), vorzuführen, denn die Hengste zeigen früh die größte Begattungslust, die Stuten aber schmeicheln Nachmittags (Pl. X. 83).

Für Belegung fremder Stuten scheint ein Sprunggeld (equimentum) erhoben worden zu sein.

Die Hengste werden durch kräftigere Fütterung, mit Gerste, Spelt, Erven, Kichern (Galen. de alim. facult. I. 29), auch strotzenden, saftvollen Kräutern und gutem Wasser (Col. VI. 27), schon dreißig Tage vor der Begattung dazu vorbereitet,

— — — Daß nicht mangle die Kraft zu schmeichelnder Arbeit,
Und nicht schwächliche Kinder des Vaters Hunger verkünden.
Virg. G. III. 127.

Die Futtergaben müssen besser und stärker sein, wenn der Hengst in dem traurigen Winter herabgekommen oder ausersehen ist, vielen Müttern zu genügen.

In entgegengesetzter Weise wird dem Mutterpferde zuvor das Futter kärglicher verabreicht, die Tränke vermindert und starke, anstrengende Bewegung auferlegt, damit die Empfängniß sicherer erfolge. Aerzte (Hippocr. de aegr. 10), Naturphilosophen und

Landwirthe theilen die Ansicht, daß gutgenährte, weibliche Thiere aller Gattungen zu brünstig werden und nicht empfangen, denn es ist bei ihnen, wie bei dem Acker am Fuße des Berges, der unthätig ist und dessen Saat vergehet, wenn er der fetten Schwammerde von oben zu viel erhält.

Denn der Heerde Gedeihn vermindere selber durch Fasten;
Und sobald nach Vermählung die schon bekanntere Wollust
Brünstig verlangt, dann weigere das Laub, dann wehre den Sprudel.
Laß auch erschütternden Lauf und Sommergluth sie ermüden,
Wenn vom gedroschenen Korn' die Tenne aufdröhnt und dem Worfler
Schon die nicht'ge Spreu im steigenden Weste verwehet.
Virg. G. III. 129.

Die Begattung der Pferde ist zwar langsamer, als die der Esel, aber wegen ihrer hitzigen und leicht beweglichen Natur nicht so mühevoll, wie die der Rinder; darum halten die Griechen auch nicht, wie bei diesen, Sprungmeister oder Führer (Arist. VI. 22, 1; 6), aber doch kommen bisweilen außerordentliche Fälle vor. Manchmal zeigt der Hengst keine Sprunglust; der Sprungmeister hat ihm dann Roßbrunst einzugeben oder die Scham der Stute mit einem Schwamme abzuwaschen und dieselbe so zu stellen, daß er diese beriechet; versagt er die Schuldigkeit, weil die Stute gemeiner Art ist, so wird er sie erfüllen, wenn man ihm eine Edle zuführt. In dem Falle (Lucret. IV. 1195).

— — Daß das Weib nicht mit eben der lüsternen Inbrunst verlanget
Nach des Mannes Beitritt, als er nach dem ihren verlanget,

wird sie entzündet, wenn die Scham mit geriebener Meerzwiebel bestrichen wird (Col. VI. 27). Erwacht die Brunst zur Unzeit oder mag die Stute sich nicht von dem unedlen Herrn oder dem Esel besteigen lassen, schere man die Mähne ab (Plin. VIII. 66). Fehlt beiden die Lust, werde der Kern einer Meerzwiebel bis zur Dicke des Honigs eingekocht und die Scham der Stute in der Zeit ihres monatlichen Flusses damit bestrichen, der Hengst aber so nahe gebracht, daß sich beide berühren (Varr. II. 7). Man kann ihnen auch, wie den Eseln, Ocymum einstecken, welches selbst Menschen zum Beischlafe reizet (Pl. XX. 48). Die Stute aber läßt nie den Esel und die Eselin nie den Hengst zu, wenn nicht das Eselein von einem Pferde gesäugt worden ist, oft auch nur dann erst, wenn die Mähne abgeschoren wird. Um sie zugänglich zu machen, schiebt man absichtlich die s. g. Pferdesänglinge d. h. Eselsfüllen, die im Dunkeln an die Zitze einer Stute

gelegt wurden, unter, denn diese belegen wie die Pferde, indem sie auf der Weide Gewalt brauchen (Arist. VI. 23, 3. Plin. VIII. 69, 1).

Die Stuten werden in einem, zwei, drei, oft noch mehr Tagen (Arist. VI. 22) befruchtet und empfangen sehr leicht. Zeichen der Zukommniß sind, wenn sie dem Nord- oder Südwinde, je nachdem sie ein Männchen oder Weibchen empfingen (Plin. X. 83), entgegen laufen oder wenn ihnen, wie den Eselinnen, eine Materie, Roßwuth (Hippomanes), abgeht, die, weil sie nur tropfenweise abfließt, nach Aristoteles schwer zu erlangen ist; getrocknet und mit Wasser genossen, erregt sie bei Menschen und Thieren wuthähnliche Liebesausbrüche (Pl. XXVIII. 80), und an einer Lampe angezündet, zeigen sich in deren Lichte, wie Anaxilaus schreibt, Pferdeköpfe (Pl. XXVIII. 29). Die Stutenmeister benutzen sie zur Erregung der Brunst der Stuten, die Zauberer zur Erweckung des Liebestriebes bei Menschen (Virg. G. III. 280. Col. VI. 27), und sie ist von stärkerer Kraft als das Kraut gleiches Namens (Theocr. II. 48), denn man weiß, daß Hengste roßtoll werden, wenn sie in das Erz der in Olympia aufgestellten Siegesstuten gemischt wird, sobald sie dieselben sehen (Pl. XXVIII. 29). Namentlich ist dieses der Fall bei den Stuten, welche Phormis aus Mänalus, der von da nach Sicilien zu Gelo übersiedelte und welche die Inschrift trägt:

Sie hat geweihet der Arkader
Phormis aus Mänalus, der jetzt Syracusier ist,

nicht blos im Frühjahre, sondern das ganze Jahr hindurch; sie reißen selbst ihre Banden los, oder gehen ihren Führern durch, um in die Altis zu rennen, und springen mit wilder Gier auf diese künstliche Stute, als auf die schönste lebende in der Brunstzeit. Zwar gleiten sie mit ihren Hufen ab und fallen herunter, lassen aber nicht nach, sondern wiehern nun um so heftiger und springen mit noch gewaltigerem Drange, bis sie mit Peitschenhieben und andern gewaltsamen Mitteln abgehalten werden (Paus. V. 27).

Manche Stuten scheinen trächtig, sind es aber nicht. Zeichen der Trächtigkeit sind, wenn sie den Hengst wieder anzulassen weigern, die Farbe, je nach derselben, ins Röthliche oder Dunkle verändern, dichteres Haar (Pl. X. 83), auch andern Gang und andere Haltung annehmen; das Blut, dessen treibende,

beißende und ätzende Kraft bekanntlich selbst Fleisch wegfrißt (Pl. XXVIII. 74), wird, mit Ausnahme derer, welche noch nicht bedeckt wurden, schärfer, daß es selbst den Rand der Geschwüre verzehrt (Pl. XXVIII. 41). Es giebt Stuten, die gänzlich unfruchtbar sind, und solche, die zwar empfangen, aber nicht austragen. Dies soll sich dadurch kund geben, daß die Frucht, wenn man sie aufschneidet, neben den Nieren noch anderes Nierenartige hat, so daß sie vier Nieren zu haben scheint (Arist. VI. 22, 6).

Stuten können zwar jedes Jahr bedeckt werden und bleiben doch bis ins zehnte gut zur Zucht (Pl. VIII. 66), aber doch lassen sich auf jede nicht durchschnittlich sieben Fohlen rechnen, denn sie setzen stets einige Zeit nach dem Wurfe aus, ehe sie den Hengst wieder annehmen. Eselinnen und gemeine Stuten müssen alle Jahre werfen (Col. VI. 27), edle nur ein Jahr um das andere. Die Füllen fallen dann schöner aus und die Mütter bleiben länger brauchbar. Es ist bei ihnen gerade wie bei dem Lande, das, wenn es jährlich tragen muß, entkräftet, aber bessere Frucht bringet, wenn es ein Jahr um das andere in Brache lieget (Arist. VI. 22, 6. Varr. II. 7).

Gleich nach der Begattung gebührt den Trächtigen größere Sorgfalt der Pflege, Abwartung und Aufsicht, die sich steigern muß, wenn den Schwerbeleibten die Geburtsstunde herannaht (Virg. G. III. 138). Reichliche und gesunde Grasweide in ruhigen Waldthälern und auf den großen offenen Staatstriften ist ihnen diensam und giebt die erforderliche kräftige Nährung; hier finden sie volle, frische Bäche mit unschädlichem Wasser, hier bequeme Trinkstellen, hier Schatten gegen die sengenden Strahlen der Sonne und einigen Schutz gegen die Bremsen (Virg. G. III. 146), die, eine furchtbare Plage um den Silarus und Tanager in Unter-Italien, ihre Eier in Haut, Nase, Ohr und After der Weidethiere legen, daß sie sich davon wie wüthend gebehrden. Besonders in den Mittagsstunden belästigen sie, und darum

Weid' im buschigen Thal mit stets vollwallenden Bächen,
Wo das Moos weich grünt und frisch vom Grase der Bord ist,
Wo die Grotte beschirmt und der Fels vorragend herabhängt.

Virg. G. III. 143.

Die Hirten müssen der Heerde stets nahe sein; sie ist dann

geschützt gegen die Anfälle der Wölfe, und die Mütter, welche selbst im Zustande der Trächtigkeit die fernher ansetzenden Hengste, welche sogar die Kühe, nach Columella, nicht abweisen, aber auch nicht verschonen, lassen sich sicherer abwehren. Auch Eselhengste gehen den Stutenheerden nach; gelingt es letzteren eine schon von einem Roßhengste bedeckte Stute zu bespringen, so zerstören sie deren Leibesfrucht, was jedoch nicht der Fall ist, wenn ein Hengst eine von einem Esel belegte Eselin bespringt (Arist. VI. 22, 6; 23, 1). Die Hirten dürfen die Heerden nie auf sumpfige, mit Eisfrost belegte Weiden treiben, weil dann, wenn nicht (Veget. prol. II.) die stärkere Natur des Mutterthieres den Nachtheilen ungesunden Futters Widerstand leistet, Fehlwürfe, wie auch in dem Falle erfolgen, wenn dasselbe erhitzt säuft, gestoßen, geschlagen, in engen Gehegen und Ställen gedrängt oder durch Laufen angestrengt wird. Ferner sollen sie bedacht sein, daß die Weidemütter

Nicht im Sprunge durchrennen den Weg, noch im hitzigen Laufe
Ueber die Au' hintoben und reißende Ströme beschwimmen.

Virg. G. III. 141.

Als Tränke kann gutes Flußwasser dienen (Virg. G. III. 144); ist es zu kalt wie das kutilische im Sabinischen oder das bei Nonakris in Arkadien (Pl. XXXI. 6, 21), so treibt es die Leibesfrucht ab. Man hält darum für dienlicher, dasselbe in Weihern, wo es sich erwärmt und abdampft (Col. VI. 22. Pall. IV. 11. Pl. XXXI. 21), zu sammeln oder Regenwasser, das zwar lieblicher, aber auch stärker mit Unreinigkeiten vermischt ist, zu geben.

Trächtige Stuten und Kühe fressen stärker und werden fetter als im leeren Zustande (Arist. VI. 18, 12. Varr. II. 7), sie dürfen aber nicht zu viel und auch nicht zu wenig erhalten. In jenem Falle würden sie verfohlen (abortire), in diesem nährunfähig werden und schwache Junge werfen.

Ob und in wie weit die tragenden Stuten zu benutzen sind, verdient eine Bemerkung. Die Scythen reiten sie, sobald sich die Leibesfrucht bewegt und gedrehet hat, und behaupten, daß der Wurf in Folge dieser Bewegung erleichtert werde (Aristot. VI. 22, 2); die Griechen reiten sie auch, und ich finde, daß Echekrates aus Thessalien mit einem tragenden Mutterpferde in Olympia siegte (Pl. X. 83). Mäßige Bewegung ist denselben

gewiß unschädlich, wie aber dürfen sie durch Arbeiten angestrengt oder Laufen abgehetzt werden (Col. VI. 27. Varr. II. 7);

Nie laß Einer im Joch belastete Wagen sie ziehen,
Oder im Sprung durchrennen den Weg.
Virg. G III. 140.

Wenn böse Witterung oder Mangel an frischem Grase im kalten Winter eintritt, ist die Mutterheerde in wohlverwahrten Ställen mit verschlossenen Thüren und Fenstern (Col. VI. 27) zu halten, denn Pferde, am wenigsten trächtige, können kalte, feuchte und ungesunde Witterung, ohne Obdach noch weniger als Rindvieh, aushalten (Col. IV. 22), doch dürfen sie auch nicht zu warm und nicht dunstig stehen. Man bringe daher nicht zu Viele zusammen und lege, damit sie sich nicht drängen, drücken oder schlagen, zwischen die Einzelnen von den Krippen auslaufende Standbäume (Varr. II. 7).

Erkrankt eine Stute während der Monate ihrer Leibesschwere, bringt sie einen s. g. Maulthierbastard, ein zwergartiges Geschöpf, das, wie die menschlichen Zwerge, eine große Ruthe hat (Aristot. VI. 24).

Die Zeit der Trächtigkeit dauert zwölf (Varr. II. 1), gewöhnlich nur elf Monate und einige Tage (Pl. VIII. 66. Arist. VI. 22), nach genauer Angabe elf Monate zehn Tage (Varr. II. 7). Wie von allen Thieren mit ungespaltenen Hufen und zwei Zitzen fällt jedesmal ein Junges (Pl. VIII. 83), selten zwei, nie mehr (Pl. XI. 95); daß eine Stute zwei Halbesel warf, wurde als Wunder betrachtet (Arist. VI. 22). Die Geburt erfolgt stehend (Pl. VIII. 66), und leichter, den Umständen nach reinlicher und nach der Körpergröße des Pferdes mit geringerem Blutverluste als bei andern Thieren (Arist. VI. 18, 10). Die Fohlchen wiehern sogleich nach der Geburt, die weiblichen leise und fein, die männlichen etwas stärker und tiefer. In demselben Verhältnisse bildet sich die Stimme fort, bis sie bei dem Hengste im zweiten Jahre, wo der Sprung beginnt, den Stuten bleibend an Kraft voranseilt, bis zum zwanzigsten Jahre, wo sie bei Männchen und Weibchen wieder schwächer wird (Arist. V. 14, 4).

Die Mütter sind gleich nach der Geburt sehr bösartig um der Fohlen willen; sie schmeißen und beißen, und beweisen ihre große Liebe durch Belecken, Erwärmen und Säugen (Pl. X. 83. Arist. VI. 18, 1, 10). Bei dem ersten Reinigen und Belecken

beißen sie ihnen das auf der Stirn (Ael. h. a. III. 17) befindliche schwarze Blätterchen, von der Größe einer Feige, „Fohlennahrung" von den Deutschen, „Roßwuth" (Hippomanes) von den Griechen und Römern genannt, ab, verschlucken dasselbe und können, vielleicht in Folge des ihm beiwohnenden Liebesgiftes, schon drei Tage nach der Geburt wieder bedeckt werden (Pl. X. 83). Nimmt ein anderer das Blätterchen ab, lassen sie ihre Fohlen nicht säugen (Pl. VIII. 66); es mag dies öfterer vorkommen, denn man weiß allgemein, auch nach der Priesterin der Dido, — daß von Zauberern und Zauberinnen zu Liebesgemischen und Reizmitteln des Beischlafes (Pl. XXVIII. 80) gesucht ist,

Was der Stirn des neugeborenen Füllens man abriß,
Jenes der Mutter entraffte Geluft.

Virg. Aen. IV. 515.

Ein neugeborenes Fohlen mit der Hand zu berühren, ist schädlich für dasselbe. Es muß warm gehalten werden (Pallad. IV. 13) und im geräumigen Stande stehen, damit es die Mutter nicht so leicht beschädigen kann (Col. VI. 27).

Stirbt eine Mutter, kann das verwaisete Thierchen an einer Ziege mit verbundenen Augen oder an einer andern Stute ernährt werden. Auf der Weide nehmen sich seiner andere Stuten von selbst an (Pl. VIII. 66).

Erkrankungs- und Verwerfungs-Fälle kommen selten, meist nach ungeeignetem Futter, nach Befruchtungen durch Esel, durch Stöße und Anstrengungen vor. Man gebe ihnen dann Engelsüß (polypodium s. filicula), eine dem Farrenkraute ähnliche, unter uralten Bäumen und auf Felsen wachsende Pflanze (Pl. XXVI. 37) mit Wasser mittelst eines Hornes ein. Ist der Fehlwurf Folge der ungleichartigen Begattung, so thue man letzterer, auch bei der Eselin, Einhalt, weil sonst leicht gänzliche Unfruchtbarkeit eintritt (Arist. VI. 23).

Das Fohlen steht alsbald nach der Geburt auf; sein erster abgehender Mist hat die Größe einer Bohne und verändert sich erst nach und nach. Er ist heilkräftig gegen Gelbsucht innerhalb drei Tagen (Pl. XXVIII. 64).

Die Milch der Stuten, das ausschließliche Nahrungsmittel der urzeitlich bekannten Pferdemelker (Hippomolgen) in Thracien, Mysien (Hom. Il. XIII. 5), einiger Völker in Pontus (Pl. II. 160) und Scythien, ist (Str. VII. 1), nächst der des Kameeles

die flüssigste (Pl. XI. 96), sehr nahrhaft *) und besonders bei Grünfütterung diensam wider Verstopfung, Fallsucht, Gebährmutterkrankheiten schwangerer Frauen (Pl. XXVIII. 58, 63, 77). In der Vorzeit herrschte der jetzt noch unter barbarischen Völkern bestehende Glaube, daß mit Stutenmilch ernährte Kinder hochmuthig würden. Daher die Sage, daß das Kind der Alope, der Tochter des Cercyon, welche Vulkan liebte, und Camilla, die jagdlustige, tapfere Jungfrau von einer Stute genährt worden sei. Dieser

— — — Dort in Gesträuchen, umschreckt von den Lagern des Raubwild's,
Gab die Stut' aus der Heerde zur Amm' die stärkende Nahrung
Wildernder Milch, eindrückend die Brust in die zärtlichen Lippen.

Virg. Aen. XI. 570.

In Italien bereitet man Käse aus Roßmilch (hippace); er macht die Hauptnahrung der Bewohner des Pontus aus (Str. VII. 1) und auch Aeschylos preiset

Scythia's gerechtes, pferdekäsespeisend Volk.

Sextius schreibt ihm gleiche Wirkung, wie dem Kuhkäse bei (Pl. XXVIII. 34); er erweiset sich wider Chyldurfall und Ruhr, selbst wenn schon Blut abgeht, diensam (Plin. XXVIII. 58). — In Griechenland mischt man die Milch unter phrygischen Käse (Arist. III. 20, 5).

---

5. Das Pferd und seine Behandlung.

Alle Geschöpfe befinden sich längere oder kürzere Zeit nach der Geburt in einem Zustande, welcher unvollkommen ist und dem der Ausgewachsenen sich erst allmählich nähert. Man vergegenwärtige sich den Abstand zwischen Knaben und Mann,

*) Auch durch die neuere Chemie ist festgestellt, daß die Pferdemilch dünner und ärmer an Milchzucker als die Eselsmilch ist; sie läßt sich nicht leicht buttern, coagulirt leicht durch Säuren, nicht aber durch Lab, und eignet sich vorzugsweise zu geistiger Gährung. Die Tataren wissen deshalb daraus nicht blos ein angenehm säuerliches Getränk — Kumüß —, sondern auch eine geistige und berauschende Flüssigkeit zu bereiten und die Kalmücken einen Branntwein, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Im frischen Zustande wird sie von beiden Völkern gern genossen.

zwischen Hündchen und Hund, zwischen Füllen und Pferd! (Cic. de nat. II. 14, 38). — Dasselbe bringt Schenkel von gehöriger Länge mit auf die Welt, die sich später nur ausdehnen, ohne eigentlich zu wachsen, sein Hals aber ist unverhältnißmäßig kurz, und vor dem dritten Tage kann es mit der Schnauze die Erde gar nicht berühren (Pl. VIII. 66) und später nur mit gebogenen Knieen weiden; kurz ist auch sein Körper, und darum kratzt es sich mit den Hinterfüßen noch hinter den Ohren, was es bei zunehmendem Alter und sich verlängerndem Schafte nicht mehr kann (Pl. XI. 108); der Schwanz ist kraus und kurz behaart, die Mähne borstig, der Huf weich; nicht bestimmen, nur vermuthen läßt sich, ob es zu einem schönen Pferde sich ausbilden werde. Ist es gesund, sucht es bald nach der Geburt das Euter, welches ihm die zärtliche Mutter und fast ein ganzes Jahr darreicht, während die Eselin das Ihrige wegen Euterschmerz schon nach sechs Monaten abstößt (Pl. XI. 95). Varro verlangt, daß das edle Fohlen zwei Jahre säuge, denn Muttermilch nähre am besten. Die säugende Stute muß kräftiges Futter, täglich zwei Mal Gerste mit Wasser neben Heu oder Gras erhalten. Die ersten zehn Tage verbleiben beide in bedeckten Ställen und gehen dann zusammen auf die Weide, wo das Fohlen bei erforderlicher Bewegung der Gefahr entzogen ist, daß der Stallmist die Hufe verhitze (Varr. II. 5). Zuvor aber erfolgt die Brandzeichnung, die so nöthig, um Verwechselungen auf den Weiden vorzubeugen, später erwünscht ist, um die Abstammung zu erweisen. In manchen Gestüten wird sie bis in den April des nächsten Jahres, zur völligen Entwöhnung und zum neubeginnenden Weidegange verschoben (Col. XI. 2, 14. Virg. G. I. 263; III. 160. Pallad. II. 16). Die Zeichen sind dieselben, die wir bei dem Rindvieh angaben, doch kommen häufiger Thierbilder als Buchstaben (Lucian. Ign. 5) in Erwähnung; man kennt die „Affenköpfe", die „Wölflinge" (Lycaspaden) und Plinius (VIII. 64) glaubt, daß der Bucephalus von einem ihm eingebrannten Ochsenkopfe, dem gewöhnlichen Brandzeichen der Thessalier, seinen Namen erhalten habe. Man bringt dasselbe in Bug oder Lende an und darauf deutet Anakreon, wenn er singt:

Es trägt an seiner Hüfte
Das Roß der Gluth Bezeichnung.

Die Weideernährung dauert den ganzen Sommer an, sobald

aber der öde Winter mit seinen stürmischen Gestirnen auftritt und die Anger in Reif ergrauen, sind die 4—7 Monate alten Fohlen in bedeckten Ställen zu halten. Ihr Futter besteht hier neben Muttermilch in Gerstenmehl, Kleie und getrockneten oder grünen lieblichen Kräutern, nach 10—12 Monaten schon in Gerste und im dritten Jahre in Mangelkorn. Die Entwöhnung von den Müttern erfolgt allmählich (Varr. II. 7).

Der Gebieter oder Aufseher muß die Pferdeställe oft besuchen, sich nach dem Zustande der Hengste, Mütter und Fohlen sorgfältig umsehen und die, welche sich wegen guter Abkunft oder Bauart zu Reit- oder Wagenpferden vorzüglich zu eignen scheinen, in ganz besondere Abwartung und Pflege stellen; der Stallmeister sich oft mit ihnen abgeben (Veget. I. 56), sie anfassen, schmeicheln, loben, anreden, unter den Mähnen krabbeln, an der Brust mit hohler Hand beklatschen, kurz auf alle Weise zutraulich machen und je länger je mehr für ihre künftige Bestimmung vorbereiten (Virg. G. III. 185). Diese Gewöhnung bis über das zweite Jahr verschoben, wird immer schwieriger. Varro (II. 7) räth ebenfalls, schon die Säuglinge oft anzugreifen, ferner Zäume vor ihnen aufzuhängen, damit sie sich an deren Gestalt und Klirren gewöhnen, später die Halfter ihnen überzuwerfen, sie an der Hand zu führen und wenn sie dieses dreijährig gelernt, ihnen Zaum und Gebiß ins Maul zu geben und einen Knaben aufzusetzen, der sich anfänglich auf den Bauch leget, später eine sitzende Stellung einnimmt. Merke darum, du Stallmeister, die Vorschrift:

— — — Ihm Zaum, ihm Ketten zu rüsten vergiß nicht;
Fügsam, zarten Genicks, da lernt das Roß von dem Meister
Gehen den Weg, so der Reiter ihm zeiget.

Hor. Ep. I. 2, 64.

In ähnlicher Weise werden künftige Kriegspferde vorbereitet; damit sie das Getöse der Waffen, das Geklirr der Schilde und den Anblick von Schlachten ohne Scheu ertragen, mache man um die einjährigen Fohlen lautes Getöse, man blase Trompeten und Zinken, führe sie durch Volksgetümmel, zeige ihnen Gegenstände allerlei Anblickes, lasse ihnen nahes und fernes Geräusch hören und zeige ihnen Bilder von Erschlagenen, die unter den Zaum gelegt werden können (Ael. H. a. XVI. 25). Fürchtet sich das Fohlen vor diesem oder jenem Gegenstande, werde es

sanft belehrt, daß seine Furcht eitel sei; Gewalt und harte Behandlung verfehlt das Ziel. Die, welche sich vor Menschen scheuen, werden leutselig und folgsam, wenn man sie im Stalle sich selbst überläßt und ihnen so beibringt, daß sie in der Einsamkeit von Hunger und Durst gequält werden, daß aber nur der Mensch Futter und Wasser geben und alles, was Schmerzen verursacht, entfernen könne. Bei diesem Verfahren gewinnen sie den Menschen allmählich lieb und verlangen zuletzt nach ihm (Xen. 2).

In gleicher Weise werden die künftigen Wagenpferde durch Anlegung des Joches allmählich vorbereitet. Wir nehmen die Vorschrift des Dichters als völlig richtig an, wenn er sagt:

Streng früh an den Gaul den Muth und die Waffen zu schauen
Kämpfender, auch zu erdulden die Zink' und seufzender Räder
Zug zu bestehn und im Stalle die klirrenden Zäume zu hören;
Dann je mehr und mehr am schmeichelnden Lobe des Zähmers
Sich zu erfreun und sanftes Geklatsch des Halses zu lieben,
Solches bereits, wann kaum er der Mutterbrust sich entwöhnet,
Wag' er und biet' uns Andre das Haupt der weicheren Halfter,
Kraftlos noch und zitternd, und noch unkundig der Jugend.
Virg. G. III. 182.

Varro tadelt (II. 7), wenn Fohlen schon mit anderthalb Jahren gebraucht werden. Zu Wirthschaftsdiensten lassen sie sich mit dem zweiten Jahre zähmen (Col. VI. 27), zu Kampfspielen aber erst nach dem dritten, wo sie an Größe und Kraft zugenommen haben und kräftiges Futter vertragen können. Die eigentliche Verwendung dazu darf erst mit dem vierten (Col. VI. 29), nach noch strengeren Grundsätzen nie vor dem beendigten fünften Jahre erfolgen (Pl. VIII. 65).

Man erfährt, daß die Scythen und Sarmaten die Hengste verscheiden, um sie sanfter und gangbarer zu machen (Str. VII. 7). Ob auch die Griechen? — Kein Dichter, auch kein anderer ihrer Schriftsteller erwähnt des entmannten Pferdes. Aristoteles, der mit großer Umständlichkeit die Einzelnheiten der Castration der Hausthiere angiebt, übergeht das Verfahren des Verschneidens der Pferde, und sagt nur ganz im Allgemeinen (H. a. III. 1, 9), daß die Hoden der jüngeren, aber auch der älteren Thiere, durch Quetschen, Aus- oder Abschneiden oder auf andere Weise zerstört oder entfernt würden. Xenophon, Columella und Varro schweigen in gleicher Weise, was Anlaß zu der Vermuthung ge-

geben, daß die Entmannung der Hengste in Griechenland so wenig wie in Arabien üblich gewesen sei. Erfahrungsmäßig wird dadurch in heißen Ländern das Thier geschwächt; wir glauben, daß der Grieche, dem das Roß so nahe stand, für Unehre gehalten haben würde, den Augen des Volkes in der Stadt oder Bahn Eunuchen zu zeigen die mit den männlichen Zeichen die Kraft, den Geist, den Muth und das Feuer ihres Geschlechtes verloren. — Die Römer entmannten die Hengste; Varro nennt das verschnittene Pferd „Wallach“ (canterius). Hat das Wort die Bedeutung nicht im Laufe der Zeit geändert, so ließe sich in Italien die Entmannung weit zurück leiten und zum Beweise die in Campanien (J. 215) im Munde des Landvolkes gangbare, sprüchwörtliche Redensart: „Der Wallach im Graben“ (canterius, Lastthier? κανθήλιος? in fossa, d. i. die Ochsen am Berge) dafür anführen, wie die Angabe, daß Kato's Reitpferd ein verschnittenes gewesen sei (Senec. ep. 87) und daß die Fischhändler ihre Waaren mit elenden „Wallachen“ zu Markte bringen (Plaut. Capt. IV. 2, 24). Varro (II. 7) lehrt, daß die Hengste, weil sie nach Hinwegnahme der Hoden schwächer (Veget. I. 23), weil samenlos seien (canterii, quia semine carent, quasi carenterii), sich ruhiger verhalten, Plinius (XI. 64), daß sie unter Umständen die Zähne nicht verlieren, Cicero (ad Div. IX. 11) gedenkt ihrer als edler, denn die Maulthiere, und würdig, Helden zu tragen (Cic. Nat. deor. III. 5, 11). — In der spätern Zeit war das Verschneiden sehr gewöhnlich; als günstige Folge des Verfahrens, welches nach Palladius (IV. 13) im März vorgenommen werden soll, wird erwähnt, daß Wallachen (spadones), weil sie mit den Hoden auch an körperlicher Wärme Einbuße erlitten, ruhiger gehen.

Das Pferd, soll es gedeihen, bedarf in jedem Alter gute Abwartung. Sie ist zunächst bedingt in der sorgfältigen Tüchtigkeit der Hirten, Knechte, des Gestütaufsehers, Bereiters (equiso), Stallmeisters (equitarius), kurz aller, welche im Stalle, auf der Weide, am Wagen oder bei dem Reiten gebraucht werden; zu allermeist muß dafür der Gebieter sorgen. Aufmerksamkeit ist die Gesellin der Liebe; fehlt ihm dieselbe nicht, wird er Alles, was zur Pflege, Gedeihlichkeit und Gesundheit seiner Lieblinge erforderlich, aufwenden und gegentheilige Einwirkungen ihnen abwenden (Veget. praef. 1). Wir verlangen, daß er überhaupt

Kenntnisse vom Pferde besitze, dasselbe zu behandeln verstehe, daß er wisse, wie es abgerichtet und gelenkt werden müsse und auch im Stande sei, die Knechte in der Hipparchie zu unterrichten (Xen. 5), daß er den Stall an einer solchen Stelle des Hauses anbringe, wo er ihn ohne Unbequemlichkeit oft (Xen. 4), ja täglich besuchen und untersuchen kann (Veget. I. 56), denn auf die Wärter darf er sich so wenig, wie auf die zur Weidung beschafften Sclaven verlassen. Besitzt er die entsprechenden Kenntnisse, wird er selbst die zum Reiten, Fahren, Rennen und den Kriegsgebrauch Tauglichen nach Anlage, Fähigkeit und Kraft auswählen, sich bei Kauf und Verkauf nicht betrügen lassen, Krankheiten vorbeugen, erkennen und nicht für eine Schande erachten, selbst Heilmittel anzuwenden. Ein solcher wählt zu Knechten Leute, die von Jugend Kenntnisse und Erfahrungen sammelten, in beständigem Umgange mit Pferden deren Natur kennen lernten, an ritterlichen Vor- und Einübungen Gefallen finden und gelassenen Charakters sind. Unkundige verderben Schritt und Gang der Pferde, Ungestüme, welche besonders sich selbst überlassen, den Stachel brauchen (Sil. XVI. 366), mit Peitschen und Sporen verletzen, im Laufe nicht anhalten, sie nicht langsam gehen, nicht zur Entleerung des Urines kommen lassen, zu stark belasten, bergauf und bergab, ohne Rücksicht auf die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers, rennen, jagen und gewaltige Sprünge lieben, veranlassen die schlimmsten Krankheiten (Veget. I. 30—61).

In den griechischen Staaten ist es nicht Sache und Sitte der Vornehmen und Wohlhabenden, Pferde anzulernen und zu bändigen. Ein junger Mann solcher Familie muß dort für die gute Haltung seines Körpers sorgen, die Reitkunst erlernen, sich, wäre es auch nur des Krieges wegen, im Reiten üben, den Bereiter aber darf er nicht machen. Eben so wenig ziemet es dem vornehmen Manne; wenn er auch an der Staatsverwaltung nicht den geringsten Antheil nimmt, bleibt ihm die wichtigere Sorge für sein Hauswesen, seine Freunde und die Angelegenheiten des Krieges, und er hält zu jenem Zwecke Bereiter im Hause, wo nicht, übergiebt er die jungen Pferde, wie die Knaben einem Lehrer, einem Bereiter außer dem Hause, mit welchem in einem schriftlichen Contracte Lohn, Leistung und die beizubringende Ge-

schicklichkeit verabredet wird (Xen. 2); die Pferde selbst zuzureiten, ist Wahnsinn (Philodem. oec. 21).

Aehnliche Verhältnisse finden unter den Römern statt, unter denen ebenfalls anerkannt wird, daß die dem Bereiter zu übergebenden Fohlen etwas zahm, folgsam, zuthunlich und nicht mehr ganz roh seien, wenn dessen Mühe gut anschlagen soll. Doch darüber später das Weitere; jetzt bringen wir zunächst das Nöthige über die Fütterung bei.

Ungezähmte Fohlen werden den ganzen Sommer hindurch auf der Weide, Pferde theils im Stalle, theils auf der Weide ernährt (Veget. praef. 1). Ehe der Austrieb beginnt, ist es gut, Allen, mit Ausschluß der Hengste und Füllen, im Maule oder auch am Halse Blut wegzulassen, damit sich das in Folge des frischen Grases neu erzeugende Blut nicht mit dem alten, verdorbenen mische, wodurch leicht gefährliche Entzündungen entstehen. Den Tag vor der Blutentziehung wird, um Blähungen vorzubeugen, weniger und leichteres Futter verabreicht, das Pferd eben gestellt, der Hals, damit die Ader über den Blättern sichtlich hervortrete, mit einem Riemen umschlungen, mit einem nassen Schwamme wiederholt überfahren, die Ader etwas niedergedrückt, der Kopf gehalten und das auf einem Wetzsteine wohlgeschärfte Laßeisen (sagitta) vorsichtig, daß weder die Gurgel verletzt, noch die Vene durchschnitten werden kann, unter Vorhaltung des Zeigefingers mit dem zweiten und dritten Finger eingestochen. Während dem erhält es Heu oder Mengfutter, weil unter Bewegung der Kinnbacken das Blut besser sprudelt. Ist es schwarz oder verdorben anzusehen, muß es fließen bis es reiner wird; dann nimmt man das Futter weg, schließt die Wunde mit einer Heftnadel, legt ein Läppchen oder Kreide auf und stellt das Pferd in einen dunkeln und warmen Stand; sieben Tage und Nächte erhält es ganz feines Heu und Wasser, so viel es trinken will. Das Blut ist sorgfältig aufzufangen, als Heilmittel mit Essig und Oel zu mischen und zum Abwaschen der entstandenen Wunde zu brauchen, die davon bald zugeht. Einige Tage nachher bringt man es an die Sonne und entzieht ihm Blut aus dem Gaumen, worauf die Hundszähne abgerieben werden. In den nächsten Tagen erhält es geringes, nach und nach besseres Futter, bis man bei der Gerste anlangt, führt es bei warmem Wetter ans Meer oder zum Fluß, wäscht es ab, salbt es sorgfältig in der Sonne

mit Wein und Oel und reibt es bis zur Erwärmung des Körpers. Ist dies Alles geschehen, lassen sich edle Pferde zu Anstrengung, Lauf und Marsch wieder brauchen (Veget I. 22; II. 40).

Im Frühjahre ist auch ein Gesundheitstrank zu empfehlen; man nehme dazu Costus, celtische Narde, Petersilie, Betonie, Glicerina, Sagapinum, indische Spicke, Steinbrech, Odermennig, Melilotus, illyrische Iris, Ana, Scinoanthos, Balsam, runde Aristolochia, Haselwurz, Aloë, Opopanax, Drachenwurzel, von jedem ein Loth und doppelt so viel Cassiaröhre, Ana, Myrrhe, Bibergeil, sechs Loth Dragant, 2 Hände voll pontischen Wermuth, zerreibe das Alles, koche es mit dem besten Weine und man wird auf 3 Tage einen Trank für 12 Stück haben, der auch im Sommer sehr gut ist (Veget. I. 59).

Im Stalle erhält das Fohlen leichteres Futter als das Pferd, zumeist Heu und zerhacktes Stroh mit Kleie, sobald aber die Zähmung beginnt, Mischling (farrago) aus Dinkel und Gerste, am besten Hengstgerste (Col. II. 12), oder aus Dinkel und Weizen, welcher letztere im grünen Zustande für allerlei Lastvieh, sonderlich aber für ältere und jüngere Pferde (Varr. I. 31), im Frühjahre, ein nahrhaftes, mästendes, leicht verdauliches, den Leib öffnendes und Feuchtigkeit ableitendes Futter ist, besonders wenn er in der Nähe des Meeres wuchs (Veget. I. 22). In den ersten 10 Tagen werden die zu Zähmenden mit diesem Futter ausschließlich ernährt, denn davon reinigt sich der Leib, am sichersten bei Bewegung; vom elften bis zum vierzehnten Tage giebt man Gerste, erst in kleineren, dann in stärkeren Gaben (Varr. II. 7); Heu darf nicht fehlen.

Gerste ist in Italien, selbst in den kaiserlichen Ställen, das allgemeinste und ein gesundes, nahrhaftes und kräftiges Futter (Col. II. 12; VI. 27. Varr. II. 7); auch die ältesten Griechen (Hom. Od. IV. 41), die Perser und Juden fütterten sie im Gemisch mit Hechsel; die homerischen Helden (Il. V. 196; VIII. 564) verwenden Gerste und Weizen, namentlich Spelt (Od. IV. 597), Dinkel und Einkorn (zea, olyra, arinca), welche alsdann die schwierige Enthülsung und Reinigung nicht benöthigen (Pl. XVIII. 10). Jede dieser Sorten, auch der Rothweizen (πυρός), nährt sehr kräftig (Veget. I. 56) und besser als Gerste; sie finden auch

in den Ställen der Heroen Verwendung (Il. VIII. 187). In dem Gezelte des Diomedes

Banden sie an die Rosse mit wohlgeschnittenen Riemen
Fest an die Krippe der Ross', wo die andern Rosse des Königs
Standen, geflügelten Hufs, mit lieblichem Weizen sich nährend.
Hom. Il. X. 567.

Ersatzmittel sind besonders bei und nach großen Anstrengungen in Wasser gequellte Erven, Bohnen und Kichern (Col. VI. 30); letztere giebt man auch den Zuchthengsten, weil sie dieselben wohl kräftigen, wenn sie Kraft bedürfen (Galen. de alim. facult. I. 27). Als Kraftkraut läßt sich auch das sog. Hippace, vermittelst dessen die Scythen selbst bis zum zwölften Tage Hunger und Durst aushalten (Pl. XXV. 44), und das den Pferden ins Maul gegeben wird, erwähnen; Manche pflegen ihnen auf starken Touren die größten Zähne eines Wolfes, Dauer zu erzeugen, anzubinden (Pl. XXVIII. 78).

Für säugende Stuten ist Cytisus das beste, namentlich auf Gesundheit der Milch hinwirkende Krautfutter; sie fressen es lieber als Gerste, es sättiget schnell, ist so diensam wie Erbsen, und zehn Pfund zur vollen Sättigung ausreichend. Weil aber dieses Kraut noch selten in Italien gebaut wird, darf neben Körnern das Heu nicht fehlen. Jedes Pferd muß stets zur vollen Sättigung gefüttert werden; dann wächst die Kraft (Hom. Il. V. 263; VI. 506) und die Farbe wird glänzend (Il. XI. 280).

Heu und Gerste muß gut und unverdorben sein, widrigenfalls die verderblichsten Krankheiten entstehen (Veget. I. 17). Letztere darf nicht staubig, moderig, durch langes Liegen anrüchig, eben so wenig frisch der Tenne entnommen, nicht steinig, nicht warm sein (Veget. I. 29; III. 44). Pferde, die nicht arbeiten, dürfen Körner nicht in vollen Gaben erhalten (Veget. I. 22. Varr. II. 7).

Giebt man die Körner in ein oder zwei Futtern, fressen die Pferde zu gierig, verdauen nicht oder verfallen in Magenbeschwerden mit fieberhaften Erscheinungen. Der Kopf senkt sich dann abwärts, die Augen stehen weit offen, die Lippen hängen schlaff, die Adern zucken, die Hoden sind angeschwollen, die Gliedmaßen heiß, die Odemzüge beschleunigt und erhitzt; der Gang wird unsicher, der Durst groß, Husten stellt sich ein, Freßlust fehlt, Schläfrigkeit, Traurigkeit und Schwere verbreitet sich über den

ganzen Körper. Stellen sich diese Erscheinungen ein, lasse man sogleich im Gesichte, an den Schläfen oder im Gaumen dem Kranken Blut ab, versage 24 Stunden alles Futter, stelle ihn unter Decken, fern von Andern, in einen warmen Stall, mache ihm leichte Bewegung und gönne ihm allmählich ganz gutes Heu, zu Heckerling geschnittenes frisches Gras, später eingeweichte Gerstengraupen in kleinen und öftern Portionen, in denen überhaupt alles Futter gegeben werden muß (Veget. I. 29).

Zum Einfüttern ist eine flache Mulde (patena) oder Schwinge (alveus) erforderlich,

— — Die du vom Sproß der biegsamen Weide dir flechtest.
Virg. G. IV. 34.

Sie muß, weil das Pferd jeden Schmutz und üblen Geruch haßt, stets reinlich gehalten werden (Veget. I. 56).

Bisweilen schlägt das gewöhnliche Futter nicht mehr an und die Pferde magern ab. Man füttere dann Röst-Weizen oder Gerste, die freilich langsamer wirkt (Col. VI. 30), und tränke Wein; damit wird ziemlich lange fortgefahren und nur nach und nach Kleie an die Gerste gemischt, bis die Genesung so fortgeschritten ist, daß reine Gerste oder Bohnen vertragen werden. Im Winter ist ein stärkender Trank aus Würzwein (v. conditivum) mit einem Lothe geriebenem Eppichsamen und 1½ Loth erwärmtem Oel zu empfehlen, wozu man im Sommer Wermuth mit 1½ Loth Oel setze; dann wird die Masse erwärmt und mit einem Horne eingefüllet (Veget. I. 56).

Als Kraftfutter für den Winter ist folgendes zu empfehlen: Man mischt mit 4 Modien Gerste 8 Mod. Bohnen, 8 Mod. Kichern, 4 Sextare Weizen, eben so viel griechisches Heu, 1 Sextar Erven, wenn es das Pferd werth und der Gebieter vermögend ist, getrocknete Weintrauben und einzelne Sextare Nußkerne wohl durcheinander, gießt ganz reines Wasser darauf, läßt dies über Nacht stehen, früh abtrocknen und giebt dann, so weit es reicht, jeden Mittag und Abend einen halben Modius. Ueberdem sammle man das Gewürzel, welches der Pflug aus der Erde schleppt (Quecken?), schneide und mische dasselbe mit der Gerste zum täglichen Futter. Im Sommer sind die Erven wegzulassen und Mengsaat von Weizen, Kichern oder griechischem Heu in wenigen und kleinen, oder grüne Gerste in stärkeren Gebunden zu geben (Veget. I. 56).

Alles Lastvieh trinkt sich fett; Salz ist ihm daher sehr dienlich, aber je mehr es säuft, um so mehr frißt es auch (Pl. X. 93). Die Tränke besteht in hellem, frischem Wasser. Man hat gefragt, welches das gesundeste sei? — Billig verwerfen wir das stehende und träge und halten das fließende für besser als Cisternenwasser, weil es durch den Lauf, besonders den schnellen, den Giftstoffen unzugänglich, sich auch durch Bewegung und Anschlagen an andere Dinge reinigt und verfeinert (Pl. XXXI. 21. Veget. I. 56). Ein erhitztes Pferd darf nicht saufen (Veget. I. 17). Zweckmäßig ist, wenn sich an einem nahen trockenen Platze ein Stall mit Mist oder weichen Scheuer-Abfällen befindet, in welchem es vor dem Tränken sich wälzen mag, was zur Gesundheit dienlich und ein Zeichen von Wohlbefinden ist; wälzt es sich nicht in gewohnter Weise oder weigert sich's überhaupt des Niederlegens, läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Futterekel vorhanden sei; dann hat man dasselbe allein zu stellen und mit Arznei zu unterstützen (Veget. I. 56).

Sobald die Hitze des Sommers eintritt, ist folgender kühlende Trank dienlich. Man gießt 2 Lth. Crocus in alten Wein, 6 Lth. Dragant in laulichem Wasser, thut dazu eine Handvoll grünen Porre, eben so viel grünen Eppich, eine Hemina Portulak-Saft, 3 Sextare Ziegenmilch, 7 Eier, 1 Pfd. Rosenöl, 6 Lth. Honig, 1 Sextar Rosinenwein, mischt Alles, und giebt dem Einzelnen davon 3 Tage lang einen Sextar. — Ein anderer, ebenfalls kühlender Trank, wird so bereitet: 1 Sext. alter Wein, ½ Pfd. Oel, 3 Eier, 1 Cyathus Coriander, und eben so viel Lactuca-Saft wird wohl gemischt und auf 3 Mal in 3 Tagen nach einander eingegeben, so daß das Pferd dazu eine Hemina kaltes Wasser erhält. — Ein guter Trank im Winter besteht aus 3 Sext. altem Wein, ½ Pfd. Oel, 2 Loth Pfeffer, 12 Loth grüner Raute, 6 Loth grünem Kerbel oder Kerbelsamen, 6 Loth Dragant, 6 Loth Fenchelsamen, 2 Loth Lorbeerblättern, 12 Loth Honig, Eier nach Belieben und getrockneten Trauben nach Erforderniß (Veget. I. 58).

Plinius klagt, daß seine Römer sogar die Lastthiere zum Weintrinken nöthigten *). Wir wissen, daß ein stärkender Wein-

*) Der Geschmack des Pferdes charakterisirt seine edlere Natur; es liebt geistige Getränke, wie der Elephant, vor denen alle andern Thiere zurückschauen, und gewöhnt sich an Naschwerk. — Die deutschen Fuhrleute stärken ihre ge-

trank den ermüdeten Schlachtrossen der Heldenzeit am Abend gereicht wurde. So pflegt Andromache selbst Hektors edles Gespann,

> Da sie zuerst vor euch den lieblichen Weizen geschüttet,
> Auch des Weines gemischt nach Herzenswunsche zu trinken.
> Hom. Il. VIII. 188.

Kommt ein Pferd erhitzt oder stark angegriffen nach Hause, salbe man dessen Körper mit Oel (Varr. II. 7) oder wasche das Maul mit Essigwein (posca), im Winter mit Salzlake (muria) oder fülle ihm Oel und Wein, im Winter 6 Loth von jenem und einen Sextar von diesem, erwärmt ein, und bald wird die Kraft sich neu beleben. In mehreren Krankheiten ist Wein ebenfalls sehr gut (Col. VI. 30. Geop. XVI. 3, 4), namentlich bei Husten, Schlaffheit, Abmagerung und innerlichen Leiden, entweder allein oder in Mischung von 2 Loth lebendigem Schwefel, 4 Scrupel gepulverter Myrrhe, einem rohen Ei und einer Hemina Wein. Kostspieliger, aber für alle Krankheiten, besonders gegen alten Husten, Abzehrung u. s. w. anwendbar ist folgender Trank: Man koche einen Sextar Gerstengraupen (ptisana), eine Hemina Leinsamen, eben so viel griech. Heu, eine Unze Crocus, den eingesalzenen Mastdarm (longano) eines Mastschweines oder den enthaarten Kopf eines Bockes mit dessen Füßen und gereinigten Eingeweiden, 15 ächte Schnecken, 15 Zwiebeln, 20 Doppelfeigen, eine Handvoll Raute, einen Sextar grüne Lorbeerbeeren, 20 Fingertrauben (dactyli), 3 Knoblauchköpfe, 6 Unzen Bockstalg und ein Bündelchen Polei, alles wohl gereinigt und gestoßen, in Cisternwasser, bis der Darm weich und das Fleisch des Kopfes von den Knochen löslich ist, gieße dann, damit es nicht verbrenne, Wasser zu, lasse es wieder aufwallen, seihe es durch eine Seihe, theile es in 3 Theile, thue zu jedem eine Unze Dragant und gieße das, was man auf einmal eingeben will, in Wein mit siedendem Wasser (calda), thue noch 3 Sextare Rosinenwein (passum) zu und gebe davon 3 Tage lang nüchtern einen Sextar ein. Am ersten Tage setze man noch 6 Eier, am zweiten nur zwei, voll Rosenöl, 3 Unzen Gauchheil, 3 Unzen feinstes Mehl, ½ Pfd. Roßpulver (pulvis quadrigarius) und ebensoviel Bohnenmehl zu und entziehe dem Pferde 7 Tage

---

matteten Frachtpferde — aus Mangel an Wein — mit Branntwein, den sie auf Brot gießen.

alles Fressen und Saufen. Bald wird sichs erholen! (Veget. I. 56).

Pferde können nicht viel Kälte aushalten; man sagt zwar, daß sie in einigen Barbarenländern Jahr aus Jahr ein unter kein Dach kommen, aber doch erfrieren sie in Scythien bei strenger Kälte. Die Winter bei uns sind viel zu rauh und unsere Pferde gegen die Kälte viel zu empfindlich, auch seit schon zu langer Zeit an Einwinterung gewöhnt und verweichlicht, als daß sie unter freiem Himmel beständig aushalten könnten. Wohl müssen sie im Sommer bei Tag und Nacht an offenen Plätzen freie Luft genießen, für den Winter aber ist der Stall (equile) auf der Villa eben so nöthig, wie die leichten Dachschoppen (tecta stabula) der Weiden bei Unwettern der milden Jahreszeit; auch die Stuten, wenn sie geworfen, sind einzustellen. Cato, der so wenig von den Pferden hält, rechnet den Stall doch zu den nöthigen und bei der Anlage eines Wirthschaftshofes wohl zu berücksichtigenden Gebäuden (Cat. 14). Man verlege ihn in einen solchen Theil des Hauses, wo der Gebieter recht oft (Xen. 4), der Meier die Pferde ohne große Umwege (Col. I. 6) sehen kann, nur nicht in die Nähe des Herdes, weil das Lastvieh, wenn es dem Feuer nahe steht, stroblig (rauchhaarig) wird (Vitruv. VI. 6, 4). Er bedarf viel Helligkeit, damit die an die Dunkelheit gewöhnten Pferde, wenn sie in die Sonne geführt werden, nicht blind oder augenschwach werden (Veget. I. 56). Die Tagelöcher (lumina) oder Fenster (fenestrae) sind gegen Norden anzubringen und ganz unschädlich, wenn sie im Winter (Pallad. I. 21) oder nach Geburten (Varro II. 7) verschlossen und im Sommer, der Kühlung wegen, geöffnet werden. Beides muß geschehen, denn das Pferd ist gleich empfindlich gegen Kälte, wie gegen Hitze; wenn es friert, muß der Stall geheizt werden (Varr. II. 7), doch darf die Stallluft selbst im Winter nie heiß, sondern nur lau sein (tepere non calere). Sehr starke Hitze soll zwar die Feistigkeit, in Krankheiten die Genesung befördern, sie verursacht aber Störungen in der Verdauung und Verderbniß des Leibes. Der feuchtheiße Stalldunst ist oft die ausschließliche Ursache entstehender Krankheiten; ebenso gefährlich ist der Uebergang aus derselben in rauhe Luft, besonders nach eben eingetretener Kälte. In der Gluth der Hundstage sind die Pferde meist schlaff und müssen entweder mit kühlenden Getränken erquickt oder mit kal-

tem Wasser übergossen oder in die nahe See oder in den Fluß zum Bade geschickt werden. Namentlich ist der mit Regenschauern aus dem tyrrhenischen Meer wehende Südwind (auster) und der Südwestwind (africus) schädlich und die Veranlassung zu den tödtlichsten Krankheiten. Alle verdorbene, oft scharf riechende Luft dringt in die Lunge und die edleren Eingeweide (Veg. I. 19); große Hitze preßt Schweiß aus und veranlaßt Fieber, Kopfweh (gravedo), Koller (insania), Schenkelgeschwulst, Krampf und Blutanhäufung in den Füßen, Husten u. dgl. (Veg. I. 38); starke Kälte Abzehrungen, Podagra, Kehlkopfgeschwulst und s. g. Erkältungskrankheiten, zu deren Beseitigung von den Thierärzten genau vorgeschriebene Einreibungen des Gehirnes und der Lenden oder erwärmende Kräutersäfte, ehe sie sich in den Eingeweiden festsetzen, in Anwendung zu bringen sind (Veget. I. 56).

Jedes Pferd habe seinen eigenen, durch von der Krippe ausgehende Scheidebäume von dem Nachbar gesonderten Stand (statio). Ueber die Größe desselben fehlen feste Angaben, nach einzelnen Andeutungen jedoch dürfte die Breite eines Doppelstandes auf 9 — 10′, die Länge auf 15′ anzunehmen sein (Pall. I. 21. Col. I. 6. Xen. 4. Varr. II. 7). In Salomo's Marställen waren deren (loculi) vier Tausend (2. Chron. 9, 25. Joseph. Antiq. VIII. 7, 3).

Das Gitter (crates), in der Bauernsprache die Raufe (jacca), soll in einer der Größe des Pferdes entsprechenden Höhe angebracht sein, damit es, wenn es nach Futter langt, die Gurgel nicht übermäßig ausdehnen, den Kopf aber auch nicht zu sehr drücken muß (Veget. I. 56). Die Krippen (praesepia) werden aus Holz, Marmor oder Stein gemacht; die letzteren sind dauerhaft und über dem marathonischen See zeigt man noch die steinernen von den Pferden des Artaphernes im Felsen (Paus. I. 32). Sie müssen in abgetheilte Fächer (loculi) geschieden sein, damit jedes seine Gerste behalte, besonders wenn ein Nachbar langsam, der Andere gierig frißt und an Jenem zum Räuber wird (Veget. I. 56). In Griechenland hat man eine Art Stände, die (weil sie verschlagen sind?) ebenso unmöglich machen, dem Pferde das Futter aus der Krippe wie die Speise des Gebieters aus der Vorrathskammer zu stehlen. Außerdem sind sie um deswillen zu empfehlen, weil sich leichter bemerken läßt, wenn ein Pferd sein Futter aus der Krippe wirft. Dies ist stets ein Zeichen von

großer Ermüdung, von Vollblütigkeit, Rehe oder einer verborgenen Krankheit, der sofort durch Heilmittel zu begegnen ist. Ist die Rehe durch frische, schlechte Gerste oder verdorbenes, übelriechendes Heu veranlaßt, wird der Blick alsbald unstät, das Pferd sieht in die Seite, der Tritt wird unsicher. Man lasse dann Blut ab, gebe auf den Urin treibende, in Duftwein abgekochte Getränke und entziehe die Gerste (Veget. III. 72). Je länger damit gezögert wird, um so gefährlicher gestaltet sich die Krankheit (Xen. 4).

Das Horn der Hufe verdirbt sehr leicht in feuchten, nassen oder sonst ungeeigneten Ständen; um sie nun trocken zu machen, werden sie in der Mitte etwas erhöht, nach den Seiten hin abgeneigt und zur Aufsammlung des Harnes (lotium) mit einem Graben versehen, an welchen sich ein Abzugskanal (cuniculum deductorium) anschließt (Veget. I. 56).

Die Stände wurden in der früheren Zeit mit Eichenbohlen oder Platten ausgelegt (Pallad. I. 21); dies ist der Hufe wegen nicht zu billigen, denn diese leiden bei Glattheit der Stände nicht weniger, wie wenn sie feucht sind. Besser sind ohne Zweifel die Steine; sie müssen die Größe eines Pferdefußes haben und abhängig eingesenkt werden. Auf steinerner Unterlage werden die Füße stark und die Hufe fest (Xen. 4).

Einige wölben die Stände brückenartig (stratus pontilis eminens); beliebt man solche, darf nicht, wie häufig aus Unkenntniß oder Nachlässigkeit geschieht, weiches, sondern eichenes Holz genommen werden, das gesund, fest und gediegen ist; dasselbe macht die Hufe hart, wie Felsen (Veget. I. 56).

An Unterstreu zum weichen Lager darf es nicht fehlen; die beste giebt das Stroh ab (Pall. I. 21). Damit der Huf in der Hitze des Mistes nicht verbrenne oder die in ihm enthaltene Feuchtigkeit denselben nicht durchdringe und Fußlähme erzeuge (Varr. II. 7. Veget. I. 55), muß derselbe fleißig, ja täglich fortgebracht werden (Xen. 5).

Im Stalle befindet sich im Bilde von Holz oder an der Krippe, Hippona oder Epona, die Schutzgöttin der Pferde, Esel und Maulesel; ihr steht auch die Obwaltung über Pferdeknechte und Mauleseltreiber zu (dea mulionum). Wie die Römer bei andern Göttern, schwören diese bei ihr, in Griechenland bei Neptun (Hom. Il. XXIII. 584). Sogar durch die höhern Stände

der spätern Zeit verbreitete sich die Sitte, bei diesen und andern Knecht- und Kutscher-Dämonen Betheuerungen zu geben (Juven. VIII. 157).

Den Hufen Dauerhaftigkeit zu geben, ist es gut, wenn sich vor dem Stalle ein Platz befindet, der mit 4 — 5 Wagen runder Steine, von der Größe einer Faust und von der Schwere eines Pfundes beschüttet wird. Hat das Pferd sein Morgenfutter gefressen, wird es hierher gebracht, angebunden, gestriegelt und bleibt hier den ganzen Tag stehen, damit es williger an das Abendfutter gehe. Das Stehen auf den Steinen macht Hufe und Strahlen so fest, wie das Gehen auf steinigen Wegen; es steht ja auch nicht allein, sondern bewegt die Füße, wenn es gestriegelt wird und die Bremsen abwehrt. Weil aber in Folge dessen die Steine leicht zerstreut werden, lasse man den Rand des Platzes mit Eisen einfassen (Xen. 4).

Auch in dem Stalle verlangen die Hufe sorgfältige Berücksichtigung und Pflege. Andauerndes Stehen in demselben ist denselben so wenig zuträglich, wie anhaltendes Gehen auf festem oder kothigem Boden. — Kehrt das Pferd nach Hause, müssen Strahlen und Sohlen sorgfältig ausgekratzt und vom Kothe gereinigt werden; stand es längere Zeit unbenutzt, ist das nachgewachsene Horn, weil es Schmutz und Feuchtigkeit anzieht, mittelst eines Hohlmessers auszuschneiden und dadurch dem Hufe eine Hohlung zu gewähren, welche die Ausdünstung befördert; unterläßt man das Ausschneiden, können Verhitzungen und Lähmungen der Füße im Stalle eben so gut entstehen, wie Verletzungen derselben durch Märsche auf harten Wegen.

Um den Hufen zum Nachwachsen des Hornes Nahrung zu geben, sind von Zeit zu Zeit Einreibungen erforderlich. Eine gute, jeden Abend nach einem Marschtage zu brauchende Hufsalbe wird aus 3 Knoblauchköpfen, einem Bündelchen Raute, 6 Unzen zerkleinertem und gesiebten Alaun, 2 Pfd. altem Schweinefett mit einer Handvoll frischem Eselsmist, Alles zusammen gekocht, bereitet. Zur Nährung und Kräftigung der Hufe koche man eine Salbe aus 3 Pfd. flüssigem Pech, 1 Pfd. Wermuth, 9 Knoblauchköpfen, 1 Pfd. Schweinefett, ½ Pfd. altem Oel, 1 Sextar altem Essig wohl untereinander; man kann damit auch die Kronen einreiben (Veget. II. 28, 30, 56).

Der Kaiser Aurelian befahl seinen Statthaltern, daß die

Soldaten die Maulthiere schonend besorgen, die Officiere die Pferde mit dem Saumsattel (eq. sagmarii) putzen sollten (Vopisc. in Aurel. 7). Jeder Reitknecht muß sein Pferd täglich, aber nicht im Stalle, sondern im Freien, auf dem mit Sand bestreuten Wälz- (Xen. oec. 2, 18; eq. 5) oder Striegelplatze (strigarium, Pl. XXVIII. 17 ext.) mittelst der eisernen, gezahnten Striegel (strigil s. strigilis), dem aus langen Haaren gefertigten Stäuber (penicillus) und der Bürste (peniculus) vom Schmutze (strigmentum) reinigen und dabei dasselbe über dem Kopfe anbinden. Der Anfang wird bei den höheren Körpertheilen, am Kopfe und an der Mähne, gemacht, denn wenn diese nicht rein sind, ist es, weil das Pferd, was ihm unbequem ist, nach oben abschüttelt, vergeblich, die untern Theile reinigen zu wollen. Mit dem Putzzeuge richtet er dann die Haare auf, feget den Staub aber nicht nach dem Striche der Haare ab; die Rückenhaare bleiben von dem Putzzeuge unberührt, er reibt und glättet sie mit der Hand in der Richtung, welche sie von Natur haben. Dabei, wie überhaupt, wenn er etwas an ihm zu thun hat, darf er nicht beim Gesicht oder Schwanze, sondern von der Seite hinzugehen, wo er, am meisten gesichert, das Pferd ohne Nachtheil behandeln kann. Sieht er auf dieselbe Seite wie das Pferd, so steht er in Gefahr, mit dem Knie oder Hufe ins Gesicht geschlagen zu werden, tritt er aber auf die dem Pferde entgegengesetzte Seite, nicht hinter den Schenkel, sondern nach dem Kopfe zu und reibt er es, sich niederkauernd, bei dem Schulterblatte ab, so wird er ohne Nachtheil für sich das Putzen besorgen, den Strahl behandeln und den Huf ausschaben können. In gleicher Weise sind die hintern Schenkel zu reinigen. — Beißhaften Pferden ist der Maulkorb beim Striegeln, beim Hinausführen auf den Wälzplatz, mit einem Worte stets anzulegen, wo sie ohne Zaum gehen; er hindert die Athmung nicht, behindert aber die Ausübung jeglicher Tücke (Xen. 5. 6).

Bäder in Fluß- oder Meerwasser sind allen Hausthieren (Theocr. V. 146) gesundheitsdienlich und erwünscht (Hom. Il. XXIII. 282). Manches Roß verlanget so danach (Il. VI. 507), daß es

Muthig die Halfter zerreißt und stampfenden Laufs in die Felder
Eilt, zum Bade gewöhnt des lieblich wallenden Stromes,
Trotzender Kraft. Hom. Il. XV. 264.

Zur Beförderung des Haarwuchses und zur Erhaltung der Reinlichkeit muß Schopf, Mähne und Schweif, ingleichen der Kopf täglich mit lauterem Wasser gewaschen werden; hölzernes oder eisernes Putzzeug ist bei der knochigen Magerkeit des Letzteren nicht ohne Schmerz anzuwenden. Seltener dürfen die Schenkel mit Wasser benetzt werden; öftere Waschungen würden den Hufen schaden und doch zur Reinigung wenig nützen, weil jeder Tritt aus dem Stalle schmutzig macht; die Striegel ist hier weniger zweckmäßig als das Abkratzen mit den Händen. Oeftere Reinigung des Unterbauches ist verwerflich; das Pferd ist hier sehr empfindlich, die Striegel thut ihm wehe und das Ungeziefer wird um so mehr angelockt, je sauberer der Bauch ist (Xen. 5).

Zum Anlegen im Stalle braucht man entweder das Halsband (helcium) oder die Halfter (capistrum), deren Knoten nie da zu schürzen ist, wo der Scheitelriemen angebracht wird, weil er die Ohren drücken und Aufreibungen verursachen würde, in Folge deren sich das Pferd bei Striegeln und Aufzäumen unruhig verhalten würde.

Bei der Aufzäumung (infrenare) gehe der Knecht von der linken Seite zu, werfe die Zügel über den Kopf, lege sie auf den Widerrist, den Scheitelriemen aber nehme er mit der rechten Hand, bringe mit der linken das Mundstück herzu und lege, wenn es dasselbe genommen, den Kehlriemen um. Oeffnet das Pferd das Maul nicht, halte der Knecht das Gebiß (orea, psallium) vor die Zähne und bringe den linken Daumen in die Kinnlade; will es, was jedoch selten, dann das Maul nicht aufthun, drücke er beim Hundszahn auf die Lefzen und behandle es dabei ganz gelassen. Alle Pferde, die sich nicht gut zäumen lassen, sind verdorbener oder trotziger Natur; manche werden deswegen gänzlich unbrauchbar; die sanftmüthigen nehmen das Gebiß selbst mit Verlangen. Um es an den Zaum zu gewöhnen, werde er aufgelegt, nicht blos wenn das Pferd angestrengt, sondern auch wenn es gefüttert und aus der Reitschule nach Hause geführt werden soll (Xen. 5).

Man muß zwei Arten Gebisse, ein glattes mit ziemlich großen und eins mit schweren und niederen Walzen, aber scharfen Stacheln haben, damit das Pferd, wenn es das Letztere bekommt, unwillig über dessen Rauhheit, es loslasse, des glatten aber sich freue und mit demselben willig thue, was ihm mit dem rauhen

gelehrt wurde. Kehrt sich's nicht an die Glätte, füge man die großen Walzen zu, die es nöthigen, das Maul aufzuthun, und das Aufbeißen zugleich verhindern. Glatte Gebisse indessen sind anwendbarer als rauhe, die bei hitzigen Pferden durch leichte Führung jenen gleichgemacht werden können.

Alle Gebisse müssen, damit sie sich leicht biegen, gelenkig sein, d. h. die Achsen müssen weite und glatte Fugen haben; die steifen, deren einzelne Stücke schwer durchlaufen und zusammengehen, halten die Pferde mit den Kinnladen oft an; dies zu verhindern, hängen die mittleren Ringe an den Achsen fest, damit sie, diese mit Zunge und Zähnen stets suchend, das Aufbeißen unterlassen.

Soll ein Reitpferd ein stattliches, augenfälliges Ansehen erhalten, darf es mit dem Zaume nicht gerissen, nicht übertrieben gespornt oder gepeitscht werden; zu starkes Anziehen des Gebisses drängt den Kopf zu sehr in die Höhe, daß die Sonnenstrahlen zu stark in die Augen fallen, und es kann dann nicht gut vor sich sehen, wohl aber leicht blind werden. Sporn und Peitsche macht es unruhig und wild bis zum Durchgehen und Absetzen des Reiters. Gleicher Weise unangemessen ist es, das Gebiß allzuleise anzuziehen, wenn das Maul nicht ganz weich oder das Pferd dem Drucke oder Worte folgsam ist.

Die Zügel (habenae, ἡνιαι) seien gleich, nicht schlüpfrig, nicht zu schwach aber auch nicht stark, damit der Reiter, wenn es nöthig, die Lanze noch mit der Hand fassen kann.

Beim Führen halte der Knecht das Pferd an beiden Zügeln, damit es nicht auf der einen Seite hartmäulig (oridurius, σκληροστομος) werde, und den Zaum von der Kinnlade fern, weil sonst das Maul dick und unempfindlich wird; läßt er ihn an die Spitze des Maules fallen, wird ihm möglich, auf das Mundstück zu beißen und nicht zu gehorchen. Er lasse ferner das Pferd nicht hinter sich hergehen, weil es sonst zu vielen Willen erhält und ihn selbst in Gefahr bringen kann, doch lasse er es auch nicht an einem langen Leitseile vor sich hergehen, weil es sonst sich umwenden, ihm, dem Führer, entgegen treten und rechts und links Unheil anrichten könnte. Gewöhnt, an der Seite geführt zu werden, fällt die Möglichkeit weg, Menschen und Thiere leicht zu beschädigen, und es kommt in handliche Stellung, wenn es eilig bestiegen werden soll (Xen. 6).

Griechen und Römer alter Zeit hatten weder Sättel (ἀστραβη) noch Steigbügel (scandulae, scandilia, scala, staffa); ihre Pferde waren zur Erleichterung des Aufsetzens abgerichtet, sich zu knieen oder zu strecken, und der Reiter zog sich dann aufschwingend an der Mähne in die Höhe; im Felde setzte er den Fuß in den am Lanzenschafte befindlichen Pflock (Absatz, Haken) oder in die lederne Schleife. Schwache und alte Männer, wahrscheinlich auch die Frauen, stiegen von einem Schemel (ἀναβολεύς, scala) oder nach persischer Weise auf, indem der zum Aufhelfen bestimmte Reitknecht (strator, ἀναβολεύς, scansor) die Hand als Steigbügel zur Unterstützung des Kniees oder Fußes hinhielt (Spart. Caracall. 7). Saumesel und Packpferde (clitellarii) der Reisenden (Hor. S. I. 6, 45, 104) und Soldaten (Plutarch. in Pompej. 41) hatten Packsättel (Packkissen), die auf den Stationen abgenommen wurden. Bei Eseln scheint, nach pompejanischen Gemälden, der Reitsattel frühzeitig vorgekommen zu sein, der breite, fleischige Rücken des Pferdes aber machte diese Bequemlichkeit weniger erforderlich und der Reiter glaubte üblicher Weise ohne Unterlage reiten zu müssen, bis die angeblich von Pelethronius (Pl. VII. 56) erfundenen Reitdecken (ephippia) aus Tuch, Leder oder Fellen, wie sie den Griechen zwar längst bekannt, aber selten im Gebrauche waren (Xenoph. 7), erst im Privatgebrauche, später auch im Kriegsdienste, mit einem Gurte aufgeschnallt, gewöhnlich wurden. Die Barbaren versagten die Anwendung von Kissen oder Sätteln sehr lange; Antiochus erregte den Hohn Hannibals, als er ihm auf einer Ebene seine gezäumte, mit Stirn-, Brust- und Halsschmuck (frontalia, monilia, phalerae) auf Kissen sitzende Cavallerie zeigte (Gell. V. 5) und Cäsars (b. g. IV. 2) Reiter wurden ihrer Decken wegen als Weichlinge von den Germanen angesehen und kühneren Angriffen ausgesetzt. Bis auf Nero durfte die römische Reiterei nur im Felde, nicht bei der Musterung Decken (strata, στρωματα) haben; später wurden sie allgemeiner und kostbareren Stoffes. Schön gestickt hingen sie zu beiden Seiten der Pferde der Magistratspersonen und Feldherren herab, obschon dieselben schon früher unter Decken zum Verkaufe ausgestellt wurden (Senec. Ep. 80. Hor. S. I. 2, 85). Decken gehörten zum Schmucke; das Lieblingsroß des Kaisers Verus sah man in königlicher Purpurhülle auf die tiberianische Villa geführt (Capitol. Ver. 6), unter Severus hatte die ganze Rei-

terei schöne Schabracken und selbst die Zierde der Korallen an denselben kommt vor. Die Vornehmen der Kaiserzeit, die Greise und Frauen fanden weiche Polster (astraba), wie sie die Hofdamen unter Heliogabal haben mochten (Lampr. in Hel. 4), bequem, bis endlich im 4. Jahrhundert die Saumsättel und Sättel (sagma, sella) mit Baum, Knopf und Stegen, zuerst für Reisende, im 5. Jahrhundert auch in der Cavallerie, obschon sie deren schnelles Auf- und Absetzen zu behindern schienen, und endlich überall in Anwendung kamen, daß nach Vegetius (II. 59) die Circusrenner allein den alten Gebrauch bewahrt hatten. Die Satteldecken fehlten aber damals noch; der Genannte versichert, daß Sättel und Saumsättel auf nackten Rücken lägen, der dadurch oft wund werde. Gegen Druckschäden (collisiones) empfiehlt er, für passende Gestelle zu sorgen, Lappen (centones) und grobes Tuchzeug (saga) darunter zu legen, Ausstäubungen vorzunehmen, bei offenen Wunden die alten Unterlagen durch neue und weiche zu ersetzen, und um Eiterungen und Entzündungen des Rückgrates vorzubeugen, Auswaschungen zu machen. Sattler (ephippiarii, sellatores), Sattler-Werkstätten (sellaria) und Sattelknechte kommen bald auf, aber die Pracht, die schon im 2. Jahrhundert im Purpur, in Gurten (cingula) von Gold oder feurig blitzenden Edelsteinen (Stat. Th. XII. 528) und in Gebissen von halb erhabener Arbeit oder in Smaragden-Besatzen sich dargelegt hatte (Apol. de deo Socr.), wurde durch Leo I. insoweit beschränkt, daß dazu nur noch Perlen und Edelsteine verwendet werden sollten. Im 6. Jahrhundert verlangte der Kaiser Mauritius Sättel mit Decken und Pelzwerk, aber der Mangel an Steigbügeln (stapia, bistapia, stapeda) nöthigte immer noch, die Pferde durch Strecken zum leichten Aufschwingen zu gewöhnen.

Wegen der mit dem Kriegsdienste verbundenen Gefahren ist's gut, wenn der Reiter gewöhnt ist, ebenso von der linken wie der rechten Seite aufzusteigen. Damit er das Pferd dabei schone, nehme er zuerst den am Kinnbande oder Nasenriemen angeknüpften Leitriemen (ῥυταγωγευς, ῥυτον, ῥυτης) geschickt in die linke Hand und halte ihn lose, daß er es nicht zerrt, mit der Rechten aber fasse er die Zügel am Widerrist zugleich mit der Mähne; hat er sich einen Schwung gegeben, ziehe er mit der linken Hand den Körper in die Höhe, hebe sich, indem er die Rechte aus-

streckt, setze mit gebogenem Schenkel das Knie nicht auf den Rückgrat, sondern werfe das Schienbein nach rechts und lasse das Gesäß, wenn er den Fuß herumgebracht hat, nieder. Will er von der rechten Seite aufsetzen, so thue er mit dem rechten Körpertheile ganz dasselbe, was vorher für den linken angegeben wurde, aber ziehe niemals die Kniee hoch, strecke vielmehr die Schenkel gespreizt aus, weil die Oberschenkel dann fester anschließen und mehr Kraft gewonnen wird, den Wurfspieß zu schlendern. Vom Knie an muß das Röhrenbein und der Fuß schlaff abhängen, damit es, ohne den Oberschenkel aus der festen Lage zu bringen, nachgeben kann, wenn er in Etwas sich stößet. Ueber den Hüften muß er, um größere Anstrengungen auszuhalten und nicht so leicht durch Stoßen oder Zerren abgeworfen zu werden, den Körper beweglich halten.

Die Pferde, welche bei oder gleich nach dem Aufsetzen unruhig sich verhalten, hat der Bereiter oder Reitknecht allmählich zu gewöhnen, daß sie stille stehen, bis Mantel oder Decke zurecht gezogen, die Zügel gleich gemacht und die Lanze so gefaßt ist, wie sie sich am besten trägt, dann halte der Reiter den linken Arm an die Seite, weil der Reiter so am fertigsten und die Hand am festesten ist.

Anfangs muß das Pferd im Schritte, als der ruhigsten Gangart, gehen. Trägt es den Kopf zu tief, halte der Reiter den Zügel kürzer; trägt es ihn zu hoch, lasse er nach; so wird des Pferdes Haltung am vortheilhaftesten erscheinen und später, wenn es den natürlichen Trab einschlägt, den Körper ausstrecken, ohne sich im mindesten wehe zu thun, und sehr gern in den Galopp fallen. Alle Pferde haben ein Wohlgefallen am schnellen Laufen, was man daraus ersehen kann, daß sie, wenn sie durchgehen, nie den Schritt wählen, sondern rennen; — der beflügelte Gang scheint ihnen wie angeboren, nie aber darf sie der Reiter zum übermäßigen Laufen zwingen, denn dadurch würde er sich und ihnen Schaden thun (Xen. 10). Glaubt er, daß eine Uebung lange genug gedauert habe, so lasse er das Schulpferd ausruhen, treibe es sodann zum schnellsten Laufe, sowohl zu andern Pferden hin, als von ihnen weg, halte inmitten desselben so kurz als möglich stille und treibe es wieder an, wenn es stehet. Ist es Zeit, abzusteigen, thue er dieses nicht bei anderen

Pferden, nicht bei einem Haufen Menschen, auch nicht außerhalb der Rennbahn, weil jedes Pferd gerade da seine Ruhe finden muß, wo es gezwungen wurde, sich anzustrengen (Xen. 7).

Die Gangart, welche Galopp heißt, beginnt das Pferd mit dem Ausschritte des linken Fußes; der Reiter gebe darum das Zeichen dazu in dem Augenblicke, wo es mit dem rechten Fuße auftritt, und es wird dann links sowohl zu galoppiren als anzuspringen anfangen. Es ist ihm angeboren, mit dem rechten Fuße vorzutreten, wenn es rechts gewendet wird, und wenn links, mit dem linken (Xen. 7).

Die Pede (πεδη) oder die sog. Schlangenschule (jetzt à la grecque), d. h. die Art des Zureitens des entweder verlängerten oder runden Kreisganges, findet den meisten Beifall, denn sie gewöhnt das Pferd, auf beiden Kinnladen sich wenden zu lassen. Das Wechseln der Schule ist gut, damit beide Kinnladen durch beide Arten der Schule gleich werden. Die Pede von ungleicher Länge, d. h., wenn ein Theil der Kreislinie in eine gerade verwandelt und zu einer ovalartigen verlängert wird, ist empfehlenswerther als die kreisförmige, denn das Pferd, des geraden Laufes satt, läßt sich eher wenden und lernt das Geradeauslaufen und das Wenden zugleich. Da es aber für dasselbe nicht leicht und nicht sicher ist, sich mit einem Male im schnellen Laufe, besonders auf unebenem oder schlüpfrigem Boden, zu wenden, muß es bei den Wendungen von dem Bereiter zusammengenommen werden, er darf ihm jedoch dabei mit dem Zaume so wenig wie möglich eine schiefe Richtung geben, er würde sonst bei der geringsten Veranlassung sammt dem Pferde stürzen können. Sieht das Pferd nach der Wendung gerade aus, treibe er es auf der Stelle zum schnelleren Laufe an, denn es ist klar, daß auch im Kriege die Wendungen beim Verfolgen oder Zurückziehen vorkommen.

Das Pferd muß auf abhängigem Boden zu gehen, bergauf und bergunter zu laufen, über Gräben zu setzen, heraus- und hineinzuspringen angelernt werden. Der Bereiter gehe dem des Uebersetzens Unkundigen, nachdem das Leitseil gefallen, über den Graben voran, ziehe es dann mit dem Leitseile, daß es überspringt, und wenn es sich weigert, schlage ein Gehülfe mit einer Peitsche oder einem Stocke kräftig auf, daß es über die ganze

Grabenbreite und selbst noch weiter, als man wünschte, setzt; allmählich wird sich's, wenn nur Jemand von hinten kommt, an das Ueberspringen gewöhnen. Sodann setze er sich selbst darauf, führe es zuerst an kleinere, dann an größere Gräben und gebe ihm, wenn es übersetzen, in die Höhe oder die Tiefe springen soll, die Sporen, daß es den ganzen Körper anstrengt, denn dies ist für das Pferd wie für den Reiter viel sicherer, als wenn das Hintertheil zurückbleibt.

Auf weichem Boden muß das Pferd geschult werden, auf abhängigem zu laufen. Die, welche fürchten, daß bei Ritten auf so beschaffenen Stellen die Buge leicht Schaden leiden könnten, werden sich beruhigen, zu erfahren, daß die Perser und Odryser, obgleich sie Wettrennen auf abhängigem Boden anstellen, nicht weniger gesunde Pferde, wie die Griechen, haben (Xen. 8).

Von großer Wichtigkeit beim Reiten ist das Verhalten und das Sitzen des Mannes. Springt das Pferd an, muß er sich vorlegen, weil es dann den Rücken senkt und weniger beschwert wird; wird es schnell angehalten, hat er sich, um weniger gestoßen zu werden, zurückzubiegen. Geht es über einen Graben oder nach einer Höhe, fasse er die Mähne; bergab lege er sich zurück und ziehe, damit es nicht stürze, den Zaum etwas an. Das Pferd liebt nicht, beständig an demselben Orte und auf gleiche Weise geritten zu werden; darum ist es gut, bald an dem einen, bald an dem anderen Orte, das eine Mal längere, das andere Mal kürzere Uebungen anzustellen, auf allerlei Boden zu reiten, wo es gelegene Plätze und Wild giebt, Jagdritte zu machen, oder wo das unthunlich, mit einem Andern zu Uebungen überein zu kommen. Der Eine fliehe zu Pferde hierhin, dorthin und ziehe sich, die Lanze rückwärts gewendet, zurück, der Andere verfolge ihn mit abgerundetem Wurfspieße, werfe denselben in Wurfspießweite auf den Fliehenden ab oder stoße los. Gut ist es auch, wenn Beide einmal an einander kommen, den Feind anziehen und dann plötzlich zurückstoßen.

Fabius Maximus fand bemerkenswerth, daß man bei der Zucht und Gewöhnung der Pferde und Hunde deren Eigensinn und Ungefügigkeit lieber durch Pflege, Wart und Angewöhnung, als mit Peitschen und Halseisen zu schwächen suche (Plutarch. in Fab. 20). So muß es auch sein! — Die Götter verliehen

dem Menschen die Gabe, Andere durch Worte zu lehren, — da aber auf diese Weise dem Pferde einleuchtend nichts beizubringen ist, muß die angemessene Behandlung den Mangel der Erkenntniß ersetzen. Sie sei sanft und die Strafe richte sich nur gegen den Ungehorsam. Durch Gefälligkeit lernt es meist am ehesten seine Schuldigkeit thun; es nimmt den Zaum leichter und schneller, wenn ihm danach etwas Gutes widerfährt, und setzt williger aus oder über Graben, wenn es nach ausgeführtem Befehle Ruhe erwarten darf. Hebt es, leicht angezogen, den Nacken, lasse man den Zügel nach und vermeide jede Härte; macht es Etwas recht, erweise man ihm Angenehmes, zwinge es nicht zu neuen Anstrengungen und schmeichle ihm, wenn man aufhören will. Die muthigsten und hitzigsten wollen mit der größten Vorsicht behandelt sein, sind aber für Kriegszwecke oft nicht tauglich zu machen. Man behandle sie wie zornmüthige Menschen; wie diese am wenigsten aufgebracht werden, wenn ihnen nichts Unangenehmes gesagt oder gethan wird, so erzürnen auch hitzige Pferde am wenigsten, wenn ihnen kein Leid geschieht. Beim Aufsteigen darf ihnen der Reiter nicht wehe thun, und ist er aufgestiegen, sie länger still halten lassen, mit den möglichst sanften Zeichen, vom langsamsten Gange anfangend, unvermerkt zu dem schnellern und schnellen überleiten. Hülfe, die unerwartet kommt, bringt ein muthiges Pferd eben so leicht in Verwirrung, wie einen Menschen ein unerwarteter Anblick, ein unerwartetes Getöse oder Begebniß. Fällt ein solches im schnelleren Laufe, so ist es nicht plötzlich zu zerren, sondern sacht mit dem Zaume zurückzuziehen und durch gelinde, nie gewaltsame Mittel zur Ruhe zu bringen. Man muß es ferner anhalten, damit es nicht in den schnellsten Lauf komme, und von Wettrennen ganz entfernen, denn diese Art besitzt gewöhnlich den größten Ehrgeiz. Gelinde Gebisse sind für sie anwendbarer als scharfe; wird ein solches angelegt, muß man es durch leichte Führung dem gelinden gleich machen. Der Reiter eigne sich ferner die größte Ruhe an und berühre es nicht mit einem fremdartigen Gegenstande; er besänftige es mit dem Lippentone (κλωγμος) und muntere es mit dem Zungentone (ποπισμος) auf, die es bald unterscheiden lernt. Bei Geschrei oder dem Klange der Trompete zeige er sich selbst nicht außer Fassung, er bringe ihm auch nichts, was bestürzt

machen könnte, in die Nähe. Wenn es möglich, gebe man ihm sein Morgen- und Abendfutter regelmäßig und ermüde es mehr durch lange Ritte, als durch häufiges Anhalten und Umkehren, ohne jedoch seine Kräfte zu erschöpfen. In solchem Falle sucht es meist durchzugehen und fügt, wie ein zorniger Mensch, sich oder dem Reiter unheilbaren Schaden zu.

II. Der Esel

(Asinus).

Unlängst kam ich, mit mir Saserna, vom Capitol. Auf der heiligen Straße (via sacra), welche in der Richtung vom Capitol bis zum Colosseum die wichtigsten Theile der Stadt berührt, ziemlich dort, wo sie in das Forum einmündet, begegnete uns Sejus, der Tempelwärter (aedituus), ein sehr gelehrter, der priesterlichen Satzungen und Ordnungen wohlerfahrner, uns lange Zeit schon wohlbekannter römischer Mann. Es war gerade Markttag (nundinae), das Landvolk beider Geschlechter strömte, wohlgereinigt, zu allen Thoren der Stadt; wir sahen Samnier, Campaner, Gallier u. A. Kaufs-, Verkaufs- und anderer städtischer Geschäfte wegen (Dion. II. 28; VII. 57. Varr. praef. II.) zahlreich kommen und hörten das Geklingel der Schellen der sich höher tragenden Esel und Maulesel (Phaedr. II. 7, 5), das Geknarre der mit Ochsen und anderen Zugthieren bespannten Marktwagen der Fischer, Gemüsehändler, Getreidefuhrleute, welche das Geschrei der rohen Knechte, der Fleischer, die Schlachtthiere trieben, die Rufe der Milchmädchen und der Hirten mit Schlachtlämmern auf der Schulter nicht unterdrückten. Ich selbst, erst Tags zuvor aus meiner lanuvinischen Villa in Latium angekommen, hatte, römischer Sitte gemäß, an diesem Tage zur Reinigung von dem anhaftenden Schmutze der ländlichen Geschäfte über und über gebadet (Senec. ep. 86) und nicht unterlassen, die Nägel zu beschneiden (Pl. XXVIII. 5) und die Haare auszukämmen (Ovid. Fast. VI. 250). — Lasset uns, sagte ich, wie wir sind, dem Bauernvolke einmal näher gehen; dasselbe hat heut gute Zeit, denn es feiert von der Arbeit, löset Geld für allerlei Waare und kann

seinen Vergnügungen und rechtlichen Angelegenheiten so nebenbei nachgehen; darum läßt sich an einem solchen Tage eher als an anderen ein Gespräch mit ihm machen, und das möchte ich eben gern. Es liegt in meiner Absicht, einen Bauer oder Colon über Zucht und Pflege der Esel zu hören, weil ich mein neugegründetes Lanuvium mit ihnen besetzen will. Unsere landwirthschaftlichen Schriftsteller thun nur einen Seitenblick auf das so nützliche Thier, selbst Columella (VII. 1), der doch sonst so ausführlich, fast breit ist, gedenkt desselben nur fast im Vorbeigehen, und da ich ihm in den landwirthschaftlichen Bildern die ihm in der Oekonomie gebührende Stelle nicht versagen werde, möchte ich mich über seine Natur, Pflege, Lebensweise und Nützlichkeit zuvor bei einigen Erfahrenen unterrichten.

Eines römischen, in den freien Wissenschaften unterrichteten Mannes, sagte der Tempelwärter ruhigen Ernstes, ist es nicht würdig, das ehrlose Hofthier, den Esel, den die Natur selbst zum Sclaven von Menschen und Thieren verdammte, als Gegenstand einer gelehrten Abhandlung zu machen. Das obrigkeitliche Amt, welches du übernommen hast, läßt dir, dächte ich, nicht viele Zeit übrig; hast du aber einige Muße, so diene deinen Freunden, reise nach deiner lanuvischen oder samnitischen Villa, beschäftige dich dort, wie Cicero auf seinem Tusculanum, mit Philosophie und zur Stärkung deines Leibes durch Spaziergänge, Jagd oder Fischerei. Kein Grieche und kein Römer hat jemals über den Esel ein Buch verfasset! — Wohl weiß ich, daß vor eben nicht langer Zeit L. Apulejus kein Bedenken getragen hat, den Namen des Thieres an die Spitze eines Werkes zu stellen, allein der Schriftsteller ist ein Afrikaner und kein Römer, auch wenn er in unserer Sprache schrieb, und sein „goldner Esel" (asinus aureus) ist nicht eine naturgeschichtliche oder landwirthschaftliche Sonderschrift, sondern eine Dichtung, in welcher die tiefe sittliche Verderbtheit der Zeitgenossen in der Person des jungen Lucius, der, in alle Laster gemeiner Sinnlichkeit versunken, endlich in einen Esel, das gemeinste aller Thiere, übergeht, dargestellt wird. Auch Lucian hat in seinem „Lucius oder der Esel" nicht eine Naturgeschichte, sondern eine Darstellung der bösen Neigung und üblen Behandlung des Thieres geben wollen. Ich dächte, du ließest aus Römer-Ehre von dem lächerlichen Vorhaben, welches dazu weder dir, noch Andern Nutzen schafft, ab;

Columella that Recht, daß er ihn kurz abfertigte. — Als ich, wie betroffen, einen Schritt zurücktrat, fuhr Sejus, sichtbaren Widerwillen im Blicke, fort. Ich erachte in vollem Ernste den Gegenstand, den du dir vorgelegt, für den unwürdigsten, auf welchen du die Muße, welche dir die Götter gaben, verwenden kannst. Sieh' den Esel an; er ist, wie er heißt (Phaedr. I. 21) ein Schandfleck in dem Reiche der Wesen (dedecus naturae). Alles ist an ihm häßlich, ungestaltet, das Gesicht maßlos, das Maul groß, die Nasenlöcher gähnend, die Lefzen schlappend; die haarsträubenden (Apul. p. 63), langen, schon von selbst gesenkten, sich langsam bewegenden (Mart. VI. 39, 15) Ohren, die ihm den Namen „Langohr" (auritulus) zuzogen (Phaedr. I. 11, 6), wie widerlich schlaff hängen sie in Krankheit herab, oder

— — — Wenn schmollenden Sinnes dem Grauthier
Allzu wuchtend die Bürd' aufs Kreuz drückt.
Hor. S. I. 9, 20.

Wie drücken sie allein schon seine sprüchwörtliche Dummheit aus! (Pl. XI. 50). Das Große und Schöne in der Natur nennen wir nach dem Pferde und Stiere, das Geringe nach dem Esel *). Der Eselswein (vitis asinusca) schmeckt so schlecht (Pl. XIV. 3), wie die Eselspflaume (Pl. XV. 12); Eselsohren zu haben (Fulgent. Mythol. 4) gilt für Jeden als Schimpf, daß der delische Gott dem Midas, dem stumpfsinnigen Richter seines Flötenspieles, schwerlich eine entehrendere Züchtigung anthun konnte, als daß er ihm

Lang ausdehnte die Ohren und füllte mit graulichem Haar sie,
Unstät sie auch macht' und beweglich rückwärts und vorwärts,
Gleich dem Ohr des langsam wandelnden Esels.
Ovid. M. XI. 176.

Der König fühlte die Schmach und wußte sie unter der hohen phrygischen Mütze zu verbergen; da er aber die Haare nicht

---

*) Dem Deutschen wurde schwer, daß er hier nicht einschieben durfte, die Eselsohren, d. h. die eingebogenen Blätter eines Buches, die Eselsbrücken, Eselsbänke, Eselsbohnen, Eselsmilch (Wolfsmilch), Eselshaar (grobes Weiberhaar), Eselsgurken, Eselsblut (wächst auf dürren Rändern), die Eselchen, welche man unfleißigen Schulknaben zum Schimpf umhing, und den hölzernen Esel, auf dem noch 1780 in Halle ein Soldat sitzen mußte, den der Pöbel weiblich auslachte, den Eselshuf, d. i. den ungewöhnlich hohen Huf der Pferde, und deren Eselskruppe.

selbst schneiden konnte, kam der Barbier hinter das Geheimniß. Geschwätzig, wie Barbiere sind (Plutarch de garrul. p. 510), juckte es ihn gewaltig; da er es keinem Menschen anvertrauen mochte, grub er ein Loch in die Erde, flüsterte darein, was er wußte, deckte das Loch wieder mit Erde und ging, erleichterten Herzens, von dannen. Aus der Grube aber wuchs Schilfrohr, welches die hineingesprochenen Worte:

Midas, der König, hat Ohren des Esels,

Pers. S. I. 221.

wiederflüsterte und das schmachvolle Geheimniß dem Volke verrieth. — Wüßte ich dich nicht aus edlem Geschlechte, die Vermuthung würde mir aufstoßen, du gehörtest zu der Secte der Eselsbrüder (asinarii) in Judäa (Tacit. H. V. 4, 2), welche die langen Ohren des Esels (cillus) anrufen und den Onochotes, ein Wesen mit Eselsohren und Huffüßen, durch Vermischung eines Esels und eines Menschen entstanden (Tertull. Apol. 16), göttlich verehren. Ein Karthaginenser hat ein Bild jenes Gottes gegeben; angethan mit Ohren und Hufen des Esels im Wechsel der Füße, hält er, in eine Toga gekleidet, ein Buch in der Hand und führt die Unterschrift: „Der auf dem Eselsbette erzeugte Gott der Christianer" (Deus christianorum, ὀνοκοίτης, Tertull. ad nat. I. 11, 14). Ich sah ein anderes Bild desselben Gottes auf einer Gemme in der Gestalt eines aufrecht stehenden Esels, dessen Huffüße unter einer Toga sichtbar wurden, und vor demselben eine stehende und eine sitzende Figur. Der Künstler geißelte das verehrte Thier eines verachteten Volkes, und du, Bürger der größten Stadt der Welt, zugleich ein gelehrter Römer, wolltest dasselbe beschreiben? — Könntest dir leicht durch dein Buch, wie Pareikus durch Gemälde, einen Spottnamen zuziehen, den man auch „Schmutzmaler" (ῥυπαρογράφος) nannte, weil er Gemüse, Schusterbuden, Barbierstuben, Esel und dergl. mit dem Pinsel darstellte (Pl. XXXV. 37). — Lieber, entgegnete ich dem Tempelwärter, ich bin darüber außer Sorge. Unsere Väter ehrten den Esel höher, als Manche in unsern Tagen, und schämten sich seiner nicht. Ich weiß, daß edle Römer, wie Asellio Sempronius, der Historiker und Kriegstribun unter Scipio Aemilianus (Gell. II. 13; XIII. 3. Cic. legg. 1, 2), M. Asellius (Cic. pr. Cluent. 61), Asellius Claudianus (Spart. in Spart. 13), Asellius Sabinus, der in einem Dialoge Pilze, Schnepfen, Austern

und Krammetsvögel im Streite um den Vorrang redend einführte (Suet. Tib. 42, 6), Asinius Pollio, der berühmte Redner des augusteischen Zeitalters (Quintil. X. 1), sein Sohn, Asinius Gallus (Senec. ep. 55), Asinius Quadratus, der Geschichtschreiber, und Asinius, ein Gelehrter zur Zeit des großen Pompejus, Vinnius Asella, Asinius Gallus, Asinius Dento und A. von dem Esel sogar ihre Namen entlehnten *). Du kennst doch auch das Stück des Plautus „Das Geld für die Esel" (asinaria)? So wenig der Dichter sich des Namens schämte, so wenig schäme ich mich dieser Arbeit. Die großen Ohren! — Die des Hasen sind auch groß; er heißt hochgeöhrt (auritus, Virg. G. I. 308. Macrob. S. VI. 5. Arat. 788). Sie sind beweglich — die anderer Quadrupeden nicht minder (Pl. VIII. 19). Der Mensch ist das einzige Geschöpf, bei dem sie unbeweglich sind, wenn man die Einzelnen, welche, wie der Kaiser Justinian, dieselben vor- und rückwärts bewegen können (Procop. anect. VIII. 15), unerwähnt läßt; bei Manchen hängen sie eben so schlaff, wie bei dem Esel, woher auch der Familienname Flaccus (Schlaffohr) entstand (Pl. XI. 50). Wäre der Esel nicht vorwärts, sondern aufwärts gerichtet, würden sie nicht hängen; ihre Beweglichkeit vermittelt das leichtere Gehör, denn indem sie sich drehen, nehmen sie von allen Seiten den Schall besser auf (Arist. part. an. II. 11). Der Esel hört auch ganz leise; die Griechen haben daher gesagt, die Natur habe keinem Thiergeschlechte, die Maus allein ausgenommen, einen so feinen Gehörsinn, wie dem Esel, gegeben. Dazu dienen sie ihm zugleich als Werkzeuge, Gefühle körperlichen Wohl- oder Uebelbefindens zu erkennen zu geben.

Das erwähnte Bild, wahrscheinlich das Machwerk eines Juden, eines Feindes der Christianer, soll nicht den Esel, sondern

*) Daß die Römer so viele Familiennamen vom Rinde, vom Schafe, Esel u. s. w. entlehnen und so äußerst wenige vom Pferde, deren die Griechen so viele haben, ist eben so charakteristisch, wie daß sie nicht einen einzigen auf die Gottheit (θεος) weisenden Namen aufweisen, während die Griechen an derartigen Zusammensetzungen so reich sind. Die Deutschen entlehnten ihre Namen häufiger von Vögeln als von Vierfüßlern. Bekannt ist die Familie der von Ochs; ich kenne nur zwei deutsche Adelsgeschlechter, die sich nach Sancho's Grauchen nannten. An der Brenz in Württemberg liegt die Ruine der Eselsburg, deren Besitzer sich Esel von Eselsburg schrieben, aber später den Namen ablegten, und in Thüringen wohnt das edle Geschlecht derer „von Riedesel".

die Secte herabsetzen. Er hätte sich eines anderen Thieres lieber bedienen mögen, als des Esels, den die alten Hebräer unter heidnischen Einflüssen in ihren Cult sogar aufgenommen hatten. In Alexandrien habe ich gehört, daß die Moabiter und Midianiter den eselsköpfigen Baal-Peor, dem auf dem Berge Peor ein Tempel gebaut war, mit Fressen, Saufen und in solcher Unkeuschheit bedienten, daß sie auch ihre Weiber und Töchter hingaben. Die Hebräer, sonderlich Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse, hingen ihm an (4. Mos. 25, 3); der Eselsreiter Bileam opferte ihm auf seinem heiligen Berge (4. Mos. 23, 28) und das Volk brachte Kinder dem Götzen derer von Sepharvaim, Anamelech, der den Namen und die Gestalt vom Esel hatte (2. Kön. 17, 31). In dem Allerheiligsten des Tempels von Jerusalem selbst war ein goldener Eselskopf abgebildet (Joseph. Ant. II. 7, 9) und die Erstgeburt des Esels wurde wie alle Erstgeburt des Menschen gelöset (2. Mos. 13, 13).

Der Tempelwärter. Jenes aber geschah, weil er wegen seiner Häßlichkeit zum Opfer nicht tauglich, mit einem Schafe (2. Mos. 34, 20), dieses mit fünf Silberlingen (4. Mos. 18, 16; 3, 46, 47).

Man sieht daraus schon, fuhr ich fort, wie weit verbreitet der Eselscultus unter den Völkern des Morgenlandes war. Der phrygische Landesgott, Anchurus, soll sogar „Esel" geheißen und Eselsgestalt gehabt haben. Der eselsköpfige Typhon wurde dadurch gesühnt, daß man sein Lieblingsthier, den Esel, von einem Felsen herabstürzte, was auch der Cultus des Mars beobachtete. Wie die in die Mysterien Eingeweihten sagen, sind Thiere nur Symbole von Naturkräften, Zeit- oder Naturerscheinungen, der Esel das Symbol der erzeugenden Naturkraft; darum wird er auch dem Cillus, von dem er seinen Namen sogar führt (κιλλος s. κιλλας), dem Sohne des (phallischen) Pelops, der sein Heroum bei dem Tempel des Apollo (κιλλαιος, asinius) in Kleinasien hatte, als Urheber der Zeugung geopfert (Str. XIII).

Der Tempelwärter. Ein paßlicheres Symbol der rohen zeugenden Naturkräfte ließ sich schwerlich finden und eben so wenig ein entsprechenderes Opferthier für den wollüstigen Priapus, denn bei keinem andern Geschöpfe tritt die unverschämte Wollust so maßlos hervor. Verrufen ist er daher unter Juden (Ezech. 23, 20), Griechen (Lucian Pisc. 34. Luc. 32, 34. Apoph. 3) und

Römern (Col. VI. 37) und gefürchtet selbst von den Roßknechten (equiso armentarius), deren sich selbst überlassene Weidestuten er nöthigt und heimlich besetzt (Apuleg. VII. p. 153).

Ich. Nach morgenländischen Schriftstellern sind die Hengste der Pferde und Esel in dieser Beziehung sich ganz gleich (Jerem. 5, 8. Ezech. 23, 20); die Liebesbrunst macht Diese wie Jene gleichmäßig wüthend und kollerhaft.

Der Tempelwärter. Nur der Unterschied findet statt, daß der Esel maßlos frech ist. Das dem Priap heilige Opferthier maß mehrmals mit seinem Opferherrn seine Talente und trug, wie es scheint, den Sieg davon. Das Gespräch des Esels mit Priapus de rostri magnitudine (Lactant. inst. I. 21, 28), ist so abscheulich, wie die unverschämte Berühmung dieser Eigenschaft (Phaedr. I. 29, 7). Es hat Bedeutung, daß zu Cyme die Ehebrecherinnen auf einem Esel reitend umhergeführt wurden (Plutarch. Quest. gr. 2), daß nach orientalischer Weisheit die Seelen der Ehebrecher in einen Esel wandern, daß der Eselskopf zur Befruchtung und zum Schutz der Gärten aufgestellt (Pallad. I. 35. Geop. XII. 6. Col. X. 344), an Bettstellen (Juven. XI. 97), wie auf Lampen, den Symbolen des weiblichen Geschlechtsorganes, auch auf den Lampen der Vesta, angebracht wird und daß der Esel an dem Feste der Göttin bekränzt die Fruchtbarkeit erzielenden Opferkuchen zu deren Tempel trägt (Ovid. Fast. VI. 311). — Auch im Tode ist er verächtlich; der Morgenländer bezeichnet das Eselsbegräbniß als das schlechteste, und wenn er Jemandes Leiche recht bedrohen will, spricht er: Der soll begraben werden, wie ein Esel (Jer. 22, 19), d. h. er soll in kein Grab gelegt, sondern in das Feld geworfen werden, wie man einen todten Esel hinwirft.

Saserna. Der Esel greift noch tiefer in den Cultusdienst der Völker ein und steht nach seiner symbolischen Bedeutung in enger Beziehung zu den Feld-, Wald- und Naturgöttern. Er gehört zu den dem Pan, Priapus (Ovid. Fast. VI. 346) und Bacchus (Schol. Pind. Pyth. X. 50) geheiligten Opferthieren, erscheint an dem Feste der Cybele in Phrygien, dient dem Natur- oder Quellen-Dämon, Silen, als beständiges Reitthier (Virg. E. VI. 13. Ovid. A. A. I. 543); in Delphi bringt man dem Heerdenhüter, Apollo, Eselshekatomben und die Sprache nannte den Esel (ὀνος, κανϑων), wie den Wein (ἥμερις οἶνος, κανϑος),

den die Aegypter für ein Geschenk des eselsköpfigen, durch Eselopfer geehrten Typhon hielten. Ihm, wie dem Mars, sind namentlich die rothen Esel gewidmet. Die tiefere Bedeutung der Symbolik der Thiere im Cultus ist freilich verwischt; es wird nicht auf die bezeichnete Sache, sondern auf das Zeichen gesehen, und daher sind die mancherlei, bis zur Lächerlichkeit entstellten Erzählungen in die Religion gekommen, wie die, der Esel werde um deswillen dem Priap geopfert, weil ein Esel ihn verrathen habe, als er in seiner Lüsternheit die Nymphe Lotis zur Nachtzeit beschleichen wollte (Ovid. Fast. I. 433) — dem Apollo, weil er nicht zum Lautenschläger passe, und die auf den Mühlen arbeitenden Esel (asinus machinarius) erhielten an den Vestalien Rasttag, würden dann auch, mit Blumen und aus kleinen, auf Schnüre zu Halsbändern gereiheten Broten (monilia de pane) geschmückt, durch die Stadt geführt, zum Gedächtniß daran, daß einst ein Esel die keusche Vesta im Schlafe gegen die Zudringlichkeiten des Priapus durch sein Geschrei gerettet habe (Lactant. inst. I. 21, 26). Dem bacchisch-priapischen Naturcultus in Babylon, Sichem und andern Gegenden des Morgenlandes gehört wahrscheinlich ebenfalls an, daß seit Einführung der phrygischen Göttin, deren Priester (gallae) in Italien und Hellas entmannt und in ärmlicher Weiberkleidung (Catull. 64) das Bild der Göttin, der Personification der zeugenden Erde, auf einem Esel (ὄνος θεοφόρος) unter dem Getön von mystischen Cymbeln und Schellen umherziehen und vor den Häusern der Colonen, Bauern, Villenbesitzer und Städter im Namen ihrer Göttin für sich und zur Bestreitung des Cultusaufwandes getrocknete Feigen, einen Krug Wein, ein Paar Obolen oder Drachmen Käse, für den Esel Weizen, Gerste und, weil die Göttin die Wiesen mit Grün bekleidet, auch Heu einsammeln (Lucian. Luc. 37, 38. Phaedr. IV. 11, 5).

Der Tempelwärter. Nicht der Umzug, sondern das Thier von der niedrigsten Sorte der Quadrupeden, zum Cultus der Göttin mit der Mauerkrone verwendet, — das ist's, was mir Anstoß erregt. Die Griechen sagen: Der Esel bei dem Mysterium; sie meinen damit sprüchwörtlich: der Esel kommt wohl nach Eleusis, aber als Esel, d. h. als Lastthier und muß vor dem Tempel stehen bleiben (Aristoph. Ran. 159). So ist's recht, das ist bezeichnend! — Fürchtete ich die scythischen Länder nicht wegen ihrer Kälte, ich möchte sie glücklich preisen, daß ihnen

der Esel und sein Halbbruder, der Maulesel, fehlt (Herod. IV. 28, 129). Er ist indeß, trotz seines rauhen und harten Wuchses (Pl. XI. 79) ein Weichling, der das Nordland meidet und nach warmen, südlichen, trockenen Gegenden verlangt. Stumpfsinniger als alle Willenthiere — (iniquae mentis asellus, Hor. S. I. 9, 20) — ohne Anlage und Abrichtungsfähigkeit, erscheint er überall als das lebendige Bild der Ungeschicklichkeit und Dummheit. Esel (asinus) oder „zweibeiniger Esel" (Juven. IX. 92) heißt der, welcher baar ist des Gefühles für Schönheit und Sitte (Ter. Eun. III. 5, 50); auf den, welcher nach Gaben und Bildung unfähig zu höhern Leistungen ist, wird das Sprüchwort: er paßt dazu wie der Esel zum Psalter, oder Citherspiel, oder Seiltanzen (asinus ad tibiam s. lyram, ὄνος λύρας) angewendet; von dem, der viel liest, das Gelesene aber nicht versteht oder nicht geistigend verwendet, spricht man, er gleichet dem Esel, der, wenn er die Cither schlagen hört, kaum die Ohren regt (Lucian. Ign. 4). Dies in Rücksicht gezogen, wird die Bestimmung jenes Vaters in dem satyrischen Stücke Varro's: „das Testament" verständlich (Gell. III. 16): „Wenn ich Einen oder mehrere Söhne erzeugen sollte, welche das Lyraspiel hören, wie Esel, so sollen sie erblos sein. (Si quis unus filius pluresve gignuntur ii, si erunt ὄνοι λύρας, exheredes sunto!) Das Sprüchwort „vom Esel fallen" (ἀπ' ὄνου πεσεῖν, καταπεσεῖν) als Gegensatz von dem Andern, „vom Pferde fallen" (ἵππου ἐκπεσεῖν), klingt beinahe wie das Deutsche „vom Pferde auf den Esel kommen" oder auch „auf den Kopf gefallen sein" von Leuten, die höchst ungeschickt oder herabgekommen sind; selbst Plato (Legg. III. p. 701 C.) braucht es in diesem Sinne (Aristoph. Nub. 1270). Das „Land der Eselswolle" bezeichnet sprüchwörtlich ein Unding oder einen Kopf ohne Gedanken (Arist. Ran. 186), und die Bedeutung der andern bekannten Redensart, sich um „des Esels Schatten" (περὶ ὄνου σκιᾶς) ist leicht zu finden (de lana caprina pugnare, sich um des Kaisers Bart streiten).

Man weiß, daß Schlangen, Bienen, einige Arten der Vögel und Insecten, Pferde, Schafe, Ziegen, selbst Schweine für die Töne der Musik empfänglich sind; da diese Fähigkeit dem Esel gänzlich abgeht, ist es ein wahrer Spott, daß die Bauern Schellen an den Hals oder Wagen des den Musen abholden Thieres

hängen, oder daß die aus seinen Knochen gefertigten Pfeifen zum Blasen verwendet werden (Pl. XI. 87). Die ihm angeborne Dummheit zeigt sich aber darin recht, daß er, bebürdet, mit Schellen stolz thut, den Nacken aufwirft und hochmüthig den Hals schüttelt (Phaedr. II. 7, 5). Wir brauchen mit Fug den Namen (asinus, ὄνος) als Schimpfwort, zur Bezeichnung eines einfältigen, ungesitteten, ungeschickten, tölpelhaften Menschen (Cic. ad. Att. IV. 5. Plaut. Pseud. I. 2, 4. Ter. Heaut. V. 1, 3). Seine Stimme erhebt er zur Unzeit und sie ist so abscheulich und fürchterlich (Phaedr. I. 11, 7. Ovid. Fast. I. 433; VI. 342), daß einst die ganze scythische Reiterei (Herod. IV. 135), ja selbst die Giganten in die Flucht getrieben wurden, als die brüllenden Reitesel (asinus rudens) des Vulkan, Dionysus, Silenus und der Satyren ihre Melodien anstimmten (Ovid. A. am. III. 290. Erathost. Catast. 11). Selbst seine Treiber (asinarius, agaso) und Hüter (ὀνοφορβος) sind meist wie er selbst, dumm, ungeschlachtet, nichtsnutzig, dabei aber versteckt und boshaft (Suet. Aug. 90. Cat. 10. Varr. I. 18. Apul. Met. Lucian. Luc.). Die delphische Eselshekatombe, die man dem Apollo darbrachte, hat ihren Grund in Apollo's Widerwillen gegen dieses Thier, welches auch die Aegypter verabscheuen und nicht einmal eine Trompete führen wollen, weil sie behaupten, sie klänge wie Eselsgeschrei*). Der Perser Ochus, der diesen Glauben kannte, wollte die Aegypter recht kränken, schlug daher den Apis todt und erklärte in Gemäßheit des asiatischen Eselscultus das Langohr für einen Gott (Ael. X. 28). Das Herz des Esels ist groß, aber hart und starr, und er daher scheu, muthlos und furchtsam (Pl. XI. 70), ohne Edelsinn, ohne Anhänglichkeit an den Herrn, er schlägt ihn (Lucian. Luc. 41), ist bissig, verstellt, schamlos, tückisch (Lucian. ib.) und schadenfroh, frecher Stimme, wenn er ein edles Pferd mit Mist beladen oder sonst in gemeinem Dienste steht (Phaedr. app. 17). Die Gallenblase fehlt ihm, wie dem Pferde (Pl. XI. 74. Arist. de part. IV. 2, 2), er besitzt aber nicht dessen Eifer im Gange, arbeitet nur gezwungen, unter den Knüttelschlägen seines

*) Die Engländer nennen — ich weiß die Veranlassung nicht — den Esel „den Trompeter des Königs von Spanien". (The king of Spains trumpeter.)

Treibers (Aesop. 111); er schreitet langsam, trotzig, unempfindlich gegen Hiebe (Lucian. Luc. 22, 25).

Schau', armseligen Looses das langgeöhrete Eslein,
Folgt auch der Hieb auf den Hieb, langsam immer doch geht's.
Ovid. a. am. II. 7, 15.

Ihm gehört sein Futter, aber auch Geißel und Last (Sir. 33, 25), denn sonst wird sein Knechtssinn unerträglich. Die Juden hatten das Gesetz: Du sollst nicht ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel (5. Mos. 22, 10); mag sich dasselbe auf die ungleiche Stärke oder auf den Unterschied der reinen und unreinen Thiere gründen, zu welchen letztern der Esel gehört (Philo II. p. 400 M.), und deswegen von den Opfern ausgeschlossen war, dies entspricht seiner Natur, denn weiß er einen starken Zugochsen neben sich, thut er nichts und überläßt Jenem das Arbeiten allein (Phaedr. App. 14). — Als Füllen schabt und kratzt er sich mit den Hinterfüßen hinter den Ohren (Pl. XI. 108), und seine dicke Haut verlangt auch später öftere Reibungen, zumal sie schuppig und unrein ist. Er wählt dazu Wände, Mauern, juckt aber seine Geschwüre am liebsten im Vorbeigehen an Dornenhecken, mit der besondern Tücke, das in denselben versteckte Nest des Aegythus, eines sehr kleinen Vogels, zu zerstören. Durch sein Reiben, selbst allein durch sein Schreien wirft er Eier und Junge aus demselben; sie fallen schon aus bloßer Furcht heraus, darauf aber fliegt das beschädigte Vögelchen (Blaumeise) auf ihn und hackt ihm mit dem Schnabel die Geschwüre auf. Der Distling haßt ihn, theils wegen seines Reibens am Dornengesträuche, in dem er sich aufhält, theils weil er ihm die Distelköpfe, von deren Samen er lebt, abfrißt (Pl. X. 95. Arist. IX. 1, 5).

Ich. Mit der Befähigung des Esels zur Musik ist's freilich so eine Sache, — indessen, wie viele Dinge muß man nicht eben nehmen, wie sie sind? — Wenn man den Namen als Schimpfwort zu brauchen pflegt, so will ich daran erinnern, daß der griechische Philosoph Kleanthes Esel geheißen wurde und erwiederte: „Ja! ich bin ein Esel, denn ich trage die Bürde meines Meisters Zeno." — Wenn man ihm auch das zum Vorwurfe macht, daß er Feinde unter den Thieren, sonderlich unter den Vögeln hat, so steht er gerade nicht anders, als das Pferd, dessen Feind der Vogel Anthus, ein Grasfresser, ist. Er stört und neckt dasselbe auf der Weide und wird daher von ihm ge-

tödtet, wenn es seiner habhaft werden kann. Der Rabe liegt mit dem Stiere und dem Esel im Streite, weil er auffliegend sie beißt und ihnen die Augen aushackt. Sein gefährlichster Feind ist ohne Zweifel die Zwergmaus (κωλώτης), die ihr Lager in seine Krippe macht, sein Fressen behindert und ihm sogar in die Nase kriecht (Arist. IX. 1).

Der Tempelwärter. Die Genügsamkeit bei schlechtem Futter, als Blätter, Disteln, Stroh, Weidensprossen (Col. VII. 1) wird viel zu hoch angeschlagen, denn er ist genügsam aus Noth und nimmt sehr gern Besseres an, wenn er's nur haben kann. Schwere Arbeit kann er ohne Gerste und Weizen (Lucian. Luc. 17), ohne Bohnen und Wicken (Apul. Met. p. 152), nicht aushalten; dazu ist der Esel noch lüstern nach Lattichen, Rettigen, Eppichwurzeln und andern Gemüsepflanzen, welche der Mensch zu genießen pflegt. Seine Naschlust ist wahrhaft widerlich und wo sie ihn treibt, achtet er nicht Hüter noch Schläge; er sucht die Pflanzengärten deswegen auf, lauert dummlistig aus, wenn einmal eine Gartenthüre aufgeblieben, und verwüstet die Saatfelder. Erinnere dich nach dem homerischen Gemälde, daß er's auch in Griechenland so macht:

Wenn zum Feld der Esel sich drängt und die Knaben bewältigt,
Trägen Gang's, auf dem viel Stecken zerscheiterten ringsum;
Jetzt einbringend zerrauft er die Saat tief; aber die Knaben
Schlagen umher mit Stecken; doch schwach ist die Stärke der Kinder,
Und sie vertreiben ihn kaum, nachdem er mit Fraß sich gesättigt.
Hom. Il. XI. 557.

Die größten Verwüstungen richtet er an, wenn er in Rosenanlagen (Apulej. Met. III. p. 65, 68 B.) und Buschwerk gelangt; hat er sie ausgespäht, rennt er mit solcher begierlichen Eile darauf los, daß die Natur des langsamen Lastthieres in die Schnelligkeit eines Wagenrosses verwandelt zu sein scheint. Er gewahrt genau die offenen Thüren der Pflanzungen und schont hier nicht die stillschattigen Stellen, wo Venus und Grazien wohnen, nicht die vom Morgenthau wässernden Blüthenknospen, nicht Gemüse und Kohle; straft ihn der mit dem Knüttel herbeieilende Gärtner zornentbrannt, wie es die Frechheit verdient, keilt er mit den Hinterfüßen auf ihn los, daß dieser, auf seine Rettung Bedacht nehmend, ihm Gelegenheit geben muß, zu entfliehen (Apul. M. p. 70 B.). Dabei holt er sich in seiner Dummheit bisweilen den Tod, denn wenn er von den Blüthen des wilden Lorbeers

oder der sog. Lorbeerrosen (Lucian. 17) oder die Blüthen und Blätter der Rhododaphne (Oleander) frißt, muß er, wie die Pferde, Schafe und Ziegen, sterben (Pl. XVI. 32).

In Lykaonien und Arkadien sah ich Pferde- und Eselsfüllen zusammen auf der Weide (Col. VII. 1, 1) und daß diese immer von jenen gebissen wurden. Vielleicht liegt die Ursache davon in einer von der Natur eingepflanzten gegenseitigen Abneigung oder in Verachtung des häßlichen und unartigen Thieres, das Mist und Urin an der aufgesuchten Stelle, wo ein Anderer sich eben entleert hat (Aesop. 112), abschlägt; wie dem aber auch sei (Lucian. Luc. 28), die Abneigung gegen den Esel ist dem edleren Pferde tief und auf die Dauer eingeprägt. Kein Pferdefüllen sauget an einer Eselin und keine Stute tränkt ein Eselsfüllen, wenn nicht dadurch betrogen, daß der Säugling im Dunkeln angehalten wird; kein weibliches Pferd begattet sich mit dem Esel, kein Hengst mit der Eselin, sie wären denn geschoren und er als Säugling schon durch den Genuß der Milch des Eselgeschlechtes an dasselbe gewöhnt (Pl. VIII. 69). Esel entlaufen manchmal ihren Herren, sei es, daß sie ihre Last abwerfen oder die Halfter zerreißen oder heimlich den Stall oder die Weide verlassen, und suchen zur Befriedigung ihrer Geschlechtslust Pferdestuten, die auf der Trift gehen, auf. Kommt solch ein Irrläufer, stürzen auch alsbald die Hengste, Kopf und Hals emporgerichtet, in Furcht, ihr Geschlecht möge durch ihn entadelt werden, heran, bedrohen ihn mit erbittertem Gewieher, hauen mit den vorderen, schlagen mit den hinteren Beinen und beißen ihn so, daß er sich nur durch Wälzen oder Fliehen in den Versteck des Stalles oder auf seine Kreisbahnen der Mühle retten kann (Apul. M. VII. p. 154). Selbst den Roßknechten ist er zuwider; statt ihn mit den Pferden zur Weide zu nehmen, lassen sie ihn, der so langsamen Verstandes und trägen Ganges ist, daß selbst Schläge seine Schritte nicht fördern (Luc. L. 28. Phaedr. I. 15, 6), im Stalle zurück, wo er dann vergessen oft bis zum Abende hungrig stehen muß.

Das dünnere und kältere Blut erwirkt im Geschlechte der Thiere Gefühl und Verstand, das dickere und wärmere Kraft (Arist. de part. II. 2, 2). Der Esel hat das fetteste und sehr weniges Blut; dadurch macht sich seine Stärke, theilweise auch seine Verstandeslosigkeit (Pl. XI. 90) und die Vorschrift erklärlich

(Veget. I. 33), ihm keinen Aderlaß zu thun; ich bezweifle dies nicht völlig, nehme jedoch an, daß die Feinheit des Geistes nicht einzig von der Flüssigkeit des Geblütes, sondern eben so von der Haut und Umkleidung des Körpers abhängt. Das dicke Fell des Esels, der Stiere und die borstige Haut der Schweine hindern das Eindringen der feinen Luft und die Entwickelung ihres Geistes (Pl. XI. 92). Man sollte meinen, daß er wegen seines dicken, mit starken Haaren besetzten Felles für kalte Gegenden passe. Gerade aber liebt er warme und trockene Klimate und kann Kälte so wenig ertragen, daß er in Pontus gar nicht gefunden wird (Pl. VIII. 68. Aristot. VIII. 25) und in Illyrien, Thracien, Epirus, im Lande der Kelten und wo er etwa unter den Scythen vorkommt, klein bleibt (Arist. VIII. 28, 5). Jenen Völkern geht in ihm gewiß nicht viel ab, denn er steht dem Pferde in Kriegstauglichkeit und Schnelligkeit nach, geht nicht ohne Schwierigkeit durch Flüsse und Ströme, läuft auf rauhen Wegen die Füße bald wund und liefert ein nicht wohl genießbares Fleisch (Lucian. Luc. 19). Das Pferd und nicht der Esel macht die Geschichte der Völker und der Kriege; er ist das stumpfsinnige Dienstthier des niedern Lebens der Menschen.

Saserna. In allen warmen, südlichen Ländern durch muthiges, lebhaftes Wesen, Behendigkeit und Dauer ausgezeichnet, gehört er zu den ältesten Nutzthieren der Morgenländer und macht den wesentlichsten Bestandtheil des Heerdenreichthums der Hebräer aus (1. Mos. 12, 16; 24, 35). Sie beuteten den Midianitern 61,000 Esel ab (4. Mos. 31, 34); Hiob (I. 3, 16) hielt 500 Esel, die auf seinem Felde arbeiteten und sich nur vom Weidegange ernährten; nachdem der Segen von oben über ihn gekommen, betrug die Anzahl seiner Heerde tausend Stück (42, 7). Ana, der Fürst der Horiter, der in der Wüste die Maulesel erfand, hütete sie selbst (1. Mos. 36, 24); David setzte über seine Esel, wie über seine Rinder, Schafe, Ziegen und Kameele zu Saron, der lustigen Gegend in Galiläa, Aufseher oder Meister (1. Chron. 28, 30). Die Perser haben, trotz ihrer vielen Pferde, Reiterei auf Eseln (Jes. 21, 7. Herod. IV. 129) und in Caramanien am persischen Busen bedient man sich derselben, weil es an Pferden fehlt, zum Kriege (Str. XV. 2, 14. Ael. XII. 34). Die Hebräer scheinen die Esel nie zu kriegerischen Zwecken verwendet zu haben, und aus diesem Grunde zieht der Messias, der

Friedensfürst, auf einem noch unberührten Esel in Jerusalem ein (Sach. 9, 9. Math. 21, 2. Mark. 11, 2). In allen diesen Ländern, auch in Afrika (Mauretanien) ist sein Gang rasch (Ael. XIV. 10) und zierlich und sein Tritt sicher; man braucht ihn daher nicht blos, wie z. B. in Syrien, zum Fortschaffen des Gepäckes (2. Kön. 7, 7), sondern auch und vorzugsweise zum Reiten. Abraham sattelt seinen Reitesel selbst, d. h. er belegt ihn nach Landessitte mit einer Decke oder Kleidung (1. Mos. 23, 3. Matth. 21, 7) und später noch wurde er von den Vornehmen (2. Sam. 17, 23; 19, 26. 1. Kön. 13, 13. 1. Mos. 49, 11. Richt. 10, 4), auch von den Frauen (Jes. 15, 18. 1. Sam. 25, 23), dazu verwendet, die Eselin aber dem Esel vorgezogen. Am meisten geschätzt waren die scheckigen, mit weißen Streifen auf brauner Haut (Richt. 5, 10). Als Speisethier des Volkes gebührte ihm keine Stelle, denn er gehörte nach dem levitischen Gesetze zu den unreinen Thieren, aber doch wurde sein Fleisch im Falle äußerster Noth gegessen; bei einer Belagerung Samaria's kostete ein Kopf 80 Silberlinge (2. Kön. 6, 25). Er steht in dieser Beziehung dem Pferde und Maulthiere auch bei Griechen und Römern völlig gleich. Saserna hatte noch nicht ausgeredet, als Varro zu uns trat. Nachdem wir ihm über unsere Unterhaltung Mittheilung gemacht, ging er auf den Gegenstand ein und äußerte sich also:

Ich bin, wie Ihr wißt, aus Reate, wo die schönsten und größten Esel Italiens sich finden (Varr. II. 6). Der Weidegang ist daselbst vortrefflich und schadet trotz des wäßrigen Bodens den Hufen nicht (Pl. XXXI. 8). Ich unterhalte dort eine Stammheerde (seminium) und habe sie so gezogen, daß ich sogar in Arkadien Absatz habe. Wenn Ihr gestattet, will ich mich über Zucht und Pflege derselben kürzlich aussprechen.

Der Esel gilt überall, auch bei den Naturkundigen, wie die Thiere mit dicker Haut und hartem, starrem Herzen für dumm (Pl. XI. 70), — als das dümmste Thier. Ohne geistige Kräfte und Anlagen ist er indessen nicht, er zeigt sogar Ueberlegung, Bedachtsamkeit und Gedächtniß. Dafür spricht, daß er, wie Schafe, Ziegen, Ochsen und Pferde, Träume hat (Pl. X. 98); wenn der träumende Hund seine Vorstellungen und Ahnungen durch Bellen kund giebt (Arist. IV. 10, 1), so thut er es durch Bewegen und Ausschlagen mit den Füßen, beobachtet aber die

Vorsicht, um seine Beine dabei zu sichern und durch Anschlagen an harte Gegenstände dieselben nicht zu lähmen, daß er sich jedes Mal auf eine freie, geräumige Stelle legt (Pl. VIII. 68). Auf Wegen, die er mehrmals gegangen, versteht er sich zu finden, er kennt seinen Herrn, die Krippe seines Herrn (Jes. 1, 3) und weiß, aus dem Stalle geführt, ob es zur Arbeit oder Weide geht. Hätte er bessere Behandlung, würde sein Verstand sich mehr entwickeln und die Liebe zu seinem Herrn größer sein. Damascius erzählt, daß der Esel des Grammatikers Ammonius lieber das im Stalle hingestellte Futter unberührt ließ und hungerte, als sich von seinem Gebieter, der die Dichtkunst lehrte, trennte. Die Knechte und Bauern aber, dem Grundsatze gemäß: Dem Esel gehören nicht Worte, sondern Fäuste (Cic. in Pis. 30. Sir. 33, 25), behandeln ihn so hart und unmenschlich, wie kein anderes Thier. Das Pferd wird erzogen, der Esel vernachlässigt. Er duldet, wer ihm auflegt und was man ihm auflegt, gewöhnlich die schwersten Lasten, unter denen er langsam gehen muß, fast dröhnet und zusammenbricht. „Esellasten" sind sprüchwörtlich und veranlaßten seinen Namen (ὀνος — onus). Wenn ich das mühselige, zu Arbeiten, denen Herkules nicht gewachsen gewesen sein möchte, verdammte Thier ansehe, erinnere ich mich an den König Ptolemäus, dem der Lycier Heraklides einst eine Schrift mit dem Titel „πονου ἐγχομιον" (Lob der Arbeit) überreichte; der König löschte den ersten Buchstaben aus, um anzudeuten, daß eine Lobrede auf die Arbeit eine Lobrede auf den Esel sei (ὀνου ἐγχομιον). Ueberall ist er der Repräsentant der Dienstbarkeit, weshalb auch Isaschar „ein ruhiger Esel genannt wird, der beuget seine Schultern zum Tragen" (1. Mos. 49, 14), und Tyrtäos vergleicht die von den Spartanern mit kränkender Härte behandelten Messenier:

> Eseln, die gedrückt tragen die mächtige Last,
> Unter dem traurigen Zwang darbringend ihren Gebietern
> Alles zur Hälfte getheilt, was sie von Früchten erbaut.

Arbeitsliebende, Befehlen still und willig nachkommende Leute heißen „Marianische Esel" oder „Maulesel", von Marius, der seine Soldaten in mancherlei Uebungen, im Laufen, durch große Märsche, Tragen des Gepäckes, Bereitung der Speisen u. dergl. anstrengte und mitnahm (Plutarch. in Mar. 13).

Er ist das Reitthier des trägen Bauers, und schon oft habe ich Weiber und Mädchen vom Lande lustig auf ihren Eseln zu

Stadt traben sehen. Er hat ein schlimmeres Schicksal als das Schwein. Dieses ist verachtet im Leben und geachtet nach dem Tode, er aber ist verachtet im Leben und im Tode und doch benutzt im Leben und im Tode. Dieses schlichtehrliche, überlistete und stets geplagte Thier*) muß das Wasser in die Bäder, den Mist auf den Acker (Cat. 10), Obst und Rüben, Kalk und Steine in das Gehöfte (Cat. 11), Pfähle in den Weingarten, Weinschläuche an die Seehandelsplätze (Varr. II. 6), Wolle, Trauben und Gemüse auf den Markt, Wellholz für die Küche (Apul. M. VII. p. 155), Jagdnetze auf die Jagd (Hor. ep. I. 18, 47), Schanzpfähle zu Belagerungen der Städte, trotz der strengen Verbote, Gepäck, Geräth und Lebensmittel der Soldaten (Caes. b. c. I. 81. Veget. III. 6. Pollux I. 10), am Euphrat die Häute und den Körper der Fahrzeuge, die wegen des reißenden Laufes des Stromes wasseraufwärts zu ziehen unmöglich ist, mit einem Worte, er muß unter allen Völkern die allerschwersten Wuchten tragen (Herod. I. 194). Kein Thier wird so bepackt und dabei so gemißhandelt, denn oft genug ist er einem rohen Jungen unterstellt, der sich selbst aufsetzt, ihn übel plagt, auf die Last seiner Bürde keine Rücksicht nimmt und wenn er unter der Ungeheuerlichkeit derselben zusammenstürzt oder auf schlüpfrigem Boden fällt, statt mit der Hand zu helfen, den Zaum aufwärts zu ziehen, den Schwanz zu fassen, die Bürde bis zum Aufstehen abzunehmen, nicht blos keine Hülfe leistet, sondern ihm an Kopf und Ohren alle Haare ausreißt und mit Fäusten oder Knütteln so lange zuschlägt, bis er sich wieder erhebt; bleibt er vielleicht aus Kraftlosigkeit liegen, legt er Brandschwamm unter (Apul. M. VII. p. 155). Halb oder ganz hungrig wird das arme Thier bepackt; das Futter hat ihm der Knecht nicht gegeben, gestohlen, stehlen lassen oder die geizige Colona, obwohl sie ihm auf der Mühle mit einem frischen Stocke zusetzt, nimmt ihm das von ihm in mühseligen Kreisgängen erzeugte Schrot für anderes Vieh oder zum Verkauf an die Nachbarinnen; das arme Arbeitsthier erhält bei Tage gar nichts oder erst gegen Abend ungesiebte, schmutzige und von Steinchen verunreinigte Kleie (Apul. M. VII. p. 153). Schreitet das magere, hungrige, matte Geschöpf langsam, knüttelt der Treiber auf, so barbarisch und gewaltig, daß das Fell springt (Luc.

---

*) Im Renner Hugos von Trimberg, sagt er: Ich bin martelaer genoz.

Luc. 29); geht es seinem Futter nach, werden die großen Hunde gehetzt; stürzt es ermattet nieder, folgt Schimpfwort auf Schimpfwort, der Prügel fliegt zwischen Kopf und Ohren, auf Bauch und Rücken, bis nichts mehr an seinem Leibe gesund ist oder dem Treiber selbst die Schlagkraft ausgeht (Lucian. Luc. 30). Auf einer Reise östlich von Kapua, im Gebirge, fand ich einmal einen Jungen, der Holz holen sollte; der Weg war beschwerlich, steinig und ging steil aufwärts. Nicht genug, daß der ruchlose Bube auf dem Esel saß, er schlug mit dem grünen Knüttel fast ohne Unterlaß auf ihn los, mochte derselbe auch noch so schnellen Schrittes gehen. Oben mit einer tüchtigen Last beladen, ging's bergab über Hals und Kopf; schritt der Esel langsam oder schnell, gleichviel, der Bube schlug immer oben herein. Neigte sich die Lastbürde auf eine Seite, so legte er, statt sie ins Gleichgewicht zu rücken, Steine in den Korb der andern Seite, setzte sich noch hinter das Holz und ließ sich ebenfalls tragen (Lucian. L. 29). Wieder sah ich einen Andern, der spitzige, in ein Bündel gebundene Dornen dem armen Thiere unter den Schwanz legte, die so stachelten, daß diese weiche Hautstelle ganz und gar blutete. Schritt es langsam, vielleicht um die Dornenstacheln weniger zu fühlen, hieb der herzlose Lotterbube auf, daß das Fell hätte platzen mögen; ging es eilig, stachelten die Dornen um so heftiger. Ein Stück der unmenschlichsten Behandlung aber erzählte mir mein Verwalter. Ein Esel sollte einst ein Pack Werg nach einem benachbarten Meierhofe schaffen; nachdem dasselbe festgegürtet, gings fort und in einiger Entfernung von dem Gehöfte steckte der Treiber eine heimlich vom Herde mitgenommene Kohle in den Wergballen, der, wie leicht glaublich, augenblicklich Feuer fing; der Esel sprang in Todesangst mit dem brennenden Packe, um sich zu retten, in einen nahen Teich, wo natürlich die Flamme sogleich verlöschte; als er aber herauskam, hieb der Treiber fürchterlich auf und schrie fortwährend: „Das ist dafür, daß du ins Wasser gesprungen bist!“ Zu Andern sagte er lügnerisch, der Esel sei einem Hirtenfeuer zu nahe gekommen, gefallen und habe sich selbst in Brand gesetzt, aber zu dem armen Thiere: Wie lange sollen wir dich, Mordbrenner, umsonst füttern! Als er nach Hause kam, wußte er listig dem Gebieter Glauben abzugewinnen, der nun zwei andere Sclaven mit dem Befehle abschickte, den Esel halbtodt zu schlagen (Luc. L. 32) und wenn

er ganz todt bliebe, die Eingeweide den Hunden vorzuwerfen, das Fleisch aber zum Essen für die Arbeiter aufzuheben (Apul. M. VII. p. 158). Da er eine mehr oder weniger harte Behandlung allenthalben hat (Aesop. 45), ist's nicht zu verwundern, daß er so abstumpft, so plump listig wird und manchmal seinem Herrn einen wohlverdienten Fußtritt versetzt, für welchen freilich Züchtigung nicht ausbleibt (Luc. Luc. 30).

Die Haltung des Esels wird dadurch erleichtert, daß auf seinem Felle Läuse und anderes Ungeziefer nicht aufkommen (Pl. XI. 39, 40), daß er wenig Aufsicht bedarf, Hunger erträgt, mit wenigem, selbst dem schlechtesten Futter vorlieb nimmt (Col. VII. 1. Varr. III. 17) und auch bei bloßen Scheuerabfällen (paleae), die allenthalben zu haben, sich gut hält. Der arme Colon, der keinen Stier ernähren kann, vermag ihn zu ernähren (Varr. I. 20). Er verträgt jedes Futter, mit Ausnahme des Taxus, dessen Blätter ihm, wie dem Pferde, tödtlich sind (Theophr. III. 10, 2), selbst die andern Lastthieren augenblicklich tödtlichen Ferulstauden sind ihm angenehm, und aus diesem Grunde ist er dem Bacchus geweiht, dem die Ferula (Riesenkümmel) zugehört (Pl. XXIV. 1). Von Gras und Körnern wird er fett, besonders wenn seine natürliche große Durstigkeit (Pl. VIII. 68) durch Salz gereizt wird, denn je mehr er säuft, um so mehr frißt er. (Pl. X. 93. Arist. VII. 8). In der Wirthschaft ist er unentbehrlich und jede durch ihn verrichtete Arbeit wird, wie schon Cato sagte, die wohlfeilste. Man braucht ihn zum Ziehen allerlei Geschirres; der campanische, bätische und afrikanische Bauer spannt ihn in leichtem Boden vor seinen leichten Pflug, an den er sich zeitiger gewöhnt und bessere Dienste leistet (Pl. VIII. 68. Col. VII. 1), als die Kuh oder der Stier (Varr. I. 20; II. 6). Auch in Kanaan verwandte man ihn zu diesem Dienste, nur erhält er dann, wie der Pflugstier, stärkendes, mit Salz und säuerlichen Kräutern gemischtes Körnerfutter, „welches geworfelt ist mit der Wurfschaufel und Wanne" (Jes. 30, 24; 32, 20). In die Arbeit wurde er vielleicht früher, gewiß aber so früh als das Pferd*) genommen, später auch vor die

*) Die Natur des Pferdes ist widerstrebender als die des Esels gegen den Dienst des Menschen und konnte nur langsam überwunden werden. Höchst wahrscheinlich war er Jahrhunderte früher als das Pferd das Lastthier der Völker.



Staatswagen, selbst der Hofdamen (Lamprid. Heliogab. 4), gespannt, indessen zumeist zu Wirthschaftszwecken verwendet. Wagenesel (as. plostrarius) rechnet Cato (11, 62) zu den nothwendigen Villeninstrumente; sie ziehen dem Bauer vom Felde beide Lasten ins Gehöfte, vom Gehöfte in die Stadt, aus der sie seine ländlichen Bedürfnisse am Halse, auf dem Rücken oder dem Wagen mitbringen (Col. VII. 1) oder beischaffen. Ihr Geschirr, höchst einfach und wohlfeil, besteht in einem Zaume (capistrum), einem an die Wagendeichsel befestigten Zugkummet (helcia) von Leder, Spart oder Hanf um das Vorderblatt bis zur Brust. Selbst bei dem Postwesen wußte man sie zu benutzen; als dasselbe aufkam, standen auf den Wartestellen (mansiones) außer kleinen Pferden (veredi, Martial. XII. 14; XIV. 86) größere Vorspannpferde (paraveredi), Ochsen und Maulesel, auch Esel, sowohl zum Reiten für die Couriere und Postreiter (pegasarii, veredarii) und Couriere (Sidon. Ep. I. 5), wie zur Bespannung der Wagen (Isid. XII. 1) und Eilwagen (rheda, Sulpic. Sever. in vit. Mart. 3). Die Postesel schaffte erst der Kaiser Justinian ab (Socrat. H. e. III. 1).

Man weiß, daß die Morgenländer den Esel an der Stelle von Sclaven (Jer. Klagel. 5, 13) größere Mühlen in Bewegung setzen lassen; hier arbeitet Simson nicht ohne sittliche Nebenbedeutung in ehernen Ketten. Uns ist der die Mühle umdrehende Esel (Ovid. Fast. VI. 312) unentbehrlich, und sie hat ihm unter den Römern den Namen „Müllerthier" (as. molarius) verschafft (Hor. S. I. 1, 90. Cat. 10, 11. Col. VII. 1. Juven. VIII. 66). Auf meiner Villa muß er dorthin das Getreide tragen, das Mehl abholen und mittelst des an den Wulst vor der Brust (helcium) angebundenen Ziehriemens, der an den Mühlbengel befestigt ist, das Werk kreiseln. Die Arbeit ist sauer, aber er verrichtet sie geduldig; um ihn zu gewöhnen, werden ihm die Augen verbunden (Lucian. Luc. 42). Wie unter den Juden (Jes. 42, 2. 2. Mos. 11, 5) und Griechen (Hom. Od. XIX. 74. Lucian. Luc. 42) steht der Mühlesel unter Aufsicht von Weibern oder Sclavinnen (Zosim. III. 29), weil ihnen das Mahlen als Geschäft zugewiesen ist, und arbeitet hier und überall so fleißig, daß die jüdischen Schriftsteller, wenn sie das Lob eines fleißigen Menschen aussprechen wollen, kein besseres Bild als das dieses außerordentlich nützlichen Thieres zu wählen wissen (1. Mos. 49, 14). Er weiß

das Werk, dessen unterer ruhender Stein von ihm den Namen führt (ὄνος ἀλέτης, ὀνικὸς μύλος, Luc. 17, 2, asinus) mit Fleiß, im ruhigen Gange, wenn schon die Müllermädchen ihr Müllerliedchen (ᾠδὴ μυλωθρός) singen, oder schlafen, oder, wie sie pflegen, allerlei lose Streiche treiben (Virg. Mor. 25), oder ihn schimpfen oder schlagen, das Futter entziehen, oder bis in die Nacht arbeiten lassen. Mein Meier gestattet nicht, daß meine Esel über die Maßen angestrengt werden, er gönnt ihnen aber auch nicht leicht Rastung, denn, sagt er, Cato habe in Uebereinstimmung mit den Satzungen der Priester gestattet, Esel, Maulesel und Pferde an allen Festtagen, mit Ausnahme des Todtenfestes (feriae denicales), zu Wirthschaftszwecken zu benutzen, und verlacht die Judäer, welche alles Lastvieh jeden siebenten Tag ruhen lassen (2. Mos. 20, 10), doch reicht er ihnen zur Stärkung Körner und Kleie, läßt sie auch wohl manchmal durch Sclaven ablösen (Luc. Luc. 28).

Nach bereits geschehenen Andeutungen wird der allgemeinste Gebrauch vom Esel zum Reiten und Lasttragen gemacht. Was das Kameel dem Afrikaner, das ist er dem Bewohner Judäa's (Richt. 1, 14; 5, 10; 18, 4; 12, 14. 2. Sam. 2, 16, 17, 23), Griechenlands und Italiens. Die Gebirgsländer der Alpen und Lykaoniens zu bereisen, würde ohne ihn unmöglich sein; er geht sicher und wird, theils zur Bequemlichkeit der Reiter, theils Wundreibungen seines Rückens vorzubeugen, mit einem Tragekissen (sagma — as. sagmarius), oder einem Tragesattel (sella) belegt (Veget. II. 59). Der Lastesel muß die Producte des Bauers und die Waaren des Städters von einem Orte zum Andern schaffen (as. dossuarius), die, je nach ihrer Beschaffenheit, als Fracht entweder als Bündel oder eingepackt in Körben (fiscellum) aus Weiden, Spart, Binsen u. dergl. oder in Reffen ihm zu beiden Seiten herabhängen. Das Saumthier (as. clitellarius) trägt den Mist auf das Bergfeld des Bauers, die Trauben des Winzers zur Presse, das Mehl der Mühle (Cat. 10, 11) in das Haus des Colonen, der ums Lohn mahlen läßt (Apul. M. VII. 153), die Waaren der Großhändler an die Meeresküsten (Varr. II. 6), die Geräthschaften der Hirten auf die Sommerweiden (Varr. II. 10), die Thonwaaren der Töpfer, das Leder der Gerber (Aesop. 45), Wein, Trauben, Feigen (Nehemia 13, 15) und allerlei Obst (Pl. XXIV. 1) in die Stadt, Brot und Fleisch (1. Sam. 25, 18),

Getreidesäcke auf die Handelsplätze (1. Mos. 43, 26), die Beute der Soldaten (Plutarch. in Lucull. 17) und das Geld der Reichen (Phaedr. II. 7). Ihn gebrauchen die Gärtner und Bauern, die in den Morgenstunden jeden Tages mit Obst, Kohl, Wein, Blumen, Gemüsen (Aesop. 45. Lucian L. 43) angezogen kommen, bald nebenher gehend, bald obenauf sitzend und lieben ihre Lastbaren mit Kränzen, oder Schellen (Phaedr. II. 7, 5), oder mit bunt durchwirkten Zäumen zu schmücken. Ist er in der Stadt seiner Bürde entledigt, trägt er den Eigner, selbst wenn er betrunken wäre, sicher in sein Landgehöfte zurück und er wird mit hier erkauften Waaren heimwärts wieder belastet:

Oftmals lastet mit Oel dem langsamen Esel die Schultern,
Oder gemeinerem Obst sein Herr und bringet den Mühlstein,
Oder den Klumpen des Pechs von der Stadt heimkehrend zur Wirthschaft.
Virg. G. I. 273.

In Aegypten und Umbrien vermittelt er den Transport der meisten Waaren (1. Mos. 45, 23; 42, 26) und selbst den Räubern Italiens und Griechenlands muß er dienen, ihre Beute fortzuschaffen (Luc. Luc. 16, 19); oft genug haben sie ihn selbst gestohlen.

Ich gebe zu, daß die Bedeutung des Esels im Cultus der des Schweines, Schafes und Rindes nicht gleichkommt, die Juden rechnen ihn sogar zu den nicht opferungsfähigen Thieren, aber nicht überall ist er in gleicher Weise vom Dienste der Götter und der Opferung ausgeschlossen. Die Caramanier bringen ihn dem Mars, dem einzigen Gott, welchen sie kennen (Str. XV. 2) und an einigen Orten wird Mars und Typhon, wie Apollo, durch Esel, die man von einem Felsen herabstürzte, gesühnt. Dieses Opfer verrichten auch die Hyperborder dem Apollo (Spannh. ad Call. Dian. 280), welchem der Esel geweiht ist.

Seine Verwendung für Zwecke der Küche ist nicht überall unbedeutend. Die Perser tragen an Geburtstagen ganze Esel, Ochsen, Kameele und Hirsche auf der Tafel auf (Herod. I. 133); die alten Athener genossen Eselsfleisch *), eben so gut wie Hundefleisch, mit welchem es zu Würsten zusammengehackt wurde (Aristoph. Eq. 1399); fetter Eselsbraten galt ihnen als Delicatesse und die Lende als das beste Stück (Aristoph. Vesp. 195). Die griechischen und italischen Gebirgsräuber, Tagelöhner und Bauern essen dasselbe (Lucian. Luc. 31) und in Alexandrien wird

*) In neuerer Zeit ließ der Kanzler Dupret Esel für seine Tafel mästen.

fein Geschmack, nach Galen, gelobt. Die Afrikaner rühmen das Fleisch jener Füllen, welche Lalisionen heißen, wegen des ihm eigenthümlichen vortrefflichen Geschmackes; Mäcenas aß das Fleisch von Eselsfüllen, besonders der achaischen, sehr gern (Pl. VIII. 68) mit Salat von schwarzen und weißen Oliven (Petr. 31). Dadurch wurde das Wohlgefallen am Fleische des Onager*), welches, dem des Hirsches zu vergleichen, nur etwas zarter ist (Xenoph. Anab. V. 2), bis auf die augusteische Zeit aus Afrika häufig eingeführt wurde, in Abnahme gebracht. Auch in der Medicin ist Eselsfleisch nicht ganz ohne Beachtung; wer das eines schwarzen am ersten oder zweiten Tage eines Monats ißt, wird von der Fallsucht geheilt (Pl. XXVIII. 63), und wer überhaupt Eselsfleisch mit der Brühe genießt, wendet ein gegen die Schwindsucht empfohlenes Mittel an (Pl. XXVIII. 67).

Das Wenige, welches bisher über die Brauch- und Tauglichkeit des Esels angeführt worden ist, rechtfertigt die Behauptung Cicero's (Nat. deor. II. 159), nach welcher derselbe für mehrseitig nützlich als das Schwein erklärt wird. Ich selbst rathe nach meinen Erfahrungen, wo die Gegend nicht ungeeignet ist (Pl. VIII. 68), Esel zur Zucht zu halten; denn zur Erzeugung der Maulthiere leisten sie die besten Dienste, und jene würden uns ohne diese ganz fehlen. Weil besonders nach Bergländern und für die Emporien stark begehrt, sind sie theuer im Handel und bringen dem Villenbesitzer, der sie züchtet, mehr ein, als die einträglichsten Villen (Pl. VIII. 68). In Pella in Macedonien giebt es Eselshändler, die das Geschäft ins Große treiben; der Hauptreichthum Arkadiens ist durch die Zucht der Esel und Pferde begründet; auf den Eselsmärkten, welche in Griechenland gehalten werden (Lucian. Luc. 35), kostet das Stück gewöhnlich an 25 att. Drachmen = 6 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf.; höhere Preise von 30 = 7 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., 50 att. Drachmen (Luc. L. 33, 46) sind nicht selten, ich weiß sogar den Fall, daß ein reatinischer mit 60,000 Sest. und in Rom ein Viergespann mit 400,000 Sest. = 21,200 Thlr., wahrscheinlich also mit dem höchsten Preise, um den jemals ein Stück Vieh verkauft (Pl. VIII. 68) und bezahlt worden ist (Varr. II. 1, 5, 14). Ich habe selbst von Reate,

Wo man glaubt Arkadiens Ställe zu hören,

Pers. III. 7.

---

*) Das Fleisch des wilden Esels wird noch jetzt im Morgenlande sehr geschätzt.

guten Absatz nach Griechenland, zumal mit Füllen (Varr. II. 6; III. 17) und finde die Angabe nicht übertrieben, daß in Celtiberien jede Zuchteselin 40,000 Sest. durch Würfe einbringt (Pl. VIII. 68). Der Werth des Esels steigt dadurch, daß sich von ihm in der Hauswirthschaft fast Alles gebrauchen läßt. Vornehmlich wichtig ist die Milch, sie vergeht nicht, wie bei andern Thieren; sie tritt zwar im zehnten Monate der Trächtigkeit erst völlig ein (Arist. VI. 23, 2), aber auch während derselben ist das Euter nicht leer. Sie ist weniger dick als die des Kameeles und Pferdes, aber dünner als die Kuhmilch (Arist. III. 20, 2), äußerst kräftig (Pl. XXVIII. 33) und so nahrhaft und fett, daß die Füllen sogar sterben, wenn sie zwei Tage nach der Geburt bei gutem Futter dieselbe genießen. Kein Füllen kann seine Mutter aussäugen; sie haben mehr Milch, als zur Ernährung der Jungen erforderlich ist. Werden sie nicht gemolken, entsteht durch die Ueberfülle an fetter Nahrung bei diesen die sog. Milchkrankheit (colostratio, Pl. XI. 96). Zum Käsen und Aufbewahren weniger geeignet, als Schaf-, Ziegen- und Kuhmilch, wird sie in Griechenland zu phrygischem Käse angemischt (Arist. III. 20, 4), vielleicht auch in Italien, hier aber wegen ihrer Heilkräftigkeit gegen Magengeschwüre, lauwarm mit Zwiebeln und in Honig abgeriebener Kresse gegen Brustbeengungen, mit Honig gegen Chyldurchfall und Ruhr, gegen Afterzwang, mit Bärenhoden gegen Fallsucht verwendet (Pl. XVIII. 54; 58; 59, 68). Sie lindert den Schmerz der Brüste der Wöchnerinnen, wirkt den Vergiftungen durch Gyps, Bleiweiß, Quecksilber, Bilsenkraut, Biseum, Schierling, Opokarpathum, Pherikon und Dorykníon entgegen (Pl. XXVIII. 34, 45, 77) und ist, frisch verbraucht, am wirksamsten; ist sie älter, muß sie erwärmt werden, denn keine andere Milch verdunstet so schnell, wie diese (Pl. XXVIII. 45). Als Getränk heilt sie Chiragra und Podagra (Pl. XXVIII. 33). Sie ist ferner ein kosmetisches Mittel der Frauen, um die Haut glänzend zu erhalten, zu verfeinern und zu entrunzeln (Pl. XXVIII. 50); sie lassen sich nämlich ein Schönheitspflaster*) (tectorium), d. i. ein Teig

*) Unwillkürlich mußten wir der „Nachtmaske" der deutschen Damen gedenken. Das Frauenzimmer-Lexikon (1715) beschreibt dieselbe also: „Masquin ist eine aus weißem Wachs, Froschlaichwasser, Pomade, Wallrath und Kampher verfertigte und auf zarte Leinwand gestrichene Masse, womit die Damen sich

aus Reis- oder Bohnenmehl oder Brot, in Eselsmilch geweicht, der Abends vor dem Schlafengehen über das ganze Gesicht gelegt, nach seiner Erfinderin, der berüchtigten Poppäa, der Gemahlin des göttlichen Nero, Poppäana genannt wird (Juven. VI. 462); jeden Morgen muß dasselbe eine Zofe abnehmen und mittelst lauer Eselsmilch das Gesicht von den anhaftenden Krusten und Krumeln des Pflasters (Cataplasma) säubern. Weit stärker ist jeden Falles ihr Verbrauch zu Bädern; man weiß, daß sich manche Frauenzimmer damit täglich bis siebzig Male bähen und diese Zahl, weil man sie für eine vollkommene Stufenzahl hält, sehr genau beobachten. Auch diesen Brauch führte Poppäa ein; sie ließ mit Eselsmilch die Badewannen ausstreichen, rieb sich badend zur Entrunzelung*) der Haut damit am ganzen Leibe und führte, wo sie nur immer war, 500 Stück Eselinnen, die eben geworfen hatten, mit, um sich in deren Milch zu baden (Pl. XI. 96. Dio Cass. LXII. 28).

Alle Theile des Esels sind nutzbar; seines aus naheliegendem Grunde zu Priap in naher Beziehung stehenden Kopfes, als Schutzmittel der Gärten und Felder, ist schon gedacht; den wunderbaren Eselskinnbacken, mit welchem Simson die Philister schlug, aus dem ein Quell entsprang (Richt. XV. 19), der leicht an jenen Born erinnern kann, den der Fußtritt von Silens Esel hervorbrachte, übergehe ich billig. In Italien braucht man seine Hufe zu Asche gebrannt und mit Milch aufgestrichen gegen Fallsucht, Geschwüre, weiße Flecken, fressende Schäden, als Räucherpulver zur Beförderung der Geburten, wenn die Leibesfrucht todt ist, denn die lebende wird davon getödtet (Pl. XXVIII. 47, 68, 74, 77). Das Mark ist gut wider Krätze und der Talg giebt Hautstellen, welche durch Flechten oder Aussatz gelitten, am leichtesten die verlorne Farbe wieder (Pl. XXVIII. 50, 75). Die Nieren, wenn sie alt, sind, gerieben und mit lauwarmem Wein eingenommen, bei Blasenbeschwerden dienlich; die trockne Leber, mit zwei Theilen Petersilie und drei Nüssen in Honig gegessen, heilt Leberschmerz; die Milz — Milzschäden schon nach

Masken über das Gesicht zu schneiden und zu verfertigen pflegen, welche ihnen zarte und weiße Haut machen soll."

*) Santinelli de disciplina et morib. rom. Feminarum. Venet. 1734. 4. Böttich. Sabina. 1806.

3 Tagen; drei Tropfen seines Blutes mit zwei Hemina Wasser das ephemerinische (tägliche) Fieber; sein Urin gegen Anfgang des Sirius Aussatz und Kleikrätze (Pl. XXVIII. 55, 60, 63, 56, 50, 66). Der frische Mist stillt Blutflüsse, eben so dessen Asche, die auch der Gebärmutter diensam ist. Sagt Jemand, den ein Scorpion stach, dem Esel ins Ohr, daß er gestochen sei, geht das Uebel gleich auf diesen über und alle giftigen Thiere entfliehen, wenn man Eselslunge anzündet (Pl. XXVIII. 56, 73, 77, 42). Wer den Stockschnupfen hat, verliert ihn, wenn er ihm einen Kuß auf die Nase giebt (Pl. XXX. 11).

Noch der todte Esel ist nutzbar; deckt man sein Fell über Kinder, so schafft es ihnen muthigen Sinn (Pl. XXVIII. 78). Auf die Haut des ungelehrten Esels schreiben die Gelehrten; aus derselben werden die Handpauken (tympana), die im Dienste der dem Esel befreundeten Gottheiten, der Cybele (Phaedr. III. 30. Catull. 63) und des Bacchus eine so große Rolle spielen, — aus den Knochen die bei Opfern, Gastmählern und Schauspielen so häufigen und nach ihnen (tibiae) „Schienbeine" benannten Flöten gefertigt (Pl. XI. 87. Plutarch. conv. p. 150).

Für den Besitzer und Züchter ist von Bedeutung, daß, weil der Esel nur wenigen Krankheiten unterworfen ist, die Haltung wenig Gefahr und Verlust bringt (Col. VII. 1); die fast einzige ist der Rotz (μηλις, maleus), dem er freilich wie Pferde und Maulesel unterlieget. Er zeigt sich zuerst am Kopfe und hier, so lange er nicht weiter greift, nicht tödtlich; fließt aber aus der Nase ein dichter, röthlicher Schleim, so wird das Aussehen immer schlechter, Abmagerung und Mattigkeit nimmt zu, der Schleim dringt endlich in die Lunge und der Tod erfolgt (Arist. VIII. 25).

Ich bin erfreut, daß ein so vielfach nützliches Thier Theilnahme und Pflege noch in Schwäche und Alter findet. Ich sah einmal an der appischen Straße einen Sclaven seinen kranken Esel besorgt, fast zärtlich liebkosen. Die Athener versetzten einen bei dem Bau des Hekatompedon (Tempel der jungfräulichen Pallas auf der Burg) fleißig verdienten Esel oder Maulesel in Ruhestand, entbanden ihn aller Dienste und bestimmten, daß er die bei dem Tempelbau auf der Burg hinan kletternden Lastthiere begleiten und von keinem Fruchthändler abgehalten werden sollte, wenn er von ihren Vorräthen naschen wollte (Pl. VIII. 68); den anderen aber, die fleißig gearbeitet hatten, schenkten sie ins-

gesammt später die Freiheit und ließen sie auf der Weide ledig laufen (Plutarch. Cat. maj. 5).

Der Esel gehört zu den am frühesten gezähmten Hülfsthieren des Menschen; über sein Stammland finde ich weder bei Aristoteles, noch bei einem Andern eine Nachricht und eben so wenig darüber, ob er sich noch irgendwo wild erhalten hat. Vielleicht ist sein Stammvater gewiß ein Verwandter der Wild- oder Waldesel (asinus ferus s. onager), den wir kennen, seit Gordian dreißig Stück zu den von ihm gegebenen Jagdspielen bringen ließ. Der Onager, berühmt durch seine Schönheit (Mart. XIII. 98), Scheuheit und Schnelligkeit, ist der Bewohner der ödesten Wüsten (Jer. 2, 24. Jes. 32, 14. Hiob 24, 5) und in großen Heerden in Afrika (Pl. VIII. 46) und Asien (Pl. VIII. 16), namentlich auf den kalten und kahlen Bergen Lykaoniens (Str. XII. 6), in den Ebenen Kappadociens, Garsauriens, Morimene's (Str. XII. 2), in Phrygien (Varr. II. 1, 6) und den Flachländern scythischer und sarmetischer Völker, welche ihn mit kleinen, schnellen Pferden jagen (Str. VII. 4), zu finden. Als Cyrus d. J. durch Arabien, im Westen des Euphrat, hinzog, kam er durch eine ganz baumlose, unabsehbare Ebene, mit vielen Wildeseln, die, weit schneller als die Pferde, nur gefangen werden konnten, indem Reiter sich in großen Entfernungen von einander aufstellten und so im Jagen wechselten (Xen. Anab. I. 5, 2). Das Thier nährt sich von Kräutern (Hiob 6, 5. Jer. 14, 6) und sucht frische Quellen auf (Ps. 104, 11), die es, wie alle seine Geschlechtsverwandten, sehr liebt. Seine wilde, scheinbar unbändige Freiheitsliebe (Hiob 39, 5), die ihn zum Bilde Ismaels eignet (1. Mos. 16, 12), legt er in der Nähe des Menschen allmählich ab, und darum war es möglich, daß die im Heere des Xerxes dienenden Indier Streitwagen führten, die theils mit Pferden, theils mit Wildeseln bespannt waren (Herod. VII. 86). Die Zähmung ist leicht, aber unmöglich ist's, den zahmen Esel in einen wilden umzuschaffen (Varr. II. 6, 2).

Der Onager, verschieden von dem indischen Esel, dem einzigen Einhufer, der ein Horn hat (Arist. II. 1. de part. III. 2, 3. Pl. XI. 106; 45. Ael. h. a. IV. 52; XVI. 9), wird in Italien nicht verwildert gefunden, aber zur Erzeugung einer edlen Nachkommenschaft gehalten (Varr. II. 6, 1). Von einer Stute und einem zahmen Waldesel fallen Mauleselinnen, die schnell laufen,

sehr harte Füße, eingezogenen Leib und einen fast nicht zu bändigenden Muth haben. Ein Beschäler, der einen Wildesel zum Vater, eine gewöhnliche Eselin zur Mutter hat, ist vorzüglicher als jeder andere (Pl. VIII. 69).

Das Fleisch der Jungen, Lalisionen genannt (Mart. XIII. 100. Pl. XIII. 69), ist vortrefflichen, das der Alten zarteren Geschmackes als das Wildpret des Hirsches. In Syrien wird aus der Haut Schagrin gearbeitet; die Knochen, zerschlagen und gekocht, sind ein gegen das Gift der Seehasen wirksameres Getränk, als die Brühe der des gewöhnlichen Esels (Pl. XXVIII. 45).

Wer Esel züchten will, halte vor Allem auf Zuchtthiere guten Vaterlandes und Gestütes; ich darf besonders die arkadischen und reatinischen empfehlen (Pl. VIII. 68). Hengst und Stute sei von guten Jahren, untadelig (honesta) in allen Theilen, umfänglichen Körpers und zur nutzbaren Zeugung wohl tauglich (Varr. II. 6). In einem Alter von 30 Monaten belegt der Esel und die Eselin läßt sich belegen; er verliert dann die ersten Zähne, die zweiten sechs Monate später und die dritten und vierten oder die s. g. Kennzähne, die das Alter darthun, in gleicher Weise (Arist. VI. 23, 1). Die Sprungzeit fällt nicht, wie bei dem übrigen Vieh, um die Frühlingsgleiche, sondern vor (Varr. II. 6) oder um den längsten Tag (Pl. VIII. 68). Die Hengste, auch die Wildeselhengste, sind von unbändiger Wollust, daß sie sich oft von ihren Krippen losreißen, die trächtigen Stuten, auch der Pferde, daheim und auf der Weide beunruhigen, in Hals und Rücken beißen; gelingt es ihnen, eine trächtige Pferdestute zu bespringen, verderben sie den Sprung des Pferdehengstes (Arist. VI. 23). Um ihre bis zur Wüthigkeit sich steigernde Brunst zu mäßigen, läßt man sie vor dem Sprunge auf der Mühle arbeiten (Col. VI. 37); ohne Arbeit werden sie schlechter (Pl. VIII. 69), aber durch mäßige Bewegung wird ihre angeborne Schlummerköpfigkeit (sopitum ingenium) geweckt und aufgeschreckt und eine Nachkommenschaft erzeugt, welcher schon im Augenblick der Empfängniß durch eine geheimnißvoll wirkende Kraft das Gepräge regeren Lebens eingedrückt ist (Varr. II. 6. Col. VI. 37).

Es ist vorgekommen, daß erst einjährige Eselinnen nicht blos befruchtet wurden, sondern die Jungen auch aufzogen (Arist. VI. 23, 1). Dies ist nicht gut; im dreißigsten Monate sind

Eselinnen am muntersten, sie zeugen aber nach dem dritten Jahre erst recht gut. Vor Abschiebung der s. g. Fohlenzähne müssen sie zum Hengste gelassen werden; die, welche vorher nicht empfängt, ist sicher unfruchtbar (Pl. VIII. 69. XI. 64).

Die Behandlung der Zuchteselin ist der der Stute gleich. — Giebt ihr ein boshafter Sclave in das Monatsblut eines Weibes getauchte Gerstenkörner zu fressen, empfängt sie nicht, oder sie bleibt so viele Jahre unfruchtbar, wie sie derartige Körner gefressen hat (Pl. XXVIII. 23).

Die Eselin muß, sobald der Hengst abgesetzt, geschlagen und gejagt werden, um zu hindern, daß sie den befruchtenden Saamen nicht wieder abschießen läßt, was ohnedem geschieht, weil sie die Mutter nicht schließet (Pl. VIII. 68. Arist. VI. 23, 1).

Auch von der Eselin geht alsbald nach der Begattung Hippomanes als schleimige Materie ab; wird dieselbe in einem rosenfarbenen Tuche gesammelt und in silbernen Büchsen verschlossen, dient sie, zum Beischlafe zu stimuliren (Pl. XXVIII. 49).

Die Eselin wirft nach dem elften, also im zwölften Monate und bleibt bis ins dreißigste Jahr zuchtfähig (Pl. VIII. 68. Arist. VI. 23, 1). Während der Trächtigkeit von einem Pferde muß sie gegen die Zudringlichkeiten des Eselhengstes gesichert werden, wenn die Frucht nicht verderben soll, sie darf auch nur leicht arbeiten, denn sonst fällt das Fohlen schlecht aus (Varr. II. 6. Pl. & Arist. 1, 1). Mit dem Waldesel hat sie gemein, daß sie zum Werfen eine stille, dunkle Stätte sucht, denn die Gebährerin will von Menschen nicht gesehen werden (Pl. VIII. 28). Die Nachgeburt, besonders bei männlichen Eselchen, ist ein bewährtes Mittel gegen die fallende Sucht (Pl. XXVIII. 63).

In der Regel fällt Ein Junges, selten zwei, nie mehr (Pl. XI. 95. Arist. VI. 23). Die Mutter liebt ihr Junges so stark, daß sie zu demselben auch durchs Feuer läuft.

Zehn Tage nach dem Wurfe läßt sich die Eselin wieder bespringen und nimmt, wenn man diesen Tag recht beobachtet, die Befruchtung am besten an; doch empfängt sie auch später (Arist. VI. 23).

Säugenden Eselinnen schmerzt das Euter leicht, sie stoßen daher das Füllchen oft schon mit dem sechsten Monate ab. Unterjährig sollte man dasselbe nicht absetzen; nach dem ersten Jahre kann man es auf die Weide schicken und über Nacht, an-

gebunden an leichte Zäume und Halsriemen, mit der Mutter zusammenkommen lassen (Pl. VIII. 68; XI. 95). Im dreißigsten Monate ist der junge Esel am muntersten, er darf aber mit drei Jahren erst gebraucht werden (Varr. II. 6).

Der Esel lebt länger als 30 Jahre, und das Weibchen in der Regel länger als das Männchen (Arist. VI. 23). Athenienſische Denkmäler aber beweisen, daß einer achtzig Jahre geworden ist (Pl. VIII. 68). Das Alter erkennt man, wie bei dem Pferde, an den Zähnen; darum wird ihnen von den Händlern beim Kaufe stets ins Maul gesehen (Lucian. L. 33). Eselszähne zu Asche gebrannt, sind ein gutes Mittel wenn Jemand durch einen Stoß an den eignen Zähnen gelitten hat (Pl. XXVIII. 49).

Bei schwerer Arbeit erhalte der Esel Weizen, Dinkel, Gerste, geschroten oder ungeschroten, und anderes Kraftfutter (Lucian. L. 17, 21, 27, 23. Varr. II. 6); er wird davon muthig, von glänzender Farbe und leicht satt.

In Libyen giebt es eine durstlose Eselart, die gar nicht trinkt (Herod. IV. 192); unser Esel ist dagegen sehr durstig, er säuft aber nur aus den Brunnen auf den Viehhöfen, an welche er einmal gewöhnt ist, und wenn er trocknen Fußes zur Tränke gelangen kann. Wird mit dem Wasser eine Veränderung getroffen, muß man ihn mit Gewalt oder guten Worten zu demselben nöthigen (Pl. VIII. 68).

Einen im Sterben begriffenen Esel darf kein Anderer sehen, sonst stirbt dieser und seine ganze Familie nach (Pl. VIII. 68).

Ein Waldesel, der getödtet wird, giebt der Sage nach mit dem Urin etwas Weiches von sich, das sich auf der Erde zu Stein verhärtet. Dieser Stein ist ein schwer zu erlangendes, aber angesehenes Heilmittel gegen allerlei Zufälle; auf die Hüfte gebunden befreit er von allen Eiterungen (Pl. XXVIII. 61).

Während dieses Vortrages Varro's kam ein Freigelassener des Murius und meldete, daß der Opferfladen fertig sei und der Dienst im Tempel beginnen solle. So nöthig es ist, sagte Saserna, heut an der Verehrung des Gottes Theil zu nehmen und das Opfer zu bringen, so bleibt uns vorerst noch so viele Zeit übrig, daß ich mich über die Bastarde des Geschlechtes ausspreche. Gestattet, daß ich fortfahre! —

III. Der Halbesel
(mulus, hinnus).

Der Halbesel, ein von dem Menschen in die Natur gleichsam hineingepflanztes Geschöpf (animal insiticium), führt je nach der Erzeugungsart besondere Namen. Der Nachkomme des Eselshengstes und der Pferdestute heißt: Maulthier (mulus, ὀγρεύς); der des Pferdehengstes und der Eselstute: Pferdeesel oder Maulesel (hinnus).

Das Maulthier, ziemlich von der Größe des Pferdes, gehört zu den Schweifschwänzen; Kopf, Stimme und Ohr gleichet mehr dem Esel, der Schwanz dem des Kameeles (Arist. I. 6, 3). Es ist ungewiß, welches Volk dieses Geschöpf zuerst erzielt hat; einer mehrdeutigen Angabe nach ließ der Eselhirt Ana, der Sohn Zibeons, des Heviters und Vater Ahalibamas in der Wüste einen Esel und ein Mutterpferd zusammen (1. Mos. 36, 24) und so entstand der Bastard; das spätere Gesetz (3. Mos. 19, 19) verbot den Juden die Züchtung, nicht aber die Haltung der Bastardthiere, und daher fingen sie in der Zeit häufigeren Verkehres mit dem Auslande und des damit in Verbindung stehenden Luxus des davidischen Zeitalters an, dieselben aus andern Ländern zu beziehen. Der Scholiast des Victorinus bemerkt aus einem Fragmente Anakreons, daß die Myster, die Nachbaren (Strab. V. 1)

> Des Heneter Landes, wo wild aufwachsen die Mäuler,
>
> Hom. Il. II. 852.

die Erzielung der Maulthiere gefunden und daß letztere die Zucht stark gepflegt hätten. Weil die Halbesel gegen kaltes Klima empfindlich sind (Herod. IV. 28, 129), hat man ihr Va-

terland wohl in wärmeren Gegenden zu suchen. Unter den östlichen Ländern zeichnete sich besonders Paphlagonien (Il. II. 852. Str. XII. 4), Mysien (Il. XXIII. 645; XXIV. 278), Syrien, sämmtliche Landschaften Kleinasiens, Armenien durch die Zucht aus; Maulthiere waren hier hochangesehen; Salomo empfing sie als Geschenk oder Tribut (1. Kön. 10, 25); die Söhne des Priamus spannten an den Wagen Maulthiere

— — — Starkhufige Dulder der Lastfuhr,
Welche dem Vater einst zum Geschenk verehret die Myser.
Hom. Il. XXIV. 277.

Die Zucht, soll sie gedeihlich sein, erfordert besondre, schon in der ersten Jugend der Zuchtthiere einzuleitende Maßnahmen. Bei der gegenseitigen Abneigung der Esel und Pferde muß jedes zur Zucht auserſehene Fohlen die Milch derjenigen Gattung zur Nahrung erhalten, mit der es sich einst begatten soll. Das Füllen der Eselin lasse man daher an dem Euter eines Mutterpferdes, das Pferdefüllen an einer Eselin säugen, was nur im Dunkeln glücklich auszuführen ist (Pl. VIII. 69. Col. VI. 37). Die Stute läßt den Esel und die Eselin den Hengst nicht zu, wenn nicht der Esel oder die Eselin von einem Pferde gesäugt worden ist; man schiebt daher absichtlich die s. g. Pferdesäuglinge unter, denn diese belegen, indem sie auf der Weide Gewalt brauchen, eben so wie Pferde (Arist. VI. 23).

Wenn das Pferd die Eselin oder der Esel die Stute belegt, erfolgt weit leichter, auch öfterer eine Fehlgeburt, als wenn der Hengst mit der Mähre und der Esel mit der Eselin sich vermischt.

Die Zeit der Trächtigkeit richtet sich nach dem Männchen; in der Regel dauert sie so lange, wie bei der Begattung gleicher Arten (Arist. VI. 23); die Geburt fällt daher regelmäßig in den zwölften Monat (Pl. VIII. 69). Das Junge nähert sich in Körpergröße, Aussehen und Kraft meist dem Weibchen (Arist. VI. 23), und darum sind die Maulesel, obschon sie Pferdeesel (hinni, in Ligurien ginni) oder nach Isidor und Ulpian (L. 49. de leg. 3) Burdonen (franz. bardot) heißen, in allen Stücken den Erzeugerinnen ähnlicher, kleiner von Körper, von meist in dunkleres Roth gehender Farbe; sie haben ziemlich die Ohren des Pferdes, die Mähne und den Schwanz des Esels (Varr. II. 8), demnach auch dessen längere Schwanzrübe (Pl. XI. 111).

Das sonst plumpe, in seiner Trägheit alten Weibern (Pl. VIII. 69) ähnliche Thier zeichnet sich auf den kleineren der balearischen Inseln (Minorca) durch hohen Wuchs und Stärke aus (Diod. S. V. 17); wegen seines sichern Ganges und seiner Tragfähigkeit wird es hier, in Ligurien und in allen Gebirgsländern geschätzt und zahlreich gehalten.

Das zur Begattung von Stuten ausersehene Hengstfohlen muß frisch weg nach der Geburt an einer Pferdemutter säugen; außer dem schon angegebenen Grunde spricht dafür, daß die Pferdemilch, weil sie besser ist als jede andere, auch als die der Esel, den Körperwachsthum befördert. Man giebt ihm dann noch Grünfutter, Scheuerabgänge, Heu, Gerste und bewirthet in gleicher Weise die Pflegemutter (mater supposititia), damit sie in ihrem Milchdienste dem Jungen gehörige Nahrung gewähren kann; am zehnten Tage nimmt sie dasselbe an. Erwachsen sträubt sich ein solcher Hengst wegen seiner Bekanntschaft mit dem Pferdegeschlechte nicht, aufzusetzen (Varr. II. 8). Das für ihn ausersehene Weib soll nicht spröd und zümpferlich und ihr der Hengst auch vor der Begattung näher bekannt geworden sein, widrigenfalls sie ihn abschlägt und dadurch beschimpfet, daß er auch andern Pferden verhaßt wird (Col. VI. 37). Dies zu verhindern, giebt man ihr entweder öfteren Weintrank (Pl. VIII. 69) oder gesellt einen unedlen, gewöhnlichen Esel zu ihr, der den Gehorsam des Weibes fordert, aber gehindert ist zu springen; ist die Stute liebesgeduldig, nimmt man den schlechteren Gatten weg und vereinigt sie mit dem werthvollen. Zu dem Ende wird eine Vorrichtung, welche die Bauern Sprungstand (machina) nennen, mit zwei in entgegengesetzter Richtung erhöhten Wänden gemacht, deren Innenraum so eng sein muß, daß sich die Stute weder zur Wehre stellen, noch sich dem Bescheller abwenden kann. Der Stand, von zwei Seiten offen, wird auf der niedern mit einem Geschränk versehen, an welches die Stute tief angehalftert wird, damit sie vorwärts geneigt den Samen des von hinten in höherer Lage aufspringenden Hengstes leicht aufnehme (Col. VI. 37).

In Ermangelung eines s. g. Pferdesäuglinges werde der größte und schönste gewöhnliche Esel, aber guten Stammes, recht großen Körpers, kraftvollen Halses, starker und breiter Hüften, muskelhafter und breiter Brust, fleischiger Backenkeulen, gepackter

Schenkel und schwarzer oder gescheckter Farbe gewählt (Varr. II. 8). Die gewöhnliche, mausefahle Farbe des Esels hat man bei der Mauleselin nicht gern; um nicht durch das allgemeine Ansehn getäuscht zu werden, sehe man auf die Farbe der Haare an Ohren und Lefzen. Sind dieselben unrein oder mehrfarbig, erzeugt der Hengst eine mehrfarbige Nachkommenschaft; die bisweilen vorkommenden Ausnahmen sind nur dadurch zu erklären, daß die Farbe der Großväter in den Enkeln wieder auflebt (Col. VI. 37). Gute Zuchtesel sind theuer; man weiß, daß ein reatinischer zuweilen mit 3—400,000 Sesterz. (900—1200 Thlr.) bezahlt wird (Varr. II. 8).

Der Hengst ist nicht unter drei Jahren zur Fortzucht zu verwenden, wenn er nicht frühzeitig altern und die Nachkommenschaft schlecht ausfallen soll (Varr. II. 8). Der Hengst wird überall zeitiger alt und stumpf, als der weibliche Maulesel und zwar, wie Manche behaupten, dadurch, weil Diese statt der monatlichen Reinigung einen dickeren Harn hat (Arist. VI. 18, 10), an welchem, wenn er fließt, Jener riecht (Arist. VI. 24, 2).

Der Sprungmeister hat den Eselhengst, wie den Roßhengst, zur Stute zu führen. Vor und während der Sprungzeit erhält er zur Stärkung der Zeugungskraft reichlich frisches Gras, Heu und anderes Kraftfutter, — ingleichen die Stute in der Saugezeit. Die Füllen behalten das Euter zwölf Monate, worauf sie abgesetzt oder mit Roßfüllen in Gebirgsweiden oder auf Wiesen unter besondern Hirten zur Trift gethan werden. Meine Reatiner schicke ich in die gargarischen Gebirge, denn ich habe bemerkt, daß sich der Huf auf Höhen härtet und festet, während er in Niederungen und Sumpfländern weich bleibt (Varr. II. 8).

Das Mutterthier lasse ich ein ganzes Jahr nach dem Wurfe unbefruchtet; dauert die Vermischung ununterbrochen fort, so wird es bald unfruchtbar. Zu dieser auf die Beobachtung der Gestütpersonen sich gründenden Wahrnehmung (Arist. VI. 23) werde die Merkwürdigkeit gefügt, daß im ganzen Gebiete von Elis die Stuten in Folge eines alten Fluches bei Begattung mit Eseln unfruchtbar bleiben. Die Eleer treiben sie darum, wenn die Zeit der Begattung kommt, in ein Grenzland, lassen auf auswärtigem Boden die Esel zum Sprunge, und treiben sie von dannen trächtig nach Hause (Herod. IV. 30. Paus. V. 5, 9).

Ein Naturkundiger (Arist. VI. 24, 1) versichert, daß das männliche Maulthier zwar schon nach dem ersten Zahnwechsel aufsteige und belege, aber erst in einem Alter von sieben Jahren befruchte, man habe auch Beispiele, daß weibliche Maulthiere trächtig geworden seien, sie hätten aber nicht ausgetragen. Die römischen Landwirthschaftslehrer berichten nach der Erfahrung, daß das Weibchen weder des Maulesels, noch des Maulthieres fortzeugungsfähig sei (Col. VI. 8. Varr. II. 8. Pl. VIII. 69), und diese Annahme ist so herrschend, daß sich die sprüchwörtliche, auch in Griechenland nicht unbekannte Redensart: „Wenn eine Mauleselin werfen wird" (cum mula peperit) zur Bezeichnung von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten gebildet hat (Suet. Galb. 4. Herod. III. 151, 155). Das männliche Maulthier erzeugt, nach griechischen Schriftstellern, mit dem weiblichen Pferde (Arist. VI. 24. Pl. VIII. 69) einen sog. Maulthierbastard (γιννος).

Nach den Rabbinen wird Adramelech, der Gott der Sapharäer, als Maulesel abgebildet; er gilt in Syrien und Aegypten als ein dem Typhon und Mars geweihtes Thier. Maulesel und Maulthiere sind in Rom den unterirdischen Göttern geheiligt, weil sie, als nicht aus eigenem Stamm und Geschlecht hervorgegangen, unfruchtbar gelten; man verwendet sie, besonders gepflegt und bekränzt, zu dem Wettrennen des Consus (21. August) und opfert sie ihm an einem den übrigen Theil des Jahres unter der Erde vergrabenen Altare.

Die Nachkommen von zahmen und wilden Eseln sind den Maulthieren ähnlich, unterscheiden sich aber von denselben eben so durch Schnelligkeit, wie die wilden von den zahmen Eseln; sie haben sehr harte Füße, schmächtigen Leib und höchst unbändiges Gemüth, welches, weil sich diese Art Halbesel unter einander fortpflanzt, erst im zweiten und dritten Geschlechte verwischt wird (Col. VI. 37). Unter Pharnakes, dem König von Pontus (184—157 v. Chr.) und Vater des Pharnabazus, kamen neun solcher Bastarde nach Phrygien, von denen noch drei vorhanden sind (Arist. VI. 36).

Der Halbesel, allen warmen Regionen sehr nützlich, bearbeitet unsere Felder besser, als der langsame Stier (Hom. Od. VIII. 125), verrichtet allerlei Lastfuhrwerk auf Heerstraßen (Varr. II. 8), zieht die Karossen des Adels, die Schiffe auf Strömen und Kanälen (Str. V. 3) und führt dem Städter von Höfen und

Villen Mundvorräthe zu; er steht in den cäsarischen Ställen und auf den Stationen der Posten und zieht, gelenkt mit purpurnen Zügeln, den Wagen der Kaiserinnen (Suet. Ner. 30) und Königstöchter (Hom. Od. VI. 72), daß man sich nicht wundern darf, daß selbst Luna bei Nonnus (Dion. VII. 24, 4) mit Maulthiergespannen einherfährt. Auch im Morgenlande wurde er, selbst von den Juden (2. Sam. 18, 9) im Kriege sowohl zum Reiten, wie zum Transport von Mundvorrath (1. Chron. 12, 40. 2. Kön. 5, 17. Jes. 66, 20) verwendet; behandelt wie das Roß (Ps. 32, 9) war er hochgeehrt und würdig erachtet, als Geschenk an Könige gegeben zu werden. Salomo empfing, wie Menelaus von den Städten in Hellas und Argos erwartet (Hom. Od. XV. 84), Maulthiere als Geschenk oder als Tribut (1. Kön. 10, 25), und Priamos spannte sie vor seinen Wagen (Il. XXIV. 277).

Selber der Greis betrat den zierlichen Sessel des Wagens,
Lenkte darauf aus dem Thor und der dumpfumtönenden Halle.
Vor ihm zogen die Mäuler der Last vierrädrigen Wagen
Von Idäos gelenkt, dem Fertigen.

Hom. Il. XXIV. 323.

Was sie auf den Rennbahnen, selbst in Olympia, wo sie späterer Zeit erscheinen durften, liefern, ist bekannt; den Sieg, den Agesias mit Maulthieren hier errang, verherrlichte selbst Pindar (Pind. Ol. 6). Ihre Schnelligkeit befähigt sie, den königlichen Boten in Persien (Esth. 8, 10, 14) und den Courieren der Cäsaren in Rom als Reitthier zu dienen; fast keine Reise in die Städte (Hor. S. I. 6, 104. Plaut. Aul. III. 5, 21. Martial. VIII. 61; IX. 23; XI. 79) oder auf die Villen (Mart. XIV. 197. Pl. XXXV. 37) wird ohne sie gemacht; sie tragen auch das Gepäck der Reiter und folgen als Lastträger den Soldaten. Ueberall zeichnen sie sich durch Geduld, Sicherheit im Gange und Ausdauer aus und sind wohlfeiler zu ernähren, als Pferde. Wenn sie den Anforderungen der Schönheit und des Alters entsprechen (Varr. II. 8), oder arkadischen (Str. V. 3), thessalischen oder reatinischen Stammes sind, werden sie theuer bezahlt.

IV. Das Schwein.

Wie in dem vorigen, nehmen wir auch in diesem Bilde ein Hausthier auf, welches Virgil gänzlich unberücksichtigt läßt. Wir sind zweifelhaft, ob er dazu bestimmt wurde, weil ihm das Schwein und der Esel dichterischer Behandlung nicht edel genug erschien, oder ob er auf die damals schon sehr unländlich gewordenen Römer, die namentlich dem Schweine Sorge und Aufmerksamkeit abgewendet hatten, Rücksicht nahm und deren Ohr mit dem barschen „subulci“, statt des ähnlichen „bubulci“, verschont —; wir stehen anders und können uns nicht veranlaßt finden, nach des Dichters Vorgange, gleichsam vornehm an diesem Thiere vorüberzugehen, welches im Haushalte, in der Landwirthschaft und selbst in der Religion der Griechen und Römer von so hoher Bedeutung ist.

Das Schwein nimmt in dem Cultus der meisten Völker eine wichtige Stelle ein; man weiß, daß es unter den Deutschen der Sonne geheiligt (Olafs Sage c. 107) ist und an dem Feste derselben, dem Jolfeste, im Januar und Februar, geopfert wird. In dem rauhen Lande erfordert die Zucht weniger Mühe, als die anderer Thiere, denn die Eichen- und Buchenwälder erleichtern die Ernährung und man findet hier Heerden von tausend Stück. Sein Fleisch ist die Lieblingsspeise aller deutschen Stämme und der Ueberfluß der Benennungen (Skrofe, Eber, Baar, Bär, Sau, Schwein, Bock, Hauer, Bache, Läufer, Ferkel, Frischling), eben so die häufig vorkommende Abgabe in Schweinen und die Frohne bei dem Mästen, ein Beweis, wie ausgebreitet der Gebrauch und wie wichtig seine Haltung unter denselben ist. Die Annahme, daß das Schwein das älteste Opferthier sei, könnte darin eine

Bestätigung finden, daß der Eber auch unter den Griechen, nebst Schaf und Rind, zu dem vollständigen Opfer Poseidons gehört (Hom. Od. XI. 130) und daß das Schwein als altitalisches Opferthier, als welches es in den Suovetaurilien, um die Gnade der Götter für das Volk zu erflehen, in Rom feierlich herumgeführt wird (Varr. II. 1, 10), von Varro (II. 4) ausdrücklich gesichert ist. In der altetrurischen Symbolik nahm es wegen der ihm eigenthümlichen großen Anlegungsfähigkeit und Fruchtbarkeit eine bemerkenswerthe Stelle ein, welche es auch in der spätern Zeit nicht gänzlich verloren hat; es erscheint den Römern noch als Sinnbild allerlei irdischen Segens und glückbringender Fülle und darum wählt Aeneas, der troische Ankömmling, dem Glauben seines neuen Vaterlandes gemäß eine hochträchtige Sau, von weißer, d. h. glückverkündender Farbe zur ersten Opferung auf italischem Boden. Wenn dabei geschah, was im Opferdienste sonst als ungünstig angesehen wurde, daß das Opferthier beim Beginn der heiligen Handlung entfloh und sich vier und zwanzig Stadien weit vom Meere abgemattet auf einem Hügel niederließ, so faßt der Geist dies prophetisch und eine geheimnißvolle Stimme deutet dies als göttliches Vorzeichen für ihn, wie er ebenfalls aus seinem ersten und armseligen Niederlassungsplatze aufbrechen und in der Fülle des reichen Landes eine große, in Kindern und Enkeln aufblühende Herrschaft und in einer durch die Anzahl der Ferkel des Mutterschweines vorbedeuteten Reihe von Jahren und an deren Ruhestätte eine große, reichgesegnete Stadt gründen werde (Dion. Hal. I. 56). Auch bei den Cypern wurde das Schwein zum Wahrsagen benutzt (Paus. VI. 2) und stand in enger Beziehung zu dem Cultus der Aphrodite, der Zeugerin, welcher von ihnen ausgegangen sein soll. Wegen der gedachten Fruchtbarkeit wird es der Juno, als Ehegöttin, dem Heerdenwalter Hermes (Hom. Od. XIV. 435), der Ceres bei besondern Weihungen von reichen Grundbesitzern (Varr. II. 4. Tibull. I. 11, 26), dem Bacchus, dem verliebten Sylvan (Juven. VI. 447), den Nymphen und andern segnenden Haus- und Feldgöttern (Hor. S. II. 3, 164), an den Laralien, wie die Hundeopfer, an den Kreuzwegen jung oder alt dargebracht. Es gehört zu den nach ihm vorzugsweise benannten Suovetaurilien, die der altväterische Landesschutzgott, Mars, empfängt (Varr. II. 4), und erscheint trächtig in Gemeinschaft mit der trächtigen Kuh an dem Feste der

scheuerfüllenden Ceres, als Bild der mit Früchten schwangern Erde oder nach bäuerischer Ausdeutung als Sühne für den Schaden, den es in Feldern und Weinbergen anrichtet. Der Eber, dessen heißbrünstige Natur bekannt ist, wird der Venus dargebracht und zwar am zweiten Tage des April, des Monats, der die Erde öffnet (aper — aperit) und die zeugenden Liebeskräfte der Natur in Thätigkeit versetzt; er gab ihm den Namen. Die Sau mit den Jungen ist, wie auch auf dem Triumphbogen des Titus dargestellt, das bedeutsame Symbol der römischen Legionen, deren einzelnen Gliedern bis auf Marius Wölfe, Minotauren, Pferde und Eber vorangetragen wurden (Pl. X. 5). Die Zeugungsfähigkeit des Schweines macht verständlich, daß die in das eheliche Haus eintretende Braut die Thürpfosten mit Schweineschmalz, dem auch die Kraft, Leibesfrucht zu erhalten (Pl. XXVIII. 37), einwohnen soll, bestreicht und daß dem Schweinemiste (sucerda) eine besondere Fruchtbarkeit beigelegt wird.

In der Geschichte der Culten galt das Schwein (ὗς) als das älteste Opferthier und gab den Opfern den Namen (θύειν).

— — — — — — — — Das erste der Opfer
Fiel, wie billig ist, denk' ich, das Schwein, weil Saaten mit krummem
Rüssel heraus es wühlt und die Hoffnung des Jahres zernichtet.
Ovid. M. XV. 111.

Wie weit das religiöse Ansehen desselben in die Urzeit Italiens zurückgeht, läßt sich daher entnehmen, daß Aeneas zur Erfüllung eines ihm gewordenen Orakels die verheißene, ungeheure Bache nebst deren Frischlingen den vaterländischen Göttern unter diesen geweiheten Steineichen, deren Früchte den Schweinen besonders zuträglich sind, auf ihrer Lagerstätte, wo jetzt noch ein kleiner, von den Laviniaten so heilig gehaltener Tempel steht, daß sie allen Anderen den Zugang verwehren, darbrachte (Dion. Hal. I. 5) und daß Ascanius nach ihrer und ihrer dreißig Jungen weißer Farbe (Virg. A. VIII. 81) die von ihm nach dreißig Jahren gegründete, für Römer so wichtige Stadt mit dem vorbedeuteten Glücksnamen „Alba" (Weißstadt) belegte (Virg. Aen. VIII. 48). Zum Sühnopfer wählt Eumäos Schweine (Hom. Od. XIV. 114); bei Ablegung feierlicher Eidschwüre und Abschließung von Verträgen (Xen. Anab. II. 2) dürfen sie nicht fehlen. Die Kämpfer in Olympia, deren Väter, Brüder, Lehrer und Richter schwören bei Zeus über einem Schweinsopfer, sich gesetzlich verhalten und

nach dem Rechte urtheilen zu wollen (Paus. V. 24). Bündnisse und Friedensverträge durch ein männliches (Liv. IX. 5. Quinctil. VIII. 3) oder weibliches (Suet. Claud. 25. Virg. Aen. VIII. 641) mit einem Steine erwürgtes Schwein feierlich zu bestätigen (Cic. de legg. II. 22), kommt schon bei Homer (Il. XIX. 197), auch in der Uebereinkunft der Horatier und Curiatier unter Tullus vor, zu welcher der die Bedingungen vortragende Priester die Warnung setzte: „Solltest du, albanisches oder römisches Volk, die Bedingungen in böslichem Truge brechen, so mögest du es, o Jupiter, an selbigem Tage also schlagen, wie ich jetzt dieses Schwein schlage" (Liv. I. 24, 8); d. h. es sollte dem Treubrüchigen eben so geschehen, wie dem Opferthiere. — Bei den Hekatomben, welche die Kaiser bringen, darf das Schwein nicht fehlen. Man verfährt dabei so, daß an dem Platze 100 Altäre aus Rasen gebaut und bei ihnen 100 Schweine, 100 Schafe, dazu wohl noch 100 Löwen, 100 Adler und ähnliche Thiere geschlachtet werden. Solche Opfer sind öfters, namentlich unter Balbinus, vorgekommen (Capitol. in Max. et. Balb. 11).

Die landwirthschaftliche Bedeutung des Schweines geht uns näher an; das Wort Varro's (II. 6) ist mir bedeutsam: „Ich stamme zwar nicht von Eumäos, Homers göttlichem Sauhirten, ich schätze aber das Schwein und kann seine Zucht nicht bei Seite lassen; sie geht mich so gut an, wie die großen Viehkenner", und ich sehe mich in dieser Beziehung in Uebereinstimmung mit unsern Vorfahren, bei denen dasselbe so hoch stand, daß die Suillaten, Einwohner einer Stadt (Suilla?) in Umbrien, die angesehenen Familien der Suiller, vom Schweine, die der Porcier vom Ferkel (Varr. II. 1), Andere vom Eber (Verres) und L. Tremellius, der Besieger des falschen Philipp von Macedonien, in Folge seiner derb ausgedrückten Zuversicht: „Ich werde die Feinde zerstreuen, wie eine Sau die jüngern Schweine" (ut scrofa porcos), von der Sau seinen Beinamen (Scrofa) erhielt. Homer findet würdig, seine besten Helden Keulern zu vergleichen (Il. XIII. 471), und Attius Nävius, der berühmteste Vogelschauer seiner Zeit, hütete in seiner Jugend selbst Schweine (Cic. de Divin. I. 17, 31). Die Wichtigkeit der Zucht für den Haushalt war anerkannt und manche Gegenden, besonders am Padus und adriatischen Meere und Samnium, trieben sie ins Große. Der wurde als fauler und verschwenderischer Mann angesehen, der

die Speckseite (succidia) der Fleischkammer lieber von dem Metzger, als aus der Wirthschaft entnahm (Varr. II. 6). „Die Weinkammer, sagt Cicero, (de senect. 16, 9), die Oel- und Vorrathskammer eines tüchtigen und emsigen Gebieters ist gefüllt und die ganze Villa ist mit Allem reichlich versorgt; sie hat Ueberfluß an Schweinen, Böcken, Lämmern, Hühnern, Milch, Käse, Honig." Cato beurtheilte den Zustand eines Haushaltes nach dem Vorrathe an Speckseiten, — freilich in der alten, einfachen Zeit, —

Wo dem Volk der Fisch hinschwamm noch ohne Gefährde,
Und in ihrem Versteck ruhte die Auster geschützt;
Latium kannte da nicht des reichen Joniens Vogel,
Noch den, welcher sich freut Blut's pygmäischen Volk's;
An dem Pfau gefiel das schöne Gefieder allein nur,
Vorgefangenes Wild hatte kein Land noch geschickt;
Hochgeschätzt war das Schwein; dem Schlachttag' folgte der Festtag;
Bohnen ertrug nur das Land und gehülseten Spelz.
Ovid. Fast. VI. 173.

Wenn jener strenge Mann und beste Haus- und Landwirth aus dem Schattenreiche zurückkehrte und sähe, wie die Genossen der Kaiserzeit von illyrischen und päonischen Schweinen mit ungespaltenen Klauen wissen (Pl. XI. 106. Arist. II. 1), wie die Grundbesitzer der Villen statt Mastung in Stall und Wald Hatzen in Thiergärten veranstalten (Hor. Ep. 2, 31), daß wir aus den Schinken der Menapier und Marser*) eine Delicatesse machen, daß wir die gallischen Schweine, besonders aus der Gegend von Altinum (Col. VII. 2) wegen ihres köstlichen Fleisches und ihrer Größe (Varr. II. 4, 10) rühmen und den Schinken von daher als Delikatesse ansehen (Mart. XIII. 54), daß die Belgier mit dem Salzfleische ihrer hohen, starken, schnellen und zahlreichen Sauheerden nicht blos Rom, sondern fast ganz Italien versorgen (Strab. IV. 4, 3), daß wir Schinken, Speck und Fleisch als Hauptartikel des Handels aus Pontus, Gallien**) und Hispanien für uns und unsere Heere beziehen, und daß dessen ungeachtet oft Mangel eintritt, — ich bin gewiß, er würde diese Vernach-

*) Es ist merkwürdig, daß schon damals das heutige Westphalen, wo die Marser wohnten, wegen seiner Schinken bis Rom berühmt war; in der Kaiserzeit kostete ein Pfund unseres Gewichtes 2¼ Thlr. (Volz Culturgesch. S. 136).

**) Schinken aus Bayonne sind noch jetzt ausgezeichnet und hoch angesehen.

lässigung der Haltung und Mastung der Schweine im censorischen Ernste strafen.

Das zahme Schwein entstammt dem wilden (Arist. I. 1, 12; II. 1, 4; de part. I. 3, 5), welches überall, nur nicht in Libyen und Scythien, in großer Menge aber in Germanien gefunden wird. Es ist meist von schwarzer oder gelblicher (Ovid. A. amat. II. 373), in Sipylus, am See Tantalus in der Nähe von Magnesia auch von weißer Farbe (Paus. VIII. 17. Pl. VIII. 83. Arist. VIII. 28. 3). Beide sind sich in jeder Beziehung gleich, das Letztere jedoch von größerer Wildheit, die bei der Sau, wenn sie geferkelt hat, und bei dem Eber, wenn er auf die Brunst geht, stark vortritt (Pl. X. 83. Virg. G. III. 255). Diejenigen, welche in den Parken zur Jagd und Mastung in Menge gehalten werden (Varr. III. 3), haben zwar ihre natürliche Unbändigkeit etwas abgelegt, kehren aber zu derselben zurück, sobald sie verwildern (Pl. VIII. 52).

Sie halten sich allenthalben, am liebsten in Eichen- und Buchenwäldern mit Sümpfen und nahen Getreidefeldern auf. Die Wildschweine, namentlich die Keuler des gebirgigen Marserlandes (Hor. Od. I. 1, 26), der waldigen Berge des sabellischen Apennins (Virg. G. III. 255), der lukanischen Waldgebirge (Hor. S. II. 3, 234; 8, 6. Stat. Th. VIII. 533), die umbrischen (Hor. S. II. 4, 40), etrurischen (Catull. 39, 11. Plin. ep. I. 6. Juven. I. 22. Martial. VII. 27) und picenischen (Mart. XIII. 35) sind gerühmter als die von Phelloe in Achaja (Paus. VII. 26), von Ptous in Böotien (Paus. IX. 23, 4), von Megaris (Aristoph. Acharn. 527. Aelian. H. a. XVI. 36. Polyaen. IV. 6, 3.), aus dem Eichwalde Soron in Arkadien (Paus. VIII. 18) und vorzüglicher als die in den sumpfigen Forsten von Laurentum (Ovid. Fast. II. 231. Virg. Aen. X. 711. Hor. ep. V. 27). Diese mögen eben so schwer wiegen (Mart. IX. 48, 5), aber der Geschmack des Fleisches ist schlechter, als bei Jenen. Der Küchenphilosoph urtheilt darüber also:

Umbriens Keuler, genährt durch Steineichkerne, verbirget
Dem, der schlappigem Fleisch abhold, die gerundeten Schüsseln;
Denn der Laurenter, gefeistet von Kolben und Röhrichten, taugt nichts.
Hor. S. II. 4, 40.

Der Eber ist, weil er vieles und fettes Blut (Pl. XI. 90) hat, böse und zornmüthig (Hom. Od. IV. 456) und ausgezeichnet

durch Wüthigkeit vor allen Thieren, die kämpfen (Opp. III. 364)'; die unbändigsten finden sich in den Eichenforsten des Gargarus, in Tuscien (Martial. XII. 14), Umbrien und in den Niederungen des laurentinischen Gebietes. Die Natur gab ihm in hervorragenden Hauern gefährliche Waffen (Pl. VIII. 39; XI. 61), in denen Blitzesgewalt zu wohnen scheint (Ovid. M. X. 550. Hal. 59), Furcht kennt er nicht; er stellt sich nicht blos zur Wehre, sondern greift auch an, wagt jeden Kampf, auch mit Wölfen (Arist. VIII. 6), und bereitet sich dazu vor, indem er seine Hauer an Eichen oder Felsenwänden gewetzt hat; die stärksten Saufänger müssen ihm oft unterliegen. Daß der Wildeber in der Brunstzeit am wüthigsten und streitlustigsten ist, rührt wahrscheinlich daher, daß er sich jährlich nur einmal begattet (Pl. VIII. 78); dann tritt auch die Wildheit bei den zahmen, insbesondere bei denen solcher Heerden, welche auf die Waldweide gehen, wieder auf. Der erboste Kampfeber ist schrecklich anzusehen (Virg. G. III. 246):

Gluth sprühn blutige Augen; es starret der ragende Nacken
Gleich Schanzpfählen, den dichten, aufstehen die struppigen Borsten;
Siedend mit heiserem Grunzen herab um die Breite des Buges
Strömet der Maulschaum; gleich sind indischen Zähnen die Hauer.
Ovid. M. VIII. 288.

Unter den mancherlei dichterischen Gemälden des erzürnten Wildebers noch folgende als ausgezeichnet hervorzuheben, möge uns gestattet sein:

Wenn im weidenden Thal' des Gebirges ein gräßlicher Eber
Mit vorstarrenden Zähnen erbost aufschnaubet zum Kampfe
Gegen die Männer der Jagd; er wetzt den schimmernden Hauer
Eingekrümmt; und der Schaum ringsher um die käuenden Backen
Triefet ihm, aber die Augen erglühn wie strahlendes Feuer
Und hoch sträubt er den Nacken empor und den borstigen Rückgrat.
Hesiod. Scut. 381.

Jagd auf die Ungethüme ist edler, männlicher Zeitvertreib, preiswürdiges Vergnügen und Vorübung zum Kriege romulischer Nachkommen; sie bewährt den Muth, stärkt die Kraft, entwickelt das Geschick. Die Jäger, die entweder die Fährten ausfinden (investigatores), oder das Lager kennen (indicatores), oder die Garne legen (insidiatores), oder auf flüchtigen Pferden den Aufgescheuchten nachsetzen (alatores) und sie in die Netze, am besten von cumanischem Flachse, treiben (aprina retia), thun den Villengütern nicht geringe Dienste und deren Besitzer freuen sich solcher

Jagden, weil das aus den Bergöden nach den Ebenen wechselnde Schwarzwild (Tibull. IV. 3, 1) ihnen vielen Schaden that. Es verwüstet selbst noch kurz vor der Ernte (Ovid. amor. III. 10, 40) die Felder in Italien in gleicher Weise, wie einst in Griechenland (Hom. Il. IX. 539), wo die göttliche Kraft des Herakles den gewaltigen Keuler, der von dem Gebirgsstocke Erymanthus aus die Fluren von Elis, Achaja und Arkadien verheerte, erlegte. Auf einem Jagdgemälde des Philostratus (I. 28) sieht man einen Eber, der die Oelbäume ausgewühlt, die Weinstöcke abgestemmt und weder Feigenbäume noch Apfelbäume verschont hatte. Kühne Jagdlustige gesellen sich zusammen; der Kühne nimmt, wie Meleager auf den calydonischen Eber (Diod. S. IV. 34), kühne Gefährten und Alle, haben sie Einen erlegt, feiern waidmännische Triumphe. Plinius (Ep. I. 6, 1), obschon ein Gelehrter, verschmähte diese Jagdvergnügungen nicht und war hocherfreut, als er seinem Tacitus schreiben konnte: „Ich habe drei Keuler, und zwar sehr schöne, in Netzen gefangen.“ Der Ruhm kühner und glücklicher Waidmannsthaten geht von Mund zu Mund; auf dem Forum und der Straße erzählt ein Jäger dem andern, wie er ausgezogen, wo er sich aufgestellt, die Netze gehabt, wo der Keuler gelegen, wie er sich entgegen gebürstet, gewehrt, entfernt, von den Rüden bedrängt gesehen, an den Ohren gepackt gefühlt (Phaedr. V. 10) und endlich unterlegen habe, welcher der starken Hunde verwundet und der Jäger durch Lauf und Weg, bergauf, bergab, durch Hunger, Durst und Schweiß matt oder durch den wilden Bär fast ums Leben gekommen sei (Cic. Tusc. II. 17; V. 34).

Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte,
Gingen sie auf die Jagd, Autolykos treffliche Söhne,
Und die spürenden Hunde; mit ihnen der edle Odysseus.
Und sie erstiegen die Höhe des waldbewachs'nen Parnassos,
Und durchwandelten bald des Berges luftige Krümmen.
Aus dem stillen Gewässer des Oceanes erhob sich
Jetzo die Sonn' und erhellte mit jungen Strahlen die Landschaft.
Aber die Jäger durchsuchten das waldbewachsene Bergthal:
Voran liefen die spürenden Hund' und hinter den Hunden
Gingen Autolykos Söhne; doch eilte der edle Odysseus
Immer voraus und schwang den weithinschattenden Jagdspieß.
Allda lag im dichten Gesträuch ein gewaltiger Eber. —
Nie durchstürmte den Ort die Wuth naßhauchender Winde,
Ihn erleuchteten nimmer die wärmenden Strahlen der Sonne,

Selbst die Güsse des Regens durchdrangen ihn nimmer; so dicht war
Dieses Gesträuch und hoch bedeckten die Blätter den Boden.
Jener vernahm das Getös' von den Füßen der Männer und Hunde,
Welche dem Lager sich nahten, und stürzte hervor aus dem Dickicht,
Hoch die Borsten gesträubt, mit feuerflammenden Augen,
Grad' auf die Jäger und stand. Odysseus, welcher voranging,
Flog in der nervigten Faust den langen, erhobenen Jagdspieß,
Ihn zu verwunden hinzu; doch er kam ihm zuvor und hieb ihm
Ueber dem Knie in die Lende; der seitwärts mähende Hauer
Riß viel Fleisch ihm hinweg, doch drang er nicht auf den Knochen.
Aber Odysseus traf die rechte Seite des Ebers,
Und bis vorn durchdrang ihn die Spitze der schimmernden Lanze,
Schreiend stürzt er dahin in den Staub und das Leben verließ ihn.
Hom. Od. XIX. 438.

Bei der Ungeheuerlichkeit der Größe und des wilden Muthes sind die Jagden und Kämpfe mit Wildebern entsetzlich und gefährlich. Alle Jagdleute versichern, daß sie sich, wie der berühmte calydonische Eber, durch welchen Ancäus, der Sohn des arkadischen Lykurgus, niedergemacht wurde (Paus. VIII. 5, 7; 45, 2), zuvor durch Koth und Harz verpanzern und die schon an sich und weit mehr als die des Flußpferdes gefährlichen, bei denen in Indien ellenlangen Hauer (Pl. VIII. 39), an Bäumen und Felsen wetzen und schärfen, daß sie gefeilt und blitzend erscheinen (Phaedr. I. 21. Opp. III. 379. Ovid. M. II. 10; 350); gegen Manche aber kann ein Einzelner gar nichts ausrichten. Ein solches Ungeheuer fand der Kaiser Severus, als er nach Nisibis in Mesopotamien kam; dasselbe warf den Reiter, der ihm zu Leibe wollte, vom Pferde, tödtete ihn und dreißig Mann mußten aufgeboten werden, denen es mit Mühe gelang, das Ungethüm zu erlegen (Dio Cass. 75). Die Eber lassen sich zu Kämpfen sogar abrichten (Paus. III. 14), und solche mögen auch wohl in den römischen Thierkämpfen erscheinen; das Volk findet an denselben ungeheures Wohlgefallen und darum ließ der Cäsar Severus unter den siebenhundert Stück Bestien, als Löwen, Löwinnen, Strauße, Wildesel, Auerochsen, denen sieben Tage hindurch jeden Tag hundert erlegt wurden, einen Elephanten, ein Krokatas und sechzig Wildschweine (Dio Cass. 75) — Probus zu den Jagdspielen deren tausend und Gordian hundert und funfzig kommen und auftreten.

Italien eignet sich vermöge seiner Felder und Wälder zur Schweinezucht vortrefflich, — wie kaum ein Land. Wo ist denn

Eins, in dem man von Mutterschweinen, die eine Nachkommenschaft von tausend Stück hatten, erzählen könnte? — Berühmt sind wegen ihrer Schweine besonders Samnium, die Umgegend des Po und adriatischen Meeres. Wer die Zucht erfolgreich betreiben will, halte auf gute Kämpen (verres), denn diese vererben ihre Eigenschaften bei Weitem mehr, als die Fährmütter (Col. VII. 9). Der Zuchtkämpe muß allen den Anforderungen entsprechen, welche an ein gutes Schwein gemacht werden. Er sei von ansehnlicher Größe, mehr gedrungenen, als langen oder runden Körpers, er habe einen gesenkten Hängebauch, recht große Keuler, starke Beine und Klauen, vollen, mit Eicheln behangenen Hals, kurzen und aufgeworfenen Rüssel (Col. VII. 9) und kleinen Kopf; insonderheit darf der feiste Speckhals nicht fehlen (Varr. II. 1; 4). Er muß ferner brünstig sein, gute Ferkel zeugen und einerlei Farbe haben.

Die wilden Eber, welche nach dem Vorgange des Fulvius Lupinus der Jagd und Tafel wegen in den Thiergärten je länger je mehr in großer Zahl gehalten und erlegt und an die Fleischhändler verkauft werden (Varr. III. 2. Pl. VIII. 78), begatten sich, weil sie die ihnen angeborne Unbändigkeit etwas abgelegt haben, leicht mit zahmen Sauen und die wilden Sauen mit zahmen Ebern; so erzeugte Junge nennt man Hybriden (Pl. VIII. 79).

Die zur Fortzucht erforderliche Reife tritt nicht allerwärts zu gleicher Zeit, hier früher, dort später, ein (Arist. V. 14, 5). Das Eberschwein ist zwar in einem Alter von sechs und acht Monaten zur Fortzucht tauglich (Varr. II. 4), rathsamer aber ist's, dasselbe vor Ablauf des ersten Jahres nicht aufsetzen zu lassen; im zweiten Jahre ist der Eber am besten, doch kann er bis zum dritten oder vierten dienen. Dann nimmt seine Kraft ab und er wird geschnitten, gemästet (Col. VII. 9) und an die Schweinshändler (suarius negotiator) oder die Metzger, welche das Volk mit Schweinefleisch versorgen (Varr. II. 4. Pl. VIII. 77), verkauft.

Die Castration ist auf die beiden Jahreszeiten, Frühjahr und Herbst, und wie bei Stieren und Böcken unter Wahrnehmung des abnehmenden Mondes, einzuschränken (Pl. XVIII. 75); sie kann, was bei andern Thiergattungen nicht ohne Gefahr ist, an Ebern (und Mucken) vollzogen werden, auch wenn sie schon alt sind, namentlich ehe sie gemästet werden sollen (Aristot. IX. 50).

Den Kämpen, am besten, wenn sie drei- oder vierjährig sind, werden zu dem Ende doppelte Schnittwunden in den Beutel gemacht und die Steine herausgedrückt; nach einem andern, aber etwas künstlicherm Verfahren, schneidet man den einen Theil der Hoden ab, schiebt in die offene Wunde ein Messerchen, mit dem man die Scheidehaut des angewachsenen Hodenbeutels durchschneidet, und holt dann mit gekrümmtem Finger auch den andern Stein heraus. Dieses Letztere hat den Vorzug, daß nur eine Wunde gemacht zu werden braucht (Pl. XI. 110). — Sie werden in Folge dessen, wie überhaupt alle verschnittenen Thiere, längeren Schaftes, als die unverschnittenen (Aristot. IX. 50, 5).

Die wilden Eber werden in der Jugend von einem Hodenjücken befallen, in Folge dessen sie sich an Bäumen reiben, die Steine herausdrücken und so sich selbst entmannen. Sie werden dann größer, aber bösartiger (Aristot. VI. 28). Der geschnittene Eber heißt „Pork" (majalis, Varr. II. 4, 7); er wird der Maja geopfert.

Alle Eigenschaften, welche der gute Kämpe haben muß, fordern wir auch für die Zuchtsau, dazu aber noch im Besondern, daß sie entlängs der Bauchseite recht viele Euter habe (Arist. de part. IV. 10, 12), eine zahlreiche Brut werfe und gut nähre (Pl. X. 84. Varr. II. 4). Sie darf nicht bei den ersten Regungen des Geschlechtstriebes (subatio) zugelassen werden; ein Alter von vier bis sechs Monaten erachte ich für zu jung. Die Ferkel fallen klein aus und dann

Denk' auch, daß die Geburt die Zeit der Jugend verkürzet,
Daß der Acker erschlafft, welcher beständig Dir trägt.
Ovid. A. a. III. 81.

Darum werde sie nicht vor zurückgelegtem ersten Jahre, lieber noch erst mit dem zwanzigsten Monate zugelassen, so daß sie zum erstenmale ferkelt, wenn sie gerade zweijährig ist. Ein weibliches Schwein, das spät zur Erstlingssau (porcetra) wird, wächst straffer heran und bleibt als Zuchtsau (scrofa) bis zum siebenten Jahre tauglich (Gell. XVIII. 6. Varr. II. 4. Col. VII. 9. Pl. VIII. 77).

Die Ernährung der Sauen sei mäßig; in der Zeit der Trächtigkeit werden die Eicheln versagt. Werden sie zu gut gefüttert und feist, bringen sie nur wenige Ferkel und es fehlt ihnen die Milch (Pl. VIII. 77).

Die Sauen, sagt Festus, sind die unreinlichsten und schmutzigsten aller zahmen Thiere, aber von so brennender Geschlechtslust, daß man von der schamlos geilen Befriedigung des Triebes der Weiber auch sagt: „Schweinen" (subare), wie von der der Männer: „Ebern" (surire); Sauen, die hauen wollen, sind unruhig, boshaft, fahren selbst nach den Menschen und deswegen bezeichnen die Griechen obscön die weibliche Wuth als „Sau' (Aristoph. Lysistr. 684. Acharn. 801). Wie stark sie indessen auch auftrete, dürfen sie doch nicht eher zu den Kämpen (subare), als bis die Schamtheile recht angeschwollen sind, an denselben sich eine Feuchtigkeit zeigt (Arist. VI. 18, 8) und die Ohren anfangen, schlaff zu werden (Pl. VIII. 77). Die Lust der Sauen regt sich in der Regel Nachmittags, der Eber dagegen des Morgens am stärksten und sie steigt bis zur Wuth (suria), daß sie die Ställe (suile) zerbrechen (Hor. Ep. 12, 11) und selbst Menschen, besonders wenn sie weiße Kleider tragen, zerreißen. Sie läßt sich stillen, wenn an die Scham Essig gespritzt wird (Pl. X. 83).

Die Begattung erfolgt gewöhnlich auf den Triften, bei alten und schwachen Sauen im Liegen, sonst im Stehen; während derselben schäumen sie wie die Eber (Pl. X. 83). Ein Sprung ist genug, doch lasse der Hirt (suarius), damit kein Fehlwurf erfolge, den Eber zweimal aufsetzen (Pl. VIII. 77). Auch nach der Empfängniß nehmen die Fährmütter den Eber wieder an (Pl. X. 83).

Das wilde Schwein wird nach Oppian (I. 389) im Frühjahre, nach Aristoteles zu Anfange des Winters befruchtet; die Bachen werfen und die Keuler setzen jährlich nur einmal. In der Brunstzeit sind diese zwar am schwächsten, aber wild, unbändig und liefern unter einander merkwürdige Kämpfe, zu denen sie ihr Seitenfell durch Reiben an Harzbäumen und den Rücken durch Wälzen im Kothe, den sie wieder abtrocknen lassen, panzerähnlich umziehen; aus den Rudeln der Schweine hervorstürzend, fallen sie sich so heftig an, daß oft die beiden Kämpfer auf der Stelle todt bleiben (Pl. VIII. 78. Arist. VI. 18, 2). In der Regel verweilen sie dreißig Tage bei den weiblichen Thieren, von denen sie dann, wie auch andere wilde Thiere, wieder getrennt leben. Die Würfe fallen in das Frühjahr; die Bachen suchen dazu die unzugänglichsten, steilen, schluchtenartigen und schattigen Stellen (Arist. VI. 18, 8; 27, 1), besonders wo hohe

Eichen sich finden (Phaedr. II. 4). Für das Willenschwein giebt es eine doppelte Zeit der Belegung, Frühjahr und Herbst; die beste ist der Februar (Col. VII. 9), wenn der Favonius sich zu erheben beginnt, bis zur Frühlingsgleiche, theils weil dann die Austrift wieder begonnen hat und gestattet, im Freien zu ranzen und darauf sich im Moraste zu wälzen (Varr. II. 4), theils weil die Jungen in die Zeit des vollen Futters fallen.

Die Zeit der Trächtigkeit dauert bei zahmen und wilden Schweinen vier Monate (Varr. II. 1; 4).

Die Sauen haben an dem Bauche entlang viele Zitzen von ungleicher Zahl; sie schwellen in der Nähe der Geburt an (Arist. I. 1, 12; II. 1, 13). Das zuerst geborne Ferkel erhält von der Mutter den vordersten, am Blatte zunächst sitzenden, jedes spätere den nächstfolgenden Span, so daß jedes, in der Reihenfolge in der es geboren wurde, den seinen kennt, aber auch keinen andern annimmt. Wird ein Ferkel abgenommen, versiegt der Span und ziehet sich ein; bleibt von einem ganzen Wurfe nur Eins, so tritt auch nur der demselben gleich nach der Geburt zugewiesene Span milchvoll hervor (Pl. XI. 95).

Die Anzahl der Jungen ist bei zahmen und wilden Schweinen gleich; sie bringen vier, acht, zwölf bis zwanzig Stück zur Welt. Eigentlich müssen ihrer so viele sein, wie Zitzen vorhanden sind; mehr kann keine Sau ernähren. Wirft eine Sau mehr, so prophetet sie dadurch Wunderdinge; das älteste derartige Vorkommniß findet sich in den dreißig Ferkeln der Sau des Aeneas. Diese wird gut eingesalzen in dem Heiligthum zu Lavinium von den Priestern gezeigt, die Ferkel aber sind in Bronzebildern aufgestellt (Varr. II. 4).

Die jungen Schweine heißen, so lange sie von der Muttermilch leben, Spanferkel (sucula) oder Milchferkel (porcus lactens s. lacteus. Varr. II. 4). Sie behalten dieselbe gewöhnlich zwei Monate lang (Varr. II. 1) und gedeihen bei der ihr eigenthümlichen Dicke, welche die der Hundemilch übertrifft und der der Hasenmilch gleich kommt (Arist. VI. 20, 2), ganz wohl; in diesem Alter abgesetzt (p. delici), können sie sich auf Stoppeläckern und von den Abfällen der Hülsenfrüchte, wenn es die Wirthschaft hergiebt, auch von Hülsen und Stielen der Weinbeeren ernähren; Bohnen aber vermögen sie noch nicht zu kauen (frangere) und deswegen nennt man sie „Nichtkauer" (nefrendes). Zu

dieser Weise behandelt man die Ferkel in den zahlreichen, der Stadt fernen Gegenden, wo die Nachzucht das Meiste einbringt. Näher der Stadt werden sie früher entwöhnt, damit die Mütter sich schneller wieder begatten und im Jahre zweimal werfen (Col. VII. 9). Hier sind die Ferkel selbst gesucht und verkäuflich. Kaiser Severus — außer ihm gewiß mancher Andere — sah sie sehr gern und pflegte sich während der Tafel damit zu belustigen, daß er spielende Spanferkel, kämpfende Rebhühner oder hin und her fliegende Vögel betrachtete (Lampr. in Sev. 41). Zu homerischer Zeit war Ferkelfleisch (caro porcina) ein gemeines, Hirten und andern Leuten geringen Standes passendes Essen (Hom. Od. XIV. 75, 80), in Rom aber erscheint es verschiedentlich zubereitet auf den Tafeln der Großen und Feinschmecker (Apio VIII. 7. Spart. Get. 5) und der Verbrauch ist sehr stark. Seit dem Kaiser Aurelianus wird auch dem Volke von Zeit zu Zeit Ferkelfleisch ausgetheilt (Vopisc. Aurel. 35, 48); dazu kommt noch der Verbrauch zu Opfern, namentlich der Laren (Hor. Od. III. 23, 4. S. II. 3, 165. Tibull. I. 10, 26), des Terminus (Ovid. Fast. II. 653), der Feldgötter u. s. w., wozu sie nach früherer Dogme (Varr. II. 4) in einem Alter von zehn, nach späterer Annahme mit fünf Tagen tauglich (sacres) sind und sich besser opfern, wenn, was auch bei den Alten sein muß, der Schwanz zur Rechten und nicht zur Linken gekräuselt ist (Pl. VIII. 77); sie dürfen aber nicht gestochen, sondern nur todt geschlagen werden (Hom. Od. XIV. 422). Der starke Verbrauch erzeugte unter Severus Mangel an Schweinefleisch, daß der Kaiser auf Beschwerde des Volkes den Befehl gab, Niemand dürfe eine säugende Sau oder ein Milchferkel schlachten (Lampr. Sev. 41).

Die Sauen sind in der Zeit nach dem Werfen sehr wild und beißhaft (Pl. VIII. 78). Bisweilen fressen sie ihre Jungen (Pl. XI. 61), was aber nicht ein Gotteszeichen ist (portentum), sondern darin seinen Grund hat, daß die Schweine weniger als andere Thiere Hunger ertragen können; nur durch Mangel an Futter lassen sie sich dazu bringen (Pl. VIII. 77. Varr. II. 4. Col. VII. 11). Dem vorzubeugen, möge man ihnen während der Saugezeit früh und Abends reichliches Futter, und zur Beförderung der Milch gequellte oder gekochte Gerste mit Wasser, auf die Mahlzeit etwa vier Pfund (Col. VII. 11), oder geröste-

ten Weizen, nur keinen rohen, denn er erregt Durchfall, und eben so wenig Bohnen (Varr. II. 4) verabreichen. Man lasse ihnen ferner nicht mehr Ferkel, als sie Saugspäne haben, und das ist oft zu viel. Weil säugende Mutterschweine ohnehin leicht vom Fleische kommen (Aristot. VI. 8), darf man ihnen nur sechs (Pallad. III. 26), höchstens acht Stück lassen (Col. VII. 11). Gute Züchter bringen aber auch diese Zahl nach zehn Tagen auf die Hälfte zurück, weil sie die Späne der Mutter mit ihren Zähnen verwunden und doch aus Mangel an Nahrung sonst Schwächlinge bleiben (Varr. II. 4). Am wenigsten Mühe machen die Frühjahrsferkel; wenn sie das für Gebrauch und Haltung bedeutsame Alter von zehn Tagen erlangt haben, lassen sie sich sammt den alten Müttern auf die nahe Weide treiben, wo sie bald Gras fressen; der Ferkeljunge mag sie auch jeden Tag einigemal zurücktreiben und ihnen besonders noch Milch geben. Winterferkel verkümmern durch Kälte und Mangel an Eutermilch und bringen doch die Mütter sehr herab.

Auch Sauen lassen sich castriren und dadurch zeugungsunfähig machen, wenn, nachdem sie zwei Tage wenig Futter erhalten (Pl. VIII. 77), mittelst eines Instrumentes die Scheide stark verwundet wird, so daß sie bei erfolgender Vernarbung der Wunden so verwächst, daß eine Begattung nicht mehr erfolgen kann. Dies Verfahren läßt sich jedoch nur bei Mangel an Futter billigen; wo es nicht fehlt, muß man die Sauen werfen lassen (Col. VII. 9).

Die Haltung des Schweines paßt für jedes Landgut in jeder Lage; es geht das ganze Jahr zur Weide, eben so in die waldigen wie auf die ebenen Stellen, befindet sich aber auf sumpfigen Waldstellen (Virg. G. III. 408) besser als auf dürren, flachen Plätzen. Bei seiner hitzigen Natur kann es den Durst nicht lange ertragen (Col. VII. 10) und es hat Wohlgefallen am Wasser, wie der Mensch am Bade; zur Abkühlung wälzt sich das wilde wie das gezähmte gern im Moraste und verunreiniget, wenn es kein Gehege abhält, den lautersten Quell der Nymphen (Virg. Ecl. II. 59). Diese Neigung hat es zum Bilde des schmutzigen Menschen werden lassen (Hor. Ep. I. 2, 25). Auch sein Fleisch ist heiß und darum sollen die Wölfe die niedergemachten Schweine, weil sie dasselbe an den Zähnen nicht aushalten können, in die Nähe von Wasser schleppen. Auf dem

Stalle und auf der Weide verlangt es Tränke, wodurch es fett wird; Athene verweiset daher den rückkehrenden Odysseus zum Sauhirten unter der Verheißung:

Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Heerde,
Nahe bei Korax Felsen, am arethusischen Borne.
Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schattiges Wasser, wovon das Fett den Schweinen erblühet.

Hom. Od. XIII. 403.

Wo das natürliche Wasser fehlt, müssen sie im Sommer, besonders um den Aufgang des kleinen Hundes an Rieselungen aus Brunnen oder Cisternen getränkt werden, soll sie nicht die Lungensucht befallen (Col. VII. 10).

Zur Weide sind besonders diejenigen Waldungen geeignet, welche, wie im Albaner Gebiete, außer nahrhaften Kräutern dichte Laubhölzer (sus nemoricultrix! Phaedr. II. 4) enthalten, als Eichen (Hor. Od. III. 23, 9), Steineichen, Zerreichen (Pl. XVI. 7), Buchen, Tamarisken, Korkbäume, wilden Lorbeer, wilde Obstbäume, Waldbirnen, Haseln, Weißdornen, griechische Johannisbrotbäume, Wachholdern, Lotus, Fichten, Arbutus, Pflaumen, Christdorn und Cornellen (Col. VII. 9), welche letzteren, trotz ihrer harten Steine (Virg. Aen. III. 348), neben Buchen und Eicheln Homer (Od. X. 241) schon als gutes Mastfutter erwähnt. Die ausgebreitetste Anwendung zur Anfleischung und Fettung wird ohne Zweifel von den verschiedenen Eichelarten gemacht, welche auf den Heräen in Sicilien von ungewöhnlicher Größe sind (Diod. S. IV. 84). Eicheln geben ein vortreffliches Mastfutter, das die arkadischen, umbrischen und tuscischen Schweine berühmt gemacht hat (Col. VII. 9), nur dürfen sie die trächtigen nicht fressen, weil sie davon eben so wie die Schafe verwerfen (Aristot. VIII. 21). Dazu sind sie billiger, als Gerste, Bohnen, Hirse und andere Körner; diese geben zwar dem Fleische einen sehr angenehmen Geschmack, mästen auch gut, sind jedoch nur bei niedrigen Fruchtpreisen zur Mast zu verwenden (Varr. IV. 2), da sie ohnehin im Frühjahre, so lange die Pflanzen im Milchsafte stehen, den Schweinen vor der Austrift am Morgen nicht vorenthalten werden dürfen, damit sie nicht von Durchfall oder Magerkeit befallen werden (Col. VII. 9).

Man macht häufig den Eicheln den Vorwurf (Aristot. VIII. 6. Geop. XIX. 7), daß das Fleisch davon an Güte ver-

ficte; von der Korkeiche (ἀλίφλοιος) mag dies richtig sein, denn deren Früchte sind so bitter, daß sie kein Thier und das Schwein nur aus Noth angeht, vielleicht auch von der Ilexeichel (ἄκυλος), wie sie Circe den verwandelten Gefährten des Odysseus gab (Hom. Od. X. 241). Nach Einigen überfressen sich die Schweine leicht an der Ilexeichel, wenn man ihnen nicht beständig kleine Gaben darreicht, und fallen endlich ab (Pl. XVI. 7); nach Andern werden sie davon schmal, glatt und mager, das Fleisch aber schwer (Aristot. VI. 37). Die Frucht der Quercuseiche, die größte und schwerste Eichel, die zugleich süß ist, macht weiches, die ihr nächststehende Zerreichel, das gediegenste und beste, die Esculus-, Suber- und Robur-Eichel schwammiges Fleisch. Die Bucheichel macht die Schweine fröhlich und das Fleisch läßt sich gut danach kochen; dazu zieht diese Baumfrucht die Mäuse nach sich, deren Gänge und Nester die Schweine aufwühlen; sie fressen das Unzeug und vertilgen es oft gänzlich, nachdem vorher die Menschen vergebliche Versuche gemacht hatten, dasselbe durch Räucherung, Jagen oder Aufgraben zu vertilgen (Pl. XVI. 7. Aristot. VI. 37). Wo die oben genannten Bäume und Sträucher sich zusammen finden, läßt sich eine Heerde, weil deren Früchte zu verschiedenen Zeiten genießbar und reif werden, fast das ganze Jahr leicht ernähren.

Die Bäume verbessern die Ackerweide, weil in Italien, wie in Griechenland, die meisten Felder mit Eichen, Buchen (Virg. Ecl. IX. 9) und Castanien (Virg. G. II. 520) umpflanzt sind (Varr. I. 16. Cat. 1). Die Schweine werden im Herbste dorthin aufgeweidet und verzehren die Früchte an Ort und Stelle. Auf grasreichen oder mit Aepfel-, Birnen-, Nuß-, Pflaumen-, Feigen- (Col. VII. 9) oder Castanien-Bäumen (Pl. XV. 25), um- oder besetzten Aeckern halten sie sich sehr gut und fleischen an, wird aber Mastung beabsichtiget, darf auch bei guter Ackerweide anderes Futter nicht geschont werden. Man sammle darum zur rechten Zeit Eicheln in gehöriger Menge, die in Gruben oder Cisternen oder in den Rauchkammern des Wirthschaftshauses aufbewahrt, ein nährendes Mastfutter auch für den Winter abgeben (Col. VII. 9). — Mästet man mit getrockneten Feigen, erlangt das Fleisch einen delicaten Geschmack (Pl. VIII. 77); in Griechenland bedient man sich zur Mastung auch der Gurken (Aristot. VIII. 6).

Bei der Ackerweide ist Vorsorge dahin zu treffen, daß der Hirt die Heerde zusammenhält und dadurch vorbeugt, daß den Früchten und Feldern weder des Gebieters noch des Nachbars Schaden geschieht. Zu Homers (Od. XVIII. 19) Zeit hatte der Nachbar das Recht, fremden Schweinen, die ihm Schaden thaten, die Zähne auszuschlagen, und dies durfte bei den Salaminern lange nachher noch nach dem Gesetze geschehen.

Die Zahl der Pflanzen, welche die Schweine fressen, ist nicht groß, doch verschmähen sie Süßwasser-Gewächse, als Binsen und schlechtes Rohr (canna), auch Moder nicht (Pl. X. 93). In Ermangelung der Baummast suchen sie ihre Nahrung unter der Erde (Hom. Od. X. 243), wobei ihnen ihr erdwärts gesenkter Kopf (Lucian. Δις κατηγ. 20) und ihr fester, breiter Rüssel (Pl. XI. 60; X. 93. Arist. VIII. 6, 2) zu Statten kommt. Am liebsten sind ihnen Wurzelsachen, bei denen sie, besonders wo der Boden, wie um den Padus, wäßrig ist, gut anschlagen.

Wir haben angedeutet, daß das Schwein, welches sich mehr als jedes andere Thier an allerlei Nahrung bequemt, außer pflanzlicher auch thierische Nahrung annimmt. Es gräbt nach Mäusen, nach Regenwürmern, Fröschen, Schlangen und Wieseln (Pl. X. 95) und frißt sie ohne Schaden; selbst der Salamander, dieses giftige, dem Menschen tödtliche Geschöpf, ist, wie auch der Bau des Körpers des Schweines und des Menschen ähnlich ist (Pl. XI. 79), ihm unschädlich (Pl. XXIX. 23), doch ist dabei zu bemerken, daß, wer in den Gebirgen von Cilicien und in Pamphilien von einem wilden Schweine, das einen Salamander fraß, genießt, sterben muß, wenn man schon an dem Fleische weder etwas riechen noch schmecken kann (Pl. XI. 116).

Zwischen dem Schweine und den Schlangen besteht eine Feindschaft; diese erklärt sich dadurch, daß jenes diese frißt (Aristot. IX. 1, 9). — Gehirn und Blut der wilden Schweine giebt ein Mittel gegen Schlangen ab (Pl. XXVIII. 42, 4).

In Folge des zu starken Genusses wohlschmeckenden Futters verfallen die Schweine oft in eine Krankheit, bei welcher sich die Milz stark vergrößert. Zur Vorbeugung mache man Tränkrinnen aus Tamarisken oder Myrthendorn (ruscus), denn dieses Holz ist heilsamer Kraft und die so genossene Tränke stillt die Anschwellung (Col. VII. 10).

In Belgien läßt man die Schweine beständig auf dem Felde (Strab. IV. 4); wir halten sie in Ställen und lassen sie auf die Weide gehen, wobei sie nach ihrem Alter beisammen sein wollen (Aristot. VIII. 6). — Die Ställe sind verschieden; in Odysseus' Gehöfte sah man, statt der Seitengebäude anderer Häuser, Schweineställe, welche den viereckigen, von vier großen Hunden (Od. XIV. 21) bewachten Hof einschlossen, und um diese herum lief ein Gehege aus

— — — — Pfählen von allen Seiten in Menge
Dicht aneinander gepflanzt, vom Kern der gespaltenen Eiche;
Innerhalb des Geheg's hatt' er zwölf Koben bereitet,
Einen nahe dem andern, zum nächtlichen Lager der Schweine:
Funfzig lagen in jedem der erdaufwühlenden Schweine,
Alle gebärende Mütter; und draußen schliefen die Eber.
Hom. Od. XIV. 5.

In Athen fand man die Ställe für Schweine, Ziegen und Federvieh häufig am Herde in der Hausflur, also neben und unter dem Schutze der Vesta (Aristoph. Vesp. 844); in Italien hält man den Grundsatz fest, daß jede Mutter einen besondern, in Hallen liegenden Verschlag erhalte, in welchen sie entweder hoch trächtig oder eben entleert gethan wird; sperrt man mehrere zusammen, legt sich eine über die andere, die Ferkel werden beschädigt oder kommen unter einander. Die durch Wände von einander getrennten Verschläge führe man in einer Höhe von drei Fuß und einer nicht viel größern Breite so auf, daß keine Trächtige überspringen und sich dadurch beschädigen kann. Höher und bedeckt dürfen sie nicht sein, damit der Hirt die Zahl der Ferkel leicht übersehen und ohne Schwierigkeit ankommen kann, wenn eins etwa von der Alten gedrückt würde (Col. VII. 9). Der Verschlag sei mit einer Thüre versehen, in welcher sich eine Schwelle von der Höhe eines Fußes und einer Hand befinden muß, damit die Ferkel nicht nachspringen, wenn die Alte etwa herausgeht (Varr. IV. 2).

Wo, wie bei Odysseus, der zwölf Schweineheerden unterhielt (Hom. Od. XIV. 102), die Zucht stark betrieben wird, stehen die Hirten, theils Miethlinge, theils Leibeigene (Od. XIV. 104), unter besondern Meistern. Masaulios,

— — — — — Welchen der göttliche Sauhirt
Selber sich angeschafft, indeß sein König entfernt war,
Hom. Od. XIV. 449.

war ein solcher und wie der Meister der Rinder, Philöndros (Od. XXII. 268) ein Sclave. Unter demselben stehen die Schweinehirten (subulci), verschieden von den Ferkelwärtern (custos porcorum, porcularius). Man verlangt, daß die Schweinewärter wachsam, unverdrossen, sorgfältig und emsig seien, die Heerde gewöhnen, Alles nach dem Horne zu thun, jede ältere oder jüngere Sau kennen, jede hochträchtige im Auge haben und zeitig einstallen, damit der Wurf im Verschlage erfolge. Der Wärter merke sodann auf die Zahl und Beschaffenheit der Jungen und trage Sorge, daß keins seinem Raume entkommt oder von einer fremden Mutter gesäuget wird. Kann er sich nicht auf sein Gedächtniß verlassen, drücke er jeder Sau und den ihr gehörigen Ferkeln dasselbe Zeichen mit flüssigem Pech auf oder zeichne sie und Ferkel mit Buchstaben oder andern Zeichen; er reinige auch die Verschläge öfters und streue Sand oder andere Feuchtigkeit anziehende Stoffe ein, denn das Schwein, wie gern es sich auch im Kothe wälzet, verlangt sehr reinliches Lager. Jede Sau, sobald sie geworfen, erhalte täglich zweimal außerhalb des Stalles zu saufen und das oben angegebene Futter.

Auf Odysseus' Gehöfte wurden die Heerden früh, nachdem die Knechte gegessen, zur Weide getrieben (Od. XV. 395; XVI. 3). So muß es im Sommer allerwärts gehalten werden, damit sie weidend fressen, ehe die Mittagshitze eintritt; während derselben treibe er an schattige Stellen, wo es Wasser giebt, und führe sie erst in den Nachmittagsstunden, wenn es kühler geworden, wieder zur Weide bis zum Rückzuge am Abend (Od. XIV. 13). Im Winter darf der Austrieb nicht eher erfolgen, als bis der Reif zerflossen und das Eis aufgethauet ist (Varr. II. 4).

Die Größe der Heerden erwachsener Schweine läßt sich nicht fest bestimmen; ich achte 100 Stück für eine Mittelheerde, weiß aber, daß sie Andere bis auf 150 Stück verstärken; Ferkelheerden können zwei- bis dreimal stärker sein. Die Züchter, welche die Heerden groß machen, verstehen ihren Vortheil nicht recht, denn kleinere verursachen, eben weil sie geringerer Zahl sind, wenigere Gehülfen und machen geringere Unkosten als große. Die Zahl einer Sauheerde bestimmt sich nach der Nutzbarkeit, nicht nach der Menge der vorhandenen Eber; diese richtet sich nach dem natürlichen Verhältniß (Varr. II. 4) und war bei

Odysseus geringer, als die der Mütter (Hom. Od. XIV. 17). Wir rechnen auf hundert Samenschweine zehn Eber, Andere weniger. Nur in der Brunstzeit des Frühlinges und Herbstes gehen Eber und Sauen gemeinschaftlich, sonst gesondert (Varr. II. 4). Die Eber übernachten häufig im Freien, wodurch sie leicht verwildern (Senec. Benef. 7, 19. Od. XIV. 16).

Die Feinheit des Geistes der Thiere hängt von der den Körper umkleidenden Haut weit mehr ab, als von der Flüssigkeit des Geblütes. Das Schwein hat flüssiges Blut; das der Wildschweine gerinnt eben so wenig, wie das der Hirsche, Rehe und Büffel (Pl. XI. 90), und sie müßten gewiß die klügsten unter den Thieren sein, wäre nicht ihr starkes Fell mit Borsten die Ursache, daß das Eindringen der feinern Luft gehindert wird, die, ehe sie in den Körper kommt, schon verunreinigt wird (Pl. XI. 92). Dadurch wird das Schwein eines der dümmsten Thiere; seine Dummheit ist sogar sprüchwörtlich (Cic. Orat. II. 57); die Saudummheit (ὑωδία) ist so verspottet (Aristoph. Thesmoph. 273, 997), wie die gleichnamige „Sauerei“. Von einem recht einfältigen Menschen kann man mit Plautus sagen:

— — — Das weiß ich ganz gewiß,
Daß Manch' ein frischgeschlachtet Schwein mehr Grütze hat
Als dieser Kerl, der nicht mehr sieht, was er gesehn! —

Sinnreich ist der Einfall Chrysipp's: die Seele dient dem Schweine statt des Salzes zur Erhaltung des Fleisches (Varr. II. 4. Pl. VIII. 77. Cic. de Nat. II. 64); indessen giebt es Zeichen, welche auf geistige Fähigkeiten desselben schließen lassen. Die Leitschweine lernen in der Stadt den Marktplatz kennen, die Häuser finden (Pl. VIII. 77), verstehen den Ton des sie rufenden Hornes (buccina) und gewöhnen sich, Alles nach demselben zu thun. Die Hirten (suarii) richten sie danach ab; sie verstehen ihre Hornsignale, das Aufmachen der Stallthüren, das Zusammenblasen um die zwölfte Stunde, damit sie sich, wie in Corsica die Ziegen und Rinder, aus dem vermischtesten Haufen sondern (Polyb. XII. 2) und in waldigen Gegenden nicht zerstreut umher irren*) (Varr. II. 4); in den Parken versammeln

*) Auch die alten Gallier gewöhnten ihre Schweine, auf den Schall eines Hornes zu hören, an dessen Stelle nach der Völkerwanderung eine Schelle

ſich ſich zur beſtimmten Futterzeit und lernen die Stimme der Hirten unterſcheiden. Man erzählt ſogar, daß einige Geſtohlne, die zu Waſſer entführt werden ſollten, auf den Lockruf des Hirten ſich ſämmtlich auf die eine Seite des Kahnes drängten, denſelben umwarfen und dann zurückliefen (Pl. VIII. 77). Erhalten ſie Rabenhirn in Klößen, ſo folgen ſie dem Geber (Pl. XXX. 53), die freßluſtigen Ferkel der fütternden Meierin, ſobald ſie ſich auf dem Hofe ſehen läßt, nach (Mart. III. 53). Werden ſie krank, ſo helfen ſie ſich durch den Genuß von Ephen oder Krebſen, beſonders ſolcher, welche das Meer auswarf (Pl. VIII. 41. Ael. V. h. I. 7); ſchrecken den Elephanten durch Grunzen (Pl. VIII. 9. Senec. ir. II. 12) und erheben ihre Stimme am ſtärkſten, wenn ſie Hunger haben, gegriffen oder getödtet werden, wozu die andern beilaufen (Cic. Tusc. V. 40); in Macedonien aber fehlt ihnen die Stimme (grunnitus) und ſie ſind ſtumm (Pl. XI. 112).

Schweine ſind vornehmlich drei Hauptkrankheiten unterworfen. Die Bräune, bei der

— — — — — — — — — — Röchelt
Keuchender Kuſten das Schwein und regt den gemäſteten Rachen,
Virg. G. III. 496.

hat ihren weſentlichen Grund darin, wenn der Sommer gut angeſchlagen hat und ſie ſehr fett werden. Bei denſelben entzünden ſich hauptſächlich die Theile um die Luftröhre und die Kinnbacken, doch zeigt ſie ſich auch an jedem andern Körpertheile; ſie ergreift oft den Fuß, zuweilen auch das Ohr, und der an den kranken ſtoßende Theil des Körpers wird ſchnell faul, bis das Uebel zur Lunge gelangt, wo der Tod dann eintritt. Ihr Verlauf iſt ſchnell, denn das Thier frißt, ſobald das Leiden beginnt, wenn dieſes auch unbedeutend iſt, gar nichts. In dieſem Zuſtande wiſſen die Schweinehirten kein anderes Heilmittel, als das, die ergriffenen Theile abzuſchneiden; bisweilen helfen eingegebene Maulbeeren, ſtarke, warme Bäder, oder das Aufritzen der Zunge (Arist. VIII. 21). Fließt das Blut, reibe man das ganze Maul mit klarem Salze und Weizenmehl oder fülle mit

kam, welche man ihnen, wenigſtens den Leitſchweinen, anhing (Bolz, Cultur-Geſch. S. 127). — Den Gebrauch der Peitſchen, durch deren Hieb und Knall die Hirten in Deutſchland die Einzelnen und die Heerden ſo ſicher commandiren, konnte ich bis jetzt unter den Römern nicht entdecken.

einem Trichter drei Cyathus Salzlake ein, binde dann die gespaltenen Klauen mit einem Stricke von Flachs, so daß die Geschwulste von den Spaltstäben berührt werden (Col. VII. 10).

Die zweite Krankheit ist der Brand; er äußert sich entweder durch Schmerzen und Schwere im Kopfe oder durch Bauchfluß, welcher jedoch unheilbar zu sein scheint. Unter den erst angegebenen Zeichen hilft Wein, der an die Nase gebracht oder zum Ausspülen derselben verwendet wird. Meist jedoch stirbt das Thier in drei bis vier Tagen (Aristot. VIII. 21).

Die Finnen, eine ausschließliche Krankheit der Schweine, zeigen sich hauptsächlich an der untern Zunge; die aus dem Kamme gerissenen Borsten erweisen sich mit Blut unterlaufen, und die finnigen Schweine können mit den Hinterfüßen nicht stille stehen. Die Krankheit scheint Folge der Fütterung, denn so lange die Ferkel noch bei der Muttermilch sind, bleiben sie davon verschont. Man vertreibt sie durch Roggen (τιφη, secale), welcher auch als Nahrung dienlich ist (Arist. VIII. 21).

Zeichen von Krankheiten sind, wenn die Schweine den Kopf schief halten, auf der Weide plötzlich losrennen, eben so plötzlich stille stehen und schwindelhaft sich drehend niederstürzen. Man beobachte insbesondre die Richtung des Kopfes und lasse ihnen an dem Ohre der Seite, welcher sie den Kopf nicht zuhalten, aus dem Ohre Blut ab, ingleichen unter dem Schwanze, zwei Fingerbreiten von dem Backen, wo die Ader recht stark ist; darauf werde der Schwanz abgeschnitten, in Weiden- oder Ulmenschale aufbewahrt, das Schwein ein oder zwei Tage im Stalle gehalten und mit laulichem Wasser und einzelnen Sextaren Gerstenmehl erhalten (Col. VII. 10).

Oft werden ganze Heerden krank; sie fressen nicht, magern ab, stürzen auf den Weiden nieder und werden von Schlafsucht befallen. Alsbald schließe man sie in einen bedachten Stall, versage einen Tag alles Fressen und Saufen und gebe darauf geriebene Wurzel der Schlangengurke mit Wasser, welche alsbald Erbrechen hervorbringt. Nach erfolgter Reinigung gestatte man kleine Kichern oder Bohnen mit Fischlake und warmes Wasser (Col. VII. 10).

Die Aegypter betrachten das Schwein als ein unreines Thier, weil, wie Manetho, ein ägyptischer Mann von hoher Weisheit, sagt, unter ihnen der Glaube besteht, daß der Genuß dieses

Fleisches den Aussatz verursache, möglich aber auch deswegen, weil es, freßgierig wie es ist, seine eigenen Jungen und selbst Leichen nicht verschont (Aelian. H. a. X. 16). Ihr Abscheu ist so groß, daß Jeder, der an einem Schweine vorbeigeht, oder dasselbe mit seinem Kleide berührt, sich zum Waschen sofort an einen Fluß begiebt; die Schweinehirten, Landeseingeborne, dürfen kein Heiligthum betreten, Niemand giebt oder entnimmt ihrem Stande eine Tochter zur Frau, und sie verheirathen sich unter einander (Herod. II. 165); wahrscheinlich beruht es auf eingeführter religiöser Vorstellung, daß auch in Griechenland am Feste der Isis zu Tithora Schweine so wenig als Schafe und Ziegen als Opfer zulässig sind (Paus. X. 32), denn die Aegypter bringen dieselben, mit Ausnahme des Dionysus und der Selene, keiner Gottheit dar, in jenem Falle aber essen sie das Fleisch mit dem Vollmonde zugewendetem Gesichte; die Armen machen sich Opferschweine aus Teig, welchen sie backen (Herod. II. 47). Mit dem Eindringen griechischer Lebensweise nach Alexander scheint sich die Zucht in Aegypten zwar gehoben zu haben, das Schwein aber blieb dem Volke nach wie vor ein Abscheu. In gleicher Weise opfern die Scythen und Araber keine Schweine, denn sie verabscheuen das Fleisch (Herod. IV. 63. Pl. VIII. 78); die Syrer (Lucian. Syr. 54), die Galater am Pessinus (Paus. VII. 17) und die Frauen der Barkäer (Herod. IV. 186) essen davon keinen Bissen, den Juden ist der Genuß durch ihre Speisegesetze*) verboten (3. Mos. 11, 7. 5. Mos. 14, 8. Jes. 65, 4; 66, 17. 2. Makkab. 7, 1) und in den heiligen Büchern der älteren Zeit findet sich nirgends eine Schweineheerde erwähnt. Sie halten das Thier, weil es am Aussatze leidet, für unrein (Tacit. H. V. 4) und haben dasselbe schwerlich jemals gezüchtet. Obwohl im N. T. Schweineheerden, im A. T. auch wilde (Ps. 80, 14) erwähnt werden, so gehörten jene doch wohl nur heidnischen Besitzern an (Matth. 8, 28.

*) Die Kirche verbot wahrscheinlich aus Rücksicht auf den jüdischen Brauchdienst den Genuß des Pferdefleisches, hat aber nie versucht, in Bezug auf Schweinefleisch Beschränkungen eintreten zu lassen; dasselbe war im Abendlande allzubeliebt, als daß der Genuß dieses im Morgenlande so ernst verbotenen Fleisches auf die Dauer sich hätte hindern lassen, und darum konnte auch das Verbot des Hasenfleisches sich nicht auf die Dauer halten. Besser glückte es mit dem Verbote des Fleisches der Häher, Krähen und Störche, weil ihr Fleisch, mit Ausnahme des Eichelhähers, nicht angenehm ist.

Mark. 5, 11. Luk. 8, 26; 32, 15, 16). Die Abneigung des Volkes war so groß, daß Hadrian, um die Juden von Jerusalem abzuhalten, ein Schwein auf einem Thore der Stadt aushauen ließ.

Die Griechen sagen, daß das Schwein, weil es dem Ackerbau keinen Nutzen gewähre, das Thier gewesen sei, dessen Fleisch der Mensch zuerst genossen habe. Das Letztere kann richtig sein, das Erste ist's nicht, denn Herodot erzählt und Plinius wiederholt, daß die Aegypter dasselbe zum Eintreten und Einwühlen des Samens in schlammiges Land benutzt hätten. Vielleicht lag es in ihrer Absicht, die ihnen eigenthümliche Neigung für den Genuß des Schweinefleisches durch Bezugnahme auf die Sitte der ältesten Völker zu rechtfertigen. In Griechenland wurde von jeher davon ein sehr häufiger Gebrauch gemacht; schon in homerischer Zeit findet man in dem Hause des begüterten Mannes zur Hochzeit, zum Feiergelage oder Gastmahle Eber (Hom. Od. XI. 414) — den Freiern der Penelope gemästete (Hom. Od. XIV. 17) aus der Zahl jener halbwilden geschlachtet, welche, während die Mütter im Gehege des Burghofs übernachteten, draußen schliefen (Od. XIV. 16) und

Lagen unter dem Hange des Felsen geschirmt vor dem Nordwind.
Hom. Od. XIV. 533.

Nicht mindern Geschmack, wie die Griechen, finden die Italer am Schweinefleisch. Es ist eine sehr nahrhafte Speise und aus diesem Grunde das eigentliche Essen der Athleten. Galenus sagt: „Fleisch aller Art erzeugt, gut gekocht, das beste Blut, vorzüglich wenn es von Thieren stammt, welche, wie die Schweine, gute Säfte haben. Schweinefleisch nährt kräftiger, als jede andere Kost, wofür sich die Athleten als Beweis anführen lassen. Haben sie bei gleicher Anstrengung eine gleiche Masse anderer Kost einen Tag lang genossen, fühlen sie sich den nächsten Tag sofort schwächer, setzen sie aber dieselbe mehrere Tage fort, werden sie nicht blos immer schwächer, sondern sie nehmen auch ein Ansehen von Magerkeit an. Dasselbe läßt sich auch bei den Knaben, die in der Paläſtra sich üben, und bei allen Personen wahrnehmen, die schwere und anstrengende Arbeiten, wie die Gräber, haben.“ Hippokrates (de vict. acut. 60) ist derselben Ansicht. Ferkelfleisch, sagt er, ist roh oder geröstet schlecht;

Schweinefleisch dagegen das beste unter allen Fleischarten, besonders wenn es nicht sehr fett ist.

Im Haushalte schätzt man das Schwein darum besonders, weil es den mannichfaltigsten Stoff für die Küche und die Tafel liefert und gekocht und gebraten benutzt werden kann. Gebraten essen die Athleten das Fleisch lieber als gekocht, denn jenes giebt eine gediegenere, dieses eine feuchtere Nahrung (Galen. de alim. facult. III. 1). Während von anderem Schlachtvieh nur wenige Gerichte kommen, weiß man vom Schweine deren gegen funfzig zu entnehmen (Pl. VIII. 77). In Rom heißt's sprüchwörtlich (animal propter convivia natum):

„Das Thier für die Mahle geschaffen".
Juven. I. 139.

Schwarzwildpret macht das einheimische Leibessen des italischen Landmannes aus (Hor. S. II. 2, 41; 4, 40); der städtische Gutschmecker genießt schon gern die Milchferkel (Mart. III. 47, 12; VII. 54) und freut sich des fetten Ebers. Ein von Eicheln bis zur Trägheit gemästeter tuscischer Eber darf als edles Geschenk unter Freunden angesehen werden (Mart. VII. 27; 78) und wird von den Fleischhändlern gern gekauft (Varr. III. 2). Pikant zugerichtet, etwa mit Myrthen (Pl. XV. 34), Origanum, Pfeffer (Apic. VIII. 1) und dergl. scharfen Sachen ist er ein delicater Braten. Seit dem Vorgange des P. Servilius Rullus (a. u. 600) kam die Sitte auf, mehrere zugleich bei Gastereien, wo der Eberbraten stets das Hauptgericht (pompa s. caput coena) ausmachte, erscheinen zu lassen (Pl. VIII. 51. Hor. S. II. 2, 41). Antonius ließ ihrer sieben auftragen und Martial (I. 44) beklagt, daß, für freilich viele Gäste, nur Einer gekommen sei. Da sie stets unzerlegt sein mußten, kann man sich von der Größe der dazu erforderlichen Schüsseln kaum eine Vorstellung machen. Ist der kühne Schütze des erlegten Baer selbst zugegen, geben die Jagdabenteuer den reichsten Stoff zur Unterhaltung für die hörenden, fragenden und staunenden Tafelgenossen. Aechte Leckermäuler rühmen das zur Beschränkung des Aufwandes durch censorische Gesetze, freilich vergebens, verbotene Halsstück (glandium) der weiblichen Schweine (Pl. XXXVI. 1. Hom. II. IX. 209), die Eicheln (Mart. III. 82, 20), den Schmeerbauch (Mart. VII. 78), Nabel (Mart. III. 82; VII. 20), die Hoden, den Hinterkopf und von der Sau die Mutter (vulva). Die Mäßigkeitsgesetze waren von so wenig

Erfolg, daß der Mimen-Dichter Publius, nach seiner Befreiung aus dem Sclavenstande, ohne Rücksicht auf dieselben, nie einen Schmaus ohne Fettwannst, den er Schweinseuter (sumen) nannte, gab (Pl. VIII. 78). Jetzt kehrt sich daran kein Gastgebotgeber; man ist nicht mit dem bloßen Schweine- oder Eberbraten (suilla assa) oder dem Rückgrate des Ebers, in homerischer Zeit das beste, den Ehrengästen vorbehaltene Stück (Hom. Od. IV. 65; VIII. 475; XIV. 437), namentlich wenn es recht mit Fett versehen, zufrieden, man läßt auch die Bauchhöhle mit Vögeln und andern Leckereien, die bei dem Vorlegen herausquellen, ausfüllen und bereitet so die s. g. trojanischen Schweine (porci trojani*) Macrob. S. II. 9). — Nächstdem wendet sich die leckerhafte Gefräßigkeit nach dem Schweins-Euter (sumen, mamma suminis), das entweder ganz einfach (sumen nudum) oder als Ragout (patina suminis, mamma suminis), oder in der Salzbrühe von Fischen, insbesondere des Thunfisches (Mart. X. 48) bereitet, und neben andern Delicatessen, wenn sie recht milchig (Mart. XI. 53, 13), ausgezeichnet befunden wird (Spart. in Get. 5). Um recht delicate Milcheuter zu erhalten, müssen die Sauen geschlachtet werden, ehe die Ferkel gesogen haben, dagegen sind sie nach Fehlwürfen verzweifelt schlecht.

Es ist treffend bemerkt worden, das Schwein sei ein Eßthier und ein Freßthier. Landwirthe (Varr. II. 4) und Philosophen (Cic. de Nat. II. 64) machen die eigne und fremde Nahrung zum Lebenszwecke des Schweines. So ist es auch; schon als Ferkel höchst gefräßig (Hor. Od. III. 23, 4), besitzt es große Anlage zu starker Fleischbildung, welche es mit allen Thieren gemein hat, welche sehr viel fressen, weil ihr Unterleib bis zum Magen große Leibhöhlen besitzet, es mästet sich auch, wie alle Thiere mit fettem Gehirne (Arist. III. 17, 3), leicht, schnell (Pl. XI. 79) und erlangt einen kaum glaublichen Grad von Feistigkeit. Bei den Insubriern in Italien, drei bis viertausend Schritte von dem Landgute des Succus, eines Duumvir, werden sie gewöhnlich so

---

*) Nämlich trojanus von troare — sich krampfhaft bewegen — und troja, in der Bauernsprache eine im Gebären begriffene oder zur Zucht bestimmte Sau (franz. trui) gab Anlaß, die Schüssel eines mit kleinen Thieren gefüllten Schweines „porcus trojanus“ zu nennen; die Anspielung auf das für die röm. Geschichte so einflußreiche trojanische Pferd kam hinzu.



fett, daß sie, weil sie weder gehen noch stehen können, von einem Orte zum andern gefahren werden müssen. Atilius, ein Hispanier, ein Mann voll Wahrhaftigkeit, von vieler Kenntniß und Gelehrsamkeit, sagte mir, daß der Senator L. Volumnius von einem im jenseitigen Spanien, in Lusitanien, geschlachteten Schweine, ihm ein Stück Fleisch mit zwei Rippen, vom Gewichte 23 Pfd., geschickt habe; die Höhe des Speckes von der Haut bis an die Knochen betrug einen Fuß und drei Fingerbreiten; ich habe mir erzählen lassen, daß Jemand in Arkadien eine Sau sah, welche ihrer Fettigkeit wegen nicht aufstehen konnte; in ihrem Bauche hatte sich eine Maus eingenistet und Junge geworfen. Dasselbe soll sich in Venetien zugetragen haben (Varr. II. 4).

In den Städten wird die Mastung der Schweine (suaria) von Bäckern und Müllern betrieben; das Geschäft ist wegen des damit verbundenen üblen Geruches ein widerliches (Plaut. Capt. IV. 2). Unter sechszig Tagen läßt sich ein Schwein nicht wohl fett machen. Glücklichen Erfolg zu sichern, beobachten die Mäster folgende Regeln:

1) Sie lassen die Schweine, damit sie besser anlegen, drei Tage zuvor hungern und füttern dann stark; die Thracier geben ihnen am ersten Tage zu saufen, setzen dann einen, dann zwei, drei, vier bis sieben Tage damit aus.

2) Sie gönnen den Schweinen die Ruhe, welche sie, um fett zu werden, wie alle Thiere mit warmen Magen, bedürfen.

3) Sie gestatten, daß sie sich von Zeit zu Zeit im Moraste wälzen (Arist. VIII. 6).

4) Um wohlschmeckendes Fleisch zu erzeugen geben sie Gerste, Bohnen und andere Hülsen- oder Körnerfrüchte, wenn schon, was auch Aristoteles sagt, dieses Futter theurer als Eicheln und nur bei wohlfeilen Getreidepreisen anzuwenden ist (Varr. IV. 2). Von trocknen Feigen nimmt das Fleisch einen äußerst delicaten Geschmack an (Pl. VIII. 77) und die Lebern werden ungewöhnlich groß und schmackhaft (Galen. de alim. facult. III. 12).

5) Junge Schweine mästen sich weniger gut, als alte, woher es auch kommt, daß Homer (Od. XIV. 416) ein fünfjähriges Mastschwein als besonders fett rühmt.

6) Sind sie fett, erhalten sie den Mastrank; sie saufen ihn äußerst schnell weg und trinken sich davon sogar todt (Pl. VIII. 77).

Man rechnet, daß von dem lebenden Gewichte der sechste Theil auf Haare, Blut und dergleichen kommt (Arist. VIII. 6).

Das Fett der Zweihufer und der gehörnten Thiere, welche Zähne in einer Kinnlade oder Knöchel an den Füßen haben, heißt „Talg“ (sebum), bei den Schweinen aber „Schmalz“ (adeps). Es sitzt jeder Zeit da, wo das Fleisch aufhört, und hat die Neigung, in der Kälte zu erhärten. Weil es ohne Arterien und ohne Gefühl ist, läßt sich möglich finden, daß lebendige Schweine von Mäusen angefressen werden (Pl. XI. 85). Man macht davon einen dreifachen Gebrauch, in der Medicin, in der Küche und für Geräthschaften der Villa. In jeder Beziehung ist es außerordentlich geschätzt (Pl. XXVIII. 35) und wird um so besser, je weniger es frisch ist. Die Ursache seiner Vorzüglichkeit liegt darin, daß das Schwein von Wurzeln und andern unterhalb der Erdoberfläche befindlichen Pflanzentheilen lebt, und eben darum läßt sich von dem Miste der Schweine der mannichfaltigste Gebrauch in der Heilkunst machen. Unsere Vorfahren nahmen es am liebsten zur Schmiere der Wagenaxen, um den Rädern leichtere Bewegung zu verschaffen; sie nannten es darum, wie die Griechen, vorzugsweise „Axenfett“ (axungia). Sammelt man das Axenfett mit dem, was sich von den Rädern abreibt, gewinnt man eine Medicin, die mit Harz aufgestrichen, gegen fressende Schäden und zur Heilung gewisser verdeckter Theile des menschlichen Körpers mit großem Erfolge anzuwenden ist (Pl. XXVIII. 37).

Wir haben bereits angedeutet, wie die Römer vom Schweinefleisch den mannichfaltigsten Gebrauch machen und einzelne Theile, namentlich die fetten, weichen, außerordentlich lieben. Ein wilder Schweinskopf (sinciput aprugnum), Cotelets von Wildschweinen (lumbi), Eicheln vom Halse des Ebers, die ausgeschnittenen Hoden, der Schmalz (Pl. XXVIII. 37) und was sonst noch besonders weich und fett ist, wird für jede Tafel verlangt und gegeben (Mart. VII. 20). Aeußerst delicat findet man die Lebern von Sauen, die mit getrockneten Feigen gemästet wurden und sich an dem Masttranke zu Tode getrunken haben (Pl. VIII. 77). Das Gaumenraffinement geht aber noch weiter; es durchdringt

selbst die, welche eben nicht als reich anzusehen sind, und steigert sich bis zu der abscheulichsten Grausamkeit. Hierher gehört namentlich, daß die trächtigen Sauen mit Füßen getreten werden, um die Euter desto saftiger zu bekommen. Verwirft in Folge dieser durchdachten Mißhandlung ein Mutterschwein, wird es an den Vorderfüßen aufgehangen und ihm lebendig die Bärmutter ausgeschnitten (Pl. VIII. 77). Sie gilt als die höchste Delicatesse und wird öfters neben dem Milcheuter (Mart. II. 37) in der Küchenterminologie erwähnt (Hor. Ep. I. 25, 41. Mart. XIII. 56. Pl. Ep. I. 15). Der ältere Plinius (XI. 84) mag wohl mit den römischen Gourmands sich in Uebereinstimmung gewußt haben, wenn er schrieb: Eine Bärmutter nach einem Fehlwurf (vulva ejectitia) schmeckt vorzüglicher, als die nach einer gewöhnlichen Geburt (vulva porcaria). Die von einer Erstsau (porcaria) sind die besten, die schlechtesten aber kommen von Sauen, die nicht mehr werfen oder geschnitten sind (vulva sterilis). Gleich nach dem Wurfe ist die Bärmutter, wenn man die Sau nicht noch an dem Tage, an welchem der Wurf erfolgte, schlachtet, schmierig und mager, tödtet man sie aber noch am Wurftage, so kommt sie derjenigen, welche verworfen, am nächsten. Die Bärmutter (imbrex porci) einer jungen Sau, die noch nicht geworfen (virgo porca, Mart. II. 37), lobt man aber nicht; sie muß wenigstens einmal geboren haben; besser ist indessen die einer ältern, wenn sie nur nicht ausgeworfen hat, man muß sie aber nicht zwei Tage vor oder nach dem Wurfe, oder selbst an dem Tage, da sie wirft, gebrauchen. Die Bärmutter einer Sau, die man den Tag nach dem Wurfe schlachtet, kommt derjenigen einer Sau, welche verworfen hat, am nächsten. Von dieser schmeckt auch das Euter (sumen) am besten, nämlich wenn die Jungen noch nicht gesogen haben. Sie werden mit Pfeffer, Eppichsamen, Lasersaft, Salz und andern scharfen Sachen zubereitet (Apic. VII. 1—2).

Die Römer machten Wurst (farcimen), indem sie das Fleisch zerkleinerten und in Därme (exta) stopften (Gell. XVI. 7); es beschäftigten sich damit die Wurstmacher (fartores). Die lucanischen (farcimina lucanica, Mart. IV. 46) und die falerischen Magen-Würste (venter faliscus), die man gern zu Klößen aß (Mart. XIII. 32, 35), galten als besonders berühmt. Die lucanischen werden also bereitet: Pfeffer wird gestoßen und mit Kümmel,

Saturei, Raute, Petersilie, Würze, Lorbeerbeeren, Fett, gestoßener Zwiebel, ganzem Pfeffer und Nußkernen versetzt, unter das Gehackte der innern Theile des Schweines gethan und dann kommen sie in den Rauch (Apic. II. 4).

Es giebt verschiedene Arten, Würste zu machen:

1) Die Bratwürste (botuli, botella, —us) werden so bereitet, daß man zu gekochten Eidottern und zerkleinerten Pinienkernen Knoblauch thut, geschnittenen Porree mit Schweinsblut vermischt, gestoßenen Pfeffer zuthut und den Darm stopft; auch mag man Brühe und Wein hinzuthun und dann kochen. Die Blut- (fartores) oder Bratwürstler (botularii) verkauften sie unter lautem Ausrufen (Tertull. Apol. g. Apic. II .3) oder trugen sie in die Häuser (Hor. S. II. 3, 227).

2) Die Hackwürste (tomacula, tomacina, tomacella) — von Apicius nicht erwähnt — aus gehackter Leber (Juven. X. 355. Hor. S. II. 4, 60) wurden gebraten (Mart. XIV. 221. Senec. Ep. 56), auf mit kleinen Rosten versehenen Blechöfen zum Verkaufe herumgetragen und bis zum Heiserwerden ausgerufen (Petron. 31, 49. Mart. I. 42, 9. XI. 32).

3) Die Ringelwürste (circelli, isiatici) von geschnittenem, in einen Darm eingestopften Fleische, werden geräuchert, dann gebraten und mit Weinbrühe unter Zusatz von Kümmel übergossen (Apic. II. 5).

4) Die Cervelatwürste (hillae), wahrscheinlich aus dem feinsten Fleische, wurden entweder geräuchert oder in Salz aufbewahrt (Hor. S. II. 4, 60. Nonn. IV. 410).

5) Die Schnittwürste (insicia), aus in Darmen oder Netzhaut eingestopftem Schnittfleische, Salz, Oel, Schmalz und aromatischen Sachen, werden auf Tiegeln geröstet (Apic. V. 4).

Die gewöhnlichen Würste (farcimina), auch in Griechenland (Aristoph. eq. 208) geschätzt, bereitet man verschiedentlich:

a. Eier und etwas Gehirn wird zusammengerieben, Pinienkerne, Pfeffer, Brühe und etwas Laser wird hinzugethan, eingestopft, gekocht und dann gebraten.

b. Gekochte Alika wird mit gehacktem Fleische und geriebenem Pfeffer gemengt, dann Brühe und Kerne hinzugethan, eingestopft, gekocht, mit Salz gebraten und mit Senf aufgetragen.

c. Vereinigte Alica wird mit Darmfett und dem geschnittenen Weißen des Porree gekocht, worauf man das Fett entfernt und kurzes Fleisch zuthut. Gestoßener Pfeffer, Liebstöckel und drei Eier werden in einem Mörser gemischt, Nußkerne und ganzer Pfeffer kommt zu, Brühe wird aufgegossen, der Darm gestopft und das Gericht entweder gekocht oder gebraten (Apic. II. 5).

Speck (lardum) und Schinken, Vorder- und Hinterschinken (perna), wird in Rom von den Lastträgern, Matrosen und Soldaten (Spart. Hadr. 10) viel verzehrt und aus Spanien, Gallien und aus den Rheinlanden in großen Quantitäten eingeführt (Pl. Ep. IX. 11. Mart. I. 93; 8, 4; 19, 1; VI. 11, 7. Varr. II. 4) und theils roh, theils gekocht genossen; die Kochbrühe des Schinkens ist, weil sie auf den Urin treibt, medicinisch. — Die Schinken werden folgender Weise zurecht gemacht: Man bestreut den Boden eines Fasses mit Salz, legt darauf einen Schinken und so, daß die Hautseite desselben nach unten kommt, dann überstreut man ihn mit Salz, legt einen zweiten Schinken, die Hautseite ebenfalls nach unten, auf und so fort, bis das Faß voll ist. Nach fünf Tagen nimmt man sie heraus, legt sie mit frischem Salze ein, aber so, daß die oberste nach unten kommen, nimmt sie dann nach zwölf Tagen heraus, wischt sie ab, hängt sie zwei Tage an die Luft, trocknet sie dann mit einem Schwamme ab, ölt sie ein und hängt sie zwei Tage in den Rauch. Am dritten Tage salbt man die Rauchschinken (Hor. S. II. 2, 117; 4, 60) mit Oel und Essig und hängt sie in die Fleischkammer (Cat. 162. Col. XII. 53). Die Räucherung erfolgt an der Decke der Küche, wo auch der Speck hängt und mit einer Gaffel herabgenommen wird (Ovid. M. VIII. 649). In ähnlicher Weise werden auch die Würste behandelt. Speck mit Gemüse ist ein gutes Essen und schmeckt vortrefflich; gekocht auf Knochenbrüche gelegt, heilt er augenblicklich (Pl. XXVIII. 65).

Anmerkungen zum ersten Bilde.

Zu S. 2. Herzog Karl von Calabrien saß einst im Gerichtssaale; — es klingelte, — man öffnete und — ein ausgehungertes Pferd rieb sich an der Thüre. Alle lachten, nur nicht der Herzog; er ließ den Eigner in den Thurm bringen, dann sagte er: Wisse, daß die Gerechtigkeit sich auch auf die Thiere erstreckt.

Zu S. 3. „Das Gesetz schützt's". Auch unsere deutschen Vorfahren ehrten das Pferd in beinahe menschlicher Weise. Das salische Gesetz stellte den Raub eines Pferdes dem eines Knechtes gleich, ja, bei den Allemannen hatte, wer dem Pferde eine Wunde schlug, dies zu entgelten, als habe er den Reiter selbst getroffen. „Si quis homo in equo suo caballaverit et aliquis eum super ipsum plagare voluerit et ... caballum ejus plagaverit, ita plagam caballi componat, quemadmodum componere debuerit, si dominum ejus plagasset (Grimms Rechtsalterth. S. 670). Nach dem salischen Gesetze gab der, welcher einen Bescheller stahl, 674 und nach dem ripuarischen 600 Schillinge Strafe. Nach dem anglischen Gesetze mußte der, der Stuten aus einem Gestüte stahl, dieselben dreifach, außerhalb derselben einfach ersetzen. Nach dem sächs. Gesetze wurde der Pferdedieb mit dem Leben bestraft.

— „Das Dichterlied feiert's" und S. 10. Der Dichter Mahomed-Ebn-Mansur begann alle seine Lieder mit dem Lobe des Pferdes und der Beduine singt:

Mein Roß ist aller Rosse König
Und alles Volk ist seines Ruhmes voll:
Sag' nicht, es sei mein Pferd,
Sag' du, es sei mein Sohn,
Denn es ist goldeslauter.
Es jauchzt, wenn um sein Ohr
Die Saat der Kugeln saust,
Und ruft dem Adler: Komm herab,
Sonst steig ich auf zu dir!

Hört es der Jungfrau'n Sehnsuchtslieder,
So wiehert's hell vor Lust;
Es naht, wie bettelnd mit der Hand
Und wirbt um ihrer Liebe Zeichen,
Und hat so sanften Fuß,
Daß es schier tanzen könnte
Auf Mirjams schönem Busen,
So leicht, so zier,
Als rührt ihn nur dein kecker Finger!

Auch im Morgenlande wird die Schnelligkeit des Rosses der des Windes verglichen.

Zu S. 7. Die Kohlani der arabischen Halbinsel sind, wie die Araber sagen, geboren „aus Feuer und Wind". Zu ihrer Stammmutter sprach Allah: Ich habe dich erschaffen ohne Gleichen; die Güter der Welt werden zwischen deinen Augen ruhen; ich will dich glücklich machen vor allen Thieren, denn stets wird die Liebe zu dir im Herzen der Menschen wohnen. Du wirst fliegen ohne Flügel und deinen Rücken werden nur besteigen, die mich erkennen.

Zu S. 11. Die Wahrnehmung, daß der Muth des Rosses den Muth des Reitersmannes hebe, wird vielseitig bestätigt. „Ein stolzes, muthiges Roß unter dem Hintern, macht auch den Mann stolz, muthiger und edler, und ein Cavallerist gefällt auch dem weiblichen Geschlechte mehr, als ein Dutzend Infanteristen" (Demokrit. VI. 248).

Zu S. 14. Bei der Hochzeit Ferdinand I. schlugen sich ein deutscher und ein spanischer Ritter; das deutsche Pferd ergriff das spanische bei der Nase und hielt es so fest, daß der deutsche Ritter den Spanier getödtet hätte, ohne Ferdinands Einmischung.

— Wie die alten Perser, behängen die Araber ihre Pferde mit Silberglöckchen; in fast menschlicher Eitelkeit schütteln sich die edlen Thiere unter diesem Schmuck und gehen, wie die Unsrigen, unter Schellengeläute und Haarbüscheln vor dem Schlitten, sich höhertragend, einher.

Zu S. 15. Ueber den widerspenstigen Eigensinn mancher Pferde macht der lachende Philosoph die Bemerkung: Das alte Pferd meines ländlichen Freundes ist wie das Pferd Hudibras:

Je mehr er solches spornt und treibt,
Nur stätiger die Bestie bleibt,
Auch wohl im Zorn, mit Schweif und Wind,
Von hinten seine Antwort verkünd't.

Theognis läßt ein unwürdig behandeltes Edelroß also seine Gefühle ausdrücken:

Ich bin ein Roß, siegfertig und schön, doch den schlimmsten der Reiter
Trägt mein Rücken und dies kränkt mich im tiefsten Gemüth.
Oftmals wollt' ich bereits, durchreißend den Zügel, davon fliehn
Trotziges Muthes, herabschüttelnd den schmähligen Herrn.

Zu S. 15. Eichendorf in seinem Gedichte „Lieber Alles“ schildert die Fügsamkeit des Rosses unter dem kühnen Bändiger schön:

Ein wildes Roß ist Leben,
Die Hufe Funken geben,
Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klingt es!

Zu S. 16. Das bewegliche Ohr des Pferdes vergleicht der Araber dem schlanken, immer spielenden Schilfrohr. — Es hat ein sehr leises Gehör und der Gaucho kann selbst mitten in der Steppe ruhig schlafen, da selbst der schleichende Tritt des Jaguar seiner Stute nicht entgeht.

— Der Orientale sagt: Das Pferd erkennt selbst in der Nacht ein weißes Haar aus der Milch.

Zu S. 17. Das Pferd merkt alle Stellen, wo ihm etwas Gutes oder Böses begegnet ist, genau. Wer hätte nicht schon wahrgenommen, wie es das Wirthshaus, in dem es einmal gefüttert wurde, oder die Thorfahrt, die es einmal passirte, in gutem Andenken behält, darauf zulenkt und eigensinnig stehen bleibt, als hätte es ein Recht, hier wiederum Stärkung und Rast zu erhalten. An derselben bergigen oder kothigen Stelle, wo es einmal eine Last nicht fortziehen konnte, bleibt es nach Monaten wieder stehen und ist oft nicht wieder zum Anziehen zu bringen. Man erinnere sich in Betreff seines Lokalgedächtnisses an die bekannte Geschichte Mazeppa's.

— Das Pferd ist zwar im höchsten Grade gelehrig, wird es aber blos in einem bestimmten Alter, was vielleicht darin seinen Grund hat, daß die Lust, seine überwiegende Körperkraft auszuüben, dem Thiere nicht gestattet, sich gelehrig zu zeigen.

Zu S. 18. Die großen Heerden der verwilderten Pferde in den Ebenen zwischen dem Laplatastrom und Patagonien folgen dem Kühnsten und Stärksten als Anführer. Werden sie von wilden Thieren, wozu namentlich die großen Katzenarten jener Länder gehören, angegriffen, so schließen sie auf ein von den Anführern gegebenes Zeichen entweder eine dichte Masse und treten ihren Feind todt, oder sie schließen einen großen Kreis, in dessen Mitte sie die Stuten und Fohlen nehmen, und wehren sich mit ihren Hinterhufen.

Zu S. 19. Rettung aus Todesnoth hat das treue Pferd schon Manchem gebracht. — Als Richard III. in der Schlacht von Bosworth sich von Feinden bedrängt und sein Leben in Gefahr sah, rief er verzweifelnd nach einem Pferde: „Ein Pferd! — Mein Königreich für ein Pferd!“ — Doch er rief umsonst und fiel unter dem Schwerte seines Gegners.

— Die Pferde Sully's, Bogeslaus, Herzogs von Pommern, und Herzogs Bernhard von Weimar schlugen und bissen im Treffen um sich, wie ihre Herren.

Zu S. 19. Den rettenden Thaten der Pferde, die das Alterthum erzählt, mag eine aus der neuern Zeit beigegeben werden. Darwin erzählt, wie ein Kazik der wildkühnen Gauchos der Pampas einst aus einem mörderischen Treffen entrann. Der greise Häuptling warf sich auf ein bereit stehendes Roß ohne Sattel und Zügel; mit sich nahm er seinen kleinen Sohn. Um vor den Kugeln der verfolgenden Spanier gedeckt zu sein, schlang er einen Arm um den Hals des Pferdes und legte nur ein Bein auf dessen Rücken. So auf einer Seite hängend, an seiner Brust den Knaben, schoß er pfeilschnell davon, immer den Kopf des Pferdes streichelnd und mit feurigen Liebkosungen es immer zu neuem Laufe entflammend. Die Verfolger strengten sich auf das Aeußerste an; dreimal wechselten sie die Pferde, — aber vergebens. Bewundernd sahen sie endlich selbst die nackte, braune Gestalt dieses Wüstenmazeppa und sein weißes, fliegendes Roß in der Savanne verschwinden.

Zu S. 20. Der Schmerz preßt allen Thieren Klagetöne aus, das verwundete Pferd stöhnt höchstens und stirbt wie ein Held. Ich habe auf einem Schlachtfelde schwer verwundete Pferde stehen und liegen gesehen und ihr ganzes Wesen rührte mich fast mehr, als die herumliegenden verwundeten Krieger. Demokritos V. S. 237.

Zu S. 22. Das Gewieher des Pferdes war auch unter slavischen und nordischen Völkern das Zeichen der Weissagung. So heißt es in der Chemnitzer Rockenphilosophie: „Wer Pferdegewieher hört, soll fleißig zuhören, denn es deutet Glück an." Daher weissagen die Esthen aus der Haltung des Pferdes: „Besucht ein Beichtvater seinen Kranken, so achtet man auf die Haltung seines Pferdes, wenn er sich nähert; geht es mit gesenktem Haupte einher, verzweifelt man an der Genesung. Mägde horchen Nachts 12 Uhr des Christfestes an der Schwelle des Pferdestalles auf das Wiehern der Hengste, und vernehmen sie es, wird bis zum 24. Juni ein Freier kommen. Andere legen sich zu Weihnachten in die Pferdekrippe, um künftige Dinge zu erfahren. Grimm, deutsche Myth., Anh. 75. Davis Lesefrüchte I. 128. Abergläubische horchen Weihnacht zwölf Uhr auf Scheidewegen an Grenzsteinen; vermeinen sie Schwertergeklirr und Gewieher zu hören, wird im Frühjahre ein Krieg entstehen. Wenn die Pferde der Soldaten recht muthig wiehern, weissagen diese Sieg. Equos hinnitu alacriore et ferociore fremitu victoriam ominari, etiam nunc militibus persuasum est. Demster. Antiq. rom. 3, 9. Daher singt Schenkendorf:

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu!

In jener Mordnacht, wo König Dunkar zum Opfer fällt, faßt bei Shakespeare dessen Rosse die furchtbare Ahnung mit der Gewalt des Wahnsinnes. Sie,

— Die Kleinod' ihres Blutes
Brechen verwildert ganz aus ihren Ställen
Und stürzen fort, sich sträubend dem Gehorsam,
Als wollten Krieg sie mit Menschen führen,

bis sie in ihrer Wuth sich selber fassen.

Zu S. 23. Nach der nordischen Sage zittert unter dem feuerflammenden Hufschlag der Asen die Himmelsbrücke.

— Vortrefflich schildert Shakespeare die Gestalt und den Gang des Edelrosses:

Gedrungen, rund von Huf, die Fessel lang,
Welch' Aug' am kleinen Kopf! Die Nüstern weit,
Breitbrustig, fein von Gliedern, drall im Gang,
Dickschweifig, schlichte Mähn', im Kreuze breit;
Schaut, welch' ein Roß! Kein Mangel kann es drücken, —
Ein stolzer Reiter nur den Rücken!

Jetzt rennt's dahin, jetzt wurzelt's an der Erde,
Rührt sich 'ne Feder, seht ihr's pfeilschnell jagen,
Wohl wettet's mit dem Wind, wer Sieger werde;
Ha, ob es läuft, ob's fliegt, wer kann es sagen? —
Hört ihr durch Mähn' und Schweif des Sturmes Lieder?
Wie wogt das Haar, als wär' es ein Gefieder!

Zu S. 24. Wir erinnern an die Sage, daß, als Karl des Gr. Krieger einst im gudensberger Lande vor Durst verschmachteten, des Königs schneeweißer Schimmel mit dem Huf auf den Boden trat und einen Stein vom Felsen schlug, aus dessen Oeffnung eine Quelle mächtig vorsprudelte, welche das ganze Heer tränkte und welcher — sie heißt Glisborn — das Landvolk größere Kraft beilegt, als Anderen; die Weiber der umliegenden Dörfer waschen dort ihre Leinwand und noch heute ist der in die gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzte Stein zu sehen. König Karl hat verheißen, alle sieben oder hundert Jahre aus seinem Grabe vorzugehen; bei dem Eintritte einer solchen Zeit hört man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag; an dem Glisborn werden die Rosse getränkt. Grimm, d. Myth., S. 529. — Nach der Sage scharrte das Roß auf der Rammelsburg die Goldader auf.

Zu S. 25. In hierher bezüglicher Weise charakterisirt der böhmische Dichter Celakowsky seine Muttersprache:

Unsre Sprach', ein Roß voll Feuer,
Schöngestaltet, edles Blut,
Wie der Sohn der Freiheit schweifend
Durch die Welt in wildem Muth.

Stolz trägt es das Haupt, das Auge
Sprühet Blitze, flammenreich,
Dampf und Funken bläs't die Nüster,
Seine Haut der Seide gleich.

Fliegt es, flattern seine Mähnen
Lustig in dem Spiel der Lüfte;
Trabt es langsam, ist sein Gang
Tanz nach griech'schen Maßes Klang.

Zu S. 27. Die gegenseitige, bis in den Tod treue Liebe des Reiters und des Pferdes schildert Franz von Gaudy in dem Gedichte:

Des Reiters Tod im Gefechte auf Sommo-Sierra
(29. November 1808).

Was starrst du so befremdet, mein Roß, das Haupt gesenkt,
Herab auf deinen Herrn, der dich so stolz gelenkt? —
Du schnaubest ungeduldig, den Felsen scharrt dein Huf, —
Ja, deine Zeichen kenn' ich, wie meines Bruders Ruf.

Du mahnst mich aufzubrechen. Ja, könnt' ich's, treues Thier,
Ins Kampfgetümmel flög ich wohl gern, — jetzt sterb' ich hier,
Das Band des Ehrenkreuzes zerriß das türk'sche Blei;
Zerschmettert ist der Knochen, — bald ist's mit mir vorbei.

Der grünen Eiche Wipfel wölbt sich zum Reitergrab,
Und bei der Leiche stehet leidtragend nur mein Rapp';
Im Leben wie im Tode getreuer Kampfgenoß,
Vernimmt den letzten Seufzer Niemand als du, mein Roß.

Du stampftest unverdrossen des großen Bernhard's Schnee;
Du trugst mich bei Marengo ins feindliche Quarre;
Die flücht'gen Russen jagten wir wild bei Austerlitz,
Wir hielten Stand bei Eilau vorm donnernden Geschütz.

Wie viel auch Kugeln pfiffen, uns fochten sie nichts an,
Und wo die Klingen blitzten, da waren wir voran.
So hielten wir getreulich beisammen, wo es galt,
Bis hier auf Sommo-Sierra mir ruft der Tod sein — Halt.

Da stürzen zwanzig Mörder sich auf den Krieger wild,
Da wirft der treue Rappe sich bäumend vor als Schild,
Und donnert mit den Hufen den Nächsten auf den Stein
Und bricht mit wilden Sätzen durch der Guerilla Reih'n. u. s. w.

— Masius, dessen „Naturstudien 1857“ einzelne Anmerkungen entnommen sind, sagt: Von den redenden, weinenden Rossen des Achilles an sind alle die Heldenthiere der großen Völkerkämpfe in Sage und Gedicht durch die Jahrhunderte hindurch verherrlichet. Aber Schöneres ist außer dem Liede vom Pferde des Bevros, das dem gefallenen Jünglinge mit seinen Silberhufen die Gruft gräbt, und an die Liebste und den Bruder die letzten Grüße des Sterbenden bringt, um dann gleich ihm ins Schattenreich hinabzusinken, — etwas Schöneres und Ergreifenderes ist außerdem nicht gedichtet worden, als Bayart in den Haimonskindern. Wie Pegasus die griechische, so ist Bayart die deutsche Apotheose des Pferdes. Wir setzen selbst hieher das herrliche Gedicht:

Bevros und sein Pferd.

Am Bardar, am Bardar, auf grünem Feld,
Lag Bevros im Sterben, der kühne Held;
Es hatt' ihn der Türk', im Busche versteckt,
Mit meuchlerischer Kugel hingestreckt;
Nun lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er war ihm so werth;
Er stand und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah;
Er wagt's ihn anzureden.

„Steh' auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort!
Der Türk' ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen sein,
So eile flugs von hinnen!“ —

„Wohl möcht' ich von hinnen! — ich kann es nicht! —
Nicht länger schau' ich der Sonne Licht. —
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang ins innerste Leben ein; —
Nun geht's mit mir zu Ende!

Drum höre, du Treuer in Freud' und Noth,
Merk' auf, und höre mein letztes Gebot!
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab mir ein Grab am Uferstrand
Mit deinen starken Hufen!

Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif' mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft,
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit Erde.

Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Gezelt;
Bring' meinem Bruder, du edles Roß,
Bring' ihm den Säbel und dies Geschoß,
Auf daß er mein gedenke.

Bring' meinem Mädchen dies bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug! —
Und nimmt sie's wieder, gedenke sie mein,
Und fließen ihre Thränen drein,
So find' ich Ruh' im Grabe.

Fahr wohl, mein Rappe, das Auge bricht!
Mach schnell und laß mich dem Türken nicht!“
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Vevros Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoß,
Das Tüchlein brachte das edle Roß
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt' es hin;
Sie hüllte die weinenden Augen drein,
Sie jammerte laut vor bitterm Schmerz,
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach und schlug nicht wieder.

F. v. Schmidt-Phiseldeck.

Zu S. 28. Von der Liebe und Vertraulichkeit mancher Menschen und Völker zu dem Pferde erzählt Masius: „An den Ufern des Doub, in der französischen Freigrafschaft, gilt noch heute das Pferd als ein Mitglied jener Gruppe, die aus den nächsten Angehörigen des Hauses besteht. Es waren ihm bis in die letzten Zeiten Vorrechte eingeräumt, welche Knechten und Mägden versagt sind. Der Zelter, welcher der Dame des Hauses zum Lustritt oder zur Fahrt dient und selbst die Kinder gutmüthig auf seinen Rücken nimmt, hat Eintritt in das Gesellschaftszimmer oder den Speisesaal, darf aus der Hand der Herrin weiches Brot holen und aus einer Schale die ihm eigens bestimmt ist, vom schäumenden Rebensaft zaudernd schlürfen." Größere Liebe findet aber das Roß doch nirgends, als unter den Arabern. Der Araber nimmt es mit in sein Zelt, seine Kinder spielen und schlafen unter den Füßen, auf dem Rücken desselben; es ist Aller Freude, Reichthum und Schutz. „Dreierlei Arbeit," sagt ein orientalischer Spruch, „darf der Edle thun, ohne zu erröthen: die Arbeit für den Vater, für den Gast und für das Pferd," und jedes Gerstenkorn, das man ihm giebt, erkauft nach dem Koran einer Sünde Vergebung. Gleich dem Kameele nimmt es an den Festen der Familie, aber auch an deren Trauer Theil; es wird in die Gebete mit eingeschlossen und büßt mit dem Reiter und für denselben. Als Suhrab, der junge Perserheld, gefallen, da weiß die schmerzüberwältigte Mutter nicht, wie sie ihr Leid ausweinen soll:

Das Roß war ihr gebracht, geschwind von Schritten,
Das er in alter, froher Zeit geritten,
Den Kopf des Renners an den Busen preßte sie,
Mit heißen Zähren seine Mähnen näßte sie,
Sie küßte ihm die Stirn mit Jammerruf,
Und drückte ihr Gesicht auf seinen Huf,
Sie zog die scharfe Klinge des Suhrab,
Lief zu dem Pferd und hieb den Schweif ihm ab.

Rückert.

— In Deutschland und Großbritannien giebt es so gut wie einst in Italien Grabmonumente der Pferde. — Ein Graf von Beichlingen ließ im vorig. Jahrh. im Parke zu 'Frohndorf seiner Stute und deren Füllen ein in einem steinernen Würfel und Pyramide bestehendes Denkmal mit der Inschrift setzen:

Hier ruht die schöne braune Stute,
Die mir allhier, auf meinem Gute,
Zwei schöne Zwillings-Füll'n gebar,
Wovon Minson der Vater war. —
Das Loos der Brüder war verschieden;
Der Eine ruhet hier in Frieden,
Der Andre Hengst als Bucephal
Trug einen Fürst zum Kaisersaal.

— Der lachende Philosoph (VI. 246) erzählt: Mit Vergnügen gedenke ich der Leichenbestattung eines Leibpferdes, das einem Frankfurter Banquier gehörte. Der Araber, der zu London fünf-

hundert Pfund gekostet, wurde in einem Alter von drei und dreißig Jahren ganz zur Ruhe gebracht, gekleidet in schwarzes Tuch und verherrlicht in einer Rede. Alle Pferdeliebhaber Frankfurts erzeigten ihm die letzte Ehre, und das Grabmonument blieb nicht aus, so wenig als der Leichenschmaus.

Zu S. 30. Die neuere Geschichte kennt ebenfalls berühmte Pferde; wir nennen Brilliador und Vegliantino, Rolands und Oliviers Streithengste, die Gazelle Balduins, das flüchtigste Roß des Orients, und Peter I. Leibpferd, Lieschen. Der große Friedrich hatte etwa 50—60 Pferde, er ritt aber blos seine fünf Engländer, die Cäsar, Pitt, Kaunitz, Choiseul und Brühl hießen.

— Auch die Pferde der deutschen Heldensage haben ihre Namen; so heißt das Dietrichs von Bern, Falke; Detliebs, Belche; das Roß des Mönch Ilsan, Benig; das Ilsans des Alten, Blanka; Hildebrands Pferd heißt Löwe; Eckehart's, Rusche, in anderer Form Roschlin.

Zu S. 36. In der Berliner Thierarzneischule wurde der alte Schimmel, den Friedrich II. im siebenjährigen Kriege geritten hatte, bis zu seinem Ende gefüttert. Es ist unbekannt, ob es der s. g. Molwitzer Schimmel war. —

Der Liefländer v. Rosen ritt sein acht und dreißig Jahre altes Pferd, das ihm in der Schlacht von Rocroi das Leben gerettet hatte, fort, so lange es lebte, und vermachte ihm statt Pension eine Wiese und die Freiheit (Demokritos VI. 245).

— Ueber die Preise der Pferde unter den Römern ist sehr weniges bekannt. Die Angabe (Morgenblatt 1845 S. 574. Bolz, Culturgesch. S. 113), daß zu Varro's Zeit für ein einziges Viergespann 20,000 Thlr. Gold, also 40,000 Gulden uns. Geldes bezahlt worden sei, so daß jedes einzelne Pferd einen Werth von 10,000 Gulden hatte, kann ich nicht durch ein Citat belegen.

Zu S. 37. Tiberius war ein großer Pferdeliebhaber, aber die größten Pferdeliebhaber sind gerade die größten Pferdeschinder. — Briten haben Wettrenner, wie wir sie auf dem Festlande nicht haben und für deren Schnelligkeit sich im Alterthum kein nachweisliches Gegenstück findet. Childers machte eine englische Meile in einer Minute, und Overton, dessen Beerdigung dreißig Pfund kostete, durchlief in einer Sekunde ein und funfzig Fuß, l'Ellipse machte sechs und funfzig Fuß in einer Sekunde und der Sterling gar zwei und achtzig. — Die größte Pferdeschinderei wird durch die Posten getrieben. In Rußland legt man die Strecke von Petersburg nach Moskau = 110 Meilen in 2—3 Tagen zurück, wobei die Pferde oft umfallen sollen. Der Dampfwagen, der jetzt dort geht, wird die dumme Frage seltener machen: „Warum sind's denn Pferde geworden?“ — Joseph II. suchte das Schnellfahren in Wien dadurch einzuhalten, daß er den

Polizeidienern befahl, jedem allzuschnell fahrenden Kutscher 25 Schmerzen per posteriora zu machen.

Zu S. 38. Dithmar v. Merseburg (Chron. I. 12 W.) giebt den Grund an, warum Pferde den Todten geopfert wurden, sie sollten ihnen nämlich in der andern Welt dienen. Er sagt in Bezug auf das große Opferfest der Dänen, welches sie nach je 9 Jahren im Monat Januar zu Lethra in dem Gau Selon feierten: ibi diis suimet LXXXX et VIIII. homines et totidem equos cum canibus et gallis pro accipitribus oblatis immolant, pro certo putantes, hos eisdem apud inferos servituros et commissa crimina apud eosdem placaturos. Daher finden wir, daß die Todten Pferde besitzen und reiten und daß in den heidnischen Ländern, wo der Leichenbrand herrschte, das Pferd mit der Leiche verbrannt wurde. Nach dänischen Ueberlieferungen wurde auf jedem Kirchhofe, ehe eine Leiche eingesenkt wurde, ein lebendiges Pferd eingegraben und unter dem Altare der Kirche hatte man ein Lamm eingemauert (Herod. V. 71). Jornandes sagt über die Begräbnißfeier Attilas: Nam de tota gente Hunnorum elatissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes facta ejus cantū funebri tali ordine referebant. Damit hängt zusammen, daß nach altdeutschem Volksglauben der Tod zu Pferde erscheint, zu Pferde abholt und die Todten auf sein Pferd setzet. Daher heißt es in einem alten Gedichte:

De Mond de schynt so helle,
De Doden ryet so snelle,
Fyns Lefken, gruwelt de ok?

Der Grund, warum der Tod einen Pferdefuß hat, mag daher kommen, daß man ihn, der die Todten zu Pferde holt, mit demselben in eine Person verschmelzte.

— König Rudolf II. war, wenn er irgendwo zu finden war, im Marstalle zu treffen.

Zu S. 40. Daß schon die Alten Indien als Urheimath des Pferdes angaben, ist der Beachtung werth. Diese ihre Ansicht findet darin eine Bestätigung, daß die Vedas, die weit über unsere Zeitrechnung hinausreichenden, ältesten, heiligen Bücher der Indier, das Pferdeopfer als das herrlichste Opfer ansehen und daß das Wort „me," welches im Chinesischen „Pferd" bedeutet, einer der Grundcharaktere dieser Sprache ist. Gewiß hat es viele Wahrscheinlichkeit für sich, Indien, Tibet, die Tartarei und Mongolei als Urheimath der Pferde anzunehmen, welche in den Prärien Amerikas eine zweite Heimath gefunden zu haben scheinen. Ungeheure Heerden schwärmen hier umher, — kleine zottige Renner, mit boshaft blickenden Augen, in denen man kaum noch das edle Roß erkennt. Zu Hunderten und Tausenden durchirren diese Wildlinge die Steppen, den Menschen fliehend und im Kampfe mit Bären, Wölfen und Jaguaren ihre

Stärke messend. Ein schöner Anblick ist es, sie in langen Zügen friedlich weiden zu sehen, wie sie dabei immer witternd und spähend den Kopf emporheben, während wachsame Hengste die Heerde umkreisen. Aber plötzlich ergreift ein unerklärbarer (panischer!) Schrecken die Schaaren, — man hört in der Ferne, wie Meeresbrausen, ihren donnernden Huf, immer näher wälzt sich's heran, als hetze sie der Wüstengeist selber, so stürmen sie daher, mitten durch das Lagerfeuer der Reisenden, durch das einsame Gehöfte des Colonisten, eine dämonische, wildwiehernde Jagd, die alles Gethier der Steppe in ihre rasenden Wirbel reißt und meilenweit die Erde erbeben macht. Die Nebelseen der Ferne, aus denen man bald nur noch die mähnenumflatterten Köpfe der Thiere hervortauchen sieht, verhüllen endlich ganz die räthselhafte, auch den Indianer mit Furcht erfüllende Erscheinung (Buch der Welt 1842 S. 83. Masius Naturstudien S. 110).

Zu S. 50. Das Gefilde von Nisäa, die s. g. „volle Krippe," ist jetzt noch hoch gefeiert um seiner Rosse willen. Hier ist die Atakrace-Rasse zu Hause.

Zu S. 56. Stammbäume. — Die Kohlani (die „Geschwärzten") stammen nach arabischer Sage von den Lieblingsstuten des Propheten. Mahomed hatte eine dreitägige Schlacht geliefert; keiner seiner Krieger hatte während dieser Zeit den Fuß zur Erde gesetzt, keines der Rosse war auch nur getränkt worden. Am dritten Tage aber, als man an einen Bach kam, befahl der Prophet, die Rosse abzuzäumen; lechzend stürzten alle — es waren 10,000 — an das Wasser, als plötzlich die Trompete des Propheten von neuem zum Kampfe rief. Aber von den 10,000 kehrten nur fünf Rosse um und stellten sich, ohne ihren Durst mit einem Tropfen gekühlt zu haben, zur Fahne. Der Prophet segnete die treuen, muthigen Thiere und färbte ihre Augenlider, als seien es die Augen schöner Frauen, mit Kohol. Darauf bestieg er selbst mit seinen treuesten Gefährten (Ali, Omar, Abu-Bekr, Hassan) die geweiheten Renner, und von ihnen stammen alle übrigen edlen Thiere Arabiens ab. Die Probe der Aechtheit der Abstammung besteht darin, daß der Araber das Pferd, sobald es reitbar ist, aufsitzend im schnellsten Laufe über den Sand und die Felsen der Wüste 9 — 10 Meilen weit, ohne ihm Ruhe zu gönnen, treibt; dampfend und keuchend zwingt er es dann, in das Wasser so tief hineinzugehen, daß es schwimmen muß. Nimmt das Pferd unmittelbar nach diesen Anstrengungen sein Futter, als ob Nichts geschehen wäre, so wird es als ein ächter Kohlani angesehen.

Zu S. 60. Französische Schriftsteller zählen gegen 60 verschiedene Abstufungen der Farbe des Pferdes, — die römischen und griechischen sehr wenige auf. Es hat keiner Farbe jemals der Beifall gefehlt. — Von dem Schecken sagt der Araber: „Flieh' ihn, wie die Pest, er ist der Bruder der Kuh." Und doch erscheint das doppelfarbige Roß so besonders in Kriegsjahren, von dem denn im Tage

angeführten thracischen an, bis auf das Roß Attila's, den wenigstens Raphael's Bild auf einem Schecken reitend darstellt, und bis auf die gefleckten Pferde, welche die Hunnen überhaupt ritten, und bis auf jene Schecken, welche die blutigen Helden des Bauern- und des deutschen Krieges brauchten (Masius Naturstudien S. 112).

Zu S. 75. Als König Herminfried mit Amalaberga, der Nichte des Ostgothenkönigs Theoderich d. Gr., sich vermählte, fanden die ihm als Brautgabe nach Italien gesendeten thüringischen Pferde, wegen ihres schönen Baues, ihrer guten Zähmung und ihrer hirschähnlichen Schnelligkeit, ungemeinen Beifall. Jornandes (res. get. 3) sagt: „Eine andere Völkerschaft wohnt dort (in Scanzia), welche, wie die Thüringer, ausgezeichnete Pferde haben." Durch Eroberung des thür. Reiches erhielten die Franken Gewalt über diese außerordentlichen Pferde.

Zu S. 84. Ob und in wie weit die Sitte des 17. Jahrh., den Husaren-Pferden die Nase aufzuschlitzen, um ihnen mehr Athem zu geben und das Wiehern zu schwächen, sich in den Heeren erhalten hat, ist uns unbekannt.

Zu S. 85. Der Kranich, das Leibpferd des letzten Grafen von Oldenburg, Christian, des heiligen römischen Reiches Stallmeister — die spätere Reichswürde der Grafen von Schwarzburg, die als Fürsten noch den Kamm und die Gabel im großen Wappen führen — hatte eine Mähne von sieben und einen Schweif von neun Ellen.

Zu S. 89. Die Alten erkannten mit vollem Rechte den Schweif als Zierde des Pferdes und als Schutzwehr gegen die Fliegen. Aber die Briten —,

Barbare nation, dont les sanglants couteaux
Coupent la tête, aux rois, et la queue aux chevaux,

bringen es durch unnatürliche Kunst dahin, daß das entzierte Pferd seine Quälgeister mit dem Kopfe abwehren und seine Futterung stören oder zerstreuen muß. Die spanischen Amerikaner konnten nicht mehr als dadurch beschimpft werden, daß man ihre Pferde verstutzte, und daher war „Rabon" (ein Pferd ohne Schweif) einer ihrer stärksten Schimpfnamen.

Zu S. 92. Die Italiener haben heute noch das Sprüchlein:

Caballo bianco, mai stanko!
(Für weiße Pferde giebt's keine Beschwerde!)

Schimmel kommen häufig in Toscana vor (Ausl. 1859, S. 824).

Zu S. 94. Der Gebrauch weißer Pferde bei feierlichen Gelegenheiten ging in die Kirche und das Kaiserthum deutscher Nation über. Als Papst Alexander III. in Zara einzog — praeparato sibi de romano more albo caballo, processionaliter duxerunt eum per mediam urbem (Act. Alex. III. 1177). Sugarius (in Ludov.

VI. p. 318) sagt vom Papste Innocenz II: Albo et palliato equo educunt insidentem, nämlich als er i. J. 1131 in Procession von der Kirche des heil. Dionysius zu der Basilika des Dionysius, wo das Grab war, sich begab. In den Annalen des Concils zu Pavia, wo die Wahl des Papstes Victor bestätigt wurde, wird dem Gegner Roland vorgeworfen: Multi ex nostris dicunt, vidisse cancellarium undecimo die ex urbe exisse, sine manto, sine stola, sine albo equo, sine omni habitus munitione cum pellibus nigro pallio coopertis et cum nigro almutio usque ad cisternam. Jede Indiction mußte der Bischof von Bamberg dem Papste unter dem Namen einer Pension (Zins) ein weißes Pferd nebst einem passenden Sattel entrichten. Papst Johann VIII. gab der Kirche und dem Bischofe von Pavia das Privilegium: Pallium concedimus nec non album equum coopertum equitare in Ramis palmarum et secunda feria post pascha. Die Bulle des Papstes Honorius III. für den Bischof von Pavia v. J. 1217 besagt: Fraternitati siquidem tuae inter Sacra Missarum solemnia pallio uti et tam Tibi quam successoribus tuis in processione Palmarum et feriae secundae post pascha, equum album cum udone coopertum equitare.

Auch war es Sitte, daß die deutschen Könige bei ihrer Krönung sich der Schimmel bedienten. Als Kaiser Friedrich III. in den Vatikan zurückkehrte, wurde er vom P. Paul II. beschenkt: albo equo phalerato et aurea veste, ut cum Caesar antea semper atratus fuisset, in solemni illa transmissione imperatorio ornatu procederet. Der zum röm. König erwählte Maximilian zog bei seiner Krönung in Aachen in goldenem Kleide auf einem weißen Rosse ein.

Der Sachsenspiegel sagt: Dem Papste ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche (Schwert). Dem Papste ist auch gesetzt zu reiten zu bescheidener Zeit auf einem blanken Pferde und der Kaiser soll ihm den Stegreif halten, damit der Sattel nicht wende. Als Innocenz III. in Lüttich einzog: In platea ante ecclesiam episcopalem humillime se ipsum stratorem offerens (Kaiser Lothar) pedes per medium sanctae processionis ad eum festinat, alia frenum albi equi accipiens, tamquam dominum ducebat.

Nach einer norwegischen Sage reiten die Seelen, welche nicht so viel Gutes gethan, daß sie den Himmel, und nicht so viel Böses, daß sie die Hölle verdienen, Trunkenbolde, Spötter, feine Betrüger bis ans Ende der Welt auf schwarzen Rossen mit glühenden Augen, sie werden mit feurigen Stangen und eisernen Zäumen gelenkt und von fern vernimmt man den Lärm des Haufens. Sie reiten, wie die Walkyren, über Wasser und Land und kaum berühren sie die Oberfläche des Wassers, gewöhnlich um die Julizeit.

Zu S. 96. Die heiligen Pferde der Deutschen weideten wahrscheinlich nur im Sommer in einem Haine, abgesondert von anderem Vieh, und wurden im Winter mit Heu ernährt, die übrigen aber gingen auch in dieser Jahreszeit auf die Weide und hatten den Wald

als Zuflucht. Sollten sie gefangen werden, mußten sie nothwendiger Weise in eine Umzäunung getrieben werden, wenn sie nicht, wie die Pferde der Colonisten in Brasilien, die jeden Tag bei dem Herrn erscheinen, um einige Maisstengel in Empfang zu nehmen, an eine Lockspeise zu einer bestimmten Zeit des Tages gewöhnt, freiwillig erschienen.

Zu S. 100. Die Zeit, während der das Pferd im Vollbesitze seiner Kräfte bleibt, ist keine lange. „Sieben Jahre für den Bruder, sieben für mich, sieben für den Feind", sagt der Araber, um die Dauer und die Werthstufen desselben zu bezeichnen (Masius). — Die menschliche Milde der Römer gegen ihre alten Pferde bildet einen schönen Zug in dem Charakter des Volkes; Cato wurde es zum Vorwurf gemacht, daß er die gealterten Sclaven allzuhart behandelte. Wer kann sich des Mitleides erwehren, wenn er sieht, wie unter uns alte, matte Pferde behandelt werden? — Abgemagert und abgenutzt, wird ihnen keine Ruhe gegönnt; an den Lastkarren ist das arme Thier bei Tage gekettet und in der Nacht wagt sich's nicht zu legen, weil es, von Hunger, Jahren und Arbeit ermattet, nicht wieder aufstehen kann. Der rohe Fuhrmann, durch seine wankenden Tritte, seine gesenkten Augenhöhlen, seine verfallene Gestalt nicht gerührt, führt Stock und Peitsche, bis es ein schmachvoller Tod ausspannt. Das harte Loos alter Pferde soll schon in Griechenland sprüchwörtlich gewesen sein. „Selbst die Damen, sagt erzürnt der lachende Philosoph (VI. 242), die ihr Hündchen mit zu Bette nehmen, über ihr gestorbenes Kätzchen weinen und auf einen Canarienvogel eine Elegie machen können, lassen Pferde, Kutscher und Bediente stundenlang, im größten Unwetter, im Hofe auf sich warten; Fuhrleute und rohe Kerls glauben gar, ihren Pferden Kräfte, Hafer und Heu zu geben — durch Peitschenhiebe, und Mancher zahlt vielleicht jährlich mehr für Peitschen, als für Hafer.

Zu S. 115. Die Alten gedenken bösartiger Pferde fast gar nicht; sie sind überhaupt selten. Wenn ein Pferd bös ist, rührt es meist daher, daß es von früher Jugend an gepeinigt und geneckt wurde und deswegen Jeden, der sich ihm nahet, aus Furcht, er sei sein Feind, angreifend behandelt. Derartige Thiere zeigen sich auch hinterlistig; sie stellen sich nicht zum Schlagen und legen die Ohren nicht zurück, sondern spitzen sie und hauen Jeden, der an sie herantritt, mit dem Hinterfuß; wer von vorn herantritt, wird gebissen und mit dem Vorderfuße gehauen.

Zu S. 118. Jeder Kenner wird das Anverlangen eines Pferdes gut heißen:

Bergan treib' mich nit,
Bergab reit' mich nit,
Auf Eb'nen schon mich nit,
Im Stall vergiß mich nit.

Register.

